37

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Vierzehnter Band.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonien. I.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Achtzehn Monate in Südamerika

und dessen

deutschen Colonien.

Von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/achtzehnmonatein11gers

RBR
Jantz
#1042
Bd. 1

1.

Ausfahrt.

Am 8. Mai 1860 verließ ich zum dritten Mal die Heimath, um dem amerikanischen Continent einen längeren Besuch abzustatten; diesmal aber mit einem viel bestimmteren Ziel als früher, denn der Zweck meiner jetzigen Reise galt vorzüglich den in Südamerika zerstreuten deutschen Colonien und Landsleuten, die aufzusuchen ich mir vorgenommen. Wir werden später finden, daß die Sache hier und da mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war. — Am 17. Mai schiffte ich mich in Southampton mit dem prachtvollen englischen Dampfer La Plata ein; in der Mündung des Flusses passirten wir den noch nicht ganz seefertigen Koloß, den Great Eastern, der wie eine schlafende Kaserne auf der Fluth lag, und neben dem selbst unser Dampfer von 2600 Tons wie ein Boot aussah.

Es war das erste Mal, daß ich mit einem Seedampfer fuhr, aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir die Fahrt gefallen hätte. Rasch geht es, das ist wahr, und Wind oder Windstille kümmern den keuchenden Koloß nicht, der gegen Wind und Strömung starr und eisern seine Bahn verfolgt; aber es ist eben keine Seefahrt, die man macht. Man lebt wie in einem großen Hotel, von einer Unzahl von Kellnern umgeben, und nimmt auch nicht das geringste In-

teresse an dem Meer selber. Ich bin überzeugt, daß Hunderte von Passagieren eine solche Reise machen und, wenn sie an dem Ort ihrer Bestimmung landen, noch nicht einmal den Salzgeschmack des Meeres gespürt haben. Aber Zeit ist Geld — wenigstens bei unserer Race, denn der spanische Amerikaner kennt kein solches Sprüchwort — und deshalb füllen sich auch die Dampfer, deshalb drängt Alles dem rauchenden Koloß zu, die „Ueberfahrt" — denn eine Reise nennt man es gar nicht mehr — so rasch als irgend möglich abzumachen. So fliegen wir denn einmal zusammen in's Weite, und da Zeit Geld ist, wollen wir uns auch nicht lange mit der „Ueberfahrt" aufhalten. Nur wenige Worte genügen, einen Tag zu schildern, und dreizehn solche bilden eine Reise nach Westindien. Morgens bekommt man den Kaffee schon an's Bett gebracht, steht dann auf, um zu frühstücken, geht ein wenig an Deck, damit der Tisch für den Lunch oder das zweite Frühstück gedeckt werden kann, und hat kaum eine oder zwei Cigarren geraucht, als schon wieder zum Mittagessen geklingelt wird. Das vorüber, wird Kaffee getrunken, dann Thee, und um elf Uhr werden die Lichter an Bord ausgelöscht — ein ziemlich deutliches Zeichen für die Passagiere, daß sie nun so gut sein mögen, zu Bett zu gehen. An Bord des La Plata wurde jeden Mittag nach zwölf Uhr eine Tafel ausgehängt, auf der die Entfernung angegeben stand, die wir gemacht hatten, wie der Breiten- und Längengrad, auf dem wir uns um zwölf Uhr befanden. Die Schnelligkeit, mit der wir vorwärts rückten, variirte dabei — fortwährend gegen den Wind — von 271 bis 304 englischen Meilen in 24 Stunden. Sonderbarer Weise erreichten wir den Passatwind nämlich dieses Mal erst an demselben Tage, an dem wir in St. Thomas einliefen, also ein klein wenig zu spät.

Die einzige angenehme Unterbrechung des monotonen Lebens an Bord war ein Feuerlärm — Anschlagen eines Gongs, Stürzen der Leute nach den Eimern, Bemannen der Patentpumpe und zuletzt, als kein Pumpen mehr helfen wollte, der Boote, wo Jeder der Leute seinen bestimmten Posten hatte. Etwas später erfuhr man freilich, daß es eben nur ein Exer-

citium gewesen, die Mannschaft, falls je ein solcher Unglücksfall eintreten sollte, ihre Posten genau zu lehren und die Ordnung dabei aufrecht zu erhalten. Es war auch ganz hübsch, einigen der Passagiere aber flogen die Glieder am Leibe, und ein junger Spanier hatte sich in der Eile, seinen Koffer zu erreichen und an Deck zu schleppen, blos das Schienbein ein wenig aufgeschlagen. Ich muß übrigens noch hinzufügen, daß den Damen vorher Nachricht von dem Manöver gegeben war, um ihnen wenigstens den Schreck zu ersparen.

Die Dampfer, ehe sie Westindien erreichen, passiren eine kahle kleine Guano-Insel, die, aus irgend einem räthselhaften Grunde, sombrero — der Hut genannt wird; sie hat nämlich nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit irgend einer so genannten Kopfbedeckung. Sombrero ist ein kahles, dürres, trostloses Eiland, ohne selbst einen einzigen Baum; die Yankees aber, die sich schon lange die größte, wenn auch vergebliche Mühe gegeben, in den westindischen Inseln festen Fuß zu fassen, scheinen es hier möglich gemacht zu haben. Einige zwanzig bretterne Häuser, in dem bekannten Styl neu errichteter amerikanischer Städte, stehen auf dem Boden, dem selbst fußhoher Guano keine Vegetation entlocken konnte, und die amerikanischen Sterne und Streifen flatterten lustig in der Brise über einer Sammlung von Wirthshaus- und Trinkbuden-Schildern. Kaum war der Dampfer aber in einer Höhe mit der Insel, als auch schon Signale aufstiegen, und die Frage, die sie an uns mit diesen stellten, war: „ob in Europa Krieg erklärt wäre?" Die Leute mußten die friedlichen Versicherungen des friedliebendsten Kaisers der Franzosen entweder nicht gelesen haben, oder ihm kein Wort davon glauben. Wir konnten sie indessen beruhigen. An der Insel lagen mehrere kleine Fahrzeuge, die Guano luden.

Die westindischen Inseln, die man hier zuerst berührt, bieten einen trostlosen, öden Anblick. Sie sind dürr und kahl, und auch fast unbewohnt, einige kleine Fischerhütten ausgenommen. Auf einigen wird jedoch, wenn ich nicht irre, Kupfer gewonnen. Nachmittags zwischen drei bis vier Uhr erreichten wir St. Thomas, eine dänische Insel, die von der englischen Compagnie zu ihrem Sammelplatz für die Dampfer

gewählt ist, weil sie den besten Hafen der ganzen Gruppe hat. Sonst zeichnet sie sich eben so wenig durch üppig tropische Vegetation aus, und nur die kleine Stadt liegt ziemlich malerisch auf drei vorspringenden Hügeln und ist von Palmen freundlich eingefaßt.

„Station St. Thomas — fünf Stunden Aufenthalt — Billette, wenn ich bitten darf" — es ist kaum anders, wie auf der Eisenbahn. Der andere, für Colon bestimmte Dampfer legte auf einer, der für Jamaica schon geheizte auf der andern Seite an, und wie die wilde Jagd wurden Briefsäcke, Kisten, Gepäck und Passagiere nach den verschiedenen Richtungen ausgeladen, um ihre Reise, so gut das gehen wollte, fortzusetzen. Hier bekam auch ein Mann Arbeit, der bis jetzt, die personificirte Langeweile, an Bord herumgeschlendert war und in Officiersuniform einherging. Auf meine Frage, wer er sei, erhielt ich die Antwort: der Admiralitäts-Agent; an Bord der Dampfer heißt er aber kurzweg und keineswegs so ehrerbietig bags, weil er auf die mail bags oder Briefsäcke Acht zu geben hat. Das ist ein Leben — ewig Passagier, und nichts auf der Gotteswelt zu thun, als, in dem Hafen angelangt, dabei zu stehen, wenn die verschiedenen Briefsäcke ausgeladen werden! Zu einem solchen Geschäft gehört auch in der That ein außerordentlich geistreicher Mann, oder Jemand, der gerade das Gegentheil ist — ein Mittelweg findet da nicht statt, oder der Admiralitäts-Agent müßte wahnsinnig werden.

Von St. Thomas bis nach Colon oder Aspinwall an der amerikanischen Küste und dicht unter der Mündung des Chagresflusses fuhren mir mit einem etwas kleineren Steamer, als der La Plata gewesen, und mit vortrefflichem Wind auf völlig ruhiger See, und erreichten am vierten Abend eines der ungesundesten Nester, um das je die tropische Sonne Pest und Fieber ausgebrütet hat. Colon ist auch in der That weiter nichts als eine sumpfige Insel unter Wasser, welcher der hartnäckige Amerikaner gerade genug Boden abgewonnen hat, um ein paar Holzhäuser darauf zu setzen. Durch die Eisenbahnbrücke ist sie mit dem festen Lande verbunden, und was sich der Mensch nur von Morast und Sumpf und

fetter ungesunder Vegetation, von giftigem angeschwollenen Thier- und Pflanzenleben denken kann, findet hier seine Vertreter. Schon der Unrath, der überall aus den Häusern in die stehenden Sumpfwasser geworfen ist und nicht fortgenommen werden kann, athmet Seuchen, und man braucht die grüngelben Menschen gar nicht anzusehen, die hier am Ufer herum und aus einem Hause in's andere schleichen. Glücklicher Weise ging schon um neun Uhr der Bahnzug nach Panama; ich behielt eben Zeit, einen Brief nach Hause aufzugeben und mein Gepäck in die Expedition zu schaffen, und durfte dann schweres Geld bezahlen, um von diesem Pestorte wieder fortzukommen.

Die Fahrtare ist enorm, denn man bezahlt für eine Strecke von 42 englischen, also noch nicht 9 deutschen Meilen 25 Dollars, hat dabei 50 Pfund Gepäck frei und mußte für jedes Pfund Uebergewicht 10 Cents, also für je 10 Pfund wieder einen Dollar bezahlen. Jetzt ist die Gepäcktare um die Hälfte ermäßigt. — Einige der Passagiere hatten bis zu 80 Dollars nur an Uebergewicht zu entrichten. Wenn man aber die Bahn befährt, wenn man sieht, durch welchen Grund und Boden die Eisenschienen gelegt wurden, wenn man das ganze Land und diese Vegetation sieht, diese Sonne und diesen warmen tödtlichen Dunst fühlt, dann zahlt man gern und willig solchen Preis, und ist den Leuten, die es unternahmen, noch dankbar außerdem.

Die Bahn, der die Erhöhung des Bodens nicht die geringste Schwierigkeit bot, denn die Cordillerenkette schmilzt hier zu einer Hügelreihe von einigen hundert Fuß Erhöhung zusammen, während nur eine einzige, etwa acht Bogen haltende Brücke gebaut werden mußte, hat acht Millionen Dollars und zehntausend Menschenleben gekostet, und besonders sind hier Irländer, Deutsche und Chinesen zum Opfer gefallen. Aber auch viele Amerikaner liegen hier begraben, denn den Auswanderern nach Californien gab man freie Passage, wenn sie eine gewisse bestimmte Zeit an dieser Bahn mit arbeiten halfen. Die armen Teufel dachten nicht daran, daß sie sich indessen ihre eigenen Gräber ausschaufelten. — Man hat berechnet, daß man die Eisenschienen dieser Bahn

die ganze Strecke lang auf die Leichen der dabei Gestorbenen legen könnte, und es ist wohl nicht die geringste Uebertreibung dabei — aber was thut das! der Unternehmungsgeist des Menschen hat gesiegt, und wieder ein Glied zu der Kette wurde geschmiedet, die unser keckes Jahrhundert um die Erde zieht.

Die Bahn läuft, nur hier und da den Biegungen des Flusses ausweichend, am Chagresstrom aufwärts, und mit Ausnahme kurzer Strecken mußte jeder Fuß breit in dem Sumpf ausgefüllt werden, um die Schienen zu legen. Rechts und links von diesen steht das braune, dunstige Sumpfwasser; rechts und links von diesem ranken fette Schlingpflanzen und bohren sich selbst unter die Schwellen und Schienen hinein, daß es Tausende jährlich kostet, nur um gegen diese Vegetation siegreich anzukämpfen. Selbst auf der Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Meere ist es nur wenig besser. Das Land ist hier allerdings trockener; nur kurze Strecken abwärts beginnt aber der Sumpf schon wieder und läuft ununterbrochen bis Panama hinein. Unterwegs liegen, außer den auf den Stationen gebauten Häusern, nur Indianerdörfer, und nackte Kinder und halbnackte Männer und Frauen stehen vor ihren Hütten und sehen das unbegriffene Ungethüm der Bleichgesichter vorüberbrausen. Die Bahn rentirt sich übrigens vortrefflich, und der Waarentransport, welcher natürlich ermäßigte Taxen hat, soll so bedeutend sein, daß das Unternehmen bis jetzt 12 Procent zahlt, und allem Anschein nach jährlich mehr zahlen wird, selbst wenn ihm auch die Ponypost nach Californien durch die Steppen manchen Passagier abwendig macht.

In Panama langten wir natürlich im Regen an, und ich bekam deshalb wenig davon zu sehen. Der Ort ist übrigens schon oft genug beschrieben worden und bietet, außer den alten Ueberbleibseln der spanischen Baukunst in Kathedrale und Festungswerken, wenig Besonderes. Außerdem ist es das theuerste Nest an der ganzen Westküste, jetzt nicht einmal San-Francisco ausgenommen, und wer sich hier ansiedelte, that es einzig und allein in der löblichen Absicht, die Reisenden mit plündern zu helfen. Ich dankte meinem Schöpfer, als ich

schon am nächsten Morgen Gelegenheit fand, gen Süden wieder unterwegs zu gehen; denn die Anna, ein kleiner, der englischen Compagnie gehörender Dampfer, lag fertig zum Auslaufen, und dampfte auch richtig schon am nächsten Morgen zehn Uhr in die wunderbar schöne, inselbedeckte Bai hinein.

Es giebt kaum etwas Schöneres in derartiger Scenerie, als diese stille, mit Palmeninseln geschmückte Bai von Panama, in welche die kleine sonnige Stadt auf einer schmalen Halbinsel hinausragt. Aber man muß das Alles eben nur als Scenerie, als Decoration betrachten und darf der Sache nicht näher auf den Grund gehen. Die Bai selber schwärmt von Haifischen, so daß nur ein einfaches Bad darin schon halber Selbstmord ist, und wollte man die kleinen, von Cocospalmen überschatteten Plätze am Ufer besuchen, so würde man nichts als Schmutz und Unrath finden.

Uebrigens behielten wir vollständig Zeit, um das Alles genau zu betrachten, denn ich fand bald zu meinem Schrecken, daß wir mit dem Dampfer kaum von der Stelle rückten. Wir liefen unterwegs mit unserem Gang, den der Capitain jedenfalls scherzend, sonst aber ganz ernsthaft full speed nannte, 3—3½ Knoten die Stunde, und der Erfolg zeigte denn auch bald, daß wir einen Tag mehr brauchten, um die halbwegs zwischen Guajaquil und Panama gelegene Station Buenaventura zu erreichen, als der gewöhnliche Dampfer nöthig hatte, um Guajaquil selber anzulaufen. Es ließ sich aber eben nicht ändern, denn der große Dampfer legte an keinen Zwischenstationen an, und mir lag daran, von einem Engländer zu hören, der irgendwo in Ecuador gelandet war, und den ich zu treffen wünschte.

Schon in Panama hatten wir nun wunderliche Sachen über die neu-granadische Revolution gehört, nach der sich die Caucabevölkerung zuerst einem ungerechten Gesetz der Regierung der Nordstaaten widersetzte und dann Miene machte, die Regierung selber an sich zu reißen, und in Buenaventura fanden wir die Revolution in vollem Gange, ja die ganze militärische Macht — einundzwanzig so zerlumpte Kerle, wie nur je ein altes Schießeisen auf der Schulter getragen —

am Strande aufmarschirt. Der Gouverneur hatte ihnen dort gesagt, unser Dampfer, der vielleicht 300 Tons Gehalt haben mochte, brächte eine Million Soldaten von Panama, ihren Platz zu überrumpeln, und diese einundzwanzig Spartaner wollten sich denen widersetzen. Die Leute schienen übrigens sehr angenehm überrascht, als unsere kleine Anna keine feindseligen Absichten gegen die paar elenden Bambushütten zeigte, und der Gouverneur, der eins der maliciösesten Gesichter der Erde trug, wurde auch natürlich gleich übermüthig und unverschämt. So verlangte er von unserem Capitain, daß er ihm ohne Weiteres die Post überliefern sollte; der Capitain nahm aber nicht die geringste Notiz von ihm, und wir gingen, trotz seiner sehr lebhaften und zornigen Gesticulationen, direct auf das Haus zu, von dem die englische Flagge wehte. Hier residirte der bisherige Postmeister, der aber jetzt durch den Gouverneur der „freien Caucanation" abgesetzt war. Trotzdem zwang der Gouverneur den armen Teufel, während die Soldateska den Platz besetzt hielt, den Empfang der Briefschaften zu bescheinigen, und nahm sie dann, als sie jenem überliefert worden, augenblicklich in Beschlag und in seine eigene Wohnung. Das Militär marschirte hierauf ab, und der Officier desselben, die einzige anständig aussehende Persönlichkeit der ganzen Regierung, schien sich seines Postens zu schämen, denn er schlenkerte den Säbel, den er trug, am kleinen Finger hin und her, als ob ihn die ganze Sache eigentlich gar nichts anginge, und marschirte so weit von der Truppe ab, wie es die bodenlos schmutzige Straße nur erlaubte.

Die ganze Stadt bestand eben aus der einen Straße, mit größtentheils auf Pfählen errichteten Bambushütten, aus denen überall neugierige und scheue Gesichter in den verschiedensten Färbungen hervorschauten. Jedes Haus fast hatte aber unten einen kleinen Kaufladen, in dem Flaschen mit agua ardiente und anderen, meist europäischen Herrlichkeiten aufgeschichtet standen. Irdenes Geschirr und Kattune, Pulver, alte, rostige Schrotflinten, Seife, Stricke, Cacao, Reis und Kaffee schienen die Hauptartikel, und wild genug war alles arrangirt. Erstaunt blieb ich aber stehen, als ich mitten zwi-

schen diesem Plunder, mitten zwischen den malerischen, halbnackten Gestalten der Eingeborenen und Spanier was? erkannte, das hier einsam und verlassen recht im Herzen der Wildniß, am Stillen Meere hing? — eine Crinoline. Unwillkürlich fast dachte ich an the last rose of summer, left blooming alone; mitten in der Revolution, in der Aufregung der Gemüther dieses eine stille Bild des Friedens und der Civilisation!

Aber der Aufenthalt in Buenaventura war, trotz der Crinoline, kein angenehmer. Es regnete fortwährend, und die Stadt lag außerdem in Schmutz, Schlamm und Sumpf, die Leute sahen auch bleich und elend genug aus. Trotzdem segnete ich den Platz, denn er befreite uns von einer Quantität der unangenehmsten Mitpassagiere, die ich noch auf allen meinen Reisen gehabt habe. In Panama hatten wir nämlich elf italienische Priester an Bord bekommen, die in Buenaventura ausstiegen und von hier aus über das Land verstreut werden sollten. Es waren, mit Ausnahme eines einzigen, lauter junge Burschen von zwanzig bis vierundzwanzig Jahren, dabei schmutzige, gefräßige, schnatternde Gesellen, die überall das Deck bespuckten, bei den Mahlzeiten die Lebensmittel in sich hineinstopften und hernach seekrank über Bord hingen. So wie sie sich aber nur etwas wohler fühlten, sangen sie lustige Lieder, schrieen, jubelten, spielten Karten, und waren bald von Allen an Bord auf das Herzlichste gehaßt und verabscheut. Die hatten dem Lande hier eben noch gefehlt. Ebenfalls gingen hier einige Deckpassagiere ab, die in die neu-granadischen Goldminen hinaufwollten. Arme Teufel! ich beneidete sie nicht um ihren Marsch und ihre Arbeit in dem Land und Wetter.

Von Buenaventura lag unser nächstes Ziel südlich in Tomaco, einer Insel in der Mündung des Miraflusses und an der Südgrenze der neu-granadischen Republik. Das Ufer ist hier überall flach, und obgleich die Cordilleren gar nicht so weit entfernt liegen, bekamen wir sie nicht ein einziges Mal zu sehen. Dichte Wolken hingen über der ganzen dunkeln Urwaldfläche und hüllten das weite Land in düstern Nebel. Erst in Tomaco erreichten wir höheres Land, und mit einem

Sonnenblick war es, als ob wir ein kleines Paradies betreten hätten. Nie im Leben habe ich auf einer Stelle eine größere Menge von Fruchtbäumen und Früchten gesehen, und die ganze Insel lag von Cocospalmen, Bananen und anderen werthvollen Bäumen fast vollständig bedeckt. Tomaco scheint auch wirklich der Garten der Nachbarschaft, denn selbst von den viel südlicher gelegenen Ortschaften kommen Schooner und kleinere Fahrzeuge hierher, die weiter nichts als Früchte einnehmen und vortheilhaften Handel damit treiben. Und doch könnten die Bewohner aller der Ortschaften, wohin sie dieselben bringen, dieselben Früchte eben so gut und reichlich ziehen — wenn sie nicht eben so verwünscht faul und lässig wären.

Unser nächstes Ziel war von hier aus Esmeraldas. Ich selber hatte die Absicht gehabt, mit dem Dampfer bis Guajaquil zu fahren, von da nach Quito hinauf zu marschiren und auf dem Rückweg von dort die neubeabsichtigte englische Colonie am Pailon zu besuchen. In Esmeraldas änderte ich meinen Plan, denn hier kam der Chef jener Expedition, den ich in Guajaquil, Quito oder Gott weiß wo vermuthete, an Bord und sagte mir, daß er in den nächsten Tagen nach dem Pailon aufbrechen würde. Rasch hatte ich meine Sachen geordnet und meinen Koffer nach Guajaquil dirigirt, wo ich ihn später wieder in Empfang nehmen wollte, während ich selber mit Büchse und Bergsack in das Boot sprang, um an Land zu fahren.

Das kleine Städtchen Esmeraldas liegt an dem Fluß gleichen Namens auf einer ziemlich hohen Uferbank und hat höhere Berghänge im Rücken. Sonst besteht es aber ebenfalls nur einzig und allein aus ein paar Reihen auf Balken errichteter Holz- und Bambushütten, mit fast eben so vielen Läden und Trinkbuden wie Häusern, mit eben so faul, stumpf und nichtsnutzig aussehenden Bewohnern, mit eben so gelben, braunen und schwarzen Kindern, die halb und ganz nackt durch den Schlamm der Straßen waten. Leider ist die Flußmündung, selbst nicht für ein Walfischboot, in Zeit der Ebbe zu befahren, da sich eine Sand- und Schlammbarre quer davor gelegt hat und Aeste und Stämme dort angeschwemmter

Bäume überall aus dem Wasser hervorragen. Der breite Fluß hat eine wirklich reißende Strömung, und weder Canoe noch Boot kann dagegen anrudern, sondern muß am Ufer hinauf mit Stangen geschoben werden.

Wir logirten beim Gouverneur, einem Señor Anjel Ubillus, der uns auf das Herzlichste aufnahm. Leider zeigten sich aber auch hier die Spuren der Revolution in einem krankhaft aussehenden Truppencorps von zehn oder elf Mann, das in einer Art Bambusscheune exercirte. Ein wirklicher Trommelschläger war dabei, und Lanzen und alte Musketen vertraten die Stelle sonstiger Waffen. General Franco in Guajaquil hatte nämlich erst kürzlich eine Aufforderung hierher gesandt, die Nationalgarde zu organisiren, mit der er in den nächsten Tagen nach Quito marschiren wollte, um sich diese Bergstadt zu unterwerfen. Allerdings gehörte Esmeraldas, dem Namen nach, für den Augenblick seiner Partei an; die Leute schienen seiner Militärgewalt aber schon herzlich müde, und man wollte am liebsten gar nichts mit der ganzen Revolution zu thun haben.

Esmeraldas ist seiner Cigarren wegen berühmt; jedenfalls sind es die besten, die ganz Südamerika erzeugt — was eben noch nicht viel sagen will —, Ambalema selbst nicht ausgenommen. Sie sind zwar leicht, rauchen sich aber sehr gut, und haben einen milden, angenehmen Geschmack, wie den großen Vortheil außerordentlicher Billigkeit. Während alles Andere in dem Neste ganz entsetzlich theuer ist und selbst die Landesproducte mit Silber aufgewogen werden müssen, bekommt man hier sechzehn bis zwanzig Stück für einen Real ecuadorisches Geld — ein französischer Franc gilt für zwei Realen — also vierzig Cigarren für einen Franc. Ich zweifle nicht, daß diese Cigarren einen vortrefflichen Exportartikel bilden könnten, hätten die Leute selber hier nur den geringsten Unternehmungsgeist. Sie lassen die Welt aber ruhig an sich kommen; so lange General Franco seine Drohung nicht wahr macht und in Esmeraldas einrückt, scheinen sie völlig zufrieden gestellt, wenn sie eben nur das haben, was sie zum unmittelbaren Leben brauchen — und Gott weiß es, das ist wenig genug.

Am ersten Abend in Esmeraldas überraschte mich ein eigener, glockenähnlicher Ton, der in ziemlich monotoner Weise aus einer der Bambushütten herüberdrang — die Marimba, wie die Erklärung lautete, und ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als der Marimba meinen Besuch abzustatten. In einer dieser Hütten, und zwar in der Bel-Etage, fand ich den Spielenden im Kreise seiner Familie. Ein junger Bursch saß auf der Erde und machte mit den Händen Cigarren, während er mit dem rechten Fuß auf einer vor ihm liegenden Trommel den Tact zur Musik trat; die Frau wischte entweder ihr Halstuch in einer Calabasse rein oder die Calabasse aus — es ließ sich nicht erkennen, und der Mann, neben dem ein Kind in einer Diminutiv-Hängematte schaukelte, spielte die Marimba. Die Marimba ist allerdings weiter nichts als eine Holzharmonika, und zwar in der einfachsten Form gespielt; aber die Art, wie sie dieselben hier anfertigen, unterscheidet sich von der unsrigen, und ich will sie deshalb mit einigen Worten beschreiben. Sie hat gewöhnlich einundzwanzig Töne oder drei Octaven, ohne halbe Töne. Die Stücke sehr harten Holzes aber, auf denen wie bei einer Glasharmonika und mit ähnlichen Klöppeln gespielt wird, geben nicht durch ihre Größe und Stärke den Ton an, obgleich die höheren Töne durch kürzere Stücke unterstützt werden, sondern je dem Ton entsprechende Bambusrohre hängen offen darunter. Das zu dem tiefsten Ton gehörige ist etwa zwei Fuß lang, das für den höchsten Ton bestimmte etwa vier Zoll, und alle sind von ziemlich gleicher Stärke.

Die Musik selber ist entsetzlich monoton und bewegt sich nur in vier Tönen, zu denen sie einen Tanz aufführen, welcher der chilenischen Sambacueca außerordentlich ähnelt. Ob aber die Repräsentanten, von denen ich ihn tanzen sah, nicht dazu paßten, oder ob der chilenische Tanz wirklich so viel graziöser ist, ich weiß es nicht, mir gefiel diese ecuadorische Lustbarkeit eben nicht besonders, amüsirte mich aber vortrefflich.

Noch eine bessere Gelegenheit hatte ich, diesen Landestanz zu bewundern. Als wir nämlich von einem Besuch auf einer Cacaoplantage, am Esmeraldas aufwärts, zurückkehrten, mußten

wir unterwegs landen und einen Arzt, der mit uns fahren wollte, einnehmen. Die Leute dort empfingen uns, wie das fast überall der Fall ist, sehr gastfrei, und da Jedermann Zeit hat und es Niemandem auch nur einfällt, sich in irgend etwas zu übereilen, so wurde nach Tisch eine Guitarre vorgenommen, und der Doctor spielte und sang. Danach verlangte er aber auch Tanz, und ein sehr hübsches junges Mädchen in tiefer Trauer weigerte sich zu tanzen. Sie war mit ihrer Mutter vor kurzer Zeit von Quito heruntergekommen, um den Vater am Esmeraldas abzuholen, hatte ihn aber todt gefunden, und ging in den nächsten Tagen wieder mit der Mutter nach Quito zurück. Die Trauer hatte übrigens mit dieser Weigerung nicht das Geringste zu schaffen, denn die Mutter nahm bald darauf für die Tochter die Aufforderung des wunderlichsten Individuums an, das mir je vorgekommen. Der Tänzer, der jetzt mit einem schon sehr lange gebrauchten Taschentuch die nöthigen Evolutionen ausführte, war ein kleiner, sehr scheuer Mensch, der etwa aussah wie ein heruntergekommener Schreiber, obgleich ich zweifle, daß er je eine Feder zwischen den Fingern gehabt. Er trug ein roth gestreiftes Hemd, blau gestreifte Hosen, einen Schuh und ein Paar Ohrringe, und schmachtete, während er nothgedrungen mit der Mutter tanzte, fortwährend nach der nicht die geringste Notiz von ihm nehmenden Tochter hinüber. Das rechte Bein mußte jedenfalls sein Lieblingsbein sein, denn nicht allein hatte er den Schuh daran, sondern auch wahrscheinlich seine sämmtlichen Zehennägel, denn an dem linken Fuß war keiner. Er schaufelte und wedelte entsetzlich herüber und hinüber, und die Cigarre genirte ihn dabei, und der rechte Schuh, und die Mutter, und wir und der Strick der Hängematte, der in einer Schleife über einem Balken mitten in die Stube hineinhing, so daß es aussah, als ob nach der Feierlichkeit gleich Jemand gehängt werden sollte.

Wir tranken auch später Chocolade, das Hauptgetränk hier im Vaterlande des Cacaobaumes, und alle Speisen waren ziemlich gut zubereitet. Wenn die Leute nur eine Ahnung in Südamerika davon hätten, daß es aus einer saubern

Tasse viel besser schmeckt, als aus einer schmutzigen! Ich glaubte früher, die Pampas wären der einzige Platz, wo die Unreinlichkeit zu Hause sei, aber ich kannte damals Ecuador noch nicht, und habe hier schauerliche Beispiele erlebt.

Doch unsere Bahn lag weiter. Nachdem ich an dem nämlichen Abend noch einem Exercitium des ecuadorischen Militärs beigewohnt und Dinge gesehen hatte, die einem preußischen Unterofficier Krämpfe verursacht haben würden, mich aber vollständig kalt ließen, schifften wir uns am nächsten Morgen in einem Walfischboot ein und hielten in die See hinaus, um wieder nach Norden hinauf den Pailon zu erreichen. Der Wind ist nämlich nach dieser Richtung fast immer günstig, ebenso die Strömung, und nach drei Stunden etwa liefen wir am Cap Verde in den kleinen „grünen Fluß" ein, um dort einen Piloten für die etwas verwickelte Mündung des Pailon zu bekommen. Das Alles geht aber freilich nicht so schnell, und obgleich wir mit einigem Treiben noch an dem nämlichen Abend hätten auslaufen können, hielt es der Doctor, der uns jetzt begleitete, für zweckdienlicher, hier zu übernachten und am nächsten Morgen um zwei Uhr mit ausgehender Fluth unsere Reise fortzusetzen. Es ließ sich nichts dagegen machen. Unsere Sachen wurden in ein leer stehendes Haus geschafft, wo wir auch unser Mittagsmahl einnahmen, und wir sollten uns dann zeitig niederlegen, um zur gehörigen Zeit wieder bei der Hand zu sein.

Unmassen von Pelikanen — eine braune Art — waren hier am Ufer und saßen, was ich bis dahin an Pelikanen noch nie beobachtet hatte, in den Wipfeln der höchsten Bäume. Sie schienen sich dort auch vollkommen heimisch zu fühlen, und die Aeste bogen sich unter ihrer Last. In der Nacht passirte nichts Merkwürdiges weiter, als daß mich eine Ratte in den Fuß biß, es kann auch vielleicht eine der großen Fledermäuse gewesen sein; ich hielt natürlich nicht still, und glaube, daß sie ebenso darüber erschrak, wie ich; sie belästigte mich wenigstens nicht weiter. Glücklicher Weise hatten wir auch hier keine Mosquitos.

Still und grau lag noch leise wogend die See, als wir,

von einer leichten Brise geführt, hinauseilten. Nach und nach gewann sie aber Leben. Im fernen Osten dämmerte der Tag, und Schaaren von Fischen sprangen und schlugen um uns her. Zwischen ihnen hin suchten und fanden die Pelikane ihr reichliches Frühstück; im weiten Bogen kreisten sie umher, und wo sie einen solchen Schwarm aufkommen sahen, schossen sie mit fabelhafter Geschwindigkeit mitten dazwischen hinein, um ihre Beute herauszuholen. Auch Hai und Delphin waren thätig, um ihren Antheil zu bekommen. Es soll mir noch einmal Jemand sagen, daß er sich „so wohl befindet wie ein Fisch im Wasser", wo die armen Dinger kaum eine Flosse zeigen durften, um auch schon von einem oder dem andern Feinde verschlungen zu werden. Selbst wir im Boot hatten einen Angelhaken mit dem Versprechen einer guten Mahlzeit für einen Fisch aushängen; sie hüteten sich aber, dem zu nahe zu kommen.

Dann und wann sahen wir auch einmal, gar nicht weit von dem Boot entfernt, den derben Wasserstrahl emporsteigen, den ein alter Walfisch in seinem Behagen ausblies — wußte er doch recht gut, daß ihm weder Pelikan noch Hai etwas anhaben konnten —, wenn ihn eben die Harpunen der Menschen zufrieden ließen. Nach und nach wurde aber die Brise stärker, und wir hatten bald nicht allein damit zu thun, auf unsere Fahrt Acht zu geben, sondern auch den höher und höher steigenden Wellen auszuweichen.

Wer schon je in einem guten Boote vor einer solchen Brise gesegelt ist, weiß, wie froh und stolz sich da die Brust hebt, weiß, wie wohl Einem zu Muthe ist, und wie es alle Nerven zu größter Thätigkeit anreizt und spannt. Vor uns lag dabei unser Ziel in einem dunkeln, niedern Waldstreifen, der sich zu Starbord weit hinausdehnte, und dort sollten wir in einer der von Sandbänken und Untiefen etwas gefährdeten Mündung des Pailon einlaufen, wozu wir einen Piloten oder practico — wie er sich selber nannte — mitgenommen hatten. Wir waren unserer Sechs im Boot und dieses mit unserem Gepäck, Lebensmitteln, Wasser, wie einer Anzahl Cocosnüssen eben nicht leicht geladen, aber Wind und Seegang kamen von hinten und schoben tüchtig nach, und der Practico, der vorn

auf dem Bug stand, versicherte uns, daß wir die schlimmste Einfahrt noch vor Dunkelwerden überstanden hätten. Das war auch wünschenswerth, denn der Wind blies immer heftiger, die Spritzwellen hatten uns wie unser Gepäck schon vollständig durchnäßt, und eine überschlagende See gab uns außerdem bald den Rest und warnte uns, den andrängenden Wogen etwas vorsichtiger auszuweichen. Außerdem hob die See unser Steuerruder aus und brach den obern Haspen, daß wir es nicht mehr gebrauchen konnten, und der Riemen (Ruder), den wir rasch dafür einsetzten, war zu kurz, um ihn mit Leichtigkeit regieren zu können. Aber es ging doch, und als des Lootsen ausgestreckter Arm nach rechts hinüber deutete, fiel der Bug rasch nach dieser Richtung ab und hielt dem Lande zu. Es war die höchste Zeit, denn die Sonne war schon unten, die Dunkelheit eingebrochen, so daß wir das noch etwa zwei Meilen entfernte Land nur in seinen dunkeln Umrissen undeutlich erkennen konnten. Dort lag auch die Mündung des Pailon, und unserem directen Einlaufen schien sich nichts mehr entgegen zu stellen.

Allerdings ließ der Wind jetzt etwas nach; es ist aber eine alte Regel, da, wo man seiner Tiefe nicht recht sicher ist, ein schwaches Kielboot nicht zu rasch vorwärts zu treiben, denn jagt man auf den Grund, so reißt man ihm leicht den Boden aus, und ist dann verloren. Noch etwa eine englische Meile vom Land entfernt, nahmen wir deshalb die Segel ein, um wenigstens vorher eine Barre zu passiren, die dort, nach des Piloten Versicherung, lag. Das konnte auch keine Schwierigkeiten haben, denn unser Boot ging kaum mehr als fünfzehn Zoll im Wasser, und wir hatten noch weiten Seeraum. Daß aber die Barre keine Täuschung war, zeigten uns links die Brandungswellen — sogenannte Breakers, die mit ihren glühenden Kämmen ganz häßlich herüberleuchteten. Kaum hatte ich übrigens den einen Riemen aufgenommen, in die Dolle gelegt und ausgeholt, als ich mit der Kante desselben Grund fühlte. Wir hatten kaum zwei Fuß Wasser. Auf meinen Ruf: seco! fühlte der Pilot vorsichtig mit der Stange über Bord und sagte mit der größten Gemüthsruhe: si — seco! — aber der eigentliche tiefe Kanal

sollte dicht vor uns sein, und dem mußten wir deshalb entgegenarbeiten. Doch es half nichts — mas seco! klang der Ruf des Doctors, dem bei der Sache nicht wohl wurde, denn wir hielten immer mehr auf die Breakers zu — mas seco — immer trockener! — und wenige Minuten später saßen wir richtig fest in einer zähen Masse von Schlamm und Sand.

Es war jetzt völlig Nacht geworden, die Wogen leuchteten wunderbar schön, aber — wir durften unsere Zeit nicht mit Betrachtung der Scenerie versäumen. — Hier, dicht unter den Brandungswellen, konnten wir nicht liegen bleiben, denn die aus gehende Ebbe drohte uns in dem Falle mitten zwischen diese hinein zu setzen.

Der Practico stieg jetzt langsam über Bord, um vor allen Dingen das Boot zu umschreiten und den Stand der Dinge zu erfahren. Er kam aber rascher wieder herein, als er hinausgestiegen war, denn mit einem wilden Aufschrei warf er sich plötzlich über den Rand zurück, und in demselben Moment zuckten auch zwei, drei leuchtende Feuerstreifen dicht um uns hin, und einer von diesen streifte sogar das Boot. Es waren blos drei Haifische, die hier in dem seichten Wasser spazieren gingen — daß es aber drei waren, dem hatte der Practico sein Leben zu verdanken. Ein einzelner — und kaum drei Minuten später schoß ein solcher wieder dicht an uns vorüber — würde den armen Teufel unfehlbar gefaßt und unter Wasser gerissen haben; wo aber zwei oder mehrere dieser Ungethüme zusammen umherstreifen, gönnen sie einander den Bissen nicht und drängen einer den andern fort. So dicht hatte der eine Hai den Mann gestreift, daß er ihn im Vorbeischießen mit dem Schwanz an das Bein traf, und der Schlag mochte ihm auch wohl den Schreckensschrei ausgepreßt haben.

Mit Rudern und Stangen arbeiteten wir nun, so gut es gehen wollte, aus dem Schlamm zurück, und kamen auch richtig wieder in etwas tieferes Wasser, daß wir wenigstens flott blieben. Um die immer näher heranrückenden Brandungswellen mußten wir aber unsern Weg herumfühlen, und plötzlich saßen wir, indem wir versuchten, einen andern Kanal zu treffen, wieder fest. Des Practico Versicherung nach fiel die Ebbe noch zwei volle Stunden, und so hoch auf dem Trocknen durf-

ten wir das schwergeladene Boot nicht sitzen lassen. Es hätte beschädigt werden können, und daß wir nicht wagen durften, das noch sehr ferne Land in dem Fall mit Waten und Schwimmen zu erreichen, davon hatte uns unser nächtlicher Besuch zur Genüge belehrt. Weder Ruder noch Stangen halfen aber, das Boot wieder flott zu bekommen; in der Zeit, die wir damit versäumten, sank das Wasser immer mehr, und es blieb uns jetzt nichts weiter übrig, als Alle über Bord zu springen und das gefährdete Boot in tieferes Wasser und von unserem Gewicht erleichtert zurückzuheben.

Das war nun allerdings leicht genug, aber mit der noch ganz frischen Erinnerung an die Haifische gerade kein angenehmes Gefühl, unsere Beine dem Element anzuvertrauen, in dem jene heimisch schienen. Die Zeit drängte aber; überdies waren wir diesmal unserer Sechs, und es blieb deshalb vollkommen unbestimmt, für welches Paar Beine sich der Hai zuerst entscheiden würde. Der Engländer sprang zuerst über Bord — wir Anderen zogen erst vorsichtig unsere Schuhe und Strümpfe aus — den Practico ausgenommen, dem etwas Derartiges wohl noch nie die Füße belästigt hatte — und nach kaum zehn Minuten fühlten wir das Boot wieder flott und in so tiefem Wasser, daß wir hier wenigstens die vollständige Ebbe abwarten konnten.

War es schon vorher ein eigenes Gefühl gewesen, mit dem Land im fernsten Hintergrund, im Stillen Ocean herumzuwaten, so erinnerte mich jetzt unsere Befestigung des Bootes an die etwas wunderlichen Ideen der Landbewohner, die nicht selten glauben, der Seemann binde Abends draußen in See sein Schiff an einen Pfahl und warte den Morgen ab. Genau dasselbe thaten wir hier. Wir trieben den Bootshaken so tief in den Schlamm hinein, wie wir ihn bekommen konnten, banden unser Boot daran fest, damit es nicht auf noch höheren Grund getrieben werde, und drückten uns dann ruhig in die verschiedenen Ecken so bequem oder unbequem weg, wie es eben gehen wollte. Es war jetzt acht Uhr; um neun Uhr etwa hatten wir niedrigstes Wasser, und um Elf oder halb Zwölf durften wir versuchen, ob wir aus diesem Chaos von Sand, Schlamm und Brandungswellen einen Ausweg fänden. Vor-

her ließ sich nicht das Geringste mehr in der Sache thun, und wir konnten nur wenigstens froh sein, daß der Wind einigermaßen nachgelassen hatte.

Jede solche fatale Situation hat auch wieder ihre komische Seite, und wenn auch bis auf die Haut durchnäßt, verließ uns doch nicht unser Humor. Die Nacht war warm, und wir zählten eben all' die Vortheile auf, die wir auf unserem unfreiwilligen Halteplatz hatten: keine Mosquitos, keine Sandflöhe, keinen Staub, keine Sonnenhitze, keine unreinlichen Betten und Flöhe — keinen Regen — Halt! der Himmel hatte sich langsam umzogen, und es fing leise an zu tropfen. Das schien noch gefehlt zu haben, um unseren Sachen den Rest zu geben. „Vielleicht klärt es sich wieder auf," meinte der Doctor, und in kaum einer Viertelstunde goß es, wie es nur eben in den Tropen gießen kann. Die Unterhaltung war dadurch gänzlich abgebrochen; Jeder schützte sich mit irgend einem Kleidungsstück, so gut das gehen wollte, gegen den Guß, und wenn wir denn einmal ein paar Stunden unter einer Dachtraufe verbringen sollten, ließ sich ja doch nichts dagegen machen. So verging Stunde nach Stunde bleiern genug, und nur mit einiger Befriedigung fühlte ich dann und wann den Grund, auf dem wir jetzt wirklich wieder bei zwölf Zoll Wasser festsaßen, und fand, daß die Fluth zu steigen anfing. — Fünfzehn Zoll — jetzt achtzehn — jetzt zwanzig — zwei Fuß, zwei ein halb — drei endlich — es war elf Uhr vorbei, und um halb Zwölf, mit drei ein viertel Fuß Wasser um uns her, lichteten wir den Anker — d. h. zogen den Bootshaken aus dem Grunde, und ruderten langsam der vermutheten Einfahrt entgegen.

Mit steigender Fluth war aber auch keine große Gefahr, daß wir wieder festkommen könnten, denn diese hätten uns in dem Fall doch bald wieder losgehoben. Bald erreichten wir auch das südliche Ufer der Einfahrt, an dem hin ein schmaler Kanal mit tiefem Wasser uns Sicherheit gewährte. Erst einmal hier, setzten wir unser Segel, denn der Wind war günstig, und glitten still und geräuschlos zwischen dem dunkeln Schatten der Mangrovebäume hin, die an beiden Ufern ihre Zweige und wunderlichen Wurzeln in die Fluth senkten.

Es ist für mich immer ein gar eigenthümliches, geheimnißvolles Gefühl gewesen, in einen fremden Wald einzutauchen. Eine fremde Stadt läßt mich außerordentlich kalt, ein fremder Wald übt einen unendlichen Zauber auf mich aus. Was uns umgab, war übrigens auch geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, denn hier, in der stillen Bai des Pailon, hörten wir zum ersten Mal das bis jetzt unmöglich Geglaubte: singende Fische. Von der Seite, um uns her, tief aus dem Grund heraus tönte überall ein wunderbarer, halb klagender, halb schwimmender Ton, fast wie ferner melodischer Orgel- und Glockenklang, der, wie uns unser Pilot versicherte, von einer kleinen Art von Fischen herrührte. Dazu das Rauschen der Bäume, das Quirlen der Fluth unter unserem Bug — es war ein eigenes, schwer zu beschreibendes Gefühl. Doch die Wirklichkeit einer Landung im Schlamm machte bald all' diesem ein Ende. Vor uns tauchten die Umrisse der kleinen Stadt oder des Fischerdorfes St. Lorenzo auf; hier und da brannte in den leichten, auf Pfosten errichteten Hütten noch ein Feuer; dann kam die rasch munter gewordene Bevölkerung des kleinen Ortes schon völlig angezogen (im Hemde, wie sie immer gehen) an's Ufer, und gleich darauf sahen wir uns von einem wahren Menschenschwarm umgeben, die auch Alle recht gut ausgeschlafen haben konnten, denn es war etwa um zwei Uhr Morgens.

2.

Am Pailon.

Unser Empfang am Lande war charakteristisch und überraschte uns etwas, denn wir hatten gar nicht mehr daran gedacht, daß wir uns in einem vollständig revolutionirten Lande befanden, oder es wenigstens eben betreten wollten.

Der Doctor, der zuerst ausstieg, wurde nämlich von einem gar grimmig dreinschauenden und mit einer Lanze bewaffneten Neger angeschrieen: zu welcher Partei er gehöre? Mit der freundlichsten Stimme von der Welt antwortete der Doctor aber, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen: „Zu Ihrer, lieber Freund — ganz zu Ihrer," und es war überraschend, welche Genugthuung dieser Aufschluß gab. Den Soldaten schien damit ein Stein vom Herzen zu fallen, und als sie noch dazu hörten, daß „wir die Engländer seien, die den Pailon bevölkern wollten", thaten sie Alles, was sie uns an den Augen absehen konnten. Der Doctor hatte übrigens vollkommen die Wahrheit gesagt, denn als ächter Ecuadorianer, oder überhaupt Südamerikaner, gehörte er wirklich zu jeder Partei, die gerade die herrschende war.

Die erste Nacht verbrachten wir auf den Boden des ersten besten Hauses ausgestreckt und in unsere eigenen Decken gehüllt, wobei mich nur wunderte, daß wir auch nicht von einem einzigen Mosquito belästigt wurden. Vorher aber brachte uns der Negersoldat, der uns mit eingelegter Lanze empfangen, eine Flasche mit Branntwein, als Willkommen, umarmte mich dabei — der Kerl hatte den ächten mephitischen Geruch der äthiopischen Race — und versicherte mir, daß er der beste und treueste Freund sei, den ich auf der Welt habe. Gott sei Dank, er log!

Den nächsten Tag goß es, was vom Himmel herunterwollte, und wir benutzten die Zeit, um unsere Briefe, die wir schon in Esmeraldas begonnen, an den unmöglichsten Schreibtischen zu vollenden. Am nächsten Tage fuhren meine Reisegefährten mit dem Boot nach Tomaco hinüber, um sie dort auf die Post zu geben, und ich selber blieb, da ich vor der Hand der Seefahrt müde war, allein in San-Lorenzo und zwischen seiner liebenswürdigen Bevölkerung.

Wie bequem wir es übrigens zum nächsten „Briefkasten" hatten, erhellt daraus am besten, daß das Boot sieben Tage brauchte, um wieder zurückzukommen.

Ich war indessen in einem Haus einquartiert, das, allem Anschein nach, nur von einem Mann und seiner Frau nebst einem kleinen Kinde bewohnt wurde. Die Häuser sind hier

alle sehr leicht auf Pfählen gebaut, und bei jedem Schritt zittert das ganze Gebäude. Die Frau hatte für uns gekocht, sehr primitiv, es ist wahr, aber im Ganzen nicht schlecht, und wir brauchten dabei weiter nichts zu beobachten, als dem Kochen eben nicht zuzusehen, wir hätten uns sonst leicht den Appetit verderben können. Die Kocherei, wie besonders der Platz, wo die Speisen zubereitet wurden, ist eben nicht zu beschreiben. Kaum dunkelte es aber an dem Abend, als sich das bis dahin ziemlich friedliche Stillleben änderte. Bis jetzt hatte mich nur der Mann genirt, der ein furchtbares Geschwür auf dem Rücken hatte, und sorgfältig das Hemd in die Höhe geschlagen trug, damit es Jeder sehen konnte. Jetzt legte sich die Frau hin, bekam Magenschmerzen und winselte kläglich; das Kind fing dazu an zu schreien, ein kleiner, nichtswürdig magerer Hund fing an zu bellen, und der Mann zankte. Dazu lag unter dem Haus ein halb zerbrochenes und umgedrehtes Canoe, über das eine alte blinde Kuh, die sich vor dem jetzt niederfluthenden Regen hierher geflüchtet hatte, ein- bis zweimal hinwegstürzte — kurz es war ein wahrer Heidenlärm, und trotzdem, daß ich mein Bestes versuchte, in der Hängematte einzuschlafen, fand ich es zuletzt unmöglich. Etwas mußte geschehen; ich warf deshalb dem Hund ein paar halbe Cocosnußschalen an den Kopf und trieb die Kuh in den Regen hinaus, dann gab ich der Frau etwa fünfzehn Tropfen Opium in Branntwein, nahm den Jungen in meine eigene Hängematte, und hatte nach etwa einer halben Stunde die Familie ruhig und zufrieden. Das war aber nur die erste Nacht, und das Schlimmste sollte noch kommen. Die Frau bekam am nächsten Tage wieder Schmerzen, und drei Frauen, jede mit einem kleinen Kinde, nahmen sich ihrer an. Der Abend kam, und mit ihm auch wieder das unausweichliche Winseln der Frau, mit Zanken des Mannes, Kuh, Hund, Regen und dem dazu zu addirenden Gebrüll von heute vier Kindern, die ich unmöglich alle bei mir unterbringen konnte.

Die Frau beruhigte ich wieder mit Opium und Branntwein, und ließ ihr dazu den Leib tüchtig mit Salz und Branntwein reiben; die Kinder mußte ich aber schreien lassen, und mochte etwa eine halbe Stunde in dem jetzt stockfinstern

Raum halb verzweifelt in der Hängematte gelegen haben, als draußen die Leiter knarrte. Ich hob den Kopf, und drei glimmende Cigarren — weiter ließ sich natürlich nichts erkennen — tauchten auf und ließen sich, ohne einen weiteren Laut, auf drei an der Wand stehenden kleinen Kisten nieder. Kein Wort wurde gesprochen; ich hörte nur das Gebrüll der Kinder, in den Zwischenpausen das ewige Spucken der Besucher auf den Boden, und sah dazu das unheimliche Glühen der ordentlich leuchtenden Cigarrenstummel. Endlich aber mochte es der Viste doch mit dem Gebrüll zu arg werden. „Maldito!“ brummte der Eine zwischen den Zähnen durch, stand auf und verschwand gleich darauf in dem niederrauschenden Regen — ich konnte nur eben noch hören, daß er die schlüpfrige Leiter halb hinuntercutschte. Ihm folgte der Zweite und Dritte, und sie ließen uns in unserem Elend allein.

Die Frau war ruhig geworden. Als sie aber am nächsten Morgen wieder klagte und Medicin verlangte, schöpfte ich Verdacht, daß sie das Opium nur des Branntweins wegen nahm, und gab ihr Versuchs halber die gewöhnliche Dosis diesmal in einem Löffel Klauenfett. Ich kann dieses Mittel nicht genug empfehlen; es half fast augenblicklich, und die Schmerzen sind nicht wiedergekehrt.

Ich selber aber hatte dieses Leben satt bekommen, und beschloß dem ein Ende zu machen. Am nächsten Morgen schon ging ich aus, um mir ein Haus zu miethen oder zu kaufen, wo ich allein sein, allein und ungestört schlafen konnte; an Arbeiten war in dem Aufenthalt ja so nicht zu denken. Die Sache war auch viel leichter, als ich im Anfange gedacht, denn ich fand ein allerliebstes kleines Haus mit einem trefflichen Dach, sonst aber ohne Möbel und Wände, gerade wie ich es brauchte, dicht an der Bai stehend, das ich mit Grundstück und Allem, und Raum genug zu einem kleinen Garten, für den mäßigen Preis von fünfundzwanzig Dollars erwarb. Zwei Wände ließ ich mir von auseinander gebogenen Palmstämmen und Bambus herrichten, reinigte den Aufenthalt von einer Unmasse alter Calebassen, Bananenschalen, Steinen, Harpunenstangen und Angelruthen, befestigte meine Hänge-

matte, brachte meine wenigen Habseligkeiten auf an die Pfosten gehangene Regale von Bambus, borgte einen kleinen Tisch, und war nun, mit der weiten Bai vor mir, mit keinen Kühen und Hunden unter, wie mit keinen schreienden Kindern und kranken Frauen in dem Hause, so behaglich eingerichtet, wie ein Mensch in diesem Lande, in dem es fast ununterbrochen regnet, nur irgend sein kann, und doch gehörte dieser Juni zu der sogenannten trockenen Jahreszeit, wie mag es erst in der nassen hier aussehen! Wunderbar verschieden ist aber dieser ganze nördliche Theil Südamerikas von den weiter südlich gelegenen Ländern, und schon ein Blick auf die Karte zeigt den fabelhaften Wasserreichthum dieses Landes. Während in Peru fast gar kein Regen fällt, und Tausende von Aeckern des besten Landes so lange dürr und unbenutzt liegen, bis sie von der sorgenden Hand des Menschen künstlich bewässert werden, ist hier oben im Norden bis Panama, ja selbst bis Costa Rica hinauf, die Luft feucht und der Boden so von Wasser getränkt, daß er die wasserreichsten Bergströme nach allen Seiten aussenden kann. Ein Amerikaner, den wir mit uns an Bord der Anna hatten, und der seit längerer Zeit diese Küsten des Handels wegen befährt, meinte allerdings auch, es sei ein Land, in dem wirklich nur ein Gummielasticumbaum existiren könne, der, wie der Pilz den natürlichen Regenschirm, so auch gleich von der allsorgenden Natur seinen Mackintosh bekommen habe; doch aber scheinen sich die Leute hier vollkommen wohl zu befinden, und in dem kleinen Neste St. Lorenzo am Pailon, das von Lagunen und Mangrovesümpfen umgeben liegt, befand sich, nach meiner erfolgreichen Cur mit dem Klauenfett, auch nicht ein einziger kranker Mensch mehr. Der Ort enthält allerdings nur etwa 140 Seelen — eine unglaubliche Menge von Kindern eingerechnet. Doch ehe ich in meiner Beschreibung der Einzelheiten fortfahre, gebe ich dem Leser lieber erst ein ungefähres Bild des ganzen Landes; er findet sich dann leichter zurecht.

Ecuador ist ein Theil der früheren großen Republik Columbien, die fast den ganzen Norden Südamerikas umfaßte und vor noch nicht so langen Jahren in die drei

Republiken Neu-Granada, Venezuela und Ecuador aufgelöst wurde. Sieht man nun die Karte an, so fragt man sich allerdings: weshalb thaten das die Leute? weshalb behielten sie nicht ein großes und dadurch mächtiges Reich, und zerstückelten sich dafür in so viele Splitter? Lernt man aber das Land selber kennen, und reist man erst gar darin, so springt Einem auch die vollkommen gegründete Ursache einer solchen Zersplitterung in die Augen, denn in einem so großen, von mächtigen Gebirgen durchschnittenen Reiche, in dem fast gar keine Verbindungswege bestehen, ließ sich eine wirkliche Regierung der einzelnen Theile durch die schlaffen Eingeborenen nicht aufrecht erhalten. Selbst diese jetzt viel kleineren Districte können sich nicht friedlich einrichten, und nicht allein der Ehrgeiz oder die Geldgier Einzelner — wie damals in Ecuador — trägt die Schuld an den steten Revolutionen, sondern in vielen Fällen — wie vor Allem in Neu-Granada — die vollständige Unkenntniß der gerade Regierenden von einem großen Theil ihres Landes, dem sie Gesetze anpassen wollen, die sich wohl auf einen District, aber nie und nimmer auf alle anwenden lassen.

Ein anderer mißlicher Umstand ist der, daß noch von keiner dieser zahlreichen Republiken Südamerikas die Grenzen fest bestimmt sind. Ecuador macht davon keine Ausnahme, ja ist vielleicht in dieser Hinsicht einer der am schlimmsten verwickelten Staaten. Nicht allein, daß im Westen die Grenze mit Brasilien vollständig imaginär ist, und dieses Land, während Ecuador die Grenzlinie bis zu 72.° westl. Länge von Greenwich zieht, das ganze Territorium, das der Amazonenstrom östlich von den Cordilleren bewässert, für sich haben möchte, verlangt Peru im Süden beinahe zwei Drittel des ganzen Reichs, und streitet sich Ecuador im Norden noch mit Neu-Granada um die Inseln in der Mündung des dortigen Grenzflusses Mira — hat also vollständigen und genügenden Stoff für interessante Aufregung noch auf Jahrzehnte.

Doch von der jetzigen Revolution später. Als sich die große Republik Columbien in diese verschiedenen kleineren auflöste, wurde die Staatsschuld derselben an England auf die

verschiedenen Länder vertheilt, und Ecuador ist bis jetzt der einzige Staat, welcher Miene gemacht hat, seine Schuld abzutragen.*) Es bot England für die 550,000 Pfd. St. Land an, und suchte dadurch in gar nicht unpraktischer Weise diese Last los zu werden, während es zugleich seine eigene Bevölkerung hob und das eigene Land werthvoll machte. In England wurden darauf Bonds für dieses Land ausgegeben, und eine Gesellschaft kaufte einen großen Theil derselben an. Deren Plan ist nun, außer verschiedenen Landstrecken im Innern und an der südlicher gelegenen Küste, vor allen Dingen den sehr günstig gelegenen nördlichsten Hafen Ecuadors, der in dem cedirten Land inbegriffen ist, in Angriff zu nehmen, und dessen Ufer zu bevölkern, dessen Küsten zu bebauen, wie sich die zahllosen Hülfsquellen des Landes dienstbar zu machen. Die Gesellschaft selber besteht aus Engländern und Deutschen. Besonders sind verschiedene Deutsche im Directorium, und ihr größter Wunsch ist natürlich, die deutsche Auswanderung nach diesem Punkt Amerikas vorzugsweise hinzulenken. Ob sie das erreichen werden, muß die Zeit lehren; einen günstigeren Boden für die Speculation hat es aber wohl noch nirgends gegeben, und wenn die Sache mit tüchtigen Kräften und mit ein klein wenig gesundem Menschenverstand angegriffen wird, kann man ihr nur eine günstige Zukunft versprechen.

Ecuador selbst liegt recht eigentlich im Herzen der tropischen Zone, denn der Aequator durchschneidet es. Der Pailon, der ziemlich die nördliche Grenze bildet, liegt etwa unter 1^0 30′ nördl. Breite, während die jetzige Südgrenze bis etwa 4^0 30′ südl. Breite hinab — oder vielmehr, wie man hier sagt, hinauf geht. Wind und Strömung sind nämlich im Stillen Ocean, der die Westufer von Ecuador bespült, entschieden von Süd nach Nord, wie auch der Passat südlich von der Linie weht, wenigstens von Südost nach Nordwest. Wohin also die Strömung und der Wind gehen, heißt *hinab*, woher sie kommen, *hinauf*.

Von Peru an hat nun Südamerika bis nach Cap Horn „hinauf" fast gar keine Flüsse, oder doch nur kleine Berg-

*) Neu-Granada will jetzt nachfolgen.

ströme, die von dem schmelzenden Schnee der Cordilleren anschwellen und im Spätsommer zu seichten Bächen eintrocknen. Hier dagegen, obgleich das Land zwischen den Cordilleren und dem Meere nur wenig breiter ist als weiter im Süden, erzeugt das feuchte Land, mit den dem Grund entsteigenden Dünsten, ganz ansehnliche Ströme, die breit und einladend in das Meer münden. Schiffbar sind sie freilich deshalb immer nicht, oder doch nur auf kurze Strecken. Auch der Pailon ist nur die breite, von verschiedenen Inseln erfüllte Bai jener Ausläufer; wenn aber auch die Mangrove den untern Theil desselben umgiebt, liegt im Osten desselben das reichste Land, und hier besonders ist die Heimath des Cacaobaums, der bis zu zwanzig und dreißig Fuß Höhe wächst und zahllose Früchte trägt.

Die Bewohner dieser Küste sind eine tolle Mischlingsrace von Spaniern, Indianern und Negern, und eine bestimmte Abstammung ist wirklich bei den wenigsten herauszufinden, die natürlich ausgenommen, wo sich die Indianer noch unvermischt erhalten haben. Einen solchen Stamm, die Cajapas, fand ich an der Tolamündung, prachtvoll gebaute, herrliche Menschen, mit dem langen, straffen Haar der Race. Eine höchst eigenthümliche Thatsache ist es aber, daß sie, allerdings von brauner Haut, doch eine entschieden lichtere Farbe haben als ihre Brüder, sowohl im hohen Norden, als im tiefen Süden Amerikas. Die Sprache ist natürlich wie in ganz Südamerika, mit Ausnahme Brasiliens, spanisch, und die Lebensweise so einfach, wie sie nur möglicher Weise sein kann. Brod kennt man hier gar nicht, ausgenommen ein weniges dann und wann, das gelegentlich von Esmeraldas oder Tomaco herüberkommt. Die Banane (Pisang, Platane) vertritt hier, wie auf den Südsee-Inseln die Brodfrucht, Brodesstelle und wird auf die verschiedenste Weise zubereitet, am meisten aber nicht völlig reif und gebacken genossen. Dazu halten sie sich etwas Rindvieh und Schweine, von denen sie gelegentlich ein Stück schlachten, und leben außerdem von Fischen, von denen die Bai eine Menge der besten Arten liefert. Dann und wann gehen sie auch wohl mit ihrer Lanze oder einer alten Muskete und ein paar Hunden auf die Jagd; im Ganzen

scheint ihnen aber diese Art des Broderwerbs zu beschwerlich. Noch thatsächlicher tritt diese Faulheit in dem kleinen Orte selbst zu Tage; denn in einem Lande, wo man die Saat wirklich nur in den Boden zu stecken braucht, um den reichsten Ertrag zu erzielen, hat kein einziges der Häuser einen kleinen Garten, und nur eine einzige Cocospalme steht in dem ganzen Orte, wo es weiter nichts bedurft hätte, als die Nuß einen Fuß tief in die Erde zu graben.

Es ist ein altes Sprüchwort, daß ein Mensch nicht vergebens auf der Welt gewesen sei, wenn er einen einzigen Baum gepflanzt. Ich habe in St. Lorenzo, ehe ich den Platz wieder verließ, doch wenigstens vier Cocospalmen gepflanzt.

Quito ist die eigentliche Hauptstadt des Landes, und dort bestand damals ein sogenanntes gobierno provisorio aus drei Präsidenten oder Directoren. Mit diesen war der gutgesinnte Theil der Bevölkerung, denn diese Leute wollten keinen „Soldatenstaat", sondern nur eine Civilregierung und Hebung des Ackerbaus und der Gewerbe. General Flores war der Generalfeldmarschall dieser Partei, während General Franco in Guajaquil, von dem peruanischen Präsidenten Castilla dabei unterstützt, dem Staat Quito den Krieg erklärt hatte und offen dabei heraussagte, daß er weder Wissenschaft noch irgend etwas Anderes der Art brauche, sondern einen Soldatenstaat haben wolle. Guajaquil selber schien diesen Ehrgeiz keineswegs zu theilen. Franco hatte aber eine Menge Gesindel zusammengelesen, das sich in der ruhigen Republik zu langweilen schien, und erklärte sehr gemüthlich: er wolle dem Lande den Frieden bringen und die Bewohner glücklich machen, indem er die eine Hälfte derselben durch die andere todtschlagen ließ. So Haß und Unfrieden, Zwietracht und Bürgerkrieg überall, und wie noth that doch gerade diesem Lande der Frieden, das, selbst mit den unermeßlichen Hülfsquellen und Schätzen seiner Landstriche und Gebirge, in den letzten hundert Jahren nicht die geringsten Fortschritte gemacht, ja, eher, wenn das möglich wäre, zurückgegangen ist. So liegt die alte Stadt Esmeraldas, von dem fruchtbarsten Lande, von Gebirgen umgeben, die reiche Schätze bergen, noch mit ihren

zwanzig elenden Bambushütten, wie sie vor zweihundert Jahren erbaut wurde, und was könnte aus dem Lande geworden sein, wenn sich die anglo-sächsische Race desselben bemächtigt hätte — was wird daraus werden, wenn selbst jetzt noch eine thätige, betriebsame, unternehmende Bevölkerung einrückt und die Schätze ausbeutet, die hier überall zu Tage liegen. Wunderbare Veränderungen werden dann mit diesem Lande vorgehen, und die jetzigen Bewohner desselben wohl ebenso staunen, als die eben so lässigen californischen Spanier staunten, als Schiff nach Schiff die fremden Einwanderer an ihre Küste warf.

Ist aber erst einmal eine tüchtige europäische Bevölkerung hier ansässig, dann hören auch von selber diese lächerlichen und doch für den Einzelnen so traurigen Revolutionen auf, die jetzt alle Augenblicke die Bevölkerung entzweien, und nicht allein den Arbeiter seiner Thätigkeit entziehen, sondern auch stets mehr oder weniger Menschenleben kosten. Für den dabei unintereſſirten Zuschauer hat es allerdings etwas Komisches, die verschiedenen zusammengelaufenen Armeecorps, die gewöhnlich aus sieben bis zwanzig Mann bestehen, zu beobachten; aber die Leute tragen Gewehre, die nicht allein manchmal losgehen, sondern auch zu Zeiten platzen; und was haben die armen, unglücklichen Menschen gethan, die, mit nicht dem geringsten Ehrgeiz für sich selber, einer „Idee" zufolge (wenn wir eine Sache von Thalern, Groschen und Pfennigen so nennen wollen) derartigen Gefahren preisgegeben werden.

Doch jetzt nach St. Lorenzo zurück, wo wir noch eine Menge angenehmer Bekanntschaften zu machen haben — und was für ein wunderliches Völkchen lebte dort! — Ueberhaupt, wie rasch wechseln die Schicksale im Leben und werfen uns arme Menschenkinder toll und rücksichtslos aus einer Ecke in die andere. Heute noch in dem freundlichen Thüringen, auf der wundervollen Rosenau, von allen Bequemlichkeiten, ja manchem Luxus der Civilisation umgeben, und sieben Wochen später als Hausbesitzer in St. Lorenzo, einem der entferntesten Winkel des Erdballs, den auf der Karte zu finden der Leser sich nur unnütze Mühe geben würde. Hausbesitzer in

St. Lorenzo; vor meiner Thür — eine Thür habe ich eigentlich gar nicht — steigt und fällt die Fluth, ich koche mir meinen eigenen Kaffee, fange meine eigenen Fische und thue genau so, als ob ich auf der ganzen Welt keinen Menschen weiter hätte, der mich etwas anginge.

St. Lorenzo liegt am Pailon etwa 1° 30′ nördl. Breite und ungefähr 87° westl. Länge von Greenwich (denn ich bin einmal nicht mehr gesonnen, mich dem alten deutschen und faulen Schlendrian zu fügen und nach Ferro zu rechnen, das nur noch die deutschen Landkartenkünstler kennen). So weit die Länge und Breite. Sonst liegt St. Lorenzo an einer reizenden Bai, in welche eine Menge aus den Cordilleren kommende kleine und klare Bergströme münden, und es hat den reichsten und fruchtbarsten Boden um sich, den man sich auf der Welt nur denken kann. Allerdings liegt es ebenfalls an der Grenze der Manglaren- oder Mangrovesümpfe, die seine es vom Meere trennenden Inseln füllen. Diese Manglarensümpfe scheinen aber keine ungesunden Dünste auszuathmen, denn sie werden zweimal täglich von der See bedeckt und rein abgewaschen, und können deshalb keine schädlichen Miasmen entwickeln. Dicht dahinter liegt aber auch höheres Land, mit einer Vegetation bedeckt, durch die man weder hinkriechen, noch die man beschreiben kann. Hier mögen die Leute herkommen, die Urwald zu sehen wünschen, oder gar eine Sehnsucht haben, im Urwald spazieren zu gehen. Ich bin doch wahrhaftig schon in mancher Wildniß umhergewandert, aber man kann die Romantik auch übertreiben, denn so etwas von Wurzeln, Stämmen, Dornen, Schlingpflanzen, Sumpflöchern und Lagunen ist mir noch nicht leicht vorgekommen.

St. Lorenzo hat etwa achtzehn Häuser, auf einem Platz zerstreut, der mit mäßiger Eintheilung recht gut zweihundert tragen könnte. Dabei ist der Zwischenraum aber keineswegs mit Gärten, sondern nur mit Kühen, Hunden, Schweinen, Hühnern, und halb oder ganz nackten Kindern ausgefüllt, die sämmtlich rücksichtslos durch den nassen Boden herüber- und hinüberwaten. Einzelne Fruchtbäume stehen allerdings hier, besonders viele mit delicaten Früchten bedeckte Orangen, sonst ist aber nur eine einzige tragende Cocospalme auf dem gan-

zen Platze zu finden, weil die Leute zu lästerlich faul sind, selbst nur eine Nuß in die Erde zu graben. Die Häuser sind so einfach wie dem Klima angemessen gebaut, und stehen alle auf sechs bis acht oder zwölf, etwa zehn Fuß hohen Pfosten, und Bambusleitern, oder noch viel häufiger nur eingekerbte Stämme, die an dem schwanken Fußboden lehnen, dienen Menschen, Kindern und Hunden zu Treppen, um die Beletage zu erreichen. Es ist besonders erstaunlich, welche Geschicklichkeit die Hunde entwickeln, um an diesem Beförderungsmittel nicht allein hinauf, sondern auch herunter zu laufen. Ich würde sagen, sie klettern wie die Katzen, wenn eine einzige Katze im ganzen Orte wäre, um einen solchen Vergleich zu gestatten.

Die menschlichen Bewohner sprechen Spanisch, lassen sich aber sonst von jeder nur erdenklichen Race ableiten, und hätte jeder Farbenton auch einen Klang, so könnte das volltönendste Instrument daraus zusammengestellt werden. Jedenfalls trägt die kaukasische, äthiopische und amerikanische Race die Urschuld an der jetzigen Bevölkerung. Doch auf die Bewohner kommen wir später zurück und wollen uns jetzt erst einmal eine der Wohnungen etwas näher betrachten.

Vorsichtig auf in den Schlamm festgetretenen Stücken Bambus und Holz, Cocos- und Calebassenschalen und Rindenstreifen fortbalancirend, haben wir die Treppe — das heißt den eingekerbten Baumstamm erreicht, und singen nun erst unten: Ave Maria oder etwas Aehnliches, worauf von oben die Antwort purisima oder eine andere Gebetformel folgt, was theils als Gruß, theils als Erlaubniß gilt, den Platz zu betreten. Mit der Erlaubniß sind wir aber noch nicht oben, denn der Pfahl ist nichtswürdig schlüpfrig und liegt nicht einmal fest, so daß schon eine Art Turner dazu gehört, glücklich hinauf zu kommen. Oben angelangt, steigen wir dann erst über zwei oder drei kleine Kinder hinweg, die nackt und ungewaschen überall herumliegen, und hier kann ich nicht umhin zu bemerken, daß ich in meinem ganzen Leben — selbst nicht im sächsischen Erzgebirge — mehr kleine Kinder gesehen habe, als in St. Lorenzo. Weniger als fünf findet man in keinem Hause, und das Wunderbare dabei ist, daß

sie alle von einem Alter scheinen. Wenn das so fortgeht, nicht mehr als die übliche Zahl stirbt und keine bedeutende Auswanderung stattfindet, so kann man recht gut berechnen, daß in hundert Jahren St. Lorenzo etwa 250,000 Einwohner zählen muß. Kinder liegen überall, kriechen am Boden, schaukeln in Hängematten, saugen an ihren Müttern oder an den eigenen Fingern, werfen Calebassen mit Trinkwasser um, ärgern die Hunde und liegen fortwährend am äußersten Rande des Bodens, wo es aussieht, als ob sie jeden Augenblick hinabstürzen müßten. Selbst in den nur aus Palmenrinde gelegten Fußböden sind überall Löcher, durch die sie mit größter Bequemlichkeit rutschen könnten, und die Leiter oder der Baumpfahl scheint eben so bereit zu ihrem Gebrauch, wie für den der Hunde und Erwachsenen. Nichtsdestoweniger kümmert sich kein Mensch um sie, man hört auch nie, daß eins wirklich hinabgefallen sei — oder wenn das wäre, daß es wirklich Schaden genommen hätte, und die Mütter gehen zum Wasserholen, oder fahren in die Bai hinaus, um Austern zu suchen, und überlassen die Würmer ruhig sich selbst und ihrem Schutzgeist, der hier jedenfalls alle Hände voll zu thun hat.

In der Stube selber — die das ganze Haus einnimmt — sieht es wunderlich genug aus. An ein Meublement ist natürlich nicht zu denken, man müßte denn hier und da einen niedrigen Tisch und ein paar Stücke Holz dazu rechnen, die zu Sitzen dienen. Wände existiren ebenfalls nur in einzelnen Fällen, und dann zwar aus gespaltenem Bambus oder eben solcher Palmenrinde. Die Luft hat überall freien Durchgang, und nur das Dach ist mit zusammengeschnürten Palmenblättern fest und dicht gedeckt, um nicht auch noch den fluthenden Regen von oben hereinzulassen. Auf ein paar Querstangen von Bambus, in der Mitte des Hauses, liegen einige Harpunen und Angelruthen, auch wohl ein paar breit geschnitzte Ruder, dazwischen steckt eine macheta — ein langes breites Messer, das zum Lichten der Waldung und zu verschiedenen anderen häuslichen Bedürfnissen dient — drei oder vier Hängematten schwingen überall im Wege, einige sehr kleine Holzkisten stehen an den Seiten, und die innere Einrichtung, mit einem eiser-

nen Topf und sechs bis acht Calebassen, die auf einem rohen Kochherd ihren Platz haben, ist fertig. Eine Art Balkon darf ich aber nicht vergessen zu erwähnen, der, kunstlos bis zum Aeußersten, zu Jedem dient, was in irgend einer Haushaltung vorkommen kann. Dort liegen Calebassen- und Austernschalen, Bananenreste, getrocknete Fische, Orangenschalen, Nachttöpfe, Wischtücher und vorräthige Früchte in malerischer Unordnung durcheinander, und — aber es geht wahrhaftig nicht — ich kann mich nicht weiter auf diese Schilderung einlassen. So viel darf ich aber sagen, daß mich der Schmutz und Unrath in diesen Wohnungen menschlichen Fleißes endlich hinaus in eine Privatwohnung trieb.

Uebrigens setzte ich die Eingeborenen in Erstaunen, als ich dieselbe bezogen und meinen Schreibtisch hergerichtet hatte, denn dort drüben wäre es nicht möglich gewesen, auch nur eine Zeile zu schreiben. Da die Burschen auf der Gotteswelt nichts zu thun haben, als die Woche vielleicht zweimal Bananen zu holen und eine Stunde des Tages Fische oder Austern zu fangen, war ihnen meine Arbeit etwas Neues, und sie machten Anstalt, sich bei mir stetig einzuquartieren. Daß sie mir dabei überall den Boden bespuckten, verstand sich von selbst, und ich überraschte sie einigermaßen, als ich sie ohne Weiteres zur Bude hinausjagte. Ich erklärte ihnen dabei, daß ich dies Haus genommen habe, um vollständig allein zu sein, und wenn sie mich besuchen wollten, möchten sie einmal kommen, wenn ich nicht zu Hause wäre. Als ich das mit drei oder vieren gemacht, ließen sie mich in Ruhe. Es ist schlimm genug, auf einem rollenden Faß zu sitzen und seine Gedanken zu sammeln, es fehlte noch, daß man sich über die faulen Bengel ärgerte.

Die kleine Stadt hat übrigens den Vortheil, daß in ihr nicht ein einziger Laden, überhaupt gar nichts auf der Welt für Geld oder gute Worte zu haben ist — agua ardiente ausgenommen, die ein Menschenfreund von Tomaco von Zeit zu Zeit herüberschafft und für einen Vierteldollar drei Viertelflaschen verkauft. Die Leute leben dafür aber auch wirklich wenig besser als die Indianer, und daß sie dem Namen nach Christen sind, macht darin natürlich keinen Unterschied.

Die Banane ist das tägliche Brod, das auf die verschiedenste Weise zubereitet wird; dazu essen sie dann und wann etwas Reis, wenn sie ihn haben, Fische, Austern, Muscheln und was sie sonst an Wild mit ihren Schrotflinten erlegen können — und das ist wenig genug. Sie halten sich allerdings Hühner, das scheint aber nur mehr zum Staat zu sein, denn einen wirklichen Nutzen habe ich noch nicht daraus ziehen sehen. Natürlich lebe ich jetzt so einfach wie sie: Morgens Austern und Reis zusammengekocht, was gar nicht so übel schmeckt, dazu eine gebackene Banane und eine Tasse Chocolade. Der Cacaobaum wächst wild in Ecuador — wild aber natürlich nur sehr vereinzelt, und zur Anpflanzung dieses nützlichen Baumes haben es erst sehr Wenige gebracht. Zuckerrohr, Kaffee, Vanille, die verschiedensten Arten von Gewürzen, kurz Alles, Alles, was die Vegetation nur Kostbares auf der Erde erzeugt, könnten sie hier mit der größten Leichtigkeit bauen, und thun gar nichts auf der Gotteswelt, als daß sie sich, vom Hunger getrieben, ein paar Fische fangen. Es ist das traurige Bild einer heruntergekommenen Race, die, wenn es auch hier nicht den Anschein hat, als ob sie ausstirbt, doch jedenfalls dereinst einer andern weichen muß, denn eben so viel Recht wie *diese* Menschen hat auch der Indianer der Wälder, das Land für seine Jagdgründe zu beanspruchen, und welcher civilisirte Staat nimmt noch auf einen Indianer Rücksicht?

Und dennoch hat dieses kleine Nest einen Vorzug vor manchem andern Orte — keine der drei Facultäten ist hier vertreten, keine Zeitung, keine Polizei, kein Magistrat, nicht einmal ein Geheimer Rath ist hier — was will man mehr? Da ist jedenfalls Hoffnung für eine glückliche Zukunft.

Ich sagte vorher, daß die Häuser keine Gärten haben; darin finden jedoch Ausnahmen statt, das heißt, hier und da ist auf Pfählen ein altes, unbrauchbar gewordenes Canoe aufgestellt und mit Erde gefüllt worden, in dem einige Zwiebeln und dann und wann auch ein paar Blumen wachsen. Weder Zwiebeln noch Blumen sollen nämlich, einer Unzahl kleiner Ameisen wegen, hier in der Erde gezogen werden können. Hängende Gärten der Semiramis — spreche Einer

von den sieben Wundern der Welt, der Ecuador noch nicht gesehen hat!

Der Gesundheitszustand war, wie schon vorher erwähnt, vollkommen befriedigend, und doch — wäre Jemand an dem Tage, an welchem ich mein Haus bezog, nach St. Lorenzo gekommen, so würde er geschworen haben, daß dieser kleine Ort das größte Fieberneſt der Welt sei. In allen Häusern lagen aber nur die Männer krank am Fieber nieder und schienen mit verbundenen Köpfen und geschlossenen Augen geduldig ihrer Auflösung entgegen zu harren. Am nächsten Tage waren sie aber Alle wieder gesund wie die Fische, und Einige ruderten sogar noch vor Tagesanbruch mit einer Kraft und Ausdauer über die Bai, als ob ihr Leben davon abhinge. Das Räthsel ist leicht gelöst, denn nicht das Fieber, sondern die Revolution lag ihnen in den Gliedern, wenn ich gleich damit nicht gesagt haben will, daß auch nur irgend Einer von ihnen eine selbstständige politische Meinung gehabt hätte. Sie wollten nur eben nicht Soldaten spielen, und da Franco die Leute zu Kriegern pressen ließ, entzogen sie sich dem mit derselben Energie, wie sie sich einem gleichen Ansinnen des General Flores entzogen haben würden. Eine solche Werbetruppe des General Franco war hier eben eingetroffen.

Mir gerade gegenüber, in einem auf Pfählen errichteten Hause ohne Wände, Thür, Fenster und Dach, lagerte und exercirte die Truppe von sieben Mann und einem Officier, warb für die gute Sache und wartete auf die Unterstützung von Tomaco. Die Leute hier hatten aber nicht die geringste Lust, nach Esmeraldas in die Schlacht zu ziehen, und als gütliches Zureden nichts half, wurden sie ernstlich krank. Wie die Fliegen lagen sie umher, und erst als die sieben Soldaten sämmtliche Canoes des Ortes zusammenholten und unter ihrem Fort auf's Trockene zogen, wurden sie für ihre Sicherheit besorgt. Einzelne flüchteten in den Wald, um den Abmarsch der kriegerischen Schaar zu erwarten, Andere griffen zu einem noch verzweifelteren Mittel und stahlen ihre Canoes unter den Augen der Schildwache selbst weg, und als den einen Abend Ordre kam, daß die Verstärkung vom Pailon zur Hauptmacht stoßen solle, waren nur noch fünf Mann, den

Officier eingerechnet, übrig, und eben genug, eine zum Proviant bestimmte Kuh mit fortzuführen. Die Berichte, die wir dazu von der Mündung erhielten, wo ein paar Häuser, St. Pedro genannt, liegen, lauteten ebenfalls nicht ermuthigend, denn statt der erwarteten zweihundert Mann waren nur zwölf Mann eingetroffen. Das Resultat dort blieb ebenfalls nur ein sehr geringes. Sie verzehrten die Kuh, die sie mitgenommen, und kehrten, als sie einsahen, daß eine solche Streitmacht doch nicht gut eine feindliche Stadt überfallen könne, ruhig in den Kreis ihrer Familien zurück.

Die Scenerie ist prachtvoll; überall ragen aus dem Wald die herrlichsten, wild wachsenden Palmen hervor, ihre Stämme stecken aber in einem solchen Dickicht von anderer Vegetation, daß sie, selbst an der Wurzel abgehauen, an vielen Stellen mit dem besten Willen nicht einmal umfallen könnten. Beim Lichten des Waldes muß dann auch erst einer jener riesigen Stämme die Bahn brechen, der in der Wucht seines Falles alles Uebrige rücksichtslos mit zu Boden reißt. Man darf überhaupt in der Welt nicht zu viel Rücksichten nehmen, wenn man sich Bahn brechen will.

Dicht um das Wasser her nimmt fast nur der Mangrovebaum mit seinen wunderlichen Wurzeln den Raum in Anspruch. Manche von diesen alten riesigen Bäumen habe ich gesehen, die genau so aussehen, als ob sie die Wurzeln in die Höhe und die Aeste auf den Boden streckten, denn ihre Stämme berühren gar nicht, oft nicht einmal mit einem Hauptwurzelarm, den Grund, sondern stehen, von unzähligen Fasern und Auszweigungen getragen, wie frei in der Luft. Unter diesen bogenförmigen Abzweigungen der Wurzeln, die mit einem undurchdringlichen Gewirr schlammbedeckter Fasern und Aeste den Boden bedecken, wächst und wühlt die Fluth, und läßt in der Ebbe den Grund darunter, wie eben so viele Höhlen, nackt und bloß. Aber die ganze Natur lebt und webt dabei, und wie aus allen Richtungen her ein wildes Gewirr von Vogelstimmen an des Jägers Ohr tönt, der mit leisem Ruderschlag sein Canoe durch diese Wasser lenkt, so ist auch fast keine Mangrovewurzel, die nicht ihre wunderlichen Bewohner in Gestalt der verschiedensten buntfarbigen

und schwarzen Krabben hat. Die Fische stellen diesen Thieren nämlich gierig nach, und die Krabbe, die zur Ebbezeit ein höchst gemüthliches und beschauliches Leben unter den verschiedenen schlammigen Schlacken am Ufer führt, oder auch ihre besonderen Privatlöcher an der steilen Lehmbank hat, ist genöthigt, ihre Zuflucht bei Fluthzeit zu den niederhängenden Schößlingen der Mangrove zu nehmen, um an diesen aufwärts ihren gefräßigen und schnellen Feinden zu entgehen. Seitwärts sieht man sie überall daran auf- und ablaufen, und die Fischer nehmen sie als leichte Beute in Beschlag, um ihre Angeln mit ihnen zu ködern. Die Bai ist übrigens außerordentlich fischreich, und große, vortrefflich schmeckende Austern kommen in der Ebbe überall zu Tage, Jedem offene Tafel gönnend, der Lust hat, sie zu öffnen und zu verzehren.

Die Inseln, die der auslaufende Strom bildet, sind allerdings nur meist niedere Mangrovesümpfe, hier aber schon am Pailon fängt das höhere Land an und dehnt sich in einer fruchtbaren, aber noch wasserreichen Ebene bis zu den nächsten, nicht sehr fernen Abzweigungen der Cordilleren aus.

Da ich übrigens glücklicher Hausbesitzer eines auf neun Pfählen, wie auf einem Kegelspiel stehenden Hauses oder Wigwams, also damit auch Bürger von St. Lorenzo geworden, war ich auch im Stande, das dortige Stillleben (fünfundzwanzig Kinder schrieen die ganze Nacht, sechsundbreißig Hunde bellten, und man hörte sie alle) genau kennen zu lernen, und den Leser wird es vielleicht interessiren, eine kurze Skizze, vom Gesichtspunkt eines civilisirten Menschen aus, zu durchblättern.

Trotz meiner, übrigens nicht bedeutenden Civilisation war ich auch schon vollkommen indianisch eingerichtet, und denk' ich jetzt zurück, seh' ich noch bis zu dieser Stunde den Platz vor mir, wie er mich damals umgab. Auf den Bambusstäben, die meine Decke bilden, liegen meine Harpune, meine Angelruthe und mein Ruder. Die Doppelbüchse hängt mit Teleskop und Bergstock an einem Pfahl, denn eine richtige Wand habe ich eigentlich nicht, und unten vor dem Haus an einem Bastseil liegt mein Canoe. Vier Calebassen für Wasser, ein eiserner Kochtopf mit einem Chocoladenkocher, ein

Teller, eine Tasse und ein hölzerner Löffel bilden mein Kochgeschirr, einige getrocknete Fische und eine Calebasse mit Reis, wie ein Korb mit Orangen, eine reifende Fruchttraube der Banane und ein Dutzend grüner Cocosnüsse meinen Speisevorrath, und mein Schreibtisch ist einer jener nichtswürdig niedrigen, kaum fußhohen Tische, die hier Mode sind, auf ein halb durchgehauenes Canoe gestellt, mit einem halben Eimerfaß als Stuhl. Die andere Hälfte des Canoes wurde nämlich dazu verwandt, einen Indianer zu begraben, der aus irgend einem Grunde gestorben war. In *seiner* Hälfte modert er jetzt, auf *meiner* schreibe ich nach Deutschland — so ungleich sind die Schicksale in der Welt vertheilt.

Eigentlich ist es ein wunderbares Volk, das diese Küsten bewohnt — ein Mischlingsstamm aus Spaniern, Indianern und Negern — und hätte Aehnlichkeit mit den Südsee-Insulanern, wenn die Verhältnisse nicht so ganz verschieden wären. Der Südsee-Insulaner arbeitet nämlich nicht, *weil* ihm die Natur Alles bietet, was er zum Leben braucht, und die Brodfrucht ihm in den Mund wächst. Der Ecuadorianer arbeitet ebenfalls nicht, aber *trotzdem*, daß ihm die Natur *keine* Brodfrucht über die Nase hängt. Er hat nichts zu essen, aber das genirt ihn nicht im Geringsten, und nur im äußersten Nothfall schlendert er hinaus in seinen Bananengarten, den er einmal vor Jahren anlegen *mußte*, wenn er nicht verhungern wollte, oder fängt ein paar Fische für sich und die Seinen; das ist Alles. Woher er seine Kleider bekommt, ist ein Räthsel, das nur die Kaufleute in Esmeraldas und Tomaco zu lösen wissen, denn dort sollen alle diese Leute Summen schuldig sein, und nur wie ihnen Jemand borgen konnte, begreife ein Anderer. Natürlich sind sie abergläubisch, und der Mond spielt bei ihnen eigentlich die Hauptrolle. Nichts geschieht, wenn der Mond nicht, wie sie meinen, passend dazu am Himmel steht; und *wie* sie das wissen, ist mir ebenfalls ein Räthsel, denn der Himmel ist das ganze Jahr bewölkt, und ein Kalender existirt im ganzen Neste nicht. Zu kaufen ist hier gar nichts, außer dann und wann einmal eine Flasche agua ardiente oder Syrup, den eine einzige Frau hier aus einem kleinen Feld mit Zuckerrohr gewinnt. Sie be-

sitzt auch drei Pfund weißen Zucker, für den sie drei Realen ($^1/_2$ Thlr.) das Pfund verlangt, und da ihn Niemand kauft, wird sie ihn selber verbrauchen müssen.

Eines Tages hatte ich gar nichts im Haus zu essen und konnte, des ewigen Regens wegen, nicht auf die Jagd gehen. Im ganzen Orte war dabei kein Fisch, keine Banane zu kaufen, und zur Verzweiflung getrieben, beschloß ich endlich eins der hier zahlreich herumlaufenden Hühner käuflich an mich zu bringen. An welches Haus ich mich aber auch wandte, es war keins zu bekommen. „No hay, Señor," lautet die stete Antwort — „wir haben keine." „Aber wem gehören die alle, die hier herumlaufen?" — „Quien sabe?" sagten sie achselzuckend — dies verzweifelte Quien sabe, das mich schon in Californien so geärgert hatte! Aber ich war hungrig und fest entschlossen, diesmal mich nicht abweisen zu lassen. Ohne deshalb ein Wort weiter zu verlieren, ging ich nach meinem Haus, nahm meine Büchse und schritt der nächsten Wohnung zu, wo ich die meisten Hühner versammelt fand. „Was wollen Sie thun, Señor?" fragte die eine Frau erschreckt. „Eins der Hühner schießen," erwiderte ich, „der Eigenthümer wird sich dann ohne Zweifel melden." — Das half — der Eigenthümer meldete sich — ehe ich die Büchse an der Backe hatte, in Person der alten fetten Donna selber. Sie bekannte sich als die Besitzerin der Hühner und verkaufte mir jetzt ohne Murren eins derselben, mit dem mein Blutdurst gestillt war.

Eine andere höchst schwierige Sache ist es hier, Chocolade zu bekommen, obgleich man Ecuador das Vaterland des Cacaobaumes nennen kann. Der Indianer, der in der andern Hälfte des Canoes liegt, hat eine große Anpflanzung von mehr als tausend Bäumen hinterlassen, und kleinere Cacaogärten liegen an verschiedenen Stellen. Cacao ist auch genug zu bekommen, aber keine Chocolade, die von den Frauen hier zwischen Steinen gerieben oder „gemahlen" wird. Was sie nothdürftig für sich brauchen, mahlen sie allenfalls, mehr nicht, obgleich man ihnen gern das Pfund mit zwei Realen (10 Sgr.) bezahlt. Den Cacao selber sammeln sie auch natürlich mit dem Mond.

Die Frau des Mannes in dem halben Canoe monopolisirt außerdem fast den Verkauf, das heißt sie ist die Einzige, die dann und wann mehr macht, als sie selber braucht, und mit keinem Brocken mehr im Haus ging ich zu ihr. „Ja, ich will mahlen," sagte sie, „wenn ich „trockene Bohnen" hätte, aber no hay." — Gut, trockene Bohnen waren, wie ich wußte, zu bekommen. Ich ging zu einem andern Haus, kaufte zwei Pfund und brachte ihr dieselben, die sie am nächsten Tage zu mahlen versprach. Da ich wußte, was auf derlei Versprechungen zu geben ist, setzte ich meine Bemühungen fort, und es gelang mir richtig, ein Pfund Chocolade für den augenblicklichen Bedarf aufzutreiben. Zwei Tage später begleitete ich den englischen Ingenieur als Jäger in die Berge, wo ich nur zwei bis drei Tage bleiben wollte, aber neun Tage ausblieb, und mein erster Gang war, nach meiner Rückkunft, zu der Frau, um die Chocolade abzuholen. — „Ja, ich wollte gern mahlen," sagte sie, „aber es giebt keine trockenen Bohnen." — „Den Henker auch," rief ich, „ich hab' Dir ja selber zwei Pfund gebracht." „Ja, das ist wahr," erwiderte sie mit voller Gemüthsruhe — „die hab' ich freilich selber aufgebraucht — so wie aber der Mond gut ist, gehe ich hinaus und sammele andere," — und da soll der Mensch nicht fluchen.

Die Häuser stehen hier, wie schon gesagt, auf Pfählen, und zu Treppen dienen fast einzig und allein roh eingekerbte Baumstämme — für meine Treppe ebenfalls, von der ich, trotzdem daß ich das Haus schon vier Wochen hatte, erst dreimal hinuntergefallen war. Erstaunlich ist es aber, welche Fertigkeit Kinder, Hühner und Hunde besitzen, dies Verkehrsmittel hinauf- und hinabzulaufen. Besonders die Hunde visitiren Abends die verschiedenen Häuser, um irgend eßbare Gegenstände zu finden, und überraschen nicht selten den glücklichen, in seiner Hängematte liegenden Besitzer durch eine kalte, in seine Hand geschobene Nase. Zweimal ist es mir auch passirt, daß ich Nachts andern Besuch bekam. Einmal wach' ich auf und höre, wie sich irgend Jemand in meinem Hause äußerst lebhaft mit einem andern unten befindlichen Individuum unterhält. Ich springe aus der Hängematte und frage, in der

Stockdunkelheit, wer da ist. „Ich bin's," sagte eine, natürlich vollkommen fremde Stimme. — „Und zum Teufel, wer ist der ich?" — „Oh, ich wohne in San Pedro und habe mich verirrt — ich will jetzt hier schlafen." — Nun ist es aber Sitte, daß Niemand ein fremdes Haus betritt ohne den Ruf Ave Maria, worauf er eine Antwort des Besitzers oder Inwohnenden abzuwarten hat — noch dazu bei Nacht. Der Bursche war aber gegen alles Völkerrecht in voller Dunkelheit zu mir heraufgeschlichen, und ich jagte ihn deshalb, trotz des niederfluthenden Regens, ohne Erbarmen wieder hinaus; naß war er doch einmal.

Kurze Zeit vorher war mir Aehnliches passirt, und ich zog von da an meinen Baumpfahl Abends vor Schlafengehen wie eine Zugbrücke herauf — aber selbst das ist kein Schutz. Eines Tages hatte ich mir einen Peon gemiethet, um am nächsten Morgen eine kleine Wanderung vorzunehmen. An dem nächsten Morgen goß es aber, was vom Himmel herunter wollte, und der Peon kam mit Tagesgrauen, mich zu fragen, ob wir trotzdem gehen wollten. Der eingekerbte Stamm war noch heraufgezogen; das genirte ihn jedoch nicht im Mindesten. Wie eine Katze kletterte er an dem Eckpfahl herauf, legte sich mit beiden Armen auf die Diele und sagte: „Guten Morgen, Señor — es regnet."

Die sechzehn oder achtzehn Häuser des kleinen Ortes liegen zerstreut auf dem vielleicht zehn Acker großen Bauplatz von St. Lorenzo; da aber Alles offen oder nur durch Bambusstäbe ein klein wenig vor dem Blick der Nachbarn geschützt ist, so bildet der ganze Ort gewissermaßen eine Familie, in der Jeder genau weiß, was in dem Nachbarhause passirt. Kein Kind kann husten oder schreien, kein Hund bellen, ohne daß es sechzehn Häuser stört. Nachts hört man die Unterhaltungen aller Orten, und die Marimba, das Lieblingsinstrument der Eingeborenen, klimpert in einem fort. Diese entsetzlichen Instrumente sind nie rein gestimmt, selbst von der Geburt an, und da sie Niemand verderben kann, hat der Vater kaum die Klöppel hingelegt, als sie der Sohn schon wieder aufnimmt und weiter hämmert. Die Melodie, die sie zu ihrem nicht ungraziösen Tanze benutzen, bewegt

sich in drei oder vier Tönen, und nur die Ausdauer ist dabei zu bewundern, mit der sie oft zehn und zwölf Stunden lang ununterbrochen in Gang gehalten wird. Die Begleitung dazu bildet eine Art Trommel, oder in Ermangelung dieser irgend ein Kasten, der im Tact mit den Fäusten gestoßen oder gehämmert wird. Im Walde giebt es einen Vogel, der eine ähnliche Melodie pfeift, und sie nennen ihn den Marimbero.

Die Cajapas-Indianer fabriciren auch eine Art von Guitarre, die sie, wie ein Canoe, aus einem einzigen Stück Holz sehr geschickt aushöhlen. Ein Mann hier im Orte, derselbe, der mir sein Haus verkaufte und eine Art von Zimmermann oder Kunsttischler ist, versuchte etwas Aehnliches. Er nahm einen ziemlich harten Baumstamm, und hackte wirklich, mit anerkennungswerther Ausdauer, die Form einer Guitarre heraus; als er aber dazu kam, das Ding auszuhöhlen, gab er es in Verzweiflung auf, und es liegt jetzt vor meiner „Treppe" als „Schlammstufe", während ich mir acht Tage vergebens den Kopf darüber zerbrach, zu was der wunderliche Holzblock eigentlich bestimmt gewesen.

Nur eine einzige Guitarre ist im Orte, die leidlich gespielt wird, aber einige musikalische Frauen haben wir hier, und in stiller Nacht erhebt sich manchmal plötzlich aus der einen oder der andern Ecke eins der wunderbarsten Gequietsche, das menschliche Einbildungskraft je *Gesang* genannt hat. Die eine Frau — sie wohnt nur zwei Häuser von mir und ich kann sie vollkommen deutlich hören — ist besonders komisch darin, denn sie hat stets den Schlucken, was sie aber keineswegs am Singen hindert. Die Wirkung, die das in der fast stets wehmüthigen Melodie hervorbringt, ist äußerst eigenthümlich. Manchmal schreit auch ein Kind dazwischen, und ich kann an der Schwingung des Tones hören, wie sie die Hängematte schaukelt; *das* Kind soll aber noch geboren werden, das sie zwingen würde, ihr Lied zu unterbrechen. Kleine Hindernisse existiren für die Frau nicht.

Handwerker giebt es hier gar nicht, meinen Zimmermann ausgenommen. Hüte — die sogenannten Panamahüte —

flechten übrigens verschiedene Leute, auch lebt ein Mann hier, von dem das Gerücht geht, daß er einmal ein Rad gemacht hätte; aber kein Mensch weiß hier, was eigentlich ein Rad ist, denn Niemand hat noch eins gesehen, oder weiß sich zu erklären, zu was es eigentlich dienen könnte. Sie haben das Wort in ihrer Sprache, etwa mit einem ähnlichen unbestimmten Begriff, mit dem wir das Wort Chaos anwenden. Keine Uhr ist in dem ganzen Orte, keine Mühle, nicht einmal eine Kaffeemühle, kein Schiebkarren, kurz nichts, das auch nur in der entferntesten Weise an einen radähnlichen Gegenstand erinnern könnte. Eben so wenig haben die Leute hier je ein Pferd gesehen — es müßten denn Einzelne da sein, die von weiter her eingewandert sind. In den einzigen benachbarten Orten, Esmeraldas und Tomaco, giebt es nämlich eben so wenig Pferde, denn die Plätze sind in die Wildniß eingehauen und der einzige Verkehr von dort ist zu Wasser.

Hier in ganz St. Lorenzo bin ich der Einzige, der Abends Licht brennt — gute Stearinlichter noch dazu, die ihren milden Schein in einer alten Stalllaterne vergeuden. Die Laterne ist aber nöthig, und zwar darf sie, wie die meinige, nur drei Scheiben haben, um das Licht nach einer Seite zu werfen, während es auf den anderen drei Seiten — ich sitze immer gegen den Wind — vor diesem geschützt ist. Stehe ich Abends aber einmal auf und bewege mich in meinem Wigwam, so bellen im nächsten Augenblick auch sämmtliche Hunde in der ganzen Stadt; dadurch geweckt, fangen die Kinder an zu schreien, und es bedarf einer vollen Stunde, bis sich Alles wieder beruhigt. — Wir haben die Beispiele ja auch in Europa, daß kleine Ursachen große Wirkungen hervorbringen.

Uebrigens spielte ich auch in gar nicht etwa so seltenen Fällen den Arzt, und curirte kaltes Fieber und Kolik wahrhaft meisterhaft mit Brechweinstein, Ipecacuanha, Chinin und Opium, konnte aber, trotz dieser nützlichen, wenn auch nicht sehr lohnenden Beschäftigung, doch die Zeit kaum erwarten, wo ich auf's Neue meine Büchse schultern und in den stillen Wald hineinwandern konnte, fremden, neuen Gegenden zu. An Unterhaltung fehlte es mir ebenfalls; denn daß jenes

kleine Detachement Soldaten, wenn es sich zeitweilig in St. Lorenzo aufhielt, den ganzen Tag nach einem nicht weit von meinem Haus entfernten Stein schoß und nie den Platz fand, wo die Kugeln eingeschlagen waren, konnte mich wohl in einer angenehmen Aufregung halten, aber doch nicht für die Länge der Zeit fesseln. Vor den Soldaten fürchtete sich übrigens ganz St. Lorenzo, und die entsetzlichsten Gerüchte liefen von Mund zu Mund, ja wurden fast zur Gewißheit, als eines schönen Tages eine alte Negerin in einem Canoe hier eintraf und wahre Räubergeschichten von Haus zu Haus trug. In Folge davon kam auch richtig noch an dem nämlichen Abend ein besorgter Familienvater zu mir, erzählte mir, daß er gehört habe, Franco's Bande würde die Stadt überrumpeln, und frug an, ob er mir in dem Fall nur seine Familie bringen dürfe: eine Frau, zwei Töchter und drei schmutzige Jungen. Bei dem Fremden fühlten sie sich sicher, und in dem Fall hätte ich mir eine schöne Colonie von hülfsbedürftigen Damen auf den Hals laden können.

Die Sache war aber lange nicht so schlimm, als sie gemacht wurde, denn „Franco's Bande" traf wirklich ein, ohne daß auch nur ein Mensch in dem kleinen Orte von ihr gekränkt wurde. Zwei Tage später nämlich, als ich Morgens aufstand, wurde ich durch ein prächtiges Schauspiel überrascht. Vor mir lag die einmal ausnahmsweise von der Sonne beschienene freundliche Bai, und auf dieser kamen langsam mit der steigenden Fluth vier so malerische Kriegscanoes angeschwommen, wie ich sie in meinem ganzen Leben nur gesehen habe. Mit meinem Teleskop konnte ich sie schon von Weitem deutlich erkennen, und alle waren mit Bewaffneten bis an den Rand geladen. — Und was für Bewaffnete! — Schwarze und braune Burschen, manche mit stattlichen Bärten und zerknitterten Hüten, alte Ponchos über die Schultern geworfen, oder diese auch nackt der Luft und Sonne preisgegeben, mit Musketen, Lanzen und alten Pallaschen bewaffnet, schwammen, malerisch in den Canoes gruppirt, langsam mit diesen heran und landeten endlich ihre Mannschaft — circa hundert Krieger — an derselben Spitze, an der mein Wigwam steht. Es war der Gouverneur von Esmeraldas, der seine Getreuen

aufgeboten hatte, in der Sache der Freiheit — für General Franco in Guajaquil — die Empörer zu zerstreuen, die für die provisorische Regierung in Quito gewagt hatten, einzustehen.

Von seinem Generalstab umgeben — sie gingen Alle barfuß, selbst der Gouverneur — hielt er vor meinem Hause, und war so freundlich, mir zuerst einen Besuch abzustatten. Ich muß noch einmal erwähnen, daß ich eben erst im Negligé aus meiner Hängematte kam und mich noch nicht einmal gewaschen hatte; wir tranken aber ganz vergnügt einen „Bittern" auf den frischen Morgen, zündeten eine Cigarre an und versprachen, uns beim Frühstück wieder zu treffen. Die Mannschaft wurde dann durch den Quartiermeister in den verschiedenen Häusern — ob Raum oder nicht — untergebracht, die Frauen und Mädchen flüchteten zu alten, würdigen Damen in Unterröcken, die sie in Schutz nahmen, und die Soldaten zogen aus, um die Pisanggärten der Aufrührer zu brandschatzen und ihre Kühe einzufangen und zu schlachten.

So viel aber zur Rechtfertigung des Gouverneurs, der selber ein sehr braver und rechtlicher Mann war. In dem einen Hause hatten die Soldaten von ein paar Frauen einen Halsschmuck, eine Scheere und ein paar andere Kleinigkeiten gestohlen. Der Vater, der sich deshalb beim Gouverneur beklagte, taxirte selber den erlittenen Schaden auf etwa $3\frac{1}{2}$ Dollar. Als die Thäter aber nicht ermittelt werden konnten, zahlte der Gouverneur den Verlust aus seiner eigenen Tasche.

Prächtig sah es aus, wie die Rationen vertheilt wurden, denn während sechs so pittoresk zerlumpte Gestalten, wie sie sich die Phantasie nur denken kann, zwei arme, auf Seiten General Flores' stehende Kühe herbeischleppten, abschlachteten und zerlegten, kamen Andere schwer beladen aus den Pisanggärten zurück, und für jeden Mann wurden vier oder fünf grüne Pisang — je nach der Größe — zusammengelegt, bei denen wieder besondere Schildwachen stehen mußten, die für General Franco gesinnten Kühe abzuhalten, sich der Pisang zu bemeistern. Das Ganze dauerte aber — vom Schlachten

der Kühe bis zum Verzehren der Mahlzeit — keine halbe Stunde, und die Mannschaft vertheilte sich dann, um einzelne Bewohner von St. Lorenzo, die mißliebig schienen, gefangen zu nehmen. Keiner widersetzte sich dabei, kein Schuß fiel, kein lautes Wort wurde fast gesprochen, und das Ganze war eine so stille, ruhige Eroberung einer Stadt, wie sie wohl je vorgekommen. Natürlich nahmen wir Fremden nicht den geringsten Antheil an diesen Streitigkeiten, denn das war eine Sache, welche die Bewohner von Ecuador allein unter sich selber auszumachen hatten.

Die Gefangenen gab der Gouverneur übrigens später freundlicher Weise alle wieder heraus, als wir ihm einen Boten nachschickten und ihm sagen ließen, daß er uns nicht einen einzigen Mann zu den nöthigsten Arbeiten gelassen habe und wir ohne dieselben nicht fertig werden könnten. An dem Abend war natürlich große Marimba. In einem der Häuser, in denen die Soldaten einquartiert waren und in dem dieses unvermeidliche Instrument hing, machten sich ein paar schon um elf Uhr Morgens darüber her, die aus Palmenholz verfertigten Tasten warm zu schlagen. Das Klimpern dauerte auch ununterbrochen bis zum Dunkelwerden fort, wo es dann ernstlich in Angriff genommen wurde.

Die gewöhnlich vierhändig gespielte Marimba wurde von zwei eben abgelösten Kriegern besetzt, ein Anderer hatte sich der Trommel bemächtigt, die er mit derben Fäusten schlug — zwei junge Burschen bearbeiteten gemeinschaftlich zu gleichem Zweck eine Kiste, die den Marken nach einst Seife enthalten und von Boston ihren Weg hierher gefunden hatte, und zwei andere, so wild und trotzig als irgend möglich aussehende Vaterlandsbefreier führten, in Ermangelung einer Dame, zusammen den Tanz auf. Bei diesem ist es freilich Sitte, daß Herr wie Dame ein Taschentuch in die Hand nimmt, das auf die koketteste Weise geschwenkt und gehalten wird; wo aber hernehmen und nicht stehlen, denn Keiner aus dem ganzen Corps, der Gouverneur ausgenommen, führte solch' einen Gegenstand mit sich. Die Schärpen, die sie um die Hüften trugen, mußten den Dienst auch versehen; rasch knüpften sie dieselben los, und der überdies schwache Boden zitterte unter

den gewichtigen Tritten. Gar bunte Decoration umgab dabei die Tänzer, denn an den Wänden hingen alle Arten, alle Größen verrosteter alter Flinten, die kein Kreiser in Deutschland auch nur auf die Schulter genommen hätte; in den Ecken lehnten scharfgeschliffene Lanzen und alte Pallasche, und Ponchos und Proviantbeutel füllten den Raum aus, der nicht von dem braunen, bärtigen, vergnügt dreinschauenden Publikum eingenommen war. Der Schein einer Fackel von Gummielasticumharz verbreitete dabei über das Alles nur ein trübes Licht und warf seinen düstern Schatten mit einer ganz eigenthümlichen Wirkung über die wilden Menschen und Waffengruppen.

Mitten in den Tanz hinein tönte ein schriller Ruf. Im Nu schwieg die Marimba, und die Tänzer standen regungslos — wieder, und lauter als vorher derselbe Ruf — der eine der Tänzer, der die Dame vorstellte, mußte auf Wache. Rasch gürtete er sich seine Schärpe wieder um, ergriff mit einer Art Instinct seine alte Muskete unter der Zahl der übrigen heraus, und verschwand draußen in der Dunkelheit, als die Marimba schon wieder in toller Lust einfiel und ein Anderer seinen Platz ausgefüllt hatte.

Am nächsten Morgen schiffte sich die Schaar wieder nach San-Pedro ein, und wir hörten von ihren Heldenthaten weiter nichts, als daß sie nach Esmeraldas zurückgefahren wären, wo der Gouverneur vom General Franco bald nachher — Gott weiß weshalb — abgesetzt wurde.

Seit der Zeit haben wir Frieden hier, und ich lebe nur in ununterbrochener Fehde mit den Kühen, die mir jeden Abend in meine Umzäunung brechen wollen, mit den Fledermäusen, die Nachts meine reifen Bananen anfressen, mit einer verwünschten Art bleichsüchtiger weißer Frösche, die auf dem Dache quaken und mich im Hause selber unaufhörlich besuchen, und mit einer kleinen grünen Fliege, die eigentlich das nichtswürdigste Individuum ist, das je in Gestalt einer Fliege herumfurrte und einen Menschen ärgerte. Sie sticht nicht — das einzige Gute, was man von ihr sagen kann, und das fehlte auch noch — aber sie sucht sich dunkle Stellen, in denen

sie eine eigene Art von zähem, klebrigem Harz deponirt, um irgend eine Wohnung oder einen Brutplatz zu bauen. Gleich bei meiner Ankunft hier wurde ich ermahnt, meine Büchsenläufe verstopft zu halten, da diese Fliege solche Plätze am allerliebsten aufsucht, und ich that das von da an sorgfältig, aber — sie weiß auch andere Stellen aufzufinden. Der Rock, den man hier wenig braucht, hängt ein paar Tage am Nagel — heute will man ihn einmal anziehen, da hat dieser Satan von einer Fliege eine lange gelbe Harzröhre in den Falten hinaufgezogen, und die ganze Geschichte klebt zusammen, als ob sie zusammengenäht wäre. Meine Zither hing einige Tage, als ich in den Bergen war, unberührt in ihrem Futteral; wie ich sie wieder herausnehmen wollte, war sie hineingeleimt. In meiner Jagdtasche hatte ich mein Pulvermaß eine kurze Zeit aus der Lederröhre genommen, in die es gehört; wie ich es wieder hineinstecken wollte, fand ich den Platz mit dem gelben Harz fest verkittet. Messerscheiden, Hosentaschen und derartige Dinge darf man nicht offen ihnen preisgeben, oder man hat sich die Folgen selber zuzuschreiben.

Die Insecten sind sonst in St. Lorenzo selber nicht besonders lästig, und daß sich Einem Abends beim Schreiben eine Fledermaus an den Rücken krallt, gehört zu den Seltenheiten, und ist mir auch in der That nur erst ein einziges Mal passirt. Sonderbar ist es, daß die Hunde jedesmal zu bellen anfangen, wenn der Lärm der Marimba, das Schreien der Sänger aufhört. Man sagt ja auch, daß der Müller aufwacht, wenn seine Mühle stehen bleibt. Im nächsten Hause würgt eine Mutter ihr Kind. Jedesmal, wenn es zu brüllen anfängt, legt sie ihm die Hand oder ein Tuch auf den Mund, bis ihm der Athem vergeht — dann ist es still, bis sich die kleine Lunge erholt hat. Natürlich beginnt es mit neuen Kräften, und die Operation wiederholt sich. Aber ich muß schließen — die Marimba macht einen solchen Heidenlärm im zweiten oder dritten Hause von hier, daß mir die Ohren gellen. Es ist da die Vorbereitung zu einem morgenden Sonntag, den sie den „großen Sonntag" nennen — also morgen ist Sonntag, welcher aber weiß ich wahrhaftig nicht. Ich habe eine Ahnung, daß wir uns im Beginn des August

befinden, ob wir aber den 1. oder 10. schreiben, wäre ich nicht im Stande zu sagen — es ist auch nicht nöthig, denn in einem solchen Vegetationsleben stört die Zeitrechnung nur.

3.

In der Wildniß.

Es ist ein gar wunderbares, eigenthümliches Ding für Jemanden, der an europäische Zustände, an europäische Gesittung, an europäische Bequemlichkeiten gewöhnt ist, hier auf einmal mitten in die Wildniß zu fallen und sich da so häuslich niederzulassen, als ob er im ganzen Leben nicht daran dächte, wieder fortzugehen. — Es hat seinen Reiz, das läßt sich nicht leugnen, und schon daß ich in fast vier Monaten den Namen Louis Napoleon nicht einmal nennen hörte, war eine Art von europäischer Erholung. Außerdem bietet die Natur auch wieder manches wunderbar Schöne — die ewig schaffende, die ewig sich verjüngende Natur, die hier unter keiner Scheere gehalten wird, sondern sich frei — manchmal auch ein wenig zu frei — regen und bewegen kann. Außerdem müßte ich aber schändlich lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir solch ein Leben — mit den Banden, die mich daheim fesseln — auf die Länge der Zeit behagen könnte, und ich finde denn doch, daß ich, trotz Allem was uns daheim drückt und ärgert, keineswegs schon zu den Europamüden gehöre. Ich bin aber einmal hier, bin mitten in die Wildniß hineingesprungen, und Alles, was ich zu thun habe, ist zu sehen, daß ich wieder hinauskomme. Bis dahin will ich mich aber, so weit es meine Mittel erlauben, ihrer freuen, will sie genießen nach besten Kräften, und die Erinnerung mag mir dann später vergüten, was ich jetzt gerade an der Erinnerung leiden muß.

Den Leuten hier darf man es übrigens nicht verdenken, daß sie sich keinen Begriff von unseren europäischen Zuständen machen können — kommt es mir selber doch wahrhaftig manchmal wie ein Traum vor, daß zwei so verschiedene Länder existiren und in wenigen Wochen erreicht werden können, ohne daß eins vom andern viel mehr als den bloßen Namen kennt. Dort daheim Alles Leben und Bewegung, ein ewiges Drängen und Treiben und Streben — ein rastloser Fleiß und Ehrgeiz, ein ewiger Kampf um des Lebens Güter — oft um das tägliche Brod, und oh wie oft! — hier dagegen nichts als Ruhe, ewige Ruhe, im Wald drinnen mit seinen düsteren Schatten, in den Herzen der Menschen, die sich ihre Wohnungen an ihn hinangebaut haben. Sie wissen nichts von der Welt, wie sie draußen um sie liegt, sie verlangen nichts davon zu wissen — weshalb auch? von dort her können sie keine Pisang oder Fische bekommen, und das ist eben Alles, was sie brauchen. Abgeschiedener liegt in der That keine Insel der Südsee, als eins dieser kleinen Dörfer an der Westküste Amerikas, die der Verkehr bis jetzt noch nicht berührt, noch nicht gesucht hat — und doch scheint solch' ein stilles, abgeschiedenes Dorf eine Weltstadt, wenn man aus dem bis dicht daran reichenden Wald tritt, aus dem Urwald, wie er nicht dichter und wilder die Niederungen des Amazonenstroms oder Indiens deckt.

Dort ist Wildniß, und wer einen solchen Wald noch nicht betreten hat, wird auch nie im Stande sein, sich einen richtigen Begriff davon zu machen. — Wir haben auch Urwald in Europa, aber, guter Gott, wie zahm und friedlich erscheint der gegen die hiesige Waldung, in die der Mensch sich erst mit dem Messer seine Bahn hauen muß, sie nur auch einmal von innen betrachten zu können! — Dort herrscht Ruhe, aber es ist nicht die stille Ruhe eines europäischen, ja selbst eines nordamerikanischen Waldes, es ist wie die Ruhe des Grabes, groß und fürchterlich.

Hier und da tönt der eigenthümlich schrille Ton eines Vogels durch den Wald, aber kein fröhliches Vogelgezwitscher erfüllt ihn; der Lärm einer tobenden Affenschaar zieht vorüber und läßt die Wildniß öder als zuvor. — Jetzt plötzlich

rauscht und prasselt es in dumpfem, langgezogenem Ton, und ein Schlag schmettert durch die Waldung, der den Boden erbeben macht. Es war einer der alten Baumriesen, dessen morsch gefaulter Stamm die Last der Jahre und der Zweige nicht mehr tragen konnte, und mit seinem ganzen Anhang von Schmarotzerpflanzen, mit Allem, was sich um ihn hergedrängt hatte, nieder zu Boden bricht. — Einen Moment wohl schweigt Alles — selbst der Affen wilde Schaar verstummt und das monotone Zirpen der Grille, während die Luft noch von dem Falle zittert und schwüler, drückender scheint als je — aber es ist auch wirklich nur ein Moment, denn noch haben sich die zerrissenen Glieder des Gefallenen nicht in ihre neue Lage finden können, noch schnellt hier und da ein lebenskräftiger Schößling, der nur gebeugt, nicht gebrochen ist, zurück, dann aber ist er begraben und vergessen. Die Affen kommen wieder herbei, ein Schwarm plappernder Papageien sucht spottend den Ton des Sturzes nachzuahmen, und das Sonnenlicht fällt zum ersten Mal auf den Boden nieder, über den jener Mächtige bis dahin die Laubarme gebreitet hatte.

Durch diese Wildniß führt kein Steg, als solche, die sich der Jäger selbst ausgehauen hat, — Meile nach Meile dehnt sich diese furchtbare, waldbewachsene Strecke nach allen Seiten aus — Meile nach Meile, und für das Auge hat der Wanderer *keinen* Ruhepunkt, der ihm auf irgend einer Stelle Anderes böte, als was ihn hier in großartiger, aber furchtbarer Majestät umgiebt — *den Wald*. Kein frischer Luftzug dringt hier herein, kein lichter Sonnenblick; von den feuchten Zweigen tröpfelt das ewige Naß, das von dem letzten Nachtregen sich gehalten. Kein blauer Rauch zieht wirbelnd durch die Wipfel empor, höchstens zu seltenen Zeiten ein schwarzer Qualm von dem einsamen Lagerfeuer eines Jägers, der aber auch dem Auge jedes Andern in *diesen* Wipfeln unsichtbar bleibt.

Und doch liegt wieder ein wunderbarer Reiz darin, gerade in eine solche Wildniß einzutauchen, und einsam unter dem schützenden Regendach und mit der rasch einbrechenden Nacht das wirkende Leben umher zu belauschen. *Sehen* läßt sich

freilich nichts, denn so dunkel, als es überhaupt werden kann, wird es hier; und die Feuerkäfer, große prächtige Burschen mit zwei grünen Lichtern vorn, wie eine Locomotive, und einer gelbrothen Laterne auf dem Rücken, zucken und schießen durch die Nacht, und von allen Seiten leuchtet in oft phantastischen Formen das faule Holz. (So hatte ich einmal die eine Nacht ein altes faules Palmenblatt gerade vor meinem Lager hängen, das mit den auszweigenden Blattstreifen und halb eingeknickt gerade so aussah wie ein leuchtendes Gerippe.) Fremdartige Laute aber ziehen nach allen Seiten durch die Nacht — fremdartig und geheimnißvoll, da man die Wesen noch nicht kennt, die sie ausstoßen. Das Zirpen der Grillen dauert fort — die fleißigen Thiere schienen erst gegen Morgen einzuschlafen, — und hier und da hämmert noch ein einsamer Zimmermann, carpintero, wie die Ecuadorianer nicht unpassend einen großen Specht nennen — und revidirt irgend ein altes, über Tag vergessenes Wurmloch. Jetzt schweigt auch der, und ein wilder, ängstlicher Schrei tönt plötzlich von der einen Seite — rasch ausgestoßen wie der Nothschrei eines Menschen, und doch ist es nur ein kleiner schwarzer Vogel, der sich den Spaß macht, umsonst die Nachbarschaft zu alarmiren. Vielleicht hat ihn aber auch die Eule erschreckt, die mit einem ganz besonders hohlen Ruf bald von da, bald von dort her ihre Gefährten lockt. Und sie hat auch wohl Hülfe nöthig, denn in diesem Wald ist es keine Kleinigkeit, Eule zu sein, und in der Dunkelheit und den Wipfeln Beute zu finden.

Das da drüben klang wie das Bellen eines Hundes — aber kein Hund hält sich in diesem Dickicht auf; es ist eine Schlange, culebra, wie die Eingeborenen jede nennen, die hier zu irgend welchem Zweck ihren Nachtgesang hält und manchmal ganz ungebührlich nahe zum Lager kommt. Aber sie, wie alle wilden Thiere, scheut die Nähe des Menschen und flieht ihn, wenn sie ihn wittert oder hört. — Neben mir murmelt der kleine, rasch fließende Strom; durch die Wipfel der mächtigen Stämme zieht der Wind, und in das Rauschen und Rasseln der großen und feuchten Blätter mischt sich der klagende Ruf der „verlorenen Seele".

Es ist das ein ziemlich großer Vogel, der einen ähnlichen Ruf hat wie das erste klagende Ansetzen unserer Nachtigall, nur natürlich verhältnißmäßig stärker. Die Südamerikaner haben ihm, gar nicht unpoetisch, jenen Namen gegeben.

Gegen Morgen wird Alles still, selbst die nimmermüden Grillen schweigen, und nur der monotone Schrei eines andern Vogels — wahrscheinlich eine Nachtschwalbe, den kommenden Tag kündend — läßt sich in kurzen Zwischenpausen hören. Das Grau des Himmels tritt wieder lichter durch die Wipfel vor — ein röthlicher Punkt dazwischen — eine vom Morgenroth übergossene Wolke, die hierher nur den Schein herniedersendet, und der Tag bricht an, der Tag ist da, ohne daß man ihn weiter kommen sieht. Der Regen, der die ganze Nacht gefallen, hat ebenfalls aufgehört, denn es regnet hier in der trockenen Jahreszeit selten am Tage, und der Wald liegt wieder in seiner ganzen Pracht und Schönheit um uns her.

Und es ist wahr, schön ist dieser Wald mit seinen prachtvollen Stämmen und schlanken herrlichen Palmen — überall zittert das Laub im leichten Wind, das Auge des Jägers nur zu oft hinüberlenkend; überall ragen diese fächergekrönten Schäfte empor, und von der Negritopalme an, die ihre Blätter aus dem Boden sendet, bis zu der Palma real empor, die ihre Wipfel über die höchsten Stämme hinausträgt, füllen unzählige Arten den ganzen Wald. Aber selbst diese Schönheit wirkt drückend, wenn sie uns eben, wohin sich der Fuß auch wendet, in immer gleicher Pracht entgegentritt. Hier ist keine Abwechselung, keine Veränderung zwischen Laub- und Nadelholz, zwischen Dickicht und Lichtung oder freier Wiese; es ist das ewige Dickicht, das uns umgiebt, jeder Baum ein Meisterstück in sich selbst, aber jeder dem Nachbar ähnlich, und der Mensch sehnt sich zuletzt zurück nach Luft — nach Licht.

In dieser Wildniß leben auch nicht einmal Indianer, und haben, wie ich glaube, nie gelebt, und wenn es ein ganz angenehmes, eigenthümliches Gefühl ist, dort einmal das Haupt hinzulegen, wo noch nie ein Mensch geschlafen hat, stumpft sich auch das gar bald ab. — Heimwärts zieht es mich, wenn

es nicht herber Spott ist, das eine Heimath zu nennen, was jetzt meinen Wohnsitz bildet, und hochauf athmet die Brust, als sie zum ersten Mal wieder den frischen Seewind sich entgegenwehen fühlt, als sie den hellen, lichten Sonnenschein auf den grünen Plan des kleinen Städtchens, auf die funkelnde, blitzende Fläche der stillen Bai niederfallen sieht. — Aber hab' ich deshalb die Wildniß verlassen? Wahrlich nicht. Das Leben dieser Menschen ist nicht anders, als das jener stillen Bäume, die daneben in dem Nachbarwalde stehen; wie diese vegetiren sie, und ziehen ihren Lebenssaft aus dem Boden, auf dem sie stehen. Ob draußen noch andere Menschen wohnen und was die treiben, was kümmert's sie? ob sich die Welt in Frieden verträgt, in Zwietracht schlägt, geht sie nichts an, so lange es nicht ihre eigene Bai berührt und den Fischen und Platanen schadet. Eisenbahnen, Orden, Telegraphen, Titel, Pensionen existiren nicht für sie und haben für sie etwa den nämlichen Sinn, wie irgend ein griechisches oder hebräisches Wort. Sie arbeiten einen Tag und ruhen sechs, und wenn sie sterben, so ist eben ein Blatt von dem großen Baum gefallen, und schlummert neben den anderen einer versprochenen Seligkeit entgegen.

Wenn ich diese Menschen sehe, überfällt mich immer ein eigenthümliches, eben nicht angenehmes Gefühl — nämlich das, als ob der Mensch doch eigentlich nicht in die Welt gesetzt sei, einen besondern Zweck zu erfüllen, und also auch nicht das mindeste Anrecht habe, sich über das übrige Erschaffene zu stellen. Diese Menschen thun nichts weiter, als was der Baum oder das Wild im Walde eben auch thun — sie erhalten sich am Leben und pflanzen sich fort; und wenn sie sterben, was für ein Vorrecht können sie vor jenen beanspruchen? Und wenn diese kein solches Vorrecht haben, läßt sich dann folgern, daß wir Civilisirten ein solches beanspruchen können, weil wir eben mehr Bedürfnisse kennen und der Schöpfung und ihren Kräften etwas näher auf den Zahn gefühlt haben? Auch diese Menschen sind Christen — sie machen aber keinen weiteren Gebrauch davon. Sie beten wohl im Stillen — aber wir wissen nicht, ob das Thier nicht ein ähnliches Gefühl hat, und wenn — aber das Alles sind

eben nur „Gedanken in einer Wildniß" und verlieren sich jedenfalls wieder, sobald der civilisirte Mensch in die alten Zustände zurückkehrt. Daheim wissen sie ja auch genau, wie die Sache eigentlich ist — und ich will mir hier nicht länger den Kopf darüber zerbrechen. Nehmen wir lieber einmal mein Canoe, und fahren wir, ehe wir aus der Wildniß scheiden, in diese stille Bai mit ihren Mangrovedickichten und Buchten hinaus, denn die gehören unfehlbar mit dazu.

Der Mangrove ist ein höchst eigenthümlicher Baum, der nur in tropischen Ländern am Meeresufer, oder so weit hinauf in das innere Land wächst, wie die Ebbe und Fluth hinaufreichen. Seine Besonderheit besteht aber in der Ueppigkeit, mit der er eine Unzahl von Wurzeln oder Wurzelschößlingen — von oben gerade nieder, unten bogenförmig in das Wasser hineinsenkt, so daß solch ein einzelner Baum mit diesen oft ein doppelt und dreifach so großes Terrain wie mit einem Netz überzogen hält, als er um Mittag zu seinem Schatten braucht. Viele dieser Bäume haben auch in der That gar keinen Stamm, sondern stehen auf sechs, acht einzelnen Beinen, über denen die Aeste beginnen, in der Luft. So weit nun eben Ebbe und Fluth reichen, kommt kein anderer Baum in dem Salzwasser fort, und diese Mangroves mit ihrem hellgrünen Laub und gegitterten Boden bedecken vollständig das Terrain, das in der Ebbe trocken gelegt wird, und bilden dort Buchten, Inseln, Einfahrten und Kanäle — nur kein Ufer.

Es ist unmöglich, zwischen ihnen zu landen, denn auf den bogenförmig gespannten, dünnen, aber doch zähen Wurzeln kann der Fuß nicht haften, kann sie aber auch nicht überschreiten, und der Schlamm, mit dem sie außerdem fortwährend überzogen sind, verbietet schon jedes feste Auftreten. In der höchsten Fluth sieht man auch nicht viel Außergewöhnliches an ihnen, denn ihre Blätter reichen meist bis zum Wasser nieder. In der Ebbe aber, mit dem Schlamm um sie her bloßgelegt, bilden sie die tollsten phantastischen Gestalten, und wehe dann dem Canoe, das sich bei hohem Wasser verleiten ließe, in eine ihrer Einfahrten einzulaufen — es muß es mit acht, neun Stunden Warten büßen, denn ringsum tauchen plötzlich jene bogenartig gespannten Wurzeln auf, nach *jeder* Richtung hin die

Ausfahrt rettungslos versperrend, und es bleibt dann nichts weiter übrig, als mitten dazwischen, in Schlamm, Wurzelnetz und Sandfliegen liegen zu bleiben, bis die nächste Fluth die Ausfahrt wieder gestattet. Aber was für ein sonderbares Leben beginnt jetzt um uns her? — Das ist Wildniß, denn diese Waldung hat noch keines Menschen Fuß, ja nicht einmal das scheue Wild betreten, und nur der tückische Alligator oder die breitschwänzige Wasserschlange haben ihre Leibspur ihnen eingedrückt. — Und überall regt es sich und wird lebendig. Rundumher fängt es an zu rascheln, und überall an den Wurzelfasern laufen spinnenartige, häßliche Krabben mit rothen und gelben Scheeren nieder, die bei der Fluth hochauf geflüchtet waren, um den Fischen zu entgehen, und jetzt zurückkehren, um unbehindert in dem Schlamm ihre Mahlzeit zu halten und ihr frisches Bad zu nehmen. — Bescheidene Genüsse, und doch auch nicht ohne Lebensgefahr für sie zu erlangen, denn nicht allein daß einige Vögel ihnen nachstellen, nein, eine Art von kleinem Kranich gebraucht sie sogar als Lockspeise, um Fische für sich zu fangen. Er mag die Krabben nicht selber fressen, aber er fängt sie, trägt sie auf einen bestimmten Platz und wirft sie in's Wasser, wo auf sein Krächzen die Fische herbeikommen, sich der Mahlzeit zu erfreuen. Was er von kleiner Brut dann selbst erwischen kann, ist seine Beute. Die Krabben wissen das aber auch schon, und selbst in der Ebbe halten sie sich, als ob sie ein böses Gewissen hätten, fast immer unter Aesten und alten Holzstücken oder Steinen versteckt. Die im Schlamm geben dabei auf eine ihnen am besten bekannte Art mit den Scheeren einen schnalzenden Laut, der oft sechs- bis achthundert Schritt weit gehört werden kann. Dicht daneben vielleicht, wo die Fluth noch unter die Wurzeln reicht, schlägt ein großer Fisch, der sich anfängt in dem Holzwerk unbehaglich zu fühlen, das Wasser, und der heisere Schrei der Kraniche und Königsfischer tönt dazu hinein.

Sonderbarer Weise giebt es auf der ganzen Bai keine einzige wilde Ente, und nur in sehr seltenen Fällen läßt sich einmal eine Möve sehen.

Und niedriger, immer niedriger wird das Wasser; höher

und höher umspannen uns die bogenartigen, mit Schlamm und Krabben überzogenen Wurzeln; ärger wird das Geschnalz der kleinen Bestien, und dann und wann nur lenkt der schwere Flügelschlag eines der braunen Pelikane das Auge auf sich, der eben auch hier seine Beute erhofft und sucht. Immer toller werden die Schwärme von kleinen, fast unsichtbaren Sandfliegen, die auf das Empfindlichste stechen und die Haut entzünden. Der ganze Körper dieser kleinen Thiere kann nur eine Scheide zu dem Stachel sein, und viele, viele Stunden lang muß man den Kampf gegen diese Lästigen kämpfen. — Endlich hat die Ebbe ihren tiefsten Stand erreicht — die frische Seebrise weht die Bai herauf, und höher und höher steigt das Wasser wieder. Mit ihm aber steigen auch auf's Neue die Krabben, die sich vorsichtig in ihre laubigen Schlupfwinkel zurückziehen. Bei jeder Bewegung des Menschen aber bringen sie, wie das Eichhörnchen im Walde, rasch die schützende Wurzel zwischen sich und die Gefahr, und laufen, so rasch sie können, an dem Stamm hinauf.

Das ist ein wonniges Gefühl, mit dem man diese Wildniß hinter sich läßt und das Canoe wieder schaukelnd und frei auf dem Wasser fühlt. In die Hügel zieht sich aber auch manche tiefe, nicht von Mangroves beengte Schlucht hinein — Plätze, die nur der Pava und Papagei und hier und da ein munterer Affentrupp besucht, um sich die reifen Nüsse von den Palmen zu pflücken. Reizende kleine Plätze findet man da, und hier, wo man in dem leichten Boot jedem überhängenden Zweige ausweichen kann, erdrückt uns auch die Vegetation nicht, die in voller üppiger Pracht von allen Seiten nach dem Wasser und Licht hinüberneigt. Wundervolle Draperien sieht man da von Schlingpflanzen und überneigenden Palmenkronen, und starr und fest ragen dazwischen die majestätischen Stämme der alten Waldriesen in die Luft hinein.

Ein anderer Genuß der Wildniß ist eine Wasserfahrt auf der Bai in dunkler, stiller Nacht, wenn sich der Wind gelegt hat und einmal ausnahmsweise kein Regen niedergießt. — Man kann allmonatlich auf eine solche rechnen. Still und schweigend wie ein niederer dunkler Streifen liegt der Wald an beiden Seiten. Nur hier und da tönt der

melancholische Ruf eines Vogels oder das Geschwirr der Grillen dumpf herüber, und das Springen der Fische unterbricht allein die friedliche Ruhe. Das ist die Zeit, wo jenes, diesem Theil der Erde nur eigenthümliche Geschöpf, der singende Fisch, seinen Zauber übt. Wie ferner Orgelklang tönt es jetzt tief aus der Fluth herauf, jetzt dicht um uns her, von allen Seiten immer höher anschwellend, nun wie in weiter Ferne verschwimmend, und Stunden lang hab' ich diesem Ton gelauscht.

Es soll ein kleiner, sehr scheuer und schneller, gefleckter Fisch sein, der diesen Laut von sich giebt, und er wird äußerst selten gefangen. Vor einiger Zeit bekam einmal einer der hiesigen Fischer einen solchen zufällig in sein Netz, und noch im Netze gab er den Laut von sich. Wahrscheinlich in abergläubischer Furcht ließ er ihn aber augenblicklich wieder frei, denn die Leute erzählen sich hier natürlich die wunderbarsten Sachen von dem Fisch — oder vielmehr von den Tönen, die sie für die Seelen der Ertrunkenen halten. — Doch daheim würden sie's nicht besser machen, und hätten wir diesen Fisch in der Nordsee, nahe bei Wangeroog, wo die „versunkene Stadt" gestanden haben soll, so würde sich rasch zu der Sage von dem Glockengetön auch der Orgelgesang der versunkenen Kirche gesellen.

Ja, diese Wildniß hat einen stillen und hohen Reiz, aber — man muß eben kein anderes Leben kennen, oder nur einmal auf kurze Zeit von der Civilisation, die den Menschen angreift, ausruhen wollen. Für immer hielten wir es hier nicht aus, oder — schafften eben um uns her eine von dieser verschiedenen Welt, die der verlassenen soviel als möglich gliche.

So träume denn fort, Du stiller, feuchter Wald mit Deinem ewigen Schattendunkel, mit Deinen Leuchtkäfern und rauschenden Palmen — träume fort, Du Mangrovesumpf mit Deinen schnalzenden Krabben, Du stille Bai, Du friedlicher kleiner Ort mit Deinen schreienden Kindern und bellenden Hunden — träumet fort — möge Dir Gott Deinen — blauen Himmel kann man nicht gut sagen, denn der existirt hier nicht, — Deinen Regen, Deine Platanen und Deine Fische lassen, und Du selber Dich wie immer Deines Lebens freuen! Ich selber bin aber nicht für dieses Leben geschaffen — oder

wenn ich es war, dessen entwöhnt. Mich zieht es zurück zu einem engeren, geistigeren Treiben. Wo ich aber auch immer sei, die Erinnerung an Dich wird mir bleiben, und die Erinnerung an diese Wildniß ist einer der besten Schätze, die ich mir mit nach Hause nehmen darf.

4.

Neun Tage im Wald von Ecuador.

„Neun Tage im Wald!" Das klingt wunderschön, und die stets gefällige Phantasie weiß sich das augenblicklich gar geschäftig und reizend auszumalen. „Neun Tage im Wald", und wie froh hob sich mir die Brust, wie athmete ich auf, wie jauchzt' ich der Brise und dem frohen Sonnenschein entgegen, als ich endlich das Ufer des Meeres wieder erreichte.

Es wird mir wahrhaftig Niemand vorwerfen können, daß ich eine Antipathie gegen den Wald habe, denn wenn irgend Jemand darin gelebt und sich glücklich gefühlt hat, so glaub' ich, daß ich es bin. Die Wälder Nordamerikas waren Jahre lang meine Heimath, und selbst dem australischen Urwald wußte ich — so künstlich ich das auch oft anfangen mußte — seine lichten Seiten abzulauschen, und doch hatte ich ihn damals gleich nach den wundervollen Südsee-Inseln betreten. „Im Wald wohnt die Freiheit", sagt ein altes schönes Wort, und wenn ich jetzt an den wundervollen Thüringer Wald denke, mit seinen prachtvollen Bäumen, seinem weichen, thaublitzenden Moosboden, seinem Vogelzwitschern —

Ich muß einen Augenblick aufhören, um mich erst über einen nichtswürdigen bleichsüchtigen Frosch zu ärgern, der dicht über mir in dem Blattdach sitzt und sein ewig pochendes op-op-op-op abklopft. Der Seewind zerrt mir dabei an den

Blä[illegible]meines manyfold writers, das Licht flackert in der alten Stalllaterne und der verwünschte Frosch giebt keine Ruhe. Es ist eine große, engbrüstige, windhundartige Race von Fröschen, von schmutzig weißer, ungesunder Farbe, die sich vorzugsweise auf den Dächern der Häuser aufhalten und — was ich bis jetzt von ihnen sehen und erfahren konnte — keinen andern nur irgend möglichen Lebenszweck haben, als die Bewohner derselben zu ärgern. Sonderbarer Weise kommt hier im Wald auch ein kleiner, hochröthlich orangefarbener Frosch vor. — Mein Quälgeist hat mich aber glücklich aus dem Thüringer Wald zurückgerufen. — Ich darf auch jetzt nicht an daheim denken, und von dem hiesigen Wald wollt' ich sprechen — und in dem wohnt die Freiheit nicht.

Wenn mir Jemand früher einmal gesagt hätte, daß ich mich in einem Walde, mit der Büchse in der Hand, wie in einem Gefängniß fühlen würde! — Und doch war es der Fall — doch schnürte es mir die Brust zusammen, und ich bekam eine fast fieberhafte Sehnsucht nach Licht, nach Luft. — Aber ich will dem Leser lieber einfach erzählen, wie ich in den Wald hineinkam; er wird dann vielleicht mit mir fühlen, was ich empfand.

Oben in der nordwestlichen Ecke der Republik Ecuador steht auf den neuesten und besten Karten der Hafen Pailon angegeben. Er wird, wie schon früher erwähnt, aus mehreren kleinen Flüssen gebildet, die hier in einem Gewirr von Baien und Manglaren-Inseln zusammenlaufen und sich ein so tiefes Becken gegraben und ausgewaschen haben, daß selbst auf der Barre der Mündung, bei niedrigstem Wasserstand, noch $2^1/_2$ Faden, also 15 englische Fuß bleiben. Dieser Hafen ist von der Regierung der Republik an die englische Ecuador-Land-Compagnie abgetreten, und dieser Hafen kann nur dann irgend eine Bedeutung gewinnen, wenn von hier aus die Verbindung mit der Hauptstadt des innern Landes, mit Quito, hergestellt wird. Dann aber vermag er auch den ganzen Handel des bevölkertsten Theils Ecuadors hierher zu lenken, und während Guajaquil seine hauptsächlichste Bedeutung verliert, ist es möglich, daß dieser Platz einst einer der bedeutendsten der Westküste Südamerikas werden kann.

Der Ingenieur, den die Gesellschaft hierher gesandt hat, und der auch zu gleicher Zeit der Director oder Dirigent des hiesigen Unternehmens ist, wünschte nun die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Weg entgegenstellten, selber kennen zu lernen, und beschloß nicht allein auf seinem Marsch nach Quito gerade durch den Wald zu gehen, sondern auch zugleich die Bahn für spätere Zeiten zu markiren, und damit den ersten Beginn des neuen Weges zu legen. Selber gesonnen, nach Quito zu gehen, hatte ich meine Reise dorthin noch aufgeschoben, um hier am Pailon vor allen Dingen die Ankunft des von England abgesandten und täglich erhofften Schiffes zu erwarten. Eine solche Gelegenheit aber, ein Stück vom Innern zu sehen, fand sich so leicht nicht wieder, und ich beschloß deshalb, den Zug jedenfalls zwei Tage zu begleiten. Zu dem Zweck miethete ich mir einen Träger, der meinen Bergsack mit einigen Provisionen schultern sollte, denn in der Hitze wollte ich nicht selber viel tragen, auch meine Arme frei zum Schießen behalten, und glaubte damit alle Schwierigkeiten überwunden zu haben. Der Henker traue aber diesem faulen Gesindel hier. Wer mich am nächsten Morgen im Stich ließ, war mein Träger, und als der Zug zum Abmarsch in Bereitschaft stand, konnte ich meinen Bergsack selber schultern oder zurückbleiben. Natürlich that ich das erstere, wenn auch nicht eben besonders zufrieden mit dem Beginn.

Unser Zug bestand aus acht Personen. Erstlich der Ingenieur; dann sein Diener, ein entlaufener amerikanischer Matrose, und ein so nichtsnutziger, unverschämter, fauler und gefräßiger Bursche, wie nur je einer seine Fährte irgend einem Land der Welt eindrückte. Dann ein junger Ecuadorianer, der wahrscheinlich später ein Geschäft hier begründen will und diese Tour „zum Vergnügen" mit einem Koffer auf dem Rücken mitmachte. Zu diesen kam noch ich mit Bergsack und Büchse, und vier Träger, die für sich und die Uebrigen Lebensmittel wie das nöthige Bettzeug trugen. Die Art, wie sie es trugen, war eigenthümlich. Sie hatten sich vorher kleine, sehr leichte Körbe geflochten, die sie mit großen Blättern inwendig derart belegten, daß Regen nicht ein-

bringen konnte. Ein Bastseil ging ihnen dann von dem obern Theile des Korbes um die Stirn, und bildete zugleich nach rechts und links eine Art Tragband für die Arme, die es aber, meiner Meinung nach, zu viel beengte. Doch diese Leute sind es hier einmal gewohnt, so zu tragen, und müssen natürlich am besten wissen, wie es ihnen bequem ist.

Ich selber hatte in meinem Bergsack den Regenmantel, ein reines Hemd, meine Kugeltasche mit allem Nöthigen und Lebensmittel für mich auf reichlich drei Tage, also mit meiner nicht eben leichten Doppelbüchse und dem schweren Messer gerade so viel, wie ich in diesem Klima und diesem Wald tragen mochte. So, mit ein paar guten Hunden, die uns die wilden Schweine stellen sollten, und einem unnützen Köter, den der Amerikaner in Esmeraldas aufgelesen und aus Sympathie bei sich behalten, traten wir unsere Wanderung an, und zogen von St. Lorenzo, dem kleinen Fischerdorf am Pailon aus, in südsüdöstlicher Richtung gerade in den Wald hinein.

Dicht um St. Lorenzo liegen noch verschiedene sogenannte Platanare oder Bananenfelder, denn jedes Haus hat hier im Walde drinnen ein paar Aecker urbargemachtes und mit Bananen oder Pisang bepflanztes Feld, das, wenn einmal angelegt, keine Arbeit weiter macht, als die Bananen abzuschneiden und zum Haus zu tragen. In diesen Feldern liegen natürlich die großen gefällten Bäume die Kreuz und Quer umher, und es ist keine kleine Arbeit, dazwischen durchzukommen. Diese lagen aber bald hinter uns, und einen kleinen Strom mit süßem Wasser — den Nadadero — kreuzend, betraten wir gleich darauf das, was die Einwohner hier die „Montes" nennen, was aber weiter nichts als eine wellenförmige, mit dichtem Urwald bedeckte Ebene ist.

Von hier begann die Arbeit, eine Trocha, das heißt einen Pfad, durch diesen Urwald auszuhauen, und wir konnten von da an natürlich nur langsam vorwärts rücken. Die Eingeborenen tragen zu dieser Waldarbeit ein langes Messer, das entfernte Aehnlichkeit mit dem javanischen Klewang hat und Macheta heißt. Es ist aber nicht ganz so schwer wie der Klewang, und etwas breiter und dünner, haut aber vortreff-

lich, und räumt Büsche und junge Baumschößlinge ganz vorzüglich aus dem Wege. Außerdem hatten wir eine kurze Sumpfstrecke zu kreuzen, wo wir allerdings nur bis an die Kniee in den Schlamm kamen, dabei aber doch die Ueberzeugung gewannen, daß wir eine solche Wanderung unter keiner Bedingung mit trockenen Füßen machen könnten. Jede Rücksicht deshalb auf etwaige Schlammlöcher, die wir später fanden, hörte auf, und wir wateten von da an durch Alles, was wir in gerader Richtung trafen, ohne Murren durch.

Recht heiß wird es eigentlich hier nie; so lange ich wenigstens hier bin, habe ich es noch nie sehr heiß gefunden, denn der Himmel ist fast stets mit Wolken bedeckt, und in St. Lorenzo weht immer, mit nur seltenen Ausnahmen, eine frische Brise. Im Walde hatten wir außerdem, wenn ja die Sonne einmal herauskam, Schatten genug; ja, man mußte sich Mühe geben geben, um herauszufinden, wo sie eigentlich stand, wenn sie wirklich einmal schien. Wir wanderten deshalb, so gut und so schlecht es das mit Unterholz dicht bewachsene und mit Lianen durchzogene Terrain erlaubte, langsam vorwärts, und machten mit unserem durch die Büsche Hauen und Brechen eben Lärm genug, um *jedes* Wild aus unserer Nähe fortzuscheuchen. Außerdem hatte ich selber noch keine rechte Ahnung, was ich mit meiner auf weite Entfernung eingeschossenen Büchse hier eigentlich wolle, denn zehn Schritt war etwa die größte Weite, auf die man ungehindert sehen konnte. Ich fing an zu glauben, daß Schrotgewehre hier eine weit zweckmäßigere Waffe seien, und zwei von unseren Trägern, wie der Amerikaner Herr Smith, schleppten auch in der That drei so nichtswürdige einläufige Schrotflinten mit durch den Busch, wie nur je in einer tropischen Regenzeit vom Rost zerfressen waren. Außerdem führten Zwei der Leute statt der Wanderstöcke Lanzen, um, wie sie sagten, damit die wilden Schweine abzufangen. Ueberhaupt erzählten sie von diesen wilden Schweinen, die in mächtigen Rudeln zusammenstehen sollten, wunderbare Geschichten. Mit unserer Jagd war es aber an diesem Tage nichts. Die Hunde wurden allerdings einmal laut, und einer der Träger meinte, daß sie Tatabras, eine kleine Art Schweine, aufgestöbert hätten. Ob

diese aber nicht hielten, oder ob sie sich selber zu wenig dafür interessirten, sie kamen bald wieder zurück, und um drei Uhr Nachmittags erklärten die Leute schon, daß sie halten und einen sogenannten Rancho oder Lagerplatz aufschlagen müßten. Mir kam das allerdings ein wenig früh vor, denn die Sonne geht hier erst um sechs Uhr unter, und um einen Lagerplatz für die Nacht zu bauen, hat man nicht gerade drei Stunden nöthig. Um drei Uhr wurde aber richtig Halt gemacht, und die Leute stellten ein geräumiges, schräg stehendes Dach aus Pfählen, Stangen und Palmblättern her, unter dem wir recht gut alle acht Mann ausgestreckt liegen konnten. Die Lebensmittel wurden dann hervorgesucht und Feuer gemacht, und noch stand die Sonne voll und klar am Himmel — wenigstens konnten wir sie dann und wann durch das Gewirr von Wipfeln erkennen, als wir nach beendeter Mahlzeit mit einer dampfenden Cigarre behaglich ausgestreckt auf unserem Blätterbett lagen. Das hieß allerdings „Tageslicht verbrennen", ließ sich aber nicht ändern, denn die ganze spanische Race ist faul und lässig, und hat, eine ganz eigenthümliche Thatsache, gar keinen Begriff von der Zeit und ihrem Werth. Das ganze Leben dieser Menschen beschränkt sich einzig und allein darauf, genug zum Leben, das heißt zum Essen zu haben, denn Quellen sind überall, und weshalb also ihren Körper anstrengen, wo es nicht unumgänglich nothwendig ist, das heißt, wo es sich nicht darum handelt, die nöthigsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen?

Kaum war die Sonne untergegangen, als der allnächtliche Regenschauer einsetzte und uns zwang, unser Lager so herzurichten, wie wir es die Nacht über einnehmen wollten. Am nächsten Morgen, lautete die Ordre, sollten wir mit Tagesgrauen wieder bereit sein.

Am nächsten Morgen waren wir auch wirklich mit Tagesgrauen wieder auf, und das Frühstück beschäftigte uns nicht lange. Es bestand aus Reis und getrocknetem Fisch, wie gebackenen Bananen. Diese letzteren bilden ein, ja ich könnte fast sagen das Hauptnahrungsmittel des Eingeborenen; er bereitet sie auf die verschiedenartigste Weise zu, benutzt sie aber fast ausschließlich — was kein anderes Volk der heißen Zone thut

— im grünen, also unreifen Zustande, und die Folgen sind ewige Magenleiden der Leute. Die Banane oder der Pisang wird noch grün, also vollkommen unreif, abgeschnitten, und anstatt sie nun wenigstens im Hause reifen zu lassen, was in vier bis fünf Tagen geschehen wäre, rösten sie dieselbe am Feuer und verzehren ganz unglaubliche Quantitäten davon. Sie wird durch das Rösten allerdings genießbar und schmeckt brodartig, liegt aber wie Blei im Magen. Eine viel bessere Art sie zuzubereiten, aber auch eine kostspieligere, ist das Backen in Fett, und die Leute hier thun dies stets, wenn sie sich auf einen längeren Marsch mit Lebensmitteln versehen wollen. Die grünen Bananen werden dann in dünne Scheiben zerschnitten und in die mit zerlassenem Fett gefüllte Pfanne geworfen, bis sie vollständig hart und braun gebacken sind. Dadurch werden sie nicht allein sehr schmackhaft, sondern sind auch außerordentlich leicht zu transportiren, und bieten ein gesundes Nahrungsmittel. Sechs in solcher Art gebackene Bananen wiegen noch nicht, was eine einzige grüne wiegt.

Chocolade ist außerdem das Hauptnahrungsmittel der Bewohner von Ecuador; in ganz St. Lorenzo war aber kein Pfund Chocolade zu kaufen gewesen, und wir wanderten ohne sie und selbst ohne Kaffee in den Busch — etwas, was ich wenigstens nur sehr ungern that. — Unser Marsch bot heute dieselben Schwierigkeiten wie gestern, mit der Zugabe eines kleinen Flusses, den wir kreuzen mußten. Dabei war mir selber die Hand, durch das schwere Messer, mit dem ich die Bäume zeichnete, das heißt die Rinde einriß, wund geworden — ich mußte das Alles erst wieder gewohnt werden — aber wir arbeiteten rüstig weiter, und ließen uns durch nichts abschrecken. Das Land selber wurde hier mehr wellenförmig, das heißt die kleinen Hügel, die wir hier trafen, wurden häufiger und steiler, und niedergeworfene und von Lianen umschlungene Stämme hielten uns oft nicht wenig auf. Das Holz dieser Bäume ist, mit wenigen Ausnahmen, sehr hart, und eine große Anzahl von ihnen giebt es, die voll von gummiartiger Milch sind. Den eigentlichen Gummi-elasticum-Baum fanden wir hier nur in wenigen Exemplaren — ein anderer Baum ist aber derjenige, den die Leute hier den Kuh-

baum nennen, und aus dem, sowie die Rinde nur mit Messer oder Art getroffen wird, eine weiße, dicke, äußerst angenehme, süß und vanillenartig schmeckende Milch fließt. Der Baum heißt popa, und die Milch ist bis jetzt noch zu nichts benutzt worden. Andere Arten geben eben so reichlich Milch, aber von einem mehr bittern Geschmack. Die Popamilch soll ein vortreffliches Mittel gegen die Dysenterie sein. Eine Menge Farbehölzer kommt ebenfalls vor, und verschiedene wurden uns gezeigt, von denen einige eine vortrefflich gelbe, andere eine schwarze Farbe geben sollen. Ich werde alle diese Bäume später näher beschreiben. Besonders interessirte mich die Elfenbeinnuß — oder das sogenannte vegetabilische Elfenbein — die auf einer niedern Palme hier in Masse wächst. Die Palme trägt eine Anzahl stachliger Fruchtkolben von dem Umfange sehr großer Kegelkugeln, und in diesen sitzen die Nüsse in Masse beisammen, bis sie vollkommen reifen und ausfallen. Vorher gehen sie aber mehrere Stadien der Reife durch, in denen sie genießbar sind, und sogar ein sehr angenehmes und kühlendes Nahrungsmittel bieten. Zu allererst ist die große Nuß in ihren einzelnen Höhlungen mit einem frischen, aber nicht besonders wohlschmeckenden Wasser angefüllt; dieses verdichtet sich indeß bald und wird zu einer gallertartigen Masse, die angenehm süß und erfrischend schmeckt. Noch reifer erhärtet sich diese Masse, und wird zäher und zäher, bis die Zähne zuletzt darin haften. Noch später wird die innere Nuß hart und bröcklicht, und zuletzt so hart und fest wie Elfenbein, dem es vollkommen gleicht, nur daß es nicht die weißlichgelbe und fettige, sondern mehr eine weißbläuliche Färbung hat. Die Größe der Nüsse ist verschieden, meist aber wie Tauben- und Hühnereier; doch kommen sie weiter im Innern des Landes noch größer vor, und werden besonders in Quito zu allerlei kleinen Arbeiten verwendet.

Der Wald blieb sich gleich, und Wild war nicht zu sehen, außer ein paar Rudel von Affen, die einen Heidenlärm in den Bäumen machten. Unsere eingeborenen Jäger schossen ein paar Mal nach ihnen mit ihren Schrotgewehren, aber die Bäume waren zu hoch, und das Schrot richtete nichts aus. Ich selber wollte keinen Affen schießen, und erlegte gegen

Abend einen Pava, den die Leute hier Truthahn nennen. Der Vogel hat Aehnlichkeit mit dem Truthahn, nur daß er bedeutend kleiner ist. Seine Färbung ist schwarz und rostbraun, mit einem röthlichen Bart an der Kehle. Er lebt gesellig in Völkern und lockt mit einem nicht unmelodischen Pfeifen. Das Fleisch war vortrefflich und bot eine gute Abwechselung gegen den trockenen Fisch und noch trockeneres gedörrtes Kuhfleisch, das wir mitführten.

Und der Wald blieb sich gleich: dichte Baumschatten, mit den Wipfeln fest ineinander greifend, daß die Affen mit Leichtigkeit ihre Bahn dort obenhin verfolgen konnten; prachtvolle hochstämmige Palmen dazwischen aufschießend, zu denen die Elfenbeinpalmen — negritos — mit Tausenden von anderen niederen Bäumen und Büschen das Unterholz bildeten. Kein Sonnenstrahl fiel auf diesen Boden, der, ewig feucht, in ewigem Schatten lag; keine Brise fächelte die purpurrothen Lianenblüthen, die in dichten Trauben niederhingen. Ja, oben in den höchsten Wipfeln brauste es manchmal hin. Wir konnten von unten erkennen, wie sie sich bewegten; wir hörten das ferne Rauschen, das wie das Brausen eines mächtigen Stromes zu uns drang; wir fühlten die schweren Tropfen, die der Wind aus den höchsten Blattkronen auf uns niederschüttelte, aber hier unten herrschte ewige Ruhe und Dämmerung, und weiter und weiter verfolgten wir unsere mühselige Bahn.

Die Nacht verging wie die vorige; gleich nach Sonnenuntergang begann der Regen und hörte wie gewöhnlich gegen Morgen auf. Im Juni, sagen die Leute, beginnt hier die trockene Jahreszeit, aber wir hatten jetzt Mitte Juli, und in den letzten vier Wochen erst zwei trockene Nächte gehabt, ja oft halbe Tage Regen.

Am nächsten Tage schoß ich zwei Pavas, die sich trotz unserem Hacken in den Bäumen hielten. Wir brauchten sie dabei nöthig, denn unsere Leute, die keinen Begriff von einer Eintheilung der Rationen hatten, wirthschafteten mit den Lebensmitteln, als ob sie nur immer in die vollen, frisch gefüllten Fässer zu greifen brauchten. Der Amerikaner that dabei sein Möglichstes, denn er aß den ganzen Tag, und war

dann am Abend natürlich krank. Er überraschte uns auch in der That schon am dritten Tage mit der Nachricht, daß der Reis aufgebraucht sei; die gebackenen Bananen hatten den Burschen ebenfalls gut geschmeckt, und es blieb uns, wenn wir kein Wild erlegen konnten, nichts weiter als der getrocknete Fisch — eine Mischung von Gräten und Schuppen, die anfing in Verwesung überzugehen. An diesem Abend hielten wir aber noch ein treffliches Mahl von unseren Pavas, und lagerten an einem reizenden kleinen Strom, in dem wir — eine unbeschreibliche Wohlthat nach all' dem Schlamm und Schmutz — ein erfrischendes Bad nehmen konnten.

Böse Noth hatte ich aber mit meiner Doppelbüchse, denn trotzdem, daß ich mein Möglichstes that, sie rein und trocken zu halten, war das letztere doch vollkommen unmöglich. Nicht allein die immer feuchte Luft, in die kein Sonnenstrahl drang, beförderte den Rost, sondern die Büsche, die wir abhieben, oder die Bäume, die wir markirten, schauerten ununterbrochen ihre Reste von dem letzten Nachtregen auf uns nieder. Die Läufe außen waren schon ganz roth angelaufen, und selbst im Innern konnte ich sie nicht vom Rost frei halten, ja, ich mußte sie jeden Morgen nothgedrungen einmal abschießen, um sie wenigstens im Schuß zu erhalten. Nur in der Absicht dabei, den Zug auf etwa zwei, höchstens drei Tage zu begleiten, hatte ich mir auch keineswegs viel Munition mitgenommen, und meine Kugeln schmolzen bös zusammen. Nichtsdestoweniger wollte ich *jetzt* den kleinen Trupp nicht verlassen, und beschloß, wenigstens so lange als möglich bei ihm auszuhalten.

An diesem Tage sahen wir wieder viel Affen, und Einer der Leute that sein Möglichstes, um einen von ihnen zu erlegen. Er schoß auch, aber die Affen gaben mit einem furchtbaren Skandal und Geheul Fersengeld, und sie quälten mich jetzt, meinem Vorsatz untreu zu werden. Gegen Mittag trafen wir wieder einen Trupp, der sich in dem Wipfel eines riesigen Baumes höchst unnöthiger Weise sehr bemerkbar machte. Durch das Hacken scheu gemacht, zogen sie sich seitwärts ab, und ich schoß einen von ihnen, der gerade auf einem ausgezweigten Ast aufrecht hinlief, mitten durch die Brust, daß er

todt herabstürzte. Die Zubereitung desselben an dem Abend war so ekelhaft wie appetitraubend; sie streiften ihn nicht ab, sondern sengten ihm die Haare über einem Feuer, gerade wie sie ein Schwein behandeln, und zerlegten ihn erst nachher. Weder ich noch der Engländer konnten und mochten einen Bissen davon genießen, und delectirten uns an dem Abend mit getrockneten Fischgräten.

Am nächsten Tage dieselbe Lage. Ich hatte vergebens versucht, einen der Pavas zum Schuß zu bekommen, die unsichtbar in den dichten Wipfeln blieben. Als ich ihnen nahe zu kommen suchte — denn die Träger waren noch viel weiter zurück — hörte ich das rasende Geheul der Affen, und sah endlich einen von ihnen, der an seinem langen Schwanz an einem Baumast hing, und mit Zähnefletschen und wilden Gesticulationen mit den unter ihm stehenden Männern demonstrirte. Ich schoß ihn gerade durch den Kopf; er blieb regungslos wohl noch eine volle Minute hängen, und stürzte dann mit schwerem Fall aus seiner Höhe nieder.

Diese Art Affen ist vollkommen schwarz, hat einen langen Schwanz, und steht, voll aufgerichtet, etwa drei Fuß hoch. Bei St. Lorenzo habe ich aber auch noch eine kleinere Art mit weißem Gesicht gesehen, und dann soll es noch eine weit größere, ebenfalls schwarze Art geben. Wie uns die Leute sagten, war das Fleisch außerordentlich zart und saftig, und der Affe verschwand. Dem einen Neger aber, der auch davon gegessen hatte, wurde übel und weh danach, und er verschwor sich, keinen mehr anzurühren. Ich glaube, „er sah in der geschwollenen Ratte sein ganz leibhaftig Ebenbild", denn die beiden glichen einander wirklich.

Ganz erstaunliche Geschichten hatten uns indeß die Leute von der Unmasse wilder Schweine erzählt, von denen der Wald wimmeln sollte. Es ist wahr, wir sahen ihre Zeichen überall, aber von den Schweinen selber keine Spur. Zwei Arten sollte es geben; die eine, tatabra genannt, klein und weißlich; die andere, seyno, größer und schwarz. Die Seynos sollten außerordentlich wild und tapfer sein.

An dem Morgen hatten wir wieder viele Spuren angetroffen, als gegen Mittag plötzlich ein wahrhaft mephitischer

Gestank die Luft erfüllte, und gleich darauf der ganze Wald von grunzenden und durch die Büsche brechenden Schweinen lebendig schien. Im Nu hatte ich Alles abgeworfen, was an mir hing, und lief nach der Richtung hin, in der ich die meisten hörte: in diesem Dickicht war es jedoch unmöglich, irgend etwas am Boden auf eine Entfernung zu schießen. Rechts und links von mir sah ich auch schon ein paar der Träger mit ihren Lanzen durch das Gewirr von Sträuchern und Palmblättern springen, aber doch nicht so rasch, als sie vielleicht hätten springen können, und kaum eine Minute später stand ich mitten im Rudel, das rechts und links grunzend und stinkend an mir vorbeisauste. Ein tüchtiger Keiler, der mich vielleicht noch gar nicht einmal gesehen hatte, kam gerade auf mich zu, und ich schoß ihn auf etwa fünf Schritt im Feuer zusammen; wie ich mich aber wandte, um auch meine zweite Kugel zu verwerthen, und eben die Büchse dazu auf ein anderes starkes Schwein an die Backe hob, sah ich, über mein Korn hin, das rothe Hemd Eines der Leute, der mit der Lanze in der Hand sein Bestes that, den Schweinen aus dem Wege zu kommen. Ehe ich — darüber erschreckt — wieder fertig wurde, waren die Schweine in dem heckenartigen Gestrüpp verschwunden; nur rechts und links von mir fielen noch ein paar Schüsse, und ein winzig kleiner Frischling, der sich verspätet hatte, lief dicht an mir vorüber. Das Rudel hielt sich übrigens nicht auf, zeigte sich nicht im Geringsten kampflustig, und brach so rücksichtslos in das tollste Dickicht mittenhinein, daß wir ihm unmöglich folgen konnten.

Die Jäger kamen jetzt zusammen, aber das Resultat war, nach allen gehegten Erwartungen, ein sehr geringes. Außer meinem Schwein brachte nur noch Einer der Leute einen Frischling, den er mit fünf Lanzenstichen glücklich erlegt hatte. Die Schrotschüsse waren alle, wenn auch nur in einigen Schritten Entfernung, gefeuert, erfolglos geblieben, da die Schweine „ja nicht hielten". Nichtsdestoweniger hatten wir jetzt wieder genug zu leben, und mehr Fleisch hätten wir nicht allein nur schwer fortbringen können, sondern es wäre auch noch vielleicht in dem warmen, feuchten Walde verdorben.

Diese Nacht hielten wir ein Lucullisches Mahl, und daß wir weder Brod noch Bananen mehr hatten, konnte den Genuß nicht verringern. Wir fanden überdies ein Surrogat an zwei Dingen im Walde. Das eine von diesen war eine Art freilich nicht sehr süßer Kastanien von eichelartigem Geschmack, die aber geröstet sich wenigstens genießbar erwies; das andere eine Palmenart, die oben in ihrem Herz, wo die Blätter auszweigen, ein prachtvolles nußartiges Fleisch enthielt. Freilich mußte die Palme jedesmal gefällt werden, um dazu zu gelangen; Am nächsten Tage kam nichts zum Schuß als Affen, die ich nicht schießen wollte, da wir genug Fleisch hatten. Ueberhaupt war meine Munition fast zu Ende; trotzdem blieb ich noch, denn ich hoffte auf besseres Wetter und auf das Erreichen des Wegs, dem wir entgegenstrebten. Der nächste Tag sollte uns eines Bessern belehren. Eine Strecke, zu der wir fünfundzwanzig Minuten gebraucht hatten, um uns einen Weg hindurchzubahnen, legten wir auf diesem Wege in fünf Minuten wieder zurück, also konnte der Fortgang, den wir die ganze Woche gemacht hatten, nur ein sehr geringer sein. Anstatt außerdem die schon im Juni versprochene trockene Jahreszeit zu bekommen, schien es, als ob Ende Juli alle Schleußen des Himmels auf's Neue geöffnet würden. Am siebenten Abend, ehe wir nur begonnen hatten unsern Rancho für die Nacht zu bauen, fiel um vier Uhr Nachmittags ein Schauer, der uns in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßte. Dieser Guß dauerte bis drei oder vier Uhr Morgens, und die Nacht lief das Wasser in kleinen freundlichen Bächen durch unser Lager. Am nächsten Morgen mußte ich meine Büchse abschießen, und behielt nur, nachdem ich sie wieder geladen, noch *eine* Kugel übrig. Das ging nicht länger; hier konnte ich, ohne Munition, von keinem weiteren Nutzen sein, ja ich half nur die wenigen Lebensmittel aufzehren; wanderte ich aber rasch zurück, so war es möglich, in dem ausgehauenen Wege Lebensmittel nachzusenden.

Ich war rasch entschlossen, hatte auch in der That keine andere Wahl, rang, so gut es gehen wollte, meine Kleider aus, und zog sie, naß wie sie waren, wieder an, schulterte meine mißhandelte Büchse — ich hätte weinen mögen, wenn

ich sie nur ansah — und zog allein durch den weiten öden Wald zurück. Sonderbar war mir dabei zu Muthe, die Brust beklemmt, der Athem schwer — ich fürchtete, daß ich krank würde, und ein Wunder wär' es nicht gewesen. So viel rascher wanderte ich aber jetzt durch den nach dem schweren Regen von allen Zweigen tropfenden Wald, glitt steile schlüpfrige Hänge hinab, arbeitete mich an anderen mit Hülfe eines abgehauenen Bergstockes hinauf, watete durch die jetzt vollen Bäche vollkommen rücksichtslos um nasse Füße, und stand plötzlich an einem bis an die steilen Ufer gefüllten Bergstrom, den wir vor zwei Tagen auf einem durchliegenden Baumstamm trockenen Fußes gekreuzt hatten. Mit meinem langen Stock konnte ich dabei keinen Grund fühlen, das Wasser schoß mit wilder Gewalt vorbei, und es blieb mir natürlich nichts übrig, als hinüber zu schwimmen. Dreimal mußte ich das thun, um alle meine Sachen hinüber zu schaffen, und als ich zum zweiten Mal gerade mit meiner Büchse den Uebergang machen wollte, hörte ich eine menschliche Stimme, die nicht weit davon ihr deutliches Huhp, huhp! rief.

Der Ruf klang so genau wie unser alter Jagdruf in den Bergen daheim, daß ich ordentlich erschrocken anhielt. Thorheit; ich war im Walde von Ecuador, und keine befreundete Stimme schallte zu mir herüber. Waren das vielleicht Indianer, oder — die Leute, die der Ingenieur mit hatte, waren des Marsches herzlich müde gewesen — sollten sie vielleicht desertirt sein und sich verirrt haben? Der Ruf klang genau so, auch nicht aus der Richtung, in der ich gekommen, denn die wußte ich nach meinem Compaß genau. Natürlich gab ich den Ruf zurück, und wieder antwortete es rasch und wie erfreut: Huhp! — huhp, huhp! dann war eine Weile Alles ruhig — ich rief noch einmal; huhp, huhp! antwortete es jetzt aus viel weiterer Ferne und in anderer Richtung, und immer weiter fort: Huhp! — huhp, huhp! — Jetzt wußte ich, woran ich war, und kein Mensch hatte gerufen, sondern ein Vogel, den die Ecuadorianer auch den „Verirrten" — perdido — nennen.

Ich hielt mich jetzt nicht länger auf, um meinen Uebergang zu bewerkstelligen, wozu ich etwa eine halbe Stunde

brauchte, fand drüben, zuerst durch ein dorniges Bambus-dickicht hackend, unsere Bahn, die sogenannte Trocha, und hatte wieder nichts als Wald, als Dickicht um mich her. Der Wind strich wohl dabei über diese Wildniß hin, aber er konnte mir nur in stärkeren Schauern die Tropfen aus den Wipfeln niedersenden, mich nicht selber erreichen, um mir die Schläfe zu kühlen, und jetzt — jetzt zum ersten Mal begriff ich, was mir die Brust so beengt, was mir das Herz so beklemmt hatte, als ich an diesem Morgen allein meine Wanderung antrat. Es war die Sehnsucht nach Licht, nach Luft gewesen, nach dem warmen lichten Sonnenstrahl, nach dem frischen Luftzug, der über die Höhen strich — nach Licht, nach Luft, und wie in einem Kerker fühlt' ich mich auch in demselben Augenblick. Was hätte ich jetzt darum gegeben, einmal, und wenn auch nur für einen Augenblick, über diese Wipfel emporsteigen und der Brise die Stirn entgegenhalten zu können — nur einmal wieder die Wolken und den freien blauen Himmel zu sehen. Aber dem strebte ich ja jetzt zu, wenn ich, so rasch ich konnte, meinen Weg verfolgte, und ich ließ wahrlich das Gras von da an nicht unter den Füßen wachsen. Dabei fand ich aber auch bestätigt, wie geringen Fortgang wir mit unserer Waldarbeit gemacht; denn immer, nach nicht anderthalbstündigem Marsch, erreichte ich wieder einen unserer Lagerplätze, die zu gewinnen wir einen vollen Tag gebraucht. Um neun Uhr war ich von unserem letzten Lager aufgebrochen und um halb drei Uhr kam ich an das Ufer des kleinen Stromes, wo wir die dritte Nacht campirt.

Es wäre vielleicht möglich gewesen, noch an dem nämlichen Abend St. Lorenzo zu erreichen; that ich dies aber nicht, so kam ich gerade mit Dunkelwerden in den fast gar nicht markirten und sumpfigsten Theil unseres Weges. Ich fühlte außerdem auch das Bedürfniß nach Ruhe, nach einem frischen Bade, und der kleine Strom rauschte gar zu verlockend vorüber. Rasch entschlossen, warf ich meine Sachen unter unsern alten Rancho, der mir wenigstens für die Nacht ein trockenes Lager versprach, badete und erfrischte mich dadurch vollkommen, und befand mich nun so wohl, wie sich ein Mensch in nassen Kleidern und mit nichts als einem kleinen

Stück kalten Schweinefleisches als Nahrung nur befinden kann. Eben so schwierig war es, ein Feuer anzuzünden, aber auch eben so unnöthig; denn wenn ich auch kurz vor Dunkelwerden noch einen Pava geschossen hatte, genügte das schon gekochte Schweinefleisch doch vollkommen für eine Nachtmahlzeit, und am nächsten Tage war ich so früh in St. Lorenzo, daß ich mein Frühstück bis dahin recht gut aufschieben konnte. Ich machte mir also mein Lager so gut als möglich frisch zurecht, warf die alten Palmblätter erst einmal bei Seite, um zu sehen, ob sich in den fünf Tagen kein Ungeziefer, Schlangen und Derartiges, dort eingenistet habe, legte frische auf, und hatte bald ein weiches und bequemes Bett fertig, dem mein Regenmantel als Decke dienen konnte — Regenmantel, das unnützeste Ding, das ein Mensch in einen solchen Wald mitnehmen kann, denn bei Tage kann man ihn bei der Arbeit doch nicht umhängen, und Nachts dient er höchstens zur warmen Decke.

Da ich übrigens vorhin Schlangen erwähnt habe, ist es wohl nöthig, ein paar Worte darüber zu sagen. Ehe ich selber nach Ecuador kam, waren mir die furchtbarsten Geschichten über die Unmasse von Schlangen erzählt worden, die hier den Wald beleben sollten. Auf unserem siebentägigen Marsch durch unbetretene Wildnisse, durch Sumpf und Dickicht hatten wir vier kleine Schlangen getroffen, die uns rasch aus dem Wege glitten, und an diesem Tage war ich wieder nur einer einzigen, kaum fingerstarken begegnet, die mir eben so willig Raum gab.

Den Abend saß ich noch, bis es völlig dunkelte, am Ufer des kleinen murmelnden Stromes, eine Cigarre rauchend und von der Heimath träumend, und warf mich dann auf mein einsames Lager, um eine Unzahl der kleinsten und blutdürstigsten Fliegen zu füttern, die mir je im Leben vorgekommen. Diese Bestien sind so klein, daß man sie am hellen Tage auf der Hand mit bloßem Auge kaum erkennen kann, und stechen schmerzhafter als ein Mosquito, richteten mich auch diese Nacht so zu, daß ich am nächsten Morgen von rothen Punkten wie besäet war. Ohne diese kleinen Quälgeister hätte ich ruhig genug schlafen können, denn keiner der gedrohten Tiger,

die jeden im Wald ohne Feuer Schlafenden rettungslos überfallen sollen, stattete mir einen Besuch ab. Ich wußte schon seit lange, was ich von solchen Märchen zu halten hatte — sprang aber doch einmal in der Nacht mit meinem Messer in der Hand in die Höhe, als mein Rancho plötzlich schüttelte und bebte. Am nächsten Morgen fand ich, daß ein dürrer Ast darauf gefallen war. Mit Tagesgrauen war ich wieder auf, badete noch einmal, schulterte Büchse und Bergsack, kreuzte den kleinen Strom, der in der Nacht um wenigstens zwei Fuß gefallen war, auf einem darüber gestürzten Stamm und verfolgte meine Bahn wieder nach den Spuren, die unsere Messer hier und da an den Zweigen zurückgelassen hatten. Wo wir uns durch dichtes Gestrüpp gehauen, fand ich natürlich einen ordentlichen Weg.

Noch war ich kaum eine Viertelstunde marschirt und auf dem ersten niedern Hügelrücken, der den Fluß begrenzte, angekommen, als ich unter mir im Thal etwas durch die Büsche brechen hörte und gleich darauf einen rothen Punkt bemerkte, der sich bewegte. Das war jedenfalls ein Hirsch, und obgleich ich keine Kugel mehr bei mir hatte, um den abgeschossenen Lauf wieder zu laden, konnte ich diese Gelegenheit doch nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Zu viel hatte ich schon von den Ecuador-Hirschen gehört, theils aus Erzählungen, theils im Walde, wo sie in den Dickichten stets ungesehen verschwanden, daß ich deren nähere Bekanntschaft, wenn irgend möglich, machen mußte. Durch den steilen Hang begünstigt, hatte ich hier auch auf etwa hundert Schritt freie Flucht für meine Kugel, und wenn auch nur eben Büchsenlicht, ließ sich doch deutlich im Visir das Korn erkennen. Ich überlegte auch in der That nicht lange, zielte vorsichtig — denn wenn man nur noch zwei Kugeln zu verschießen hat, drückt man gewiß nicht leichtsinnig ab — und hörte fast zugleich mit dem Schlag der Büchse das Gestöhn eines getroffenen Rothwilds, dabei schlug es einen Augenblick in den Zweigen, dann war Alles ruhig.

„Brav!" dachte ich und setzte aus alter Gewohnheit die Büchse nieder, um wieder zu laden, ehe ich nach dem erlegten Wild hinabstieg — ich hatte ja keine Kugel mehr, als die im linken Rohr, warf die Büchse seufzend auf den Rücken, setzte

meinen Bergstock ein und glitt den steilen lehmigen Hang hinab. Bei dem ersten Geräusch aber, das ich machte, wurde es unten wieder lebendig, und ich sah jetzt — ein Paar mächtige Flügel den Boden schlagen. Das war kein Hirsch, aber was denn? Im Nu war ich unten, und fand jetzt einen großen rostbraunen Vogel mit einem Federbusch wie ein Wiedehopf, schwarz und weiß gesprenkelt, der in den letzten Zuckungen am Boden lag. Der Beschreibung nach, die ich von diesem Wild gehört, mußte das ein Pahúi sein, und zwar ein Weibchen, denn der männliche Vogel ist vollkommen schwarz. Jedenfalls war es ein tüchtiger Bursch, so groß wie unsere stärksten Truthähne, und schon die Kugel werth. Er war mit dunkler Zeichnung fast vollständig rostbraun, aber mit einer Stimme, die nichts weniger als vogelartig klang. Als ich ihn aufgriff, stöhnte er noch einmal wie ein Hirsch, und verendete dann.

Mit dem allerdings bedeutend kleineren Pava im Bergsack, hatte ich jetzt freilich genug zu tragen, aber auch nicht mehr so weit, und wanderte rüstig vorwärts. Um zwölf Uhr etwa erreichte ich den Sumpf, hieb mir von da in gerader Richtung meine Bahn nach dem Nadadero, fand unfern von dessen Ufern unsere Trocha wieder, kreuzte die Platanare oder Plantaingärten und stand, kaum eine Viertelstunde später, mit einem Gefühl, das zu beschreiben unmöglich wäre, auf der Lichtung von St. Lorenzo im vollen Sonnenschein und in einer prachtvollen Seebrise, welche die Bai heraufwehte. Aber wie sah ich aus! — meine Beinkleider bis hinauf zerrissen und zerfetzt, meine Schuhe offen, Alles, was ich an mir trug, durchnäßt und halb verfault, hungrig dabei und müde, mit den schmerzenden Bissen jener kleinen Sandfliegen in den Gliedern. Doch hier fand ich Rast, und traf nun augenblicklich Anstalt, daß meinen bisherigen Begleitern sogleich Lebensmittel nachgesandt wurden.

Die Träger — denn ein Einzelner der hiesigen Leute ginge unter keiner Bedingung allein durch den Wald — erreichten sie aber nicht mehr im Wald. Der kleine Trupp hatte an demselben Tage, an dem ich den Rückweg antrat, den Bogotafluß und dort ein Canoe getroffen, mit dem sie,

um sich zu erholen, nach Concepcion hinabgingen. Ein anderes Canoe brachte ihnen aber die stets willkommenen Lebensmittel: Fleisch, Bananen mit etwas Chocolade und agua ardiente nach, und der Ingenieur konnte jetzt von dort seinen Weg mit größerer Bequemlichkeit nach Quito fortsetzen.

5.

Die Kittiwake.

So viel ich auch gereist bin, und wohin mich immer meine Bahn geführt, ich habe mir dazu immer nur solche Länder ausgesucht, in denen die Wildniß mit der Civilisation ringt, und dort stets den interessantesten Stoff für meine Skizzen gefunden. Es mag ein eigener Reiz darin liegen, den Spuren vergangener Jahrtausende zu folgen, die Ruinen gesunkener Größen aufzusuchen und auf den Gräbern Derer zu wandeln, deren Schicksale schon unsere erste Jugendzeit beschäftigte — aber für mich den freien, wilden Wald, die rasch gebaute Hütte des Indianers, das neue, frische Leben der Gegenwart. Ich will nichts von dem Moder vergangener Jahrhunderte; ich fühle kein Sehnen, über das zu grübeln, was geschehen ist, Tausende von Menschen vergeuden ihre Lebenszeit damit — wo sich aber der Wald lichtet, wo ein neues, frisches Leben beginnt und um die stille Heimath der Menschen noch das Thier der Wildniß schleicht — wo etwas Neues zu schaffen ist, da bin ich zu Haus und habe meine Freude daran — und das Gefühl nur hat mich eine lange, etwas monotone Zeit in diesem Fischerdorf überdauern lassen. Jeder Mensch weiß, wie unangenehm es ist, auf etwas zu warten. Jeder Mensch weiß das aber nur eigentlich

im détail; ich habe es hier en gros empfunden, indem ich zwei und einen halben Monat für das erwartete — sehnlich erwartete Schiff oder die Yacht Kittiwake auf der Lauer lag. Wie manchen langen, langen Tag habe ich dort in meinem Bambusneste gesessen, das Teleskop neben mir, und jedes um die weit unten ausbiegende Landspitze kommende Canoe musternd — wie oft gehofft, die langgestreckten Ruder englischer Matrosen in einem dieser Fahrzeuge zu sehen! So lange dauerte die Zeit, daß ich sie endlich für verloren gab und mich schon bereit machte, den Platz zu verlassen, ohne die Kittiwake hier einlaufen zu sehen.

Die Kittiwake war nämlich das Fahrzeug — eine reizende und sehr große Yacht, welche die englische Gesellschaft, die Ecuador land company, nach dem Pailon gesandt hatte, um die erste Ansiedelung an diesem Orte zu gründen, einen Weg nach Quito zu bauen und das Land in der Nachbarschaft des vortrefflichen Hafens zu verwerthen. Engländer und Deutsche waren an Bord derselben, um als erste Ansiedler das Land hier zu betreten, und es ist sehr natürlich, daß ich der Ankunft dieses Fahrzeugs mit dem größten Interesse entgegengesehen hatte. Eines Nachmittags — ich dachte schon kaum mehr an das kleine Fahrzeug, denn es war jetzt 208 Tage in See — kam ein Canoe von St. Pedro, der Mündung der Bai, herauf und berichtete, daß ein Fahrzeug, „halb Schooner, halb Brig", vor der Einfahrt sei. Später kam ein Canoe von Esmeraldas, die Nachricht bestätigend, daß es wirklich die Kittiwake wäre, die sich hier zeigte, und daß sie vorher in Esmeraldas eingelaufen wäre. Hatte sie wirklich einen guten Piloten an Bord und die richtige Einfahrt getroffen, so konnte sie recht gut mit der Fluth in St. Lorenzo sein; jedenfalls durfte ich erwarten, daß sie in diesem Falle ein Boot heraussenden würde — aber die Fluth kam und ebbte, und kein Boot erschien, und ich machte mich jetzt bereit, am nächsten Morgen mit einem Canoe auszulaufen und dem Fahrzeug zu begegnen.

Um vier Uhr Morgens, mit der ausgehenden Ebbe, waren wir, ich mit zwei der Eingeborenen in einem ihrer kleinen Canoes, unterwegs; als aber mit Morgengrauen das kleine

Fischerdorf St. Pedro sichtbar wurde, suchte ich vergebens die schlanken Masten des Erwarteten. Weiter und weiter rudernd, erkannten wir es endlich in blauer Ferne, weit draußen in See, und zwar vollkommen in Lee vor der Einfahrt, an einer der gefährlichsten Stellen der ganzen Küste. Wie wir später erfuhren, hatte der von der Tola mitgenommene Pilot die Einfahrt nach St. Pedro verfehlt und das Fahrzeug sogar dort auf den Sand gesetzt. Glücklicher Weise aber kam es unbeschädigt wieder los, und ankerte jetzt, unsere Ankunft erwartend, draußen in der See. Um sieben Uhr etwa erreichten wir, von der ausgehenden Ebbe begünstigt, die Kittiwake, und es war ein eigenes, wohlthuendes Gefühl, mit dem ich ihr Deck betrat. Ich liebe überhaupt den Theergeruch, liebe die See, und ein so prächtiges Fahrzeug, wie diese kleine kecke Yacht, that den Augen wohl.

Der Capitain wie die Herren an Bord begrüßten mich auf das Freundlichste — sie waren froh, Jemanden zu sehen, der sie endlich nach langer, langer Reise in den sichern Hafen einführen konnte, und ich hatte einen der eingeborenen Lootsen mitgebracht, und ihnen außerdem viel von dem neuen Lande zu erzählen, das für die nächsten Jahre ihre Heimath sein sollte. Es blieb uns aber nicht viel Zeit dazu; denn vor allen Dingen mußte der Anker wieder gelichtet und das Fahrzeug vor die Einfahrt des wirklichen Kanals gebracht werden, um dort die steigende Fluth zu erwarten und über die Barre zu kommen, die in niedrigstem Wasser nur zwei und einen halben Faden (brazos, wie sie hier sagen) hat. Das war in etwa einer Stunde, gegen den Wind anlavirend, geschehen; der Anker rasselte wieder, in fünf Faden Wasser, in die Tiefe, und es blieben uns jetzt ein paar Stunden, um die günstige Fluth geduldig zu erwarten.

Vom Pailon hatte ich zwei Eingeborene mitgebracht — Leute, die ihr Leben lang gewohnt gewesen waren, in ihren Canoes theils in der oft sehr bewegten Bai, theils draußen in See herumzufahren und zu fischen, und dennoch konnten sie die davon verschiedene Bewegung des größeren Fahrzeugs nicht vertragen. Der Eine, der eigentliche Lootse, hielt es ziemlich gut aus, der Andere aber wurde richtig seekrank, be-

kam ein sehr weißes und sehr langes Gesicht, setzte sich still auf Deck nieder, verweigerte hartnäckig jedes Frühstück und sah sehr häufig über Bord. Wir haben dieselbe merkwürdige Thatsache mit den Seevögeln: Albatroß, Captauben, Möven ꝛc., die auch ihr Leben lang auf den wildesten Wellen schaukeln, und augenblicklich richtig seekrank werden, sobald sie gefangen sich auf dem Deck eines Fahrzeugs befinden. Ich selber erfreute mich indessen wieder einmal, nach langer monotoner Kost von Bananen, Fischen und Wild, einer europäischen Mahlzeit, und das Salzfleisch und Brod besonders, mit einer Tasse recht guten Kaffees, mundete vortrefflich. Dabei mußte ich viel vom Pailon erzählen, und als Illustration dazu lag der weite Manglarenwald mit seinen geheimnißvollen Dickichten vor uns ausgebreitet. — Aber die Fluth stieg — das, was ich ihnen erzählen konnte, sollten die Leute ja jetzt alle selber erleben, und mit halber Fluth gingen die Matrosen wieder daran, den Anker zu heben und die nöthigsten Segel zu setzen.

Die Einfahrt in den Pailon ist bis jetzt noch, und bis der Hafen und Kanal genau mit dem Loth untersucht und durch Bojen bezeichnet ist, ziemlich gefährlich, denn die verrätherischen Sandbänke und Untiefen erstrecken sich so weit in See hinaus, daß man kaum die Landmarken ordentlich von dort aus unterscheiden kann. Unterdessen waren aber auch von dem nächsten Fischerdorf St. Pedro mehrere Canoes an Bord gekommen, so daß wir Leute genug hatten, die jeden Zoll breit dieser Sandbänke genau kannten — waren sie ja doch wie oft mit ihren Netzen darüber hingefahren und hatten ihre Grundangeln überall gesenkt. Nichtsdestoweniger bleibt mit solchen Naturlootsen immer die Gefahr, daß sie keine Idee von einem tief im Wasser gehenden Fahrzeug haben. Sie sind nur ihre Canoes gewohnt, die sie im schlimmsten Fall über Sand und Schlamm mit Leichtigkeit hinziehen können, und es blieb deshalb immer nöthig, das Loth sorgfältig auszuwerfen und den Grund, über den man hinlaufen wollte, vorher zu fühlen. Doch es ging Alles nach Wunsch — über die Barre hin hatten wir reichlich Wasser, und während ich zwischen dem Lootsen und dem Capitain dolmetschte, bogen wir in den Kanal ein, liefen auf St. Pedro zu, und

befanden uns eine halbe Stunde später in der weiten und tiefen, vortrefflichen Einfahrt, die, von Norden nach Süden auflaufend, oben in den Pailon mündet. Unsere Pailoneser aber, wie sie erst einmal das sichere, tiefe Wasser der eigentlichen Bai unter sich wußten, waren nicht damit zufrieden, vor Klüver und Vorbramsegel langsam St. Lorenzo anzulaufen. Die Fluth war günstig, die frische Mittagsbrise, die gerade hinter uns dreinkam, versprach und sicherte eine rasche, fröhliche Fahrt, und sie ließen keine Ruhe, bis der Capitain alle Segel setzte und die flinke Kittiwake blitzschnell durch das leicht bewegte Wasser der Bai schoß.

Unsere Leute von St. Pedro hatten ihre Canoes hinten angehangen (das unsrige war an Deck genommen worden) und keine Idee von der Kraft, mit der ein solches großes Fahrzeug die Wellen durchschneidet. Die Folge davon war, daß die großen Segel der Kittiwake kaum in der günstigen Brise ausblähten, als zwei der Canoes füllten und sanken und ihre Lianentaue abrissen, während das dritte umschlug und nachschleifte. Vom Lande waren indessen ebenfalls ein paar andere Canoes abgestoßen und glaubten das Fahrzeug durch scharfes Rudern überholen zu können — aber sie hatten es freilich mit keiner einfachen Schaluppe zu thun, und erst als der Capitain sein Vorbramsegel backbraßte und dadurch die Kittiwake in ihrem Lauf hemmte, konnten sie uns erreichen. Aber selbst das that ihnen nicht gut, denn kaum wurde das Segel wieder vollgebraßt, als sie das Fahrzeug mit solcher Gewalt durch das Wasser riß, daß sie augenblicklich sanken und nur mit Mühe ihre Ruder und Netze retten konnten. Von da an gaben sie es auf, an die Kittiwake festzukommen, und hielten sich mehr in respectvoller Entfernung.

Jetzt bogen wir in den Pailon ein, eine Manglarenspitze verhinderte nur noch, daß wir das kleine Fischerdorf sehen, oder von dort gesehen werden konnten. Unsere Ankunft aber anzuzeigen, löste der Capitain einen der tüchtig geladenen Neunpfünder, und der Schuß hallte donnernd durch den stillen Wald, zum ersten Mal wohl dort ein so gewaltiges Echo weckend. Das war übrigens vollständig genügend gewesen, die Bewohner von St. Lorenzo von unserer Ankunft

in Kenntniß zu setzen. Man muß dabei wissen, wie viel und wie lange von der Ankunft dieses Fahrzeugs gesprochen, wie sehnlich es erwartet war, um zu begreifen, wie gespannt ihm Alle entgegensahen. Sollte es ja doch auch in dem kleinen, stillen, bis dahin von der Welt vollkommen abgeschiedenen Ort eine ganz neue Aera begründen, und brachte es nicht allein eine große Anzahl von fremden, wunderlichen Menschen, die sie bis dahin nur in einzelnen, etwas abgerissenen Exemplaren gesehen hatten, sondern auch eine Menge versprochener Waaren und Neuigkeiten, von denen sie die überspanntesten Ideen zu haben schienen. Rasch durchschnitten wir jenen Theil der Bai, der den eigentlichen Namen Paikon führt und dicht über dem St. Lorenzo liegt — jetzt schoß das Fahrzeug an der Mündung des reizenden Frischwasserstroms Nadadero (eigentlich der Schwimm- oder Badeplatz) vorüber, und wenige Minuten später fanden wir uns dem kleinen Städtchen gegenüber, an dessen Ufer die sämmtliche Bevölkerung mit einer Menge von Besuchern aus der Umgegend in ihrem Sonntagsstaat versammelt war.

Ein lautes Jubelgeschrei begrüßte das erste Erscheinen der Kittiwake, die noch eine Strecke auf- und bis der Stadt gerade gegenüber lief. Jetzt fielen die Segel, der Anker rasselte in die Tiefe, das Fahrzeug schwang herum, der Fluth und Brise den scharfen Bug bietend, und donnernd schmetterte die Kittiwake der ihrer harrenden Bevölkerung den Kanonengruß entgegen.

Hei! wie rannten die Frauen und Mädchen, als der Feuerstrahl ihnen plötzlich fast dicht gegenüber aus der Seite des fremden Schiffes sprühte und der donnernde Schlag in ihre Ohren dröhnte; aber die Kinder und Männer jubelten und lachten, und auch die Schüchternsten überzeugten sich bald, daß sie nichts zu fürchten hatten, und Mengen von Canoes kamen jetzt vom Ufer ab, um das neue Wunder — das erste größere Fahrzeug, das in diesen Hafen einlief, in der Nähe zu beschauen und zu betreten. Die Kittiwake sah allerdings gerade nicht danach aus, sich besonders sehen zu lassen, denn ein Fahrzeug, was eben eine siebenmonatliche Reise überstanden, läuft gewissermaßen mit schweißiger Stirn und in Hemd-

ärmeln in den Hafen ein, und muß erst ein Bad nehmen und frische Kleider anlegen, ehe es sich anständiger Weise kann sehen lassen. Die Leute hier aber waren nicht besonders eigen in ihren Ansprüchen, oder verwöhnt. Für sie war Alles neu, Alles wunderbar, von den starken Tauen und Ketten wie mächtigen Segeln und Masten, bis zu den Geheimnissen der Kajüte und Cambüse hinab, und Stunden lang standen sie an den Treppen, um dort niederzuschauen, oder starrten zu den Masten hinauf, in denen die Matrosen jetzt die Segel beschlugen, bis der Abend eine neue Ueberraschung für sie brachte. Wir waren erst einmal an Land gewesen, damit sich die Passagiere des Schiffes ein wenig umsehen und einen Platz finden konnten, ihre cots*) aufzuhängen. Ein Haus für sie stand schon bereit, und einen Theil konnte ich bei mir selber unterbringen. Dann kehrten wir an Bord zurück, um dort Thee zu trinken — ich war keineswegs böse darüber, daß ich nicht mehr meine eigenen Mahlzeiten zu kochen und mein eigenes Geschirr aufzuwaschen hatte — und die Sonne war indessen untergegangen, die Bewohner von St. Lorenzo hatten sich nach der gehabten, sehr ungewöhnlichen Aufregung in ihre verschiedenen Wohnungen zurückgezogen, um dort ihre Fische und grünen, unreifen Bananen zu verzehren. Plötzlich donnerte ein neuer Kanonenschuß über das Wasser, den Eingeborenen kündend, daß etwas Besonderes vorgehe. Jedenfalls hatte er den gewünschten Erfolg, sämmtliche Bevölkerung zu alarmiren und an das Ufer zu rufen, und jetzt stiegen vom Bord der Kittiwake eine Anzahl Raketen und Leuchtkugeln auf — die ersten, die der Pailon in seinem Wasser wiederblitzen sah, und der Jubel der St. Lorenzo Leute kannte keine Grenzen. Ueberhaupt war das eine Ueberraschung, auf die sie gar nicht gerechnet hatten, da der rasch einbrechende Abend ihrer Neugierde zu früh ein Ziel gesetzt. Am nächsten Morgen holten sie aber reichlich ein, was sie am gestrigen Tage zu ver-

*) cots sind eine eigene Art von Hängematten, viereckig wie ein Bett, von Segeltuch genäht, mit einer Matratze darin und mit einer Art hölzernem Gestell. Sie schaukeln weniger als die Hängematten, und der Körper liegt lang gestreckt, nicht eingebogen darin.

säumen geglaubt, denn mit Tagesgrauen waren die Canoes schon unterwegs nach dem fremden Schiff hinüber, und das Deck bald vollständig mit Männern, Frauen und Kindern gefüllt.

Die Kittiwake verdiente allerdings ihre Bewunderung, denn sie war zwar kein großes, aber ein reizendes Fahrzeug, eine englische Yacht, die sich ein schottischer Lord zu seinem Vergnügen gebaut und mit dem besten in England zu bekommenden Material ausgestattet hatte. Natürlich konnte dieses Fahrzeug von nur 250 Tons nicht viel Passagiere herüberbringen, aber es war auch nur dazu bestimmt gewesen, die erste Ansiedelung zu begründen, das erste Material mit Instrumenten hinüberzuschaffen. Dazu gab sie nur einigen Leuten Passage, die dort die Anfangsarbeiten leiten sollten. Die Compagnie hatte dabei einen sehr großen Fehler gemacht — und zwar den Leuten in einer schwachen Stunde Uniformen gegeben, um ihr niedliches Fahrzeug dadurch mit einem neuen Glanz auszustatten und, wo es ankern würde, einen guten Eindruck hervorzubringen. Eine Uniform ist aber ein höchst wunderliches und gefährliches Ding — ein paar goldene Litzen haben schon manchem Menschen den Kopf verwirrt, und der Erfolg auf dieser Reise war ein ähnlicher. Capitain wie Passagiere gefielen sich ausnehmend in dieser neuen Tracht, und die Folge davon war, daß sie nicht allein jeden Hafen anliefen, den sie möglicher Weise auf ihrer Fahrt erreichen konnten, sondern auch sehr viel Geld ausgaben und — das Schlimmste — sehr viel werthvolle Zeit damit versäumten.

Die Kittiwake, die unterwegs Madeira, St. Vincent, Pernambuko, Montevideo, Falklands-Inseln, Valparaiso und Esmeraldas anlief, hatte dadurch und trotz ihrem raschen Segeln eine Reise von 208 Tagen, von denen sie einige achtzig Tage in den verschiedenen Häfen zubrachte, und ich selber konnte indessen geduldig am Pailon sitzen und auf sie warten.

Die Passagiere derselben bestanden aus Engländern und Deutschen, ziemlich bunt zusammengelesen, und alle eigentlich mit keinem rechten Begriff, was sie in einer neuen Ansiedelung im Walde zu thun haben würden. Auf der Reise außerdem

verwöhnt, konnte ihnen natürlich dieses neue Leben mit seinen Einschränkungen und Entbehrungen nicht gleich recht behagen. Die Wildniß macht aber keine großen Umstände mit den Menschen, die sich ihr in die Arme werfen. Sie sagt einfach: Hier, lieber Freund, hast Du das Rohmaterial zu Deiner neuen Heimath, jetzt mache damit, was Du willst, verlange aber nicht mehr, und das Schlimmste dabei ist, daß unsere civilisirten Menschen mit Rohmaterial eigentlich gar nichts anzufangen wissen. Daheim bei uns arbeitet Einer dem Andern in die Hand, und was ich hier nicht bekomme, finde ich um die nächste Ecke bei einem andern Kaufmann, oder kann es mir im schlimmsten Falle per Post im Augenblick verschreiben. In der Wildniß hat das Alles ein Ende, und der civilisirte Mensch fühlt dort gewöhnlich nicht gleich, wie wenig er eigentlich zum Leben, sondern wie viel er braucht, und was er Alles dort nicht haben kann. Kein Wunder dann, daß er sich im Anfang unbehaglich und sogar den Verdacht in sich aufsteigen fühlt, von irgend Jemandem — er weiß eigentlich nicht recht von wem — schändlich und unverantwortlich behandelt zu werden. Doch das hat eigentlich Alles nichts weiter mit der Kittiwake zu thun, die jetzt sicher in der Bai vor ihrem Anker in völlig stillem und gefahrlosem Wasser lag. Glücklicher Weise befanden sich einige Zimmerleute an Bord, mit denen wir augenblicklich daran gehen konnten, eine Art von Waarenlager für ihre Fracht zu bauen; diese wurde in den nächsten Tagen ausgeladen, die Passagiere richteten sich indessen, so gut es gehen wollte, am Ufer ein, und die erste Expedition der Ecuador-Land-Compagnie war insofern geglückt, als die ausgesandten Leute wenigstens nach langer, langer Fahrt festen Boden unter ihren Füßen hatten.

6.

Vom Meer zum Fels.

Somit, und als die Passagiere des kleinen Fahrzeugs ein wenig eingerichtet waren, hatte ich denn meinen Zweck am Pailon erfüllt und konnte um so beruhigter von dort scheiden, als es mir auch noch vor meiner Abreise gelang, die Kittiwake an einen Minister der Ecuador Regierung, der den Pailon besuchte, zu verkaufen. Die Regierung von Ecuador fürchtete nämlich nicht mit Unrecht die drohende Stellung des Nachbarstaates Peru, die derselbe bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgegeben hat, und rüstete sich — einem Angriff zu Land wohl gewachsen — auch seine Flotte herzustellen, um die Flußmündung des Guajaquil zu wahren. In Nordamerika waren zu diesem Zweck schon Aufträge gegeben, mehrere Dampfer zu kaufen, und die kleine, stark gebaute Kittiwake, die außerdem schon mit Kanonen und Munition versehen war, sollte ebenfalls zu einem ordentlichen Kriegsschiff hergerichtet werden. Jetzt band mich nichts mehr an den Pailon, an dem ich fast drei und einen halben Monat zugebracht. Ich sehnte mich danach, meine Reise endlich wieder aufzunehmen und meinen Plan, sämmtliche deutsche Colonien Südamerikas zu besuchen, auszuführen. Vorher mußte ich freilich noch das Innere des Landes kennen lernen, an dessen tropischen Ufern ich bis jetzt gelebt, und von dessen hochgelegenem Innern ich schon so viel und Rühmliches gehört. Selbst die Hauptstadt des Landes, Quito, mit ihrem vielgepriesenen „ewigen Frühling", reizte mich, und ich beschloß, meinen Weg dorthin zu nehmen und dann von dort nach Guajaquil hinab zu gehen. Ueberdies wollte ich, ehe ich Ecuador verließ, noch einmal mit dem Director der Compagnie zusammentreffen, mit dem ich sehr viel zu besprechen hatte, und es war nicht wahrscheinlich, daß ich ihn auf diesem Wege verfehlen könnte.

Am 25. September war die Kittiwake von St. Lorenzo abgesegelt, und ziemlich erschöpft von der Arbeit, die ich dabei gehabt, bestimmte ich den Tag zum Ausruhen und bestellte mir auf den nächsten Morgen ein Canoe, das mich nach einem höher gelegenen Theil der Bai, am Santiagofluß hinauf, bringen sollte. Von dort folgte ich dann, in den Bogota einbiegend, dem Cachavi aufwärts, und betrat da erst, wo die Schifffahrt aufhörte, den eigentlichen Wald, über den ich schon ziemlich traurige Berichte gehört. Der Weg, der hindurchführte, hieß allerdings camino real, bestand aber blos dem Namen nach, und die, welche diesen Weg schon einmal gegangen, wußten ihn gar nicht schrecklich genug zu beschreiben. Diese Strecke ließ sich aber nicht umgehen, wenn ich auch zu Wasser unsere nach dem Bogota ausgehauene trocha umgehen konnte, und es half deshalb nichts, sich davor zu fürchten. Die Fahrt im Canoe that mir wohl, denn lang gestreckt darin konnte ich mich ordentlich ausruhen, während ein dichtes Blätterdach die heißen Sonnenstrahlen von mir abhielt. Am ersten Tage war auch nicht viel zu sehen, denn wir liefen an den Mangrovesümpfen der Bai hin, die erst dort aufhörten, wo sich der Santiago mit seinem süßen Wasser ihr entgegenwirft — und süßes Wasser kann der Mangrovebaum eben nicht vertragen.

Hier begannen überall Platanars oder Pisangfelder am Ufer — hier und da standen Cocospalmen und Kaffee, Baumwolle wie Cacao mit Orangen und anderen Fruchtbäumen waren angepflanzt. Das Ganze schien aber doch noch neu, und man sah überall, daß die Eigenthümer des Landes mit geringer Mühe weit mehr hätten thun können, als sie eben gethan, wenn diese Leute überhaupt mehr arbeiten wollten, als sie zum Leben unumgänglich nöthig haben. Fast alle diese Anpflanzungen gehören Negern oder einer starken Mischlingsrace der Neger, und es sind meistens durch das Gesetz befreite Sclaven, die sich hier ein Eigenthum gegründet haben.

Der Santiago ist ein breiter, schöner Strom, der aber nahe seiner Mündung in die Tolabai so weit durch flaches und niedriges Land läuft, daß die Ebbe und Fluth bis hoch hinauf einen Einfluß auf ihn ausübt. In der Nähe der

Bai verwandelt sie in der Fluthzeit sein Wasser in Salz, und weiter hinauf stemmt sie es nur für viele Meilen bis selbst in den von Norden kommenden Nachbarfluß Bogota hinein. Dorthin bogen auch wir am zweiten Tage ein, aber nur auf eine kurze Strecke, bis wir das kleine Städtchen Concepcion erreichten, und von hier aus sollte ich am nächsten Tage in einem kleineren Canoe meinen Weg den reißenden Cachavi hinauf fortsetzen. Hier mußte ich mich auch mit Vorräthen versehen, denn weiter hinauf waren keine Lebensmittel mehr zu bekommen, als höchstens Pisang, während das weiter im Innern gelegene Land, wie Alle bestätigten, einen wahren Ueberfluß von allen Arten von Lebensmitteln hervorbrachte, die nur eben nicht durch die Wildniß geschleppt werden konnten: ein Beweis mehr, wie nöthig ein Weg war, der diese beiden besiedelten Strecken mit einander verbinden sollte, daß sie ihre Producte gegeneinander austauschen konnten. Meine Vorräthe waren bald eingelegt — es bedurfte dazu nicht viel. Etwas Brod, etwas hart gebratenes Schweinefleisch, das sich einige Tage hielt, und ein paar Pfund Chocolade — das war Alles. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch kam das Canoe an, ein etwas schmales, schwankendes Fahrzeug mit zwei jungen, vielleicht fünfzehnjährigen, bis auf den Gürtel vollständig nackten Negerburschen, diesmal aber ohne Schutzdach gegen die Sonne, was sich nicht gut darauf anbringen ließ, und wir stießen vom Ufer ab. — Für die beiden vorigen Tage Canoefahrt, mit noch einem Gefährten, hatte ich für meinen Theil vier und einen halben Dollar bezahlt. Für diese beiden Burschen für zweitägige Fahrt zahlte ich drei Dollars und einen Dollar für den Gebrauch des Canoes, wobei ich noch ein paar Dollars für Lebensmittel auszulegen hatte.

Im Anfang und so lange wir uns in dem breiteren und tiefen Bogota befanden, konnten die jungen Burschen ihre Ruder noch gebrauchen; sobald wir aber in den Cachavi einbogen, hörte das auf, denn der ganze Fluß bestand aus einer fast ununterbrochenen Reihe von Stromschnellen, durch die hin uns weiter nichts als Stangen vorwärts helfen konnten. Die Geschicklichkeit der beiden jungen Burschen war außer-

ordentlich darin, und so genau mußten sie ihre Stangen einzusetzen und der Kraft zu begegnen, die den Bug des Canoes bald herüber, bald hinüber werfen wollte, daß dieses auch nicht ein einziges Mal eine willkürliche oder falsche Bewegung machen konnte. Oft aber, und besonders je höher wir kamen, war die Strömung des Wassers so reißend und der Fall so groß, daß sie selbst mit ihren Stangen nichts mehr ausrichten konnten, sondern über Bord springen mußten, um das schwanke Fahrzeug gegen die Wucht der Wasser anzuziehen und zu schieben. Es war gar nichts Seltenes, daß wir auf 25—28 Fuß bis zu 10 Fuß Fall hatten, und ein paar Mal schoß das Wasser in das Canoe. Darauf waren aber die jungen Burschen schon vorbereitet, denn der Platz, wo ich mit meinem Gepäck gerade in der Mitte lag, war mit breiten Bananenblättern so besteckt, daß das aufschlagende Wasser wohl in das Canoe laufen, aber weder mich noch meine Sachen durchnässen konnte. Der hintere Theil des Canoes lag aber fast stets viel tiefer als der vordere, und der Bursche dort hatte eine ganz eigene Fertigkeit, das einlaufende Wasser mit den Füßen wieder hinauszuschnellen. Mit dem einen Fuße blieb er fest stehen und den andern schlug er, etwas eingebogen, dagegen, so daß er alles dazwischen kommende Wasser geschickt über Bord sandte. Nur an einigen zu flachen und steilen Fällen, wo mein Gewicht zu groß war, stieg ich aus und watete einige Schritte durch das grobe Geröll. An allen übrigen Stellen blieb ich ruhig liegen, den beiden Burschen es vertrauungsvoll überlassend, mich sicher aufwärts zu schaffen. —

Die Nacht schliefen wir bei einem Neger am Ufer, und kurz vor Sonnenuntergang schwoll der Strom plötzlich so rasend an, daß er in einer halben Stunde wohl drei Fuß stieg. Der Neger beruhigte uns aber vollkommen darüber, daß er bis Tagesanbruch wieder vollständig in seinem alten Bett sein würde, und er hatte Recht. So rasch er gestiegen, fiel er auch wieder, und wir konnten ungehindert am nächsten Morgen unsere Fahrt fortsetzen. Die Platanare wurden jetzt sehr selten, häufig aber begegneten wir Canoes im Strom, die zum Theil nur von Frauen vorwärts gestoßen wurden.

Meine beiden jungen Führer sagten mir, daß hier die Cachavi-Goldminen begönnen, und diese Canoes dazu gebraucht würden, Lebensmittel zu den verschiedenen Stellen zu schaffen. Diese Cachavi-Goldminen sind Privateigenthum, in den Händen Einzelner, und wurden früher durch Sclaven bearbeitet. Jetzt hat das aufgehört, und die Eigenthümer müssen mit den hier wohnenden Negern bestimmte Contracte machen, um sie zum Goldgraben zu bewegen. Die Minen scheinen aber, allen vernünftigen Anzeichen nach, nicht sehr reichhaltig zu sein, denn erstlich enthalten sie nur sehr feines Blattgold, und dann würden sich die dort lebenden Neger schwerlich zu den beschwerlichen Sumpfmärschen und zum Lasttragen hergeben, bei dem sie den Tag nicht einmal einen Dollar verdienen, wenn sie mehr mit Goldwaschen erübrigen könnten. Am Pailon wird das Nämliche der Fall sein. Ich zweifle gar nicht daran, daß sich im Innern des Landes und in den Bergen noch viel Gold finden wird, sobald man eben ordentlich danach gräbt; so weit aber von den eigentlichen goldhaltigen Bergen entfernt, muß das edle Metall fein und verwaschen sein, und wenn es sich auch findet, kann man es doch nicht in gehöriger Menge erlangen, um die darauf verwandte Arbeit zu bezahlen.

Mittags, den zweiten Tag, während der kleine Strom so schnell und reißend wurde, daß es an manchen Stellen kaum möglich war, das leere Canoe über die Stromschnellen zu ziehen, erreichten wir endlich das kleine, fast nur von Negern bewohnte Städtchen Cachavi, und ich fand bald, daß ich hier den ganzen nächsten Tag, einen Sonntag, würde liegen bleiben müssen, damit sich die beiden Träger, die ich durch den Wald brauchte, ihre Körbe flechten und überhaupt auf den viertägigen Marsch vorbereiten konnten. Mir selber blieb indessen Zeit genug übrig, mich in Cachavi umzusehen, und als Hauptquartier konnte ich dazu eine Art Vorsaal des Bambushauses unseres schwarzen Alcalden benutzen, bei dem ich mich ohne Weiteres einquartiert hatte. Cachavi, mitten im Walde gelegen und rings und unmittelbar von dichtem Urwald umgeben, bestand, wie St. Lorenzo, aus etwa achtzehn oder zwanzig Häusern, mit Ausnahme eines einzigen

aber alle von Negern bewohnt, die hier eine ordentliche Colonie bildeten. Es waren lauter frühere Sclaven, die jetzt ihre Freiheit gewonnen hatten und zu versuchen schienen, mit wie wenig Arbeit sie eigentlich auskommen konnten. Es mag vielleicht sein, daß die Neugierde, den Fremden zu sehen, auch etwas dazu beitrug, ihnen ihre Beschäftigung zu erleichtern, aber die ganze Bevölkerung schien schon am Sonnabend Mittag Sonntag gemacht zu haben. Trotzdem hatte es nur geringe Schwierigkeit, zwei Träger zu finden, die mich durch den Wald begleiten und mein Gepäck wie Lebensmittel für vier Tage tragen sollten. Ich accordirte mit ihnen für fünf Dollars den Mann, und sie versprachen, am Montag Morgen mit Tagesanbruch bereit zu sein.

An dem nämlichen Nachmittage kamen vier Indianer schwer beladen von Ibarra aus dem Innern des Landes und brachten für Cachavi der eine eine Ladung Käse, der andere bunte Kattune, der dritte getrocknetes Fleisch und der vierte eine Kiste mit Heiligenbildern. Die Leute gingen nackt, eine kurze Schwimmhose ausgenommen. Mit dem ganzen Typus des Indianers war ihre Hautfarbe aber eher weiß als braun, und sonderbarer Weise fand ich hier bestätigt, was ich schon so oft gehört: daß die Indianer der heißen Zone Amerikas viel lichtere Farbe haben, als die im äußersten Norden und Süden, eine Thatsache, welche die Theorie der Abstammung aller Menschen von Adam und Eva und der allein von der Sonne verbrannten Haut dieser Stämme über den Haufen wirft. Der Patagonier, wie der Indianer der nördlichen kalten und gemäßigten Zone, ist tiefdunkel kupferbraun, während diese Indianer eher lichter als dunkler sind, wie unsere deutschen, von der Sonne verbrannten Bauern. Auf ihren Schultern und Hüften zeigten sich deutlich die dunkleren Spuren, wo ihre Last sie gedrückt hatte und wo sich das Blut unter der hellen Haut zusammengezogen — gerade wie es sich bei einem Weißen zeigen würde. Und tüchtige Lasten tragen diese Leute durch den Sumpf, denn ihre „gesetzliche Bepackung" besteht in vier Aroben und vier Pfund — die Arobe zu 25 Pfund gerechnet. Damit laufen

sie flüchtig durch den Schlamm, und ihre Nahrung besteht dabei in wenig mehr, als etwas gedörrtem Mais.

Der Händler, der diese Waaren von ihnen überkam, war ein Weißer, Einer der hier eingeborenen, von den Spaniern abstammenden Race, und ein Theil der Heiligenbilder — ob aus Frömmigkeit oder Speculation, will ich dahingestellt sein lassen — wurde an dem nämlichen Abend noch in die Kirche getragen und in feierlicher Procession zurückgebracht. Ein paar kleine Glocken, nach dem Tact eines Walzers angeschlagen und mit Begleitung einer Trommel, dienten dazu, die Handlung noch feierlicher zu machen. Am nächsten Tag — Sonntag — saß ich bei einem fluthenden Regen in dem Vorbau des Alcaldenhauses, wo ich meine Decken ausgebreitet hatte und von meinen eigenen Lebensmitteln zehrte. Wo es nämlich irgend anging, vermied ich von der Kochkunst der Eingeborenen Gebrauch zu machen, denn von dem Schmutz dieser Leute hat Niemand eine Idee, der nicht wirklich einmal unter ihnen gelebt. Die Frau des Alcalden, ein ekelhaftes Negerweib, übertraf dabei noch Alles, was ich bis jetzt in dieser Art gesehen, und ich war froh, daß mir kein Essen angeboten wurde. Ich hatte mein Gepäck ein wenig geordnet und festgeschnürt, als plötzlich ein Schrei vom Fluß aufwärts herübertönte und Alles auf eine Art von Veranda sprang, dort hinzusehen. Ich folgte natürlich dem Beispiel und sah zu meinem Erstaunen, wie den klaren, ziemlich seichten Strom eine gelbe zürnende Wassermasse, wie eine riesige Welle, mit furchtbarer Gewalt niedergestürzt kam. Der Ruf mußte aber schon vorher von Anderen gehört worden sein, denn ein paar dunkle Gestalten sprangen über die Steine mit Blitzesschnelle nach dem Ufer hinab, um dort ihre angebundenen Canoes in Sicherheit zu bringen, und wahrlich, es blieb ihnen dazu wenig genug Zeit. Im Nu war der klare Strom, der sich überall über Felsblöcke hinüberschnellte, in eine braune kochende Fluth verwandelt, die reißend ihre Wassermasse durch das jetzt breit gewordene, von zitternden Baumzweigen eingefaßte Bett wälzte. Heftige Regen weiter oben hatten dies rasche Steigen bewirkt, aber schon gegen Abend

fiel das Wasser, und am nächsten Morgen war der Strom wieder in seinem alten Stand.

Am nächsten Morgen säumten wir aber auch nicht, unsern Marsch anzutreten, und die Neger — ein paar baumstarke, riesige Gestalten, nackt bis auf den Gürtel, erschienen mit ihren rasch geflochtenen Tragkörben, unsere Wanderung zu beginnen. Mein Gepäck war nicht schwer, ihre eigenen, nur aus Pisang bestehenden Nahrungsmittel wogen das Meiste, und nachdem wir in einem Canoe über den Cachavi gesetzt, betraten wir den einzigen schmalen Waldpfad, der jetzt noch die Seeküste mit dem innern Land in einer sehr precären Verbindung hielt. Der Anblick der aus diesem Walde kommenden Indianer hatte mich am ersten Tage schon etwas stutzig gemacht, denn die Leute waren bis hoch an die Hüften hinauf voll Schlamm. Ich sollte aber bald finden, wie viel Ursache sie dazu gehabt, denn nach den ersten zwanzig Schritten schon, und wie wir nur das unmittelbare Ufer des Stromes hinter uns hatten, begann der eigentliche Weg, und einen schlechteren bin ich nie gewandert. Dieser Pfad ist in früheren Jahren einmal ausgehauen gewesen, seit der Zeit aber weder Macheta noch Beil wieder daran gelegt, und wo die Bäume darüber hinstürzten, blieben sie liegen, es den „Reisenden" überlassend, ihre Bahn darüber oder darunter hin zu finden. Der eigentliche ausgetretene Pfad selber war dabei tiefer Schlamm, hier und da nur bis über die Knöchel reichend, wo man dann rascher vorrücken konnte, fast immer aber bis an und über die Kniee, und an manchen kurzen Stellen noch tiefer. Ein Ausweichen war dabei nicht möglich; man wäre genöthigt gewesen, durch die dornigen Büsche zu brechen, und das würde den Marsch nur noch beschwerlicher gemacht und aufgehalten haben. Ueberall an diesem Pfade und überhaupt durch diesen ganzen Wald standen mit langen, scharfen Dornen dichtbesetzte Palmen, und wo man sich mit der einen Hand einmal gegen zu tiefes Einsinken in den Schlamm stützen wollte, konnte man darauf rechnen, daß man gerade mitten in diese Stacheln hineingriff.

Vom Pailon hatte ich ein Paar neue Schuhe mitgenommen,

in diesem Wege hielten sie aber nicht einmal bis zum Abend aus. Die Hacken fuhren an den Seiten in die Höhe, das Leder weitete sich aus, und ich mußte sie vorn aufschneiden und mit Riemen zusammenschnüren, um sie nur am Fuße zu halten. Die halbe Nacht hatte es dabei geregnet, und wenn sich das Wetter gegen Morgen aufklärte, trat nach zehn Uhr wieder ein tüchtiger Schauer ein, der etwa bis vier Uhr Nachmittags dauerte. Es blieb sich das aber vollkommen gleich, denn die Zweige hingen, voll von dem letzten Regenwasser, so dicht über den Weg, daß man nach halbstündigem Marsch doch so durchnäßt war, als ob man im Wasser gelegen hätte.

Aber ich will den Leser nicht mit der Monotonie dieses entsetzlichen viertägigen Marsches ermüden. Vier Tage wateten wir durch diesen Schlamm, ohne auch nur ein einziges Mal auf zehn Schritt trockenen oder nur festen Boden zu haben. Vier Tage kreuzten wir angeschwollene Bergströme und kletterten und krochen durch zackige, umgestürzte Wipfel, um die Nacht dann unter einem rasch errichteten Laubdach zuzubringen und den Regen darauf niederpeitschen zu hören. Ich selber hatte dabei eine sehr böse Hand, denn am Pailon war mir ein Tropfen brennendes Gummi elasticum — wovon man dort Fackeln macht — auf den rechten Zeigefinger gefallen, und das Geschwür, das sich dadurch erzeugte, fraß weiter und weiter. Vergebens suchte ich es mit Bleiwasser zu kühlen und zu beruhigen, es wurde so arg, daß ich die Hand kaum noch schließen konnte; und ich darf es für ein Glück rechnen, daß ich Höllenstein bei mir führte. Erst als ich es damit beizte, fing es an zu heilen, und bis ich wenigstens nach Quito kam, hatte ich meine Hand wieder hergestellt — wer weiß, wie sonst Alles geworden wäre.

Mit der Jagd war unterwegs auch sehr wenig zu machen. Ich schoß ein paar Pavas und ein kleines wildes Schwein, aber zuletzt und in der ewigen Nässe ging meine Büchse nicht mehr los, und da mich Hand und Arm so schmerzten, nahm ich sie endlich auseinander und gab sie den Negern, deren Last durch das Aufzehren der Provisionen sehr leicht geworden war, mit zu tragen. Die Waldung war sich die ersten

Tage ziemlich gleich geblieben, wurde aber die letzten Tage sehr von der verschieden, wie wir sie vom Pailon nach dem Bogota gefunden. Dort herrscht vorzugsweise niederer Grund vor, und die Negrilopalme deckte weite sumpfige Strecken. — Hier kamen wir schon in höheres und mehr bergiges Land, und die Oelpalme mit der Palme Real bildeten den hervorragendsten Theil der Vegetation. Ich sah Stellen, wo der Wald fast einzig und allein aus Palmen bestand, und wundervolle Gruppen bildeten sich oft, wo zehn oder zwölf dieser schlanken, zierlichen und doch so mächtigen Stämme hier und da einen alten, von Lianen dicht umhangenen Laubholzbaum umstanden. Eine Masse wundervoller Orchideen wachsen hier ebenfalls, aber ich konnte natürlich nicht daran denken, mich länger mit ihnen einzulassen, als eben ihre Farbenpracht zu bewundern. Schlinggewächse gab es ebenfalls in Masse, und so oft mich diese schon im Leben geärgert und ermüdet hatten, so sollte ich doch auch einen praktischen Nutzen von ihnen sehen. Unser Weg führte nämlich am linken Ufer des Flusses Mira hinauf, dessen dumpfes Rauschen und Brausen wir fortwährend neben uns hören konnten, während wir dann und wann sogar mit Hülfe einer dahin auslaufenden Schlucht sein Thal erblickten und sein trübgelbes Wasser reißend schnell darin hinschießen sahen. Viele kleine und größere Bergströme ergießen sich natürlich hinein, und wir waren so gewöhnt durch diese durchzuwaten, so tief und reißend sie auch immer sein mochten, daß wir uns nie an ihren Ufern auch nur eine Secunde aufhielten. Hier aber trafen wir einen größeren Strom, wilder und tiefer, als alle übrigen, mit hohen, steilen Ufern, in denen die wilde, schäumende Fluth kochend dahinschoß. An ein Durchwaten war hier natürlich nicht zu denken, und selbst ein Durchschwimmen wäre nur weiter oben möglich gewesen. Uns das aber ersparend, hatten die zuletzt diesen Weg passirenden Indianer eine treffliche Brücke aus wilden Schlingpflanzen über den Strom gezogen, die allerdings bedeutend hin- und herschwankte, der man sich aber doch ganz sicher anvertrauen konnte.

Die Brücke bestand aus drei dicken Seilen, jedes aus fünf bis sechs Reben zusammengedreht; das eine und stärkste

als eigentlicher Boden, um darauf zu gehen, die anderen beiden etwa zwei und einen halben Fuß darüber und ein wenig mehr rechts und links, das Geländer bildend, das, durch kurze Reben mit dem Hauptseil verbunden, dieses auch wieder stützen und halten konnte. Das Ganze bildete so eine Art von dreikantiger Rinne, in deren unterster Schneide man hinschritt und sich mit beiden Händen an dem Geländer hielt. Natürlich vertraute sich immer nur Einer von uns auf einmal diesem unsichern Wege an, und die Anderen warteten geduldig, bis er drüben, wo die Reben an starken Bäumen befestigt waren, sichern Boden betrat. Zwei hätte die Brücke vielleicht nicht getragen; keinesfalls wollten wir den Versuch machen.

Am vierten Tage endlich — wobei der Schlamm und Sumpf in unserer Bahn nicht im Geringsten nachließ, obgleich wir an dem steilen Hang eines Berges hinstiegen — erreichten wir, etwa um drei Uhr Nachmittags, das erste Haus, die äußerste Grenze dieser Wildniß. Es war die noch nicht sehr lange angelegte Plantage Paramba, die mehreren Herren in Ibarra gehörte, welche hier angefangen hatten, Cacao, Zucker und Kaffee im großartigsten Styl zu pflanzen. Der Platz sah allerdings noch sehr wild aus. Viel Land war eben nur erst gelichtet, anderes ganz kürzlich urbar gemacht. Die Pflanzungen selber waren meistens auch noch klein, und das Haus glich mehr einer unaufgeräumten Scheune, als der Wohnung eines civilisirten Menschen. Dennoch begrüßte ich es mit Jubel, denn es war ja das Ende eines der nichtswürdigsten Märsche meines Lebens — und Gott weiß es, ich habe andere auch nicht besonders angenehme zurückgelegt. — Ein Doctor N. aus Quito (ich verschweige seinen Namen nur, weil ich ihn vergessen habe) nahm mich auf das Freundschaftlichste und Gastfreieste auf, und nachdem ich mich unten an dem kleinen Bach ordentlich abgewaschen, frisch gekleidet und Hosen und Hemde, die ich durch den Wald getragen, nur eben in den nächsten Busch hinein geworfen hatte, dampfte drin schon auf dem Tische ein nahrhaftes und reichliches Mahl, das mich für manche Entbehrung entschädigen konnte.

Nach dem Essen wanderten wir, trotzdem daß ich mich

eigentlich viel vernünftiger hingelegt und ausgeruht hätte, über die Plantage, und es bedurfte nur kurzer Zeit, um zu sehen, welch wunderbar fruchtbares und reiches Land dies eigentlich sei, und wie auch geringe Mühe und Arbeit auf das Reichste belohnt werden. Die Cacao- und Kaffeepflanzen waren noch klein, und etwas zu sehr der Sonne ausgesetzt gewesen, so daß einige von ihnen kränklich aussahen. Die meisten schienen aber frisch und grün, und besonders üppig stand das Zuckerrohr. Dieses bedarf hier zu völliger Reife nur fünfzehn Monate, ich sah aber selbst neun Monate altes, das über drei und einen halben Zoll im Durchmesser hatte und voll von Saft war, als ob es seine völlige Reife erlangt hätte. Außerdem wuchs die Yukawurzel noch besonders üppig, ebenso rother Pfeffer, Bohnen, Orangen, Limonenpflanzen, kurz Alles, was man der Erde nur eben anvertraut hatte. Die Banane und der Pisang haben hier ebenfalls ihre eigentliche Heimath, und die Ueppigkeit, mit der ihre Stämme emporschossen, bewies, was aus ihnen werden würde. Jetzt freilich war von alledem noch erst sehr wenig zu haben, denn außer der Yukawurzel und dem Reis und Tabak trug noch gar nichts Frucht — ich müßte denn das Zuckerrohr rechnen, das die Bewohner von Ecuador mit einer Hartnäckigkeit kauen, die einer besseren Sache würdig wäre.

Cocospalmen fand ich keine, nur eine einzige war gepflanzt worden und noch klein; ich glaube auch, daß das Land hier eigentlich schon etwas zu hoch für die Cocosnuß ist — vielleicht käme es freilich nur darauf an, sie eben heimisch zu machen, wie man ja auch in Java ganz im Innern Massen von Cocospalmen findet. Aber der Dattelpalme ist dies Klima gewiß zuträglich, und einige Kerne, die ich nebst anderen Fruchtsteinen mitgebracht hatte, übergab ich dem Doctor, der versprach, die äußerste Sorge dafür zu tragen. Auch Kerne der saya haïve, jener reizenden rothen Akazienbeere aus Buitenzorg in Java, habe ich hierher gebracht, und spätere Jahre werden zeigen, ob sie gediehen. Von hier aus war mir nun am Pailon und selbst bis in Cachavi gesagt, daß ich Pferde nach Ibarra bekommen könnte, um meinen Weg von da ab leichter fortzusetzen, aber natürlich war kein Pferd in der

ganzen Nachbarschaft zu bekommen, und ich mußte von hier noch einmal Leute miethen, die mein Gepäck weiter nach dem sogenannten St. Pedro trugen, wo ich — diesmal ganz gewiß — Pferde treffen sollte. Um zwei oder drei Stunden Wegs meine beiden Satteltaschen getragen zu bekommen, mußte ich ein paar Indianern jedem einen Dollar geben, und selbst dann noch schienen sie die Sache als eine Gefälligkeit für mich zu betrachten. Ueberhaupt sollen Reisende in wilden Ländern um Gottes willen nicht denken, daß sie billig reisen können, selbst wenn sie willens sind, die größten Entbehrungen zu ertragen. So lange sie allerdings zu Fuß gehen, selber tragen, was sie bei sich haben, keinen Führer durch das Land brauchen, durch das sie ziehen, so lange sind sie von allen Menschen unabhängig und werden mit wenig Kostenberechnungen beschwert werden, denn in den meisten solchen Ländern wird man ihnen für Essen und Trinken wenig, wenn etwas, abverlangen. Ganz in die Hände dieser Menschen sind sie aber gegeben, so wie sie die geringste thätige Hülfsleistung von ihnen haben wollen, und sie dürfen sich dann auch darauf gefaßt machen, wenigstens den doppelten Preis von dem zu zahlen, was irgend ein Einheimischer dafür zahlen würde. Ich selber bin geprellt, wohin ich kam, wissentlich geprellt, denn ich wußte es recht gut, während ich es bezahlte, konnte aber auch nichts dagegen machen, wenn ich nicht länger als nöthig zwischen diesen Menschen liegen bleiben wollte, und um dem zu entgehen, habe ich immer lieber ein paar Thaler Geld geopfert. Meine jetzige Auslage vom Pailon bis hierher lief denn auch schon, obgleich ich die Hälfte des Weges zu Fuß gemacht hatte, gar nicht unbedeutend auf:

Vom Pailon bis Concepcion	5½	Dollars
Provisionen	4½	„
Von Concepcion bis Cachavi	4	„
Trinkgeld	1	„
In Cachavi Provisionen	2	„
Trägerlohn bis Paramba	12½	„
In Paramba für Yuka für die Träger .	½	„
Von Paramba bis St. Pedro	2	„
Summa	32	Dollars,

für die ich weiter nichts hatte, als daß ich mit meinen beiden Satteltaschen eine kurze Strecke in das Land hinein befördert wurde.

In St. Pedro hoffte ich mich ordentlich ausruhen zu können, fand aber auch nur eine traurige Hütte, nicht einmal von der feuchten Erde erhoben, und einen alten, würdigen, sehr schmutzigen Greis mit seiner Schwiegertochter, die mir in der diesen Leuten eigenthümlichen Art eine Mahlzeit kochte. Es würde hierbei nichts Besonderes zu erwähnen sein, wären die Stücken Fleisch nicht etwas zu groß und sehr zäh gewesen, so daß ich genöthigt war, sie durchzuschneiden. Dazu hatte ich aber nur mein großes, etwas unbehülfliches Jagdmesser, und die junge niedliche Frau sah kaum, woran es bei mir fehlte, als sie auch schon vor mir niederkauerte, die Stücken Fleisch mit den Fingern aus dem hölzernen Napf nahm, den ich auf den Knieen hielt, sie durchschnitt und dann wieder in meinen Miniaturtrog warf. — Es wäre das auch appetitlich gewesen, selbst wenn sie sich nicht, in übertriebener Reinlichkeit, nach jeden zwei oder drei Schnitten die Finger abgeleckt hätte.

Ich fand hier Pferde, mußte aber zwei miethen, damit mein Begleiter mit fort konnte, und für beide bis Ibarra — zwei Tagereisen — sechs Dollars bezahlen. Das war insofern billig, als sich unterwegs nicht die geringste Gelegenheit bot, etwas zu verzehren. Es blieb sogar zweifelhaft, ob wir überhaupt etwas zu essen bekommen konnten. Am nächsten Morgen brachen wir ziemlich früh auf — ich selber ohne Schuhe im Sattel, denn die meinigen konnte ich nicht einmal mehr in den Steigbügeln tragen. Hatte ich aber vorher geglaubt, mich, erst einmal im Sattel, von meinen gehabten Strapazen ausruhen zu können, so sollte ich bald finden, daß ich mich darin schmählich geirrt, denn den Weg zu reiten, ist weder Spaß noch Erholung. Im Anfange ging es noch durch eine Strecke schlammigen Wegs, bald aber erreichten wir wenigstens trockenen Boden, und hier sollte ich auch erfahren, was es heißt, eine Bahn zu reiten, die sich nur eben Maulthiertreiber mit ihren Thieren ausgesucht haben. Der Weg führte an dem rechten Berghang hin, und in jede kleine

Schlucht tauchten wir ein — steil hinab, daß man jeden Augenblick in Gefahr war, vornüber, über den Hals des Maulthiers zu stürzen, um die nächsten fünf Minuten wieder an der andern, dieser ganz ähnlichen Seite in die Höhe zu klettern. An ein ruhiges ordentliches Reiten war auch keine Viertelstunde zu denken, und das Ganze ein ewiger und fast ununterbrochener Versuch, weiter nichts zu thun, als einen festen Sitz im Sattel zu wahren. Dabei lief der Weg keineswegs schräg an dem Berghang hin, an dessen Fuß der Miraßluß der Richtung zubrauste, von der wir hergekommen waren, sondern jetzt stieg er auf, höher und höher, bis man sich ein paar tausend Fuß über dem wie ein Faden daneben hinschießenden Fluß befand, um in der nächsten halben Stunde gerade hinein, selbst bis in das wirkliche Bett desselben zu führen. Auffällig hatte sich indessen schon in den ersten drei Stunden die ganze Vegetation, ja der ganze Charakter des Landes selbst verändert.

Mit Paramba schloß eigentlich die wirkliche Palmengrenze ab, und wenn auch St. Pedro noch voll zu den Tropen gehörte, lag es doch schon außer diesen schlanken Kindern der heißen Zone. Von hier ab aber nahm selbst der dichte fruchtbare Wald ein Ende, durch den hin ich mich so manche schwere, mühselige Stunde gearbeitet. Die Berge fingen an lichte, mit hohem Gras bewachsene Stellen zu zeigen, und wenn auch an der andern Seite des Flusses noch hier und da kleine Ansiedelungen mit breitblätterigen Bananen lagen, zeigten die hohen steilen Hänge darüber einen vollkommen nördlichen Charakter. Ja, eine Stunde später verließen wir die Bäume ganz, der Regen, der mich bis dahin verfolgt, hatte aufgehört, der Boden war hart, sandig und kahl, kurzes schwaches Gras ausgenommen, das jetzt einige der Gebirgsseiten bis in die höchsten Wipfel hinein bedeckte. Das Land hier war aber nur sehr schwach besiedelt, und selbst spärlich Vieh sah man an den Hängen, die sicherlich zahlreichen Heerden Nahrung geben könnten. Die Civilisation, wenn man diese Menschen wirklich zur Civilisation gehörig rechnen kann, war noch nicht hierher gedrungen, denn nirgends hin zeigte sich eine Möglichkeit, das hier Gezogene abzusetzen zu

können. Die wenigen Menschen, die hier wirklich lebten, können deshalb fast als Einsiedler betrachtet werden.

Höchst interessant war es aber für mich, diese Grenze zwischen tropischem und gemäßigtem Klima zu betrachten, die sich vollkommen deutlich herausstellte, obgleich nicht die geringste gewaltsame Scheidewand zwischen ihnen aufgeworfen wurde. Da war kein steiler mächtiger Berg, auf dessen hohem Gipfel Weizen gebaut wurde, während unten im Thal die Banane wuchs — wie man das selbst weiter oben in den Cordilleren findet — sondern ganz allmälig steigen die Berge auf, kaum bemerkbar, da man fast eben so viel bergab, wie bergauf klettern mußte, und doch wurde von hier ab die tropischen Welt mit Gewalt in den Hintergrund gedrängt. Was der Boden aber hier erzeugen konnte, war man natürlich nicht im Stande zu sehen, da nicht der geringste Versuch bis jetzt gemacht worden, das zu erproben. Maulthiere, Pferde und Esel weideten an den Hängen, und tief im Thal drinnen, wohin der scharfe, von den Cordilleren niederwehende Wind nicht dringen konnte, hatte hier und da einer der Eingeborenen sich der gewaltigen Anstrengung unterworfen, ein paar Pisangpflanzen zu stecken und etwas rothen Pfeffer auf die Erde zu werfen — und in welchem Ueberfluß könnten diese Leute leben, wenn sie wirklich arbeiten wollten!

Wir ritten den ganzen Tag, ohne auch nur ein einziges Haus in unserer Bahn zu finden. Einmal sahen wir ein paar Häuser zur Rechten, aber es war nicht das Geringste dort zu bekommen, weder für Pferd noch Mann, und erst Abends, eine halbe Stunde nach Dunkelwerden, erreichten wir das Geburtshaus meines Führers, bei dessen Mutter wir übernachten sollten. Dort wenigstens war, wie er behauptete, der einzige Platz, an dem wir Futter für die Pferde finden konnten. — Ich werde diese Nacht im Leben nicht vergessen. Schon beim Eintritt in das Haus, ja beim Einreiten in den Hof, kam mir ein Geruch entgegen, als ob wir uns einer Scharfrichterei näherten, und in dem Hause selber fand ich die traurige Ursache. Die Ueberreste von Gott weiß wie vielen Kühen hingen darin in Stücken geschnitten und getrocknet, denn ich konnte sechs Kinnbacken zählen, und die zärtliche

Mutter ging nach der ersten Begrüßung daran, uns von diesem „Fraß für Raben" ein leckeres Mahl zu bereiten. Sogar Zeuge mußte ich von der Zubereitung sein, die mir der Leser ersparen mag zu schildern, denn er glaubt mir doch nicht, was ich mit eigenen Augen sah; kurz, mit kleingeschnittenen grünen Bananen wurde dies Fleisch in einen Topf geworfen, oberflächlich abgekocht und uns dann in kleinen hölzernen, nie gewaschenen Holznäpfen servirt.

Ich war sehr hungrig und fest entschlossen, wenigstens den Versuch zu machen, um zu essen — aber es ging nicht. Mit dem ersten Bissen bekam ich eine halbfaule Sehne in den Mund, biß einmal darauf und mußte dann rasch das Haus verlassen. Ich entschuldigte mich mit Unwohlsein und legte mich auf ein ausgespanntes Kuhfell, um dort die Nacht eine Legion von halb verhungerten Flöhen zu füttern. Der gehorsame Sohn aß indessen zwei Näpfe dieser Speise leer, und ich konnte es zuletzt vor lauter Ekel nicht mehr mit ansehen.

Am nächsten Morgen das nämliche Frühstück, von dem ich wieder nichts über die Lippen bringen konnte, und mit leerem Magen stieg ich in den Sattel. Der Weg war hier der nämliche; fortwährend auf und nieder, noch steiler und steiniger wo möglich als gestern. Wir passirten ein kleines Städtchen, Guajerre, aber es war nichts darin zu bekommen, nicht einmal eine reife Banane. Der Boden wurde hier trockener und dürrer, dorniges Gesträuch wechselte mit Aloe und Cactus auf weißlichem Sand — die Berge wurden kahler und höher, und Alles verrieth, daß wir immer weiter in die Gebirge hinaufrückten. Hier betraten wir übrigens auch einen sehr dürren Strich Landes, in dem fast weiter nichts erzeugt wird als Salz. Ein kleines Städtchen, Salinas, ist hier errichtet, in dem sich fast jeder Bewohner nur vom Salzauskochen nährt. Das Salz wird dann von hier auf Maulthieren nach Ibarra und selbst bis nach Quito hinauf geschickt.

Salinas erreichten wir etwa um ein Uhr Mittags, und Alles, was ich hier bekommen konnte, war etwas Chocolade und Brod und reife Bananen — ein wahrhaft luculliſches Mahl, an dem ich mich vollständig wieder erholte. Wir füt-

terten die Pferde, ließen sie ein paar Stunden rasten, und setzten um drei Uhr unsern Weg nach dem nicht mehr fernen Ibarra fort. Es war übrigens gut, daß ich schon in St. Pedro die Thiere dorthin accordirt hatte, denn in Salinas hätte ich keins miethen können. Hier zum ersten Mal hörten wir die Klage über den Krieg, daß er die Lebensmittel alle so theuer gemacht und fast sämmtliche Pferde aus dem Lande geführt hätte. Ich würde, wie man mir sagte, selbst in Ibarra Schwierigkeiten haben, Pferde zu bekommen, und möchte mich nur in Zeiten danach umsehen.

Von dem Schmutz der Bewohner hatte ich hier in Salinas wieder ein Beispiel, das aber nicht so tragische Folgen für mich hatte. Während ich mit meinem Führer unsere Chocolade verzehrte, kam eine Señora in den kleinen Kaufladen oder das Café — ich weiß nicht, wie ich die Lehmbude nennen soll — und brachte ein Kind mit, das wohl in den letzten sechs Monaten keinen Tropfen Wasser gesehen hatte. Das Kind mochte zwei Jahre alt sein und leistete in den wenigen Minuten, die es sich in unserer Gesellschaft befand, das Aeußerste in Sachen, die sich eben nicht wieder erzählen lassen. Die Señora, die ein altes verblichenes, aber sehr buntfarbiges und sehr fleckiges Seidenkleid trug, schien das Alles zu unserer besondern Erbauung vorbereitet zu haben, so dicht vor und neben uns und so öffentlich wurde Alles abgemacht. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie mir den Appetit verdorben, aber das ging nicht; wie sie aber die Unverschämtheit hatte, mich zu fragen, ob es in meinem Lande auch solche niedliche Kinder gäbe, gewann der Ingrimm die Oberhand. Es war immer eine „Dame". Die Frage verdiente aber eine Antwort, und ich konnte mir nicht helfen, ich sagte: „So niedliche wohl, aber so schmierige nicht." Die Wirkung war zauberschnell und äußerst befriedigend. Die Señora warf mir einen Dolch- und Revolverblick zu, raffte ihr Kind — wie es war, und wie war es! — vom Boden auf und verschwand damit aus dem Hause.

Abends mit Dunkelwerden erreichten wir Ibarra, die größte Stadt der Provinz Imbaburra, in einem herrlichen, fruchtbaren und dichtbevölkerten Thal. Hier war augen-

scheinlich ein anderes Leben, als ich in dem Walde verlassen hatte, hier war Cultur wie Civilisation mitten in den Bergen, und freundliche Häuser und Gärten verriethen, daß auch der Luxus schon seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen. Ein für den Fremden höchst mißlicher Umstand besteht aber in diesen Städten des Innern, die auf einen Fremdenverkehr nicht im Geringsten eingerichtet sind — daß es eben gar keine Gasthäuser (hier posadas genannt) in ihnen giebt. Von Jedem, der in eine solche Stadt kommt, erwartet man auch, daß er irgend einen Gastfreund hat, bei dem er wohnen kann; unter keiner Bedingung findet er ein Hotel. Unterwegs war ich nun noch nicht im Stande gewesen, meine schon im Pailon ruinirte und durch den Weg hierher zuletzt noch aufgeriebene Garderobe wieder in Stand zu setzen. Ich war total abgerissen und von Schmutz und Staub bedeckt, ohne Schuhe und Strümpfe, ohne Hut, denn mein alter Filz hielt kaum noch auf dem Kopfe zusammen. Deshalb war es mir auch vollkommen gleichgültig, als mich mein Führer — als bestes Hotel — in eine dunkle Bude der Plaza führte, wo ich mich — als erstes Entrée — draußen auf der Straße auf meine Satteltasche setzen und eine Cigarre rauchen, wie eine Orange essen mußte. Ich sehnte mich schon nach dem nächsten Morgen, und hatte nur einen Boten an einen Herrn Gomez de la Torre geschickt, um zu erfragen, ob der englische Ingenieur auf seinem Wege nach Quito schon hier eingetroffen wäre, oder wann er erwartet würde, als dessen Dolmetscher — denn der Engländer sprach natürlich nur seine eigene Sprache, trotzdem daß er noch länger im Lande war, als ich — selber kam und mich mit Gewalt dieser posada entführte. Er sagte mir, daß sein Chef morgen erwartet würde, daß Señor Gomez de la Torre aber keinesfalls zugäbe, mich die Zeit in der posada zu lassen, und ich deshalb augenblicklich in seine Wohnung kommen müsse. Ich weigerte mich im Anfang, meines entsetzlichen Aussehens wegen, aber es half nichts; und wieder einmal seit langer, langer Zeit, ja seit ich England verlassen, befand ich mich in freundlichen, wohnlichen Räumen, und konnte einmal wieder mit Messer und Gabel von einem reinlich gedeckten Tisch essen.

Am nächsten Tage hofften wir den Erwarteten, bestimmter Verabredung mit dem Dolmetscher nach, in Ibuchi, etwa fünf Stunden Wegs von Ibarra, zu treffen. Es war dort eine Maschinenfabrik, die einem sehr unternehmenden Ecuadorianer gehörte, und wir fanden in ihm einen höchst liebenswürdigen, vortrefflich unterrichteten Mann, der uns nicht allein auf das Herzlichste aufnahm, sondern auch gar nicht wieder fortlassen wollte. Ein sehr lebhaftes Interesse herrschte bei allen diesen Leuten für die Ansiedelung am, und besonders für den Weg nach dem Pailon, der auch in der That gerade dieser Provinz die größten und unberechenbarsten Vortheile bieten muß. Alles ist Feuer und Flamme dafür, und Alles natürlich gespannt, welche Bahn er wirklich nehmen wird, um danach ihre künftigen Operationen und Speculationen zu bestimmen.

Señor Guijon hatte aber auch noch ein anderes, sehr bedeutendes Interesse an diesem Wege, denn er wußte recht gut, oder hoffte wenigstens, daß es nicht allein bei der Ausführung des Fahrwegs bleiben würde, sondern daß diesem bald eine wirkliche Eisenbahn folgen möchte. Nun aber ist ganz in der Nähe von dort ein neues, sehr reichhaltiges Eisenlager entdeckt worden; sein Plan ging deshalb dahin, eine richtige und ausgedehnte Eisengießerei anzulegen und dann die Schienen, wie alles nöthige Maschinenwerk für die Eisenbahn zu liefern. Dicht bei diesem noch im Beginn stehenden Eisenwerk liegt ein kleines, ziemlich stark bevölkertes Städtchen, Otawalla, in einem wirklich reizenden und äußerst fruchtbaren Thale, und hier sind wir wieder ganz in dem gemäßigten Klima, während das bedeutend tiefer gelegene Ibarra gern noch in die Tropen hineinreichen möchte. In einigen Gärten gedeihen und wachsen allerdings sogar Palmen und Bananen oder Pisang, und weite lichtgrüne Felder mit Zuckerrohr decken die Ebene. Das Zuckerrohr ist aber kurz und dünn und ziemlich saftlos, und die einer kälteren Zone angehörenden Gewächse kommen bei Weitem besser fort. Hier oben dagegen wird gar kein Versuch mehr gemacht, weder Banane noch Zuckerrohr auch nur dem Boden einzupflanzen. In Otawalla hängen die reifen Bananen allerdings in den kleinen dunkeln und schmutzigen Verkaufsläden, und Stücken Zuckerrohr lehnen in den Ecken,

um durch irgend einen jungen Stutzer in der nächsten Zeit ausgekaut zu werden. Der Boden selber aber trägt hauptsächlich Mais, Weizen und Kartoffeln, und alle Producte unserer Zone: alle Arten Erbsen und Bohnen, selbst die große Puff- oder Saubohne, Kürbisse, Melonen, Kohl, Kraut, kurz Alles, was daheim in unseren Gärten wächst. Es sieht allerdings noch ein wenig eigenthümlich aus, von Cactus und Aloe eingezäunte Kraut- und Kartoffelfelder anzutreffen, in denen man, wäre es eben nicht dafür, gleich nach Rebhühnern suchen möchte; das Auge gewöhnt sich aber auch mit der Zeit daran, und mich wunderten zuletzt nicht einmal mehr die Lamas, die ich, bepackt mit den Früchten der Nachbarschaft, Quito zuziehen sah.

So viel ist übrigens sicher, daß hier kein Mensch Nahrungssorgen haben kann, wenn er nur im Stande ist, eine einzige Hand zur Arbeit zu rühren. Alles, was Lebensmittel heißt, hat hier einen Spottpreis, und Brod, Kartoffeln, Mais, Weizen, Gerste sind besonders billig; theuer dagegen, sehr theuer, alle die Sachen, die von fremden Ländern, über Quito natürlich, mühsam auf Maulthieren importirt werden müssen. Grobes Wollenzeug und Schuhe werden im Lande selber gefertigt, und in kleinen Quantitäten sogar auch Seide; doch feinere Zeuge, Glas, Porzellan, Metallarbeiten 2c. 2c. kommen alle den weiten mühseligen Weg von Guajaquil bis Quito, wo sie schon theuer genug anlangen, und nun noch einmal Fracht in das Imbaburrathal bezahlen müssen. Selbst Möbel, Pianinos und Maschinenstücke werden auf diese Weise transportirt, und es läßt sich denken, wie sehnlichst die Bewohner dieser Gegend einen Weg herbeiwünschen müssen, der ihnen die Entfernung zum Hafenplatz von achtzehn bis zwanzig auf drei bis vier Tage verringert und noch dabei alle die jetzt hindernden Berge aus dem Wege räumt. Es ist ein Unterschied im Transport, ob Waaren und Güter auf einen Wagen geladen werden können, oder ob sie erst mit Mühe und Zeitverlust zu passenden Lasten für einen Packsattel hergerichtet und festgeschnürt werden müssen; und welchen Gefahren sind sie außerdem in dieser letzteren Gestalt auf solchen schauerlichen Wegen ausgesetzt!

Die eigentliche arbeitende Bevölkerung sind hier die Indianer, ein ziemlich lichter und anscheinend kräftiger Volksstamm — und doch sehen diese kräftigen Körper aus, als ob sie weichlich wären und keine recht schwere Arbeit leisten könnten. Viel arbeiten sie auf keinen Fall, aber dafür werden sie auch gering genug bezahlt, und der Tagelohn für einen gewöhnlichen Arbeiter ist hier zwei Groschen, oft noch weniger, und nur ein Groschen, wenn man ihm das Essen giebt. Die Frauen arbeiten ebenfalls, und überall sieht man sie in Feld und Haus thätig, während fast jede noch ein kleines Kind an sich herumhängen hat. Die Tracht der Männer ist nicht unmalerisch, weite, weiße, kurze Hosen, ein weißes Hemd und ein kleiner blauer Poncho — der Kopf bloß oder mit einem Tuch bedeckt, Beine und Arme natürlich auch bloß und von lichter Farbe. Die Haare sind lang und straff wie bei allen amerikanischen Indianern, und der Ausdruck ihrer Gesichter hat etwas freundlich Gutmüthiges. Es sind auch gute, harmlose Menschen, die das Joch der Weißen mit einer Geduld tragen, die an Deutschland erinnert. Nur den einzigen Fehler haben sie, daß sie trinken, und, wenn sie es irgend bekommen können, viel trinken, Frauen wie Männer, und welche Folgen das für den ganzen Stamm hat, läßt sich denken. Das, was sie dabei zum Trinken verführt, ist so einfacher wie trauriger Art. Einmal der Branntwein, der auf ziemlich rohe Weise aus dem Zuckerrohr bereitet wird, er heißt hier einfach agua ardiente, mit der unnöthigen Beifügung del pais, denn daß dieser Stoff hier im Lande gebraut und nicht auch noch besonders eingeführt ist, kann sich Jeder denken. Dieser Landesschnaps ist natürlicher Weise billig, und leider kann sich ihn jeder Indianer leicht verschaffen.

Ein anderes, nicht so berauschendes, aber doch auch gefährliches Getränk ist das cerveza del pais, die sogenannte tschitscha, ein trübes, trauriges, saures Gebräu, das aus gegohrenem Mais bereitet wird und von dem sich für einen Viertelreal drei Personen satt trinken können. In Menge genossen, soll es aber ebenfalls betäuben, und mit tschitscha und agua ardiente kommen die armen Indianer, wenn sie nur ein paar Realen Arbeitslohn in der Tasche haben, nicht

eher zur Besinnung, als bis ihr Geld ausgegeben und ihr Rausch ausgeschlafen ist. Um diese Tschitscha noch appetitlicher zu machen, erzählt man sich hier, daß die Körner von den Frauen, wie die Cavawurzel der Südsee-Insulaner, gekaut und in einen Napf gespuckt werden, um sie rascher, mit dem Speichel vermengt, zur Gährung zu bringen. — Anis, ebenfalls im Lande gezogen, wird in ungeheuern Massen verbraucht, um ihn mit dem Branntwein zu versetzen, und der sogenannte anisado ist dann eine bessere Qualität.

Die Hauptsprache der Indianer ist die eigentliche Inkasprache, in der sich jetzt noch die verschiedenen Stämme dieser Landestheile, wenn sie mit einander zusammenkommen, verständigen. Aber nur die Gebildeteren oder Gereisteren der Stämme verstehen sie, und selbst viele der eingeborenen und weißen Ecuadorianer haben sie gelernt, um sich mit den kleineren Zweigstämmen zu unterhalten. Diese Indianer haben ihre Wohnsitze in der Imbaburra-Provinz, aber ich glaube nicht, daß sie ausschließlich von ihnen bewohnte und abgeschiedene Plätze besitzen, die sie ihre Heimath nennen können. Ihre eigentliche Heimath ist in den Feldern, Gärten und Fabrikgebäuden der Weißen, und was ihre Vorväter einst gewesen? — sie haben es nie gewußt und werden es nie erfahren. In ihrer Physiognomie gleichen sie außerordentlich ihren Verwandten im Norden und Süden, wenn auch vielleicht die Backenknochen bei ihnen nicht ganz so vorstehend sind. Sie haben ebenfalls das lange, schwarze, straffe Haar, das allen Indianern Amerikas eigen ist, und den gedrungenen, festen Körper, nur ist, wie gesagt, ihre Hautfarbe lichter, oft so licht wie die der zwischen ihnen lebenden spanischen Abkömmlinge. Uebrigens sind sie ein gutmüthiges, harmloses Volk, und fleißig genug im Vergleich mit den spanischen Ecuadorianern. Natürlich sind aber bei ihnen, wie bei allen wilden und uncultivirten Stämmen, die Frauen die geplagtesten von Allen. Man sieht sie nie müßig, und selbst auf der Landstraße, ein Bündel Holz auf dem Rücken, ein Kind vorn in das Tuch gebunden und den beladenen Esel vor sich hertreibend, haben sie in der linken Hand den Rocken, in der rechten die Spindel (ganz in derselben Art, wie wir diese Arbeit in dem grauesten

Alterthum beschrieben finden), und ziehen so, vierfach beschäftigt, ihres Wegs.

Die Indianer selber marschiren, wenn unterwegs, wenn auch mit einer Last auf dem Rücken, fast immer in einem Halbtrab, was wunderlich genug aussieht, besonders wenn eine große Anzahl von ihnen beisammen ist. Diese Indianer sind jedenfalls die Hauptarbeiter des Landes, und man hofft, daß man dieselben, wenn erst die Straße nach dem Pailon geöffnet ist, auch dort in größerer Anzahl wird verwenden können. Ja, die Regierung beabsichtigt sogar, sie mit zu dem Straßenbau zu benutzen. So weit das die höher gelegenen und kühlen Districte betrifft, habe ich selber nicht den geringsten Zweifel, daß es gut thun wird; diese Menschen sind aber ein frisches und kühles Klima gewöhnt, und ich glaube kaum, daß sie die heiße, feuchte Luft der niederen Landstriche werden gut ertragen können. Man behauptet wenigstens, daß sie sich dort nie lange aufhielten, sondern immer wieder rasch in ihre Berge zurückzögen. Doch das sind Alles Dinge, die sich erst durch die Zeit ergeben müssen. Jedenfalls werden sie sich in ihren Districten vortrefflich zu jeder Arbeit benutzen lassen, und schon jetzt sind sie fast die Einzigen, die das Land mit den möglichst rohen und meist hölzernen Geräthen bebauen.

Indeß, um wieder zurück zu meinem Marsch zu kommen, so hielt ich mich in Ibarra und der Umgegend nur wenige Tage auf. Der Ingenieur, den ich hier erwarten sollte, kam nicht, und es schien mir deshalb das Beste, meine Tour so rasch als möglich fortzusetzen. Entweder traf ich ihn dann unterwegs, oder in Quito. Das einzige Mißliche bei der Sache war nur, daß von Ibarra drei verschiedene Wege nach Quito führten. Zwei davon wurden in dieser Jahreszeit, wo die Winterregen schon begonnen hatten, benutzt, da der dritte in solcher Zeit fast unpassirbar wurde. Gerade diesen sollte aber der Ingenieur erklärt haben, für seine Rückreise von Quito wählen zu wollen, da er die anderen beiden schon passirt hatte und diesen ebenfalls kennen zu lernen wünschte. Hatte er doch die Richtung auszuwählen, in welcher er die neue Hauptstraße anlegen sollte. Es blieb mir deshalb keine

andere Wahl, als die nämliche Straße zu nehmen, und was ich davon zu erwarten hatte, besagte schon ihr Name. Ein Theil derselben, den ich am zweiten Tage passiren mußte, wurde nämlich la escalera genannt, und wenn ein Weg in den Cordilleren die Leiter heißt, so kann man sich etwa denken, wie er aussieht.

Die Pferde, die man hier braucht und die von den verschiedenen Vermiethern für solche Touren abgegeben werden, sind meist klein und nicht besonders kräftig, aber doch zäh und ausdauernd, und leisten für das wenige Futter, was sie bekommen, Außerordentliches. Nur des Nachts werden sie gefüttert, und zwar mit einer Art Esparsette, hier einfach yerba (Kraut) genannt; Morgens wird ihnen der Sattel aufgelegt, und ohne zu rasten gehen sie bergauf und bergab bis spät am Abend — freilich oft auch unsicher genug, wenn sie erst einmal müde werden, und für mich besonders ist es stets ein höchst unangenehmes Gefühl, ein erschöpftes Thier unter mir zu wissen — ich gehe lieber zu Fuß. Außerdem hat man noch die kostspielige Unannehmlichkeit, einen Begleiter bezahlen zu müssen, der, ebenfalls zu Pferd, das Thier des Fremden wieder mit zurücknimmt. Nicht allein, daß man dadurch zwei Pferde bezahlt statt eines, der Führer oder Begleiter rechnet für sich selber den nämlichen Preis wie für ein Thier, und antwortet er auf die Frage, was ein Pferd von Ibarra nach Quito kostet: 20 Realen, so heißt das so viel als 60, also $7\frac{1}{2}$ Dollar, ohne eine Anzahl kleiner Realen, Medios und Quartidios, die noch außerdem abfallen. Hier im Lande hat man nämlich die kleinste spanische Silbermünze, einen Quartidio, den vierten Theil eines Reals, also etwa einen Groschen am Werth — aber auch nur hier im Innern, wo Lebensmittel billig genug sind, um dieser Münze zu bedürfen. An der Küste giebt es kein kleineres Geld als einen Medio, die Hälfte eines Reals.

Vor der Escalera hatten uns die Leute nun allerdings genug gewarnt und uns gesagt, daß sie in dieser Jahreszeit nur dann passirbar wäre, wenn man Hals und Beine riskiren wolle. Ich wußte aber von früher, was ich auf solche Uebertreibungen zu geben hatte, und da wir es auch noch glücklich

trafen, daß es den Tag wenigstens erst regnete, als wir die schlimmsten Stellen hinter uns hatten, kamen wir ohne irgend einen Sturz hinüber. So viel bleibt aber wahr, der Weg ist bitterbös, und ich war recht froh, als ich ihn hinter mir hatte. Wir mußten Stellen passiren, die auch nicht im Entferntesten einem Wege glichen, und wo nur ein Bergbach sich ein enges Bett steilab in den Berg gerissen zu haben schien. An vielen Stellen mußten wir absteigen, denn das Pferd konnte dort kaum allein hinabklettern — in anderen war es nicht einmal möglich, so eng stak Roß und Reiter in ein paar hohe Wände eingekeilt, die kaum genug Raum für die Kniee ließen. Am Morgen war das Wetter noch hell und klar, und aus der Ferne ragten die schneebedeckten Kuppen der gewaltigen Cordilleren herüber, Nachmittags aber bewölkte sich der Himmel, und als wir die Escalera eben hinter uns hatten, goß es in Strömen nieder.

Die Nacht blieben wir in einer einzelnen Hacienda, in der wir sehr freundlich aufgenommen wurden, trotzdem daß wir, meiner Meinung nach, sehr zur ungelegenen Zeit kamen. An dem nämlichen Tage waren dem Besitzer zwei Kinder gestorben, und er hatte eben erst den Sarg beendigt, in dem sie beide zusammen begraben werden sollten. Sie waren aber noch sehr jung, also gleich Engel geworden, und dieser Glaube, der in ganz Südamerika verbreitet scheint, half den Eltern über den Schmerz der Trennung. Sie durften der Welt gegenüber nicht einmal klagen, und hätte der Sarg nicht da draußen auf der Veranda gestanden, ich würde im Leben nicht geglaubt haben, daß sie heute ein solcher Verlust betroffen. Hier war überall hohes Land, in dem weiter nichts als Producte einer gemäßigten Zone gezogen werden konnten. Von dort ab senkte sich das Land aber schon wieder, die hellgrünen Felder mit Zuckerrohr wurden sichtbar, und etwas weiter hin, als wir am nächsten Morgen zu einem Städtchen kamen, dessen Name mir jetzt entfallen ist, ritten wir durch einen wahren Wald von herrlichen, fruchttragenden Orangenbäumen, und sahen wieder die breiten, windzerrissenen Blätter der Bananen. Von hier aus trafen wir auch zahlreiche Caravanen nach dem nicht mehr so fernen Quito, denn die

Orangen dieses Platzes werden zu Tausenden dort zu Markt geschafft.

Das freilich war die letzte tropische Vegetation, die wir unterwegs trafen; denn von hier ab stieg der Weg wieder steil empor, so daß wir bald in kahle, sandige, mit Cactus und Dornbüschen allein bewachsene Höhen kamen. Der breitblätterige Cactus gedieh hier besonders ganz vortrefflich, und der unterste oder oberste Schößling einer jeden Pflanze hatte sich zu einem ordentlichen, mit brauner Rinde bedeckten Baumstamm ausgebildet, der oft vier bis fünf Fuß hoch gerade und kräftig emporstieg. Aber nur im Aeußern glich er dem Holz, sonst hatte er ganz seine weiche, wässerige Fasermasse beibehalten. Von hier ab verließen wir den Miraſluß, den wir noch zuletzt auf einer schwanken, von eisernen Ketten gehaltenen Holzbrücke kreuzten. Weiter unten hatte ich auch Gelegenheit gehabt, die einfacheren Brücken der Eingeborenen zu bewundern, die nur ein aus drei oder vier Lianen zusammengedrehtes Seil über den Fluß spannen, und dann, mit Händen und Füßen daran hängend, von einem zum andern Ufer hinüber passiren.

Acht oder neun Leguas von Quito entfernt, wo ich den Aequator zum ersten Mal in meinem Leben zu Land kreuzte, wurde auch der Weg endlich besser. Wir hatten die letzten tiefen Thäler und Einschnitte hinter uns, und nun die Hochebene erreicht, in der die Hauptstadt des Landes selber lag. Einzelne kleine Pueblos trafen wir hier, mehr als diese aber verrieth der Weg selber die Nähe einer volkreichen Stadt, denn ganze Schaaren von Lasteseln überholten wir theils, theils kamen sie uns entgegen, und einzelne Trupps von Reitern, oft mit Damen in der Mitte, sprengten auf wackeren Pferden die jetzt sandige Bahn entlang, ihre einzelnen Haciendas zu besuchen. Ringsum schlossen dazu hohe, mächtige Berge das Thal ein, und hier und da ragten die schneebedeckten Kuppen einzelner Gebirgsriesen über die grauen, nackten Höhen der anderen Züge hoch hinaus. Trotz dieser lebhaften Straße aber, und trotzdem, daß wir, wie gesagt, einige kleine Städtchen kreuzten, war unterwegs gar nichts Eßbares zu bekommen als Brod. Die Häuser, in denen es

verkauft wurde, und wo auch meist das entsetzliche Gebräu Tschitscha zu bekommen war, sahen aber derartig schmutzig aus, und die Verkäufer saßen so regelmäßig vor ihren Thüren, einander das Ungeziefer absuchend und es verzehrend, daß ich mir den Genuß jedes Nahrungsmittels versagte und mich auf das jetzt nahe Quito vertröstete.

Dieser schauerliche Gebrauch, einander das Ungeziefer abzusuchen und es als gute Beute zu betrachten, schien allgemein, und zwar nicht blos bei den Indianern, sondern auch bei sonst ganz anständig aussehenden Weißen, und ich kann kaum sagen, mit welchem Ekel es mich jedesmal erfüllte. Ueberhaupt war der Schmutz und Unrath in allen diesen Hütten unbeschreiblich, und ich sehnte mich ordentlich nach Quito, wo ich mich wenigstens eine Woche von allen Strapazen ordentlich ausruhen und des guten Lebens dort recht erfreuen wollte. Der Weg zog sich aber in die Länge — die Sonne ging unter und es wurde dunkel, ehe wir die noch außerhalb Quito liegenden Landhäuser erreichten. Jetzt endlich, mit voller Nacht, kamen wir in die Vorstadt, und wenn wir bis dahin unsere Thiere auch nicht geschont hatten, mußten wir sie doch jetzt auf dem nichtswürdigen Pflaster langsam ausschreiten lassen. In der Dunkelheit konnte ich auch von Quito nicht viel mehr sehen, als daß es ziemlich breite Straßen mit sehr niederen Häusern hatte. Nur Eins fiel mir eben nicht angenehm auf die Geruchsnerven: der fatale Gestank, der uns in den Straßen, durch die wir ritten, entgegenwehte. Ich war vielleicht zu sehr in den letzten Monaten an die frische Luft gewöhnt worden, um es mehr als sonst zu fühlen, aber es war, meiner Meinung nach, trotzdem deutlich genug.

Jetzt sehnte ich mich aber vor allen Dingen nach einer Posada, oder einem Haus, in dem ich Nachtquartier bekommen konnte, denn ich wußte schon, daß Quito, trotz seiner 15,000 Einwohner, kein Hotel hatte. Endlich hielten wir vor einem mit einer Laterne versehenen Hause, das einer hohen, ruinenartig aussehenden Kirche gegenüber lag. Unten in der Hausflur war ein Bild des heiligen Antonio in Lebensgröße, mit zwei brennenden Lichtern davor, und im Hofe standen eine Menge Pferde angebunden. Wir waren an Ort und Stelle,

und mit einem aus voller Brust herausgeholten „Gott sei Dank!" sprang ich aus dem Sattel.

7.

Quito.

Wenn irgend Jemand in der Welt mit der größten Sehnsucht den Augenblick herbeigewünscht hat, wo er Quito betreten konnte, wenn irgend Jemand von dieser so laut gepriesenen Stadt des „ewigen Frühlings" die höchsten und schönsten Erwartungen hegte, so bin ich das, und wenn irgend Jemand seinem Schöpfer aus voller Seele dankte, als er diesem „Paradies" wieder den Rücken kehren konnte, so bin ich das wieder. — Es mag sein, daß meine Erwartungen, allen gelesenen Beschreibungen nach, etwas zu hoch gespannt waren, und das thut niemals gut, aber man darf, meiner Meinung nach, mit den geringsten nach Quito kommen, und wird sie immer noch nicht befriedigt finden. Doch ich will einfach beschreiben, wie ich es dort getroffen, und der Leser mag sich dann selber ein Bild davon entwerfen.

Zum Tod von Anstrengung und Hunger ermattet, kam ich etwa acht Uhr Abends in Quito an und war in der besten und anständigsten Posada der Residenz abgestiegen. Dort im Hause wohnte auch zufällig der einzige Deutsche, der in ganz Quito lebte, ein Uhrmacher aus der märkischen Schweiz in Preußen. Das Haus schien geräumig, hatte eine breite steinerne Treppe, und ein kleiner Junge schien als Kellner zu dienen. Er sah furchtbar schmutzig und zerlumpt aus, aber es war Sonnabend und Abend, also lag der Staub der ganzen Woche auf ihm — morgen erschien er jedenfalls im Glanze. Als wir im Dunkeln die Treppe hinaufkletterten, fragte er mich sehr naiv:

„Wollen Sie auch ein Licht haben?"

„Gewiß will ich."

„Ja, dann müssen Sie sich eines kaufen."

Ich lachte gerade hinaus, denn die Idee war wirklich zu komisch. Der kleine schmierige Kellner sprach aber in bitterem Ernst und führte mich in ein dunkles, kellerartiges Gemach, das nicht einmal ein Fenster, sondern nur eine Thür nach der Hofgallerie hatte, und schien nicht übel Lust zu haben, mich dort meinem Schicksal und weiteren Betrachtungen zu überlassen. Vor allen Dingen mußte er mich zu dem Deutschen hinüberführen, der seine Freude, einen Landsmann zu treffen, außerordentlich gut verbarg. Dort borgte ich mir, als auch dieser mir versicherte, der Kauf einer Talgkerze sei unerläßlich, um Licht zu bekommen, eine solche, einen Leuchter lieferte die Wirthschaft, und ich schritt jetzt zu einer Untersuchung meines künftigen Logis. Dort sah es freundlich aus.

In einer Ecke stand eine Bettstelle mit einem alten Kattunvorhang und einem Bambusgeflecht darin, aber keine Matratze und kein Bettzeug. In der andern stand eine lange Bank mit zwei Lehnen und einem dünnen harten Kissen darauf, in der dritten ein wackliger Tisch mit zwei Stühlen, und die einzige Bequemlichkeit im Zimmer schien ein eiserner Haken, dort eingeschlagen, wo die Thür durch die dicke Mauer gebrochen war, mit einem zur Schleife gedrehten starken Seil daran, während ein dritter Stuhl darunter und gerade im Wege stand. Durch den Stuhl wurde ich auch eigentlich erst darauf aufmerksam und mußte laut auflachen, als ich die Vorrichtung bemerkte, denn es sah gerade so aus, als ob Jemandem, der dies Zimmer angewiesen bekam, gar auf der Welt nichts weiter übrig blieb, als sich eben aufzuhängen. Es ließ sich jedoch nichts dagegen thun; ein Bett war nicht zu bekommen, eben so wenig etwas zu essen. Ich bestellte mir deshalb nur etwas Chocolade unten im Hause — was ich augenblicklich bereute, so wie ich in den furchtbaren Schmutz und Unrath sah — und warf mich dann, in meinen Poncho gewickelt und zum Tode erschöft, auf die hartgepolsterte Bank an der eiskalten Wand. Die Nacht fror ich entsetzlich — ich war nicht mehr in dem warmen Klima der Niederungen —

und konnte mich nicht erwärmen, trotzdem daß ich mich mit meinen beiden Ponchos zudeckte. Am nächsten Morgen erwachte ich mit heftigem Kopfschmerz, und schon gegen Abend fühlte ich, daß ich ein Fieber hatte. Den Director der Ecuador-Land-Compagnie hatte ich indessen in Quito aufgesucht und gefunden, und ebenso einen Schotten, Doctor Jamieson, kennen lernen. Der Doctor war freundlich genug, mich am nächsten Tage, wo ich fest auf meiner Bank lag, zu besuchen, und er verordnete mir ein Vomitiv, nach dem ich mich auch besser fühlte. In drei Tagen hatte ich wenigstens das Fieber abgeschüttelt und konnte wieder ausgehen. In der ganzen Zeit war aber auch kein Bissen, etwas Suppe ausgenommen, über meine Zunge gekommen, und die Glieder waren mir alle wie zerschlagen. In dieser Zeit entdeckte ich übrigens an der Plaza ein ziemlich anständiges Kaffeehaus — in der That den einzigen Platz in ganz Quito, wo man etwas Ordentliches zu essen und zu trinken bekommen konnte, und dorthin hatten sich auch, Gott weiß auf welche Art, fünf Flaschen ziemlich guter Geisenheimer verloren. Sie trugen die Firma J. F. Hellmers Cologne — natürlich Cologne, als deutscher Wein — und die Flasche kostete $1^1/_2$ Dollar. Wie ich fortging von Quito, standen die langhälsigen Landsleute nicht mehr auf ihrem Platz.

Wie ich mein Fieber erst einmal ordentlich los war, machte ich meine Entdeckungstouren durch Quito, aber, Du lieber Gott, wie wenig Tröstliches fand ich! Die Gegend um Quito ist allerdings großartig schön, und die Aussicht von einigen der benachbarten Gebirge soll wundervoll sein. Ich war aber zu matt, diese zu ersteigen, und mußte mich begnügen, die schneegekrönten Joche des Pitchincha wie mehrerer anderen von unten zu betrachten. Mit diesen hat auch Quito eigentlich weiter nichts zu thun, als daß es daher seinen Schnee zu Gefrorenem und sein nichtswürdiges kaltes Klima bekommt, das von enthusiasmirten Reisenden der „ewige Frühling" genannt wird. Wenn es der „ewige deutsche Frühling" hieß, wollt' ich es gelten lassen, denn die vierzehn Tage, die ich mich in Quito aufhielt, hatten wir ein richtiges Maiwetter, wie wir es die letzten Jahre daheim gehabt haben, naß und

kalt, und manchmal, auf ein paar Stunden, wenn die Sonne ordentlich herauskam, eine Gluthhitze. Alles geht auch dort in Tuchkleidern, mit dicken Ueberziehern oder dickwattirten Ponchos, und ich habe lange nicht so gefroren, wie in diesem Frühling.

So viel über das Klima; was nun die Stadt betrifft, so ist sie regelmäßig in gerade abgetheilten Quadren oder squares gebaut, und sie besteht eigentlich nur aus Kirchen und Klöstern, deren Zwischenräume mit niedrigen einstöckigen Häusern ausgefüllt sind. Furchtbar hat Quito aber durch das letzte Erdbeben gelitten, das die ganze Gegend in ihren Grundfesten erschütterte und Kirchen und Häuser durcheinander warf. Das Erdbeben, das stärkste, dessen man sich seit langen, langen Jahren zu erinnern weiß, dauerte fast eine Stunde, während der gefährlichste Theil desselben, eine scharf wellenförmige Bewegung der Erde, zuletzt kam und den meisten Schaden that. Noch jetzt stehen verschiedene Kirchen und Häuser dachlos, und in vielen Straßen liegt noch bis zu diesem Augenblick der Schutt der eingestürzten Gebäude zwölf und fünfzehn Schuh hoch — ein Zeichen zugleich der thätigen Kraft der Vulkane wie der unthätigen Polizei. Eigenthümlich ist, daß so wenige Menschenleben bei dieser Calamität verloren gingen; denn was auch für übertriebene Berichte darüber im Umlauf waren, nach denen viele hundert Personen dabei umgekommen sein sollten, so sind doch nur neun wirkliche Todesfälle bekannt geworden. Eine alte Frau kam dabei auf eigene Weise um. Sie ging an der Kirche St. Augustin, die am meisten gelitten hat und noch jetzt unausgebessert steht, vorüber, als wieder ein starker Stoß kam. Anstatt nun rasch einen freien Platz und die Nachbarschaft niederer Häuser zu suchen, fiel sie auf die Kniee nieder und fing an zu beten, und wenige Minuten später stürzte ein Theil der Kirche ein und schlug sie todt. — Diesen Gegenstand hat noch kein Geistlicher zu einem Tractätchen benutzt. Die Kirche St. Augustin besuchte ich später, und gar traurig sah es in ihrem Innern aus. Der vordere Theil war durch einen großen Vorhang abgegrenzt, und dort wurde auch regelmäßig Kirche gehalten. Hinter dem Vorhang aber war

noch die volle Verwüstung, wie sie jener furchtbare Tag zurückgelassen. Das ganze gewölbte Dach des eigentlichen Schiffs der Kirche war eingestürzt, und die vergoldeten und mit reichem Schnitzwerk überdeckten Wände standen zerrissen und zerfetzt, wie eine frische Ruine.

Quito ist übrigens, trotz dieser Unzahl von Kirchen, trotzdem daß man in den Straßen fast Niemand begegnet als Indianern und verschieden gekleideten Mönchen, der Sitz der Intelligenz für Ecuador, mit einer Universität und vortrefflichen Schulen und einer Unzahl von Malern und Bildhauern. In der That versorgt Quito ganz Süd- und Mittelamerika mit Heiligen- und anderen Bildern, fast alle in Oel gemalt. Natürlich ist darunter eine Unmasse von Schund — Schablonenbilder, die beim Dutzend verkauft werden; es sind aber auch recht gute Gemälde dabei, und alle fast zu einem unglaublich billigen Preis, so daß man wirklich kaum begreift, wie Leinwand und Farbe dabei bezahlt werden konnten. Ich habe Heiligenbilder von anderthalb Fuß Höhe und einem Fuß Breite in Oel gemalt gesehen, das Stück zu drei Realen Ecuadorgeld, also etwa 12 Sgr.

Viele Fremde in Quito machen ein Geschäft daraus, diese Bilder anzukaufen und später mit in andere Theile von Amerika zu nehmen. Mein kleiner Uhrmacher aus der märkischen Schweiz that das Nämliche und hat schon ein ganzes Capital in solchen Gemälden angelegt, wodurch ich Gelegenheit bekam, eine bedeutende Auswahl von ihnen zusammen zu sehen. Seiner Versicherung nach befanden sich Bilder der besten Künstler Quitos dabei, und war das der Fall, so muß ich den Herren rundweg die Fähigkeit absprechen, etwas *selbst zu schaffen*. Alle die wirklichen Orginalgemälde waren höchst mittelmäßig, und fast alle an Händen, Armen und Füßen verzeichnet, während sich dagegen ganz vortreffliche Copieen, besonders französischer Künstler, darunter befanden. Im Copien haben die Leute wirklich Talent und thun es für einen Preis, der fabelhaft scheint. Der Preis muß mehr nach dem Quadratfuß als nach dem Kunstproduct gesetzt werden, wenigstens kaufte mein kleiner Landsmann danach, und wie er mir die verschiedenen Bilder anpries,

war so charakteristisch, wie belehrend. „Hier ist ein sehr schönes Mädchen mit Brod — fünf Fuß bei drei, auf starker Leinwand, acht Dollars. — Dies ist eine Rachel; vier Fuß bei zwei ein halb, auf starkem Baumwollenzeug, fünf Dollars. Hier haben Sie einen Christus mit der Sünderin (beiläufig gesagt, eine sehr gute Copie eines französischen Bildes) — vier ein halb Fuß bei drei Fuß, neun Dollars. Hier ist ein Bild aus der Wüste (ebenfalls vortreffliche französche Copie), neun Fuß bei sechs, für fünfundzwanzig Dollars." Eine französische Grisette — ein allerliebstes Brustbild, eigentlich Kniestück in Lebensgröße, kostete vier Dollars, und kleinere Gemälde zwei bis drei Dollars — alle in Oel und auf Leinwand.

Ein anderer sehr bedeutender Aufkaufsartikel für Fremde sind in Quito abgebalgte Vögel, besonders Colibris, die von allen Seiten, häufig von Napo-Indianern, nach der Stadt gebracht werden. Die Jäger, die sich mit dem Erlegen dieser kleinen Thiere beschäftigen, schießen sie mit Blasrohren und bereiten die Häute dann mit Arsenikseife, die Indianer des Amazonenstromes dagegen mit Pfeffer zu. Je nach ihrer Seltenheit werden die einzelnen Exemplare von einem Real bis zu ein und zwei Dollars selbst bezahlt, und sehr gewöhnliche lassen sie sogar nicht selten beim Dutzend ab, das Stück zu einem Medio oder halben Real. Die Indianer bringen auch die schon früher erwähnten Elfenbeinnüsse (vegetabilisches Elfenbein) nach Quito, und einheimische Künstler schnitzen kleine, jedoch ziemlich rohe Figuren daraus, die bemalt und an die Landleute verkauft werden. Sie sind übrigens ebenfalls billig genug, und man verkauft das Stück zu einem Medio. Quito hat übrigens, als Stadt einer südamerikanischen Republik, eine sehr bedeutende Industrie. Besonders werden hier Massen von groben Tuchen und Baumwollenzeugen verfertigt. Ebenso, und zwar in vortrefflicher Qualität, India rubber cloth oder wasserdichte Zeuge, die auch einen ziemlich billigen Preis haben. Die meisten Fabrikate werden aber doch von Guajaquil eingeführt, und da Alles auf Packsätteln dort hinaufgeschafft werden muß, so kann man sich denken, wie mühsam und zugleich auch kostspielig und zeitraubend der Transport ist.

Die Stadt selber, die etwa 15,000 Einwohner hat, ist nicht unfreundlich, wenn ihr auch jetzt noch der überall liegende Schutt und die vielen geborstenen Häuser ein etwas wildes Aussehen geben. Keine Stadt der Welt könnte dabei reinlicher werden wie Quito, denn an einen etwas schrägen Hang gebaut, ist das von Pichincha kommende Wasser dort hingelenkt und kann durch alle Straßen geleitet werden, durch die es sich, wenn losgelassen, wie ein Wasserfall stürzt. Und doch giebt es, glaub' ich, keine unsauberere Stadt auf dem ganzen Erdboden, denn von diesem Schmutz kann sich Niemand einen Begriff machen, der das nicht wirklich mit angesehen hat. Die haute volée von Quito lebt natürlich abgeschlossen für sich selbst und hält sich in dem Innern ihrer Häuser, deren Fenster alle nach dem Hofraum laufen. Diese hat sich auch mehr in europäischem Geschmack eingerichtet, mit europäischer Bequemlichkeit umgeben, und kann nicht füglich zu dem Volk gerechnet werden. Das eigentliche Volk aber lebt wirklich schlimmer als das Vieh — jedenfalls eben so schlimm, und das Weshalb? ist nicht einmal zu beschreiben. Die Wohnungen der Arbeiter und Handwerker gleichen Höhlen, in die man sich fürchtet den Fuß zu setzen, und Alles, wohin man sieht, wimmelt von Ungeziefer, das ich selbst in dem frischgewaschenen Leinen zugeschickt bekam. Man kann sich mit der größten Reinlichkeit nicht davor retten, wenn man eben kein eigenes, vollkommen abgeschlossenes Haus hat. — Wie wohl ich mich dort fühlte, kann man sich etwa denken. Kommt man freilich in diese besseren Häuser, so vergißt man die übrige schauerliche Stadt, denn fast jedes derselben hat einen kleinen freundlichen Garten, in dem Massen unserer heimischen deutschen Blumen blühen. Sie gleichen kleinen Inseln in einem Meer von Schmutz und Gestank, das man aber auch regelmäßig durchschiffen muß, ehe man zu ihnen gelangen kann.

Der Hauptplatz der Stadt ist die eigentliche Plaza, ein großer, geräumiger Platz, der auf der einen Seite durch die Kathedrale, auf der Seitenfront durch das Regierungsgebäude und auf den anderen beiden durch zwei sogenannte Paläste eingefaßt ist. In der Mitte steht ein dürftiger Spring-

brunnen. Die Kathedrale ist ein sehr großes, aber höchst geschmackloses Gebäude, das besonders nach der Plaza zu eine Menge kleiner Löcher statt der Fenster zeigt, genau wie man sie bei uns in Ställen hat. Unter den übrigen Gebäuden laufen Portale hin, und die beiden Paläste, von denen einer dem Bischof gehört, sind in kleine Verkaufslocale abgetheilt, deren Besitzer auch vor den Thüren derselben offene Stände halten. Ein wirklich anständiges Gewölbe findet sich nicht in ganz Quito; es sind weiter nichts als eben nur kleine Buden. Die Plaza selber bietet übrigens an allen Wochentagen ein sehr belebtes Bild, denn hier versammeln sich die meisten Arrieros mit ihren Lastthieren; viele Indianer halten dort ebenfalls Landesproducte feil, in den Ecken sitzen Händler mit allen möglichen Früchten, und in einer der Seitenstraßen, dicht an der Plaza, ist eine Reihe von Nationaleßständen, in denen die Landesgerichte in freier Luft gebacken und gebraten werden.

Es giebt nichts Mannigfaltigeres auf der Welt, als die Lastthiere von Ecuador, denn von der armen Indianerin an, die unter ihrem schweren Packen, mit dem Kind als Zugabe, daherkeucht, wird Alles, wie es scheint, dazu benutzt, was nur einen Rücken zum Tragen hat: Pferde, Maulthiere, Esel, Lamas und Ochsen, welche letztere eben so gut Packen schlepppen müssen, wie Esel und Pferde. Esel sieht man aber am meisten, und ich bin Trupps von fünfzig und sechzig Stück begegnet, die, mit allen nur erdenklichen Landesproducten beladen, äußerst langsam gen Quito, oder leer und äußerst vergnügt wieder zurück, ihrer Heimath zuzogen. Lamas sieht man verhältnißmäßig sehr wenig, und die schönen wunderlichen Thiere drehen den langen Hals verwundert nach allen Seiten, wenn sie mitten zwischen die fremden Menschen auf die Plaza kommen.

Am reichsten sind die Früchte in Quito vertreten, und da von dieser Hochebene ab verschiedene Hänge tief zu Thal bis in die warme Zone hineinlaufen, so findet man hier nicht allein die saftigen Erd- und Brombeeren, sondern auch Orangen, Bananen, Ananas, Cherimojas (custard apple) und eine Menge andere delicate Sachen. Die Winterkuppe

des Pichincha liefert dazu ihren Schnee, mit dessen Hülfe delicates Gefrorenes bereitet wird; Mehl und Zucker ist im Ueberfluß vorhanden, wie die Quitener denn auch besonders süßes Backwerk und Näschereien lieben, und was Essen und Trinken anbetrifft, so glaube ich, daß keine Nation besser lebt, als die gebildeten Klassen in Quito, die eben wohlhabend genug sind, sich solche Genüsse zu verschaffen. Das Klima soll gesund sein, wie behauptet wird, und kalt und hoch genug liegt die Stadt dazu, Fieber sind aber, wie ich ebenfalls zu meinem Schaden erfahren mußte, etwas ganz Alltägliches, und wohin man hörte, litten die Leute daran; angenehm ist das Klima auf keinen Fall, wenigstens nicht in dieser Jahreszeit, wo der Winter oder die Regenzeit gerade begonnen hatte — natürlich mußte ich auch gerade dazu hierher kommen. Ich habe dort Tuchkleider und einen dicken, warmen, wollenen Poncho getragen, und bin doch nicht im Stande gewesen, ein einziges Mal ordentlich warm zu werden. Wenn man das ein schönes Klima nennt, habe ich nichts dagegen.

Ansteckende Fieber, glaub' ich selber nicht, daß dort gut heimisch werden können, denn wäre es möglich, so hätte dieser furchtbare, dort herrschende Schmutz sie schon längst herbeiführen müssen. Eine sehr böse Krankheit ist dort aber heimisch, und zwar die Leprosy oder der Aussatz, und die Leute sind so gescheidt gewesen, das Hospital dieser furchtbarsten aller Krankheiten dicht an die Stadt zu legen. Es sollen sich doch achtzig bis hundert Personen darin befinden, und sie sind nur durch eine niedere Lehmauer von der übrigen Welt getrennt, während der über ihre Wohnung hinstreichende Luftzug auch alle Nachbarhäuser rettungslos durchzieht. Man beabsichtigt allerdings, das Hospital in allernächster Zeit fort und weit ab von der Stadt zu verlegen, aber daß es schon so lange dort haften durfte, zeugt für den fabelhaften Leichtsinn der Regierung. Die Bewohner des Hospitals sind allerdings das ganze Jahr fast für sich abgeschlossen und sollen mit der übrigen Welt in keiner Verbindung mehr stehen, denn ihre Krankheit ist unheilbar. — Am Fest des heiligen Lazarus aber, wo in den Kirchen für sie gebetet wird, kommen

sie heraus auf die Mauern und lassen an Seilen Körbe nieder, in welche die Vorübergehenden ihnen Liebesgaben an Lebensmitteln und Getränken hineinwerfen. Man behauptet aber, daß ihnen auch Geld gegeben würde — und das Geld circulirt doch nachher wieder unter den gesunden Bewohnern der Stadt.

Die Kleidung der gebildeten Klasse in Quito ist fast ganz europäisch. Man sieht nur wenig Ponchos — außer bei Reitern — fast nur Ueberröcke und Burnusse — viele davon, unter dem Aequator, dick wattirt, und der schwarze Seidenhut, dies Ungeheuer aller Kopfbedeckungen — hat sich auch hier in den Cordilleren eingenistet. Die Damen entbehren dabei eben so wenig die Crinolinen, die ich hier in sehr bedeutendem Umfange gesehen habe. Womit die Leute aber, besonders die Frauen, in Quito ihre Zeit hinbrächten, wenn sie keine Kirchen hätten, das weiß Gott, denn Alles, was man unter dem Namen „Vergnügungen" versteht, fehlt hier vollkommen. Theater und Concerte kennt man kaum dem Namen nach; öffentliche Gärten und Promenaden existiren eben so wenig — einander fortwährend besuchen, geht doch auch nicht gut an oder wird zuletzt langweilig; da geht man denn in die Kirche, und es ist in Quito eins der größten Kunststücke, irgend Jemand, besonders eine Dame, zu Hause anzutreffen. Sie sind fast immer in der Messe und scheinen wirklich nur Kost und Schlafstätte daheim zu haben. Einige der Kirchen sind im Innern sehr schön und besonders reich mit Schnitzwerk und Gemälden ausgeschmückt, und in allen ist Musik — aber was für Musik! — Quito mag seiner Malerei und Bildhauerkunst wegen in Ecuador und Südamerika überhaupt berühmt sein, mit seiner Musik kann es aber keinen Staat machen, und ich bin mehrmals am Eingang der Kathedrale vor Verwunderung stehen geblieben, wenn ich die fröhliche Tanzmusik hörte, die mir aus dem Innern derselben entgegenschallte. Ein paar Stücke, die ich hörte, mußten aus einer Verdi'schen Oper sein, wo die Primadonna eben wahnsinnig geworden, oder der erste Tenor mit Dolch oder Degen zu seiner letzten Arie angezapft ist, denn sie klangen gar so heiter und vergnügt. Die Trommel ist

dazu ebenfalls eine unerläßliche Begleiterin, und ich begreife wahrlich nicht, wie Leute zu solcher Begleitung wirklich beten können — sie müssen schon zu anderen Zwecken in die Kirche gehen. Von Priestern wimmelt es in Quito, von reichgekleideten und behäbig aussehenden, bis zu den schmutzigsten, schäbigsten Mönchen nieder, die in einst weißen, von Schmutz starrenden Kutten die Straßen und Häuser füllen, und wenn Alles wahr ist, was man von ihnen erzählt, so kann ihre tägliche Beschäftigung nicht immer die heiligste sein. Wer darf aber auch allen Leuten glauben!

Um diese Zeit hatte ich auch Gelegenheit, einen Trupp Napo-Indianer zu sehen, die von den Quellen des Amazonenstroms herübergekommen waren, um einige ihrer Producte zu verkaufen. Sie hatten zu Faden gedrehten Hanf in kleinen Gebinden und eine Art Bast zu verkaufen, der hier beim Häuserbau gebraucht wird, um die Balken der Fußböden und Wände an einander zu halten, daß sie sich bei den häufigen Erdbeben nicht losschütteln. Es war das ein ganz anderer, aber prächtiger Menschenschlag, als die Indianer der westlichen Grenze der Cordilleren. Von Farbe ein wenig dunkler, aber nicht viel, sehen die Männer in ihren reinlichen blauen Unterkleidern und Ponchos schlank, kräftig und gewandt aus, und die Frauen hatten eine zarte, ausdrucksvolle Physiognomie und lebendige, wunderbar schöne Augen. Ihre große Reinlichkeit fiel mir besonders auf und stach gar wohlthuend gegen das entsetzliche Wesen ihrer westlichen Genossen ab. Als Auszeichnung trugen sie das Gesicht ein klein wenig gemalt — leichte kurze Striche mit rother Farbe an den Augen- und Mundwinkeln — was sie, wenn es sie auch nicht verschönte, doch wenig entstellte. Die Frauen hatten dazu einen sehr geschmackvollen und zu ihrer Haut trefflich passenden Schmuck von kleinen weißen und hellblauen Stickperlen, in langen Schnüren von sechs bis zehn Reihen. Es waren drei oder vier Familien, die alle auf der innern Veranda derselben Posada lagerten, in der ich selber wohnte. Mit innigem Vergnügen überzählten sie wieder und wieder die Viertelsdollarstücke, die sie für ihre Waaren erhalten hatten, vergeudeten das Geld aber nachher nicht in nichtswürdigem agua

ardiente, sondern lebten mäßig und schienen sich vortrefflich zu amüsiren. Sie scherzten und lachten mit einander, und kein böses oder auch nur ärgerliches Wort fiel die langen Tage vor.

Schon in Ibarra hatte ich die Nachricht gehört, daß Guajaquil, wo bis dahin der Sambogeneral Franco geherrscht hatte, von General Flores, dem General der provisorischen Regierung, erobert worden sei. Die Freude und der Jubel darüber in Quito war unbeschreiblich, denn damit war auch zugleich der lange, trostlose Bürgerkrieg beendet, wie die Communication mit ihrer jetzt einzigen Hafenstadt wieder hergestellt. Franco war, wie man das vorausgesehen hatte, geflüchtet, und zwar auf einem peruanischen Kriegsdampfer, der im Hafen lag und den Expräsidenten nach Lima hinüberführte. Gerade wie ich nach Quito kam, sollte der Sieg der Quitener solenn gefeiert werden und die Feier, die mit Glockengeläute und Gottesdienst eröffnet wurde, drei Tage dauern. Am Abend des ersten Tages war allgemeine, ziemlich glänzende Illumination, und später großes Feuerwerk auf der Plaza, das manches Interessante bot. Nach einer Unmasse von Raketen und Leuchtkugeln liefen einzelne Menschen mit ein paar Pappbildern, die einen Ochsen und einen Wagen vorstellten und Feuer ausspieen, mitten in die Schaaren hinein, die sich auf der Plaza umherdrängten, und dann kamen Andere, die einen vorher sorgfältig präparirten papiernen Soldaten trugen. Dieser hatte eine Unmasse von imitirten Pistolen (Schwärmer) in den Händen und am ganzen Körper, und schoß diese nach allen Richtungen ab, während die muthwilligen Burschen, die ihn trugen, wohl darauf achteten, daß sie immer den dichtesten Trupp Neugieriger auf der Seite hatten, auf den hin sich die Schwärmer in unregelmäßigen Zwischenräumen entluden. Das Geschrei und das Jubeln läßt sich denken, und das Fest, zu dessen Feier alle Straßeneinläufe der Plaza mit grünen Guirlanden und Triumphbogen geschmückt waren, dauerte bis spät am Abend.

Am nächsten Tage war große Procession und Nachmittags das wunderlichste Stiergefecht, das sich auf der Welt nur

denken läßt. Wie vernünftige Menschen auf etwas Derartiges fallen konnten, ist mir nämlich noch bis zu diesem Augenblick ein Räthsel. Ich hörte schon an dem Morgen, daß am Nachmittag desselben Tages ein Stiergefecht sein solle, und achtete nicht weiter darauf. Den Nachmittag ging ich über die Plaza nach meinem gewöhnlichen Kaffeehaus, und fand dort eine Menge Menschen versammelt, die plötzlich bei dem Schall einer Trompete alle auseinander stoben. Ich sah mich erstaunt um, denn ich dachte gar nicht an den Stier, da hier auch nicht die mindeste Vorbereitung zu einem derartigen „Vergnügen" getroffen war: keine Einfriedigung oder Schutzwehr, keine Bänke, kurz nichts, was zu einem solchen Kampfspiel gehört. Da kam plötzlich ein schwarzer, ziemlich wild aussehender Bulle in voller Flucht mitten auf die Plaza gerannt, wo das Volk nach allen Seiten auseinander prallte, und Indianerinnen und andere Frauen, die in aller Gemüthsruhe bei Säcken mit Bohnen, Mais und Kartoffeln gesessen hatten, sprangen auf und suchten in fieberhafter Hast ihre Waare in die nächsten Gewölbe zu schaffen. Ich selber sprang die mir nächste Treppe zu dem Regierungsgebäude in die Höhe (es war möglicher Weise das natürliche Gefühl, was mich als guter Deutscher leitete, bei der Polizei Schutz zu suchen) und konnte von hier aus nun den ganzen belebten Platz in Ruhe übersehen. Jetzt bemerkte ich auch, daß der Stier keineswegs ganz frei war, sondern einen langen Lasso nachschleifen hatte, an dem einige zwanzig Jungen hingen und sich die größte Mühe gaben, ihn zurückzuhalten. So wie er sich aber gegen diese drehte, ließen sie alle zugleich los, und der Stier bog jetzt plötzlich in eine Seitenstraße ein, um die dort wohnenden ahnungslosen Insassen in Erstaunen zu setzen. Nach einer Weile brachten sie ihn jubelnd wieder, und er amüsirte nun die Bevölkerung für etwa sechs Stunden dadurch, daß er, gereizt, geneckt und ausgepfiffen, jetzt in die Säulengänge der Verkaufslocale einbog und Alles in die Häuser trieb, jetzt die Treppe der Kathedrale hinauflief und die Gallerien räumte, bis er endlich so erschöpft war, daß sich die Jungen an seinen Schwanz hängen konnten und von ihm nachschleifen ließen. Ein paar Mal überraschte er auch

unschuldige Eseltreiber, die aus dem Lande kamen und keine Ahnung von einem solchen Besitzer der Plaza hatten. Der Stier war aber der Vernünftigste von Allen, denn er that diesen nie etwas zu Leide, als ob er wisse, daß sie mit der ganzen Sache nichts zu thun hätten.

An demselben Abend war noch ein kleines, sehr unbedeutendes Feuerwerk und eine dürftige Illumination der Regierungsgebäude — etwas Derartiges läßt sich nicht gut zwei Abende hintereinander machen — und am nächsten Nachmittag nahm ein zweiter Stier die Fortsetzung der Feier auf. Ja sogar am dritten Tage hatten die Leute noch nicht genug an diesem eigenen Spiele und wieder einen dritten Stier im Gange, der mir plötzlich, weit von der Plaza ab, in einer engen Seitenstraße ganz allein begegnete. Die Stille der Straße war mir aufgefallen und daß alle Thüren geschlossen waren; ich hatte aber andere Dinge im Kopfe, als den albernen „Stierkampf", und ging ruhig meines Weges, als ich mich dem schon halb abgehetzten Burschen, der eben nicht in der besten Laune zu sein schien, ganz allein gegenüber fand. Ausweichen konnte ich gar nicht mehr, und hielt mich nur fest und sprungbereit an die eine Seite der Straße gedrückt; nahm er mich dann an, so mußte ich sehen, wie ich ihm aus dem Weg kam. Meinen Poncho hatte ich rasch übergestreift, um ihm den im schlimmsten Fall vor den Kopf zu werfen. Glücklicher Weise nahm er aber nicht die geringste Notiz von mir und lief auf etwa fünf Schritt gerade an mir vorüber. Jetzt kamen auch seine Verfolger nach, um den Lasso zu erwischen, und der ganze Schwarm war im nächsten Moment um die Ecke verschwunden. —

In Quito leben nur sehr wenig Fremde, und die meisten von diesen sind Franzosen. Nordamerika aber, das die südamerikanischen Republiken nicht aus den Augen läßt, hat einen Gesandten dort, Deutschland nicht einmal einen Consul in ganz Ecuador. Ein schottischer Doctor, Dr. Jamieson, lebt ebenfalls in Quito und ist dort verheirathet. Er ist ein ausgezeichneter Botaniker und Naturforscher. Der einzige Deutsche in Quito war, wie gesagt, mein kleiner Uhrmacher. Bis jetzt war der Fremdenverkehr mit Quito auch nur ein sehr

geringer, denn es gehört schon ein Entschluß dazu, wenn man wirklich vom Schicksal nach Guajaquil verschlagen sein sollte, einen achttägigen Ritt über rauhen, wilden Boden zu machen und in der Zeit allen Bequemlichkeiten zu entsagen, um diese weitentlegene Stadt der Berge zu besuchen. Wie wenig die Stadt daran gewöhnt ist, Fremde bei sich zu sehen, beweist schon das, daß sich nicht ein einziges Hotel dort befindet, und Niemand Lust hat, ein solches anzulegen, „weil es sich doch nicht bezahlen würde". Das aber muß sich jedenfalls wesentlich ändern, sobald erst die Straße nach dem Pailon fertig ist, wo Quito durch einen bequemen Weg der See auf nur wenige Tagereisen nahe gebracht ist. Die Quitener sehen auch die Wichtigkeit dieses Weges für ihre eigene Stadt vollkommen ein, und haben jetzt bewiesen, daß sie Alles thun wollen, was in ihren Kräften steht, um den raschen Bau derselben zu sichern und zu fördern.

Der englische Ingenieur, den ich noch glücklicher Weise in Quito traf, hatte eben den Abschluß des Contractes über den Straßenbau mit der Regierung beendet. Der Contract wurde, während ich dort war, von beiden Theilen unterzeichnet, und der Bau dieses wichtigen Verbindungsweges sollte in der allernächsten Zeit beginnen.*)

Ich selber hatte mich wieder so weit erholt, um meine Reise nach Guajaquil fortzusetzen. Ich war jetzt vierzehn Tage in Quito, und hatte in dieser Zeit diese gepriesene Stadt des „ewigen Frühlings" so satt bekommen, daß ich die Stunde segnete, wo ich ihr den Rücken zudrehen konnte. In den letzten Tagen lernte ich den amerikanischen Consul, Mr. Bukalew, kennen, der sich sehr freundlich gegen mich zeigte und mir auf die liebenswürdigste Weise anbot, in seine reizend gelegene Wohnung einzuziehen. Ich sollte so lange dort bleiben, wie ich wollte, um Quito noch von einer besseren Seite kennen zu lernen — aber ich hatte schon über und über genug davon. Ich kann auch wirklich nicht sagen, daß ich meines Lebens dort einen Augenblick froh geworden bin, denn

*) Wie mit allen südamerikanischen Unternehmungen ist der Weg allerdings jetzt begonnen, aber noch sehr wenig vorgerückt.

von der beschwerlichen Reise zum Tod erschöpft angekommen, fühlte ich mich die ganze Zeit in Quito auch nicht eine Stunde vollkommen wohl. Möglich, daß mir die kalte Luft nach dem längeren Aufenthalte am Pailon nicht zusagte, aber ich fieberte fortwährend, mein Magen wollte nicht pariren, und der ewige Schmutz und Unrath, der mich auf allen Seiten umgab, machte das Uebel noch ärger. Uebrigens zeigte es sich gar nicht so leicht, wie ich gedacht hatte, von Quito wieder fortzukommen, denn nirgends waren Pferde zu miethen. Durch die Einnahme von Guajaquil öffnete sich nämlich wieder der langgehemmte Verkehr mit dieser Stadt, und nicht allein Schaaren von Quitenern strömten dort hinab, theils in Geschäften, theils aus Neugierde, sondern auch ganze Caravanen von Lastthieren waren dorthin unterwegs, einzelne Producte des Landes, besonders Anis, nach der See zu zu schaffen. Außerdem hatte der Krieg selber eine Unzahl von Pferden und Lastthieren in Anspruch genommen, und ich mußte drei Tage warten, ehe ich zwei Pferde bis Guaranda — über die Hälfte des Weges, oder fünf gewöhnliche Tagereisen, miethen konnte. Ich zahlte dafür dreizehn Dollars.

Am 27. October Morgens stieg ich wieder in den Sattel, und wenn ich mich auch nicht besonders wohl fühlte, war mir das Herz doch wenigstens froh und leicht, meinen letzten Marsch durch Ecuador endlich anzutreten. Außerdem bekam ich jetzt wieder ein tüchtiges Stück der Republik zu sehen, und das mochte mich denn für die Strapazen, denen ich auf's Neue entgegenging, entschädigen.

8.

Vom Fels zum Meer.

Am 27. October 1860, an einem hellen, in dieser Jahreszeit nicht gerade häufigen freundlichen Tage, brach ich mit

meinem Führer oder Begleiter von Quito auf, um das acht Tagereisen von dort liegende Guajaquil zu erreichen. Für die Schnelligkeit unseres Rittes sprach das eben nicht besonders, daß der Bursche nebenher lief, und, trotzdem daß ich sehr wenig Gepäck hatte, nicht in den Sattel zu bringen war. Diese Leute sind aber vortrefflich daran gewöhnt und traben halbe Tage lang ununterbrochen fort; ja, als ich später, wenn ich glaubte, daß er ermüdet sein müßte, mein Pferd manchmal einzügelte, hieb er selber auf das Packthier los, das meine wenigen Reiseeffecten trug, und machte es rascher laufen.

Die Scenerie war wundervoll, denn wir ritten fortwährend in der Hochebene hin, in der im Hintergrunde Quito mit seinen dicht ineinander gedrängten Ziegeldächern und zahlreichen Kirchen zurückblieb, während rechts und links von uns, über den grünen Höhen empor, starre Schneemassen, auf riesigen Kuppen lagernd, emportauchten. Rechts war der Pichincha, der Schnee- und Eislieferant für die Residenz, links, von dickem Rauch überhangen, ragte der mächtige Kegel des Kotopari empor. Weiterhin lag ebenfalls der Corazon und Iniliza an der rechten, und die Schneefelder des Kaywayrazo traten nach und nach hervor. Außerdem war mir der Chimborazo selber, dieser amerikanische Riese, versprochen worden, denn unser Weg lag an seinen Vorbergen hin, die wir bis zu 15,000 Fuß Höhe erklimmen sollten. Das war mir eigentlich ein wenig zu hoch, denn die Quitener wußten nicht genug zu erzählen, wie kalt und windig es dort oben sei, und es fröstelte mich jetzt schon, wenn ich nur daran dachte. In dem Chimborazo selber lag aber auch wieder eine Belohnung für alle Beschwerden, und ich freute mich jedenfalls darauf, seine Bekanntschaft zu machen.

Wir sind in Deutschland daran gewöhnt, Schnee, und vielen Schnee zu sehen. Hier aber, wo man weiß, daß diese Berge erst in 15—16,000 Fuß Höhe beginnen Schnee zu tragen, erfaßt Einen doch eine Art von Respect, wenn man die mächtigen Strecken sieht, die noch über dieser Linie mit Schnee und Eis bedeckt sind. Wir befanden uns selber über 9000 Fuß über der Meeresfläche, aber hoch in die Wolken

ragend lagen sie noch über uns und wehten ihren kalten Athem über das Land. — Und wie mir der kalte Athem durch die Glieder strich; ich konnte mich nicht erwärmen, und trotz dem scharfen Ritt, und trotzdem ich zwei Ponchos überhing, zitterte mir der ganze Körper vor innerem Froste. Ich merkte auch bald, was mit mir war: ich hatte in schönster Art das Fieber und mußte mich tüchtig zusammennehmen, um aufrecht im Sattel zu bleiben.

Die Straße war hier außerordentlich belebt, und wir begegneten oder überholten ununterbrochen Schaaren von beladenen Pferden, Maulthieren, Eseln und Ochsen, die, von Indianern getrieben, ihren verschiedenen Bestimmungen zueilten. Ganze Schwärme von Indianern trabten besonders mit kleinen zottigen Eseln zu Markt, und ihre Frauen saßen überall in kleinen freundlichen Gruppen am Wege, sich gegenseitig das Ungeziefer abzusuchen und ihr Frühstück daran zu halten. Drei und vier von ihnen habe ich in einer Kette sitzen sehen und wandte den Blick zuletzt ab, wo ich nur mehrere zusammenkauern fand. Zum Tod erschöpft und mit furchtbarem Kopfschmerz erreichte ich endlich das erste Nachtquartier Machache, ein kleines Dorf, wo wir in der sogenannten Posada übernachteten. — Posada! es war nichts — gar nichts dort zu bekommen, als entsetzliche agua ardiente del pais. Das Fremdenzimmer bestand in einem Kellergewölbe ohne Fenster und einer einzigen trocknen Kuhhaut auf dem feuchten, kalten Steinboden. Ich war aber so matt, daß ich mir an dem Abend nicht einmal die Sporen abschnallte. Wie ich war, warf ich mich auf diese einzige Bequemlichkeit nieder, und träumte — aber was bedeuten die Träume eines Fieberkranken. Am nächsten Morgen erwachte ich müder, als ich mich niedergeworfen, aber es half nichts — Frühstück war doch nicht zu bekommen, die Pferde hatten die Nacht über tüchtig das nahrhafte yerba gefressen, das in Bündeln, zu einem Real das Stück, verkauft wurde, und ich arbeitete mich mühsam in den Sattel. Freilich hätte ich mich weit lieber in ein ordentliches Bett gelegt, doch das war hier nicht zu bekommen, also besser, daß ich so rasch als möglich suchte diese traurige Gegend zu verlassen.

Dieser Tagesmarsch war ein längerer als der gestrige; der freundliche Morgen übte aber seinen wohlthätigen Einfluß auf mich aus, so daß ich mich, nach etwa stündigem Ritt, so ziemlich wohl fühlte. Unterwegs suchte ich einen Becher Milch zu bekommen, denn überall sahen wir Kühe; aber es war nicht möglich, und ich mußte mich endlich damit begnügen, in einem kleinen Städtchen, das wir passirten, ein paar weiche Eier zu essen. Ich hätte von diesen Köchen doch nichts weiter verzehren können. Das Land war hier überall trefflich bebaut, und nach verschiedenen Richtungen hin konnte man hoch an den Bergen hinauf die regelmäßig abgetheilten cultivirten Felder erkennen. Alle Producte der gemäßigten Zone gedeihen aber auch hier vortrefflich; die Kartoffel besonders hat ja hier ihre eigentliche Heimath, und Knollen-, Hülsen- und Körnerfrüchte wachsen auf das Ueppigste.

Diese Hauptstraße von Quito nach Guajaquil, die einzige, welche die ganze Republik bis jetzt eigentlich hat (und, wie der Weg nach Ibarra, doch eigentlich nur ein Maulthierpfad), war einmal früher, und zwar in spanischen Zeiten, ganz vortrefflich angelegt. Noch jetzt findet man kurze Strecken dicht gepflastert, um die Begehung des Weges auch in der Regenzeit möglich zu machen, wo er in dem jetzigen Zustande völlig unpassirbar ist. Seit die Spanier aber aus dem Lande vertrieben sind, scheint nichts mehr, als höchstens das Allernöthigste, an dieser Straße geschehen zu sein. Wo das Pflaster abbrach, wurde es nach und nach in den Schlamm hineingetreten und verschwand, und die Thiere mußten sehen, wie sie für sich selber eine Bahn fanden, um die schlimmsten Stellen sicher zu passiren. Der Weg ist, wie gesagt, in der Regenzeit nicht mehr zu begehen, und der Verkehr mit Guajaquil und Quito dann ganz unterbrochen. Den Nachmittag sollte ich auch eine Probe davon bekommen, wie sich der Weg bei schlechtem Wetter gestalten könne, denn der Himmel umwölkte sich, und gegen zwei Uhr goß es in Strömen nieder. Mein Fieber schien darauf nur gewartet zu haben; es stellte sich mit verdoppelter Kraft wieder ein und schüttelte mich beinahe aus dem Sattel. Aber es half nichts ich mußte aushalten, und war froh, daß dieser furchtbare Schauer gegen

fünf Uhr etwa wieder aufhörte, wo wir eine ziemlich große Stadt, Latacungo, vor uns hatten. Hier war glücklicher Weise eine bessere Posada. Ich bekam eine Tasse recht guten Kaffee und etwas Brod, fand auch in dem Schlafzimmer eine Art von Matratze, auf der ich mich wärmer und weicher ausstrecken konnte, als auf der alten Kuhhaut, und lag dort bis etwa neun Uhr Abends im heftigen Fieber.

In der Posada waren noch zwei Fremde abgestiegen, die mit mir denselben Weg ritten. Es waren ein paar Quitener, die sich freundlich erboten, mir in Allem behülflich zu sein, was ich brauchen sollte. Ich fühlte mich aber so erbärmlich elend, daß ich ihnen kaum danken konnte. Von meinem Arriero hatten sie indessen herausbekommen, daß ich vollkommen fremd sei: um neun Uhr kam der Eine von ihnen wieder in meine Stube und fand kaum, daß ich mich besser fühle, als er mir auch keine Ruhe ließ, aufzustehen und ein Naturschauspiel zu bewundern — er wollte mir nicht sagen, was es war.

Meine Glieder waren mir noch matt genug; ich hatte meinen Körper aber schon in der letzten Zeit daran gewöhnt, bei allen Bewegungen auch nicht die geringste Stimme zu haben, und stand deshalb auf, meinem freundlichen Begleiter zu folgen — ich hatte es nicht zu bereuen. Wir gingen nur die eine Straße entlang auf die ziemlich große Plaza, und ich wurde hier durch einen Anblick überrascht, den ich nie im Leben wieder vergessen werde. Die Wolken hatten sich nach dem letzten Regen zertheilt und flogen nur noch in einzelnen zerrissenen Schleiern über den blaugestirnten Himmel. Im Osten thürmten sich dabei die hohen, mächtigen Gebirgsmassen empor, die den ganzen Tag über durch nebelige Schwaden verdeckt gewesen, darüber stand der Vollmond, und dicht unter diesem, die rothe Gluth in einzelnen hell aufflammenden Zuckungen ausstoßend, glühte die zornige Flammensäule des Kotopaxi, jenes furchtbaren Vulkans, der sein Nachbarland schon so oft durcheinander geschüttelt und geworfen hat. Wunderbar war der Effect, den das Verschmelzen dieser beiden so verschiedenen Gluthkörper hervorbrachte — die dunkelleuchtende Flammensäule des Vulkans und das matte, bleiche Licht

des Mondes dicht darüber, und ich konnte mich lange, lange nicht von dem Anblick losreißen. Der Ecuadorianer freute sich aber herzlich, als er mein Entzücken sah, denn er war stolz auf sein schönes Vaterland, wenn es ihm auch manchmal unter den Füßen zu wackeln anfing.

Der Kotopari war noch viele, viele Meilen von uns entfernt, und seine mächtige Schneekuppe zeigt deutlich, wie hoch er selber ist; dennoch sahen wir die Feuersäule fast zwei Drittheile von der Breite des Mondes und höher als diesen, und konnten daraus etwa abnehmen, was für ein furchtbarer Krater diese Gluthmasse ausspeien mußte. Ueberhaupt erscheint das ganze Ecuador, trotz seiner Kälte, ganz anständig geheizt zu werden, denn gar nicht so weit von diesem Vulkan entfernt concurriren der Pichincha und Sangai mit ihm, und werden noch von anderen umgeben. Wer da in die geheimnißvollen Tiefen dieser Berge schauen und das furchtbare Arbeiten und Schaffen da unten belauschen könnte! Hätte ich mich nicht so matt gefühlt, ich wäre die ganze Nacht nicht von der Stelle gegangen, so aber mußte ich endlich mein Lager wieder suchen, um am nächsten Morgen meinen Ritt fortsetzen zu können. Der nächste Morgen fand mich denn auch wieder von Allen zuerst im Sattel, um die für mich beste frühe Tageszeit zu benutzen, und unser nächstes Nachtquartier sobald als möglich zu erreichen. Außerdem entgingen wir dadurch auch den gewöhnlichen täglichen Regen, die fast immer zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags einsetzten. Mein erster Blick war an dem Morgen nach dem Kotopari hinüber, aber das Wetter nicht klar; der Himmel hatte sich bewölkt und der Vulkan seine dichte Nebelkappe übergezogen. Da oben schien er auch seinen ganz besondern Tanz zu halten, denn immer schwärzer und schwärzer thürmte es sich um seinen Gipfel zusammen, und gegen zehn Uhr, als wir ihm etwa gerade gegenüber waren, schallte ein dumpfes ärgerliches Grollen zu uns herüber.

Die Ecuadorianer an der nördlichen Küste, am Pailon und in der Umgegend — vielleicht auch die dieser Berge, haben eine wunderbar schöne Sage, die auf ihre Vulkane Bezug hat. Sie sagen: Wenn ein Fremder an ihnen vor-

beizieht, zürnen sie, und ein Berg ruft es grollend dem andern zu.

Welch ein großartiger Gedanke liegt in diesem Glauben, in dem sie übrigens fest hängen, und wie nahe auch ist es eigentlich gegeben, diesen Kolossen Leben und Gedanken zuzusprechen, die ihr eigenes furchtbares Leben und Wirken nur zu oft so deutlich kundgeben. Ich mußte daran denken, als ich an dem Kotopari vorüberritt und der alte Berg, der noch gestern Abend ein so prächtiges Feuerwerk abgebrannt, meine Ankunft seinen Nachbarriesen kundthat. — Aber grolle nicht, alter, grämlicher Gesell, ich bin auf dem Heimwege und Du hast von mir nichts zu fürchten, denn ich glaube schwerlich, daß ich Dich je wieder stören werde.

Der Weg war heute noch freundlicher als gestern, und senkte sich mehr und mehr einem wärmeren Klima zu. Das Wetter hielt sich ebenfalls, und gegen Abend erreichten wir das allerliebste Städtchen Ambato, wo das Klima schon so viel milder war, daß sie dort Zuckerrohr bauen konnten. In Ambato war auch wieder eine recht gute Posada, die mir heute nöthiger als je that, denn schon von zwei Uhr an hatte sich wieder ein heftiges Fieber eingestellt, das mich nachgerade ganz von Kräften brachte. Ich durchwachte, trotz der guten Matratze, eine traurige Nacht und war am nächsten Morgen so matt, daß ich kaum in den Sattel konnte. Mein Arriero erfreute mich dazu mit der Nachricht, daß wir die nächste Nacht am Hange des Chimborazo bei einer Hundekälte und in einer Hütte zubringen würden, in der auf der Gotteswelt nichts zu haben sei, als grünes Futter für die Pferde. Aber was half's; drei Tagereisen hatte ich schon überstanden, die anderen fünf waren auch zu überwinden, wenn ich mich auch ein wenig vor dem Fieber fürchtete; keinesfalls konnte und wollte ich einen Rasttag machen.

Von Ambato aus lief der Weg, immer gen Süden, stet und ununterbrochen empor. Höher und höher geriethen wir in die Berge hinein, und schon gegen Mittag verrieth die uns umgebende Vegetation, daß wir uns im Bereiche des Haidekrauts und der Alpenpflanzen befänden. Die Cultur hörte allmälig auf, und wir begegneten einzelnen Schafheer-

den, in denen sich wunderbarer Weise in jeder einsam ein schwarzes Schwein befand. Diese einzelnen Schweine, die ich unter den Schafen traf, waren dabei stets äußerst sauber und glatt, und führten ihren Namen deshalb völlig mit Unrecht. An diesem Abend sollten wir also einen Theil des Chimborazo ersteigen, und bis jetzt hatte ich mich noch immer vergebens nach diesem Oberhaupt der amerikanischen Cordilleren umgesehen. Bald sagte mein Führer, daß ihn die übrigen Berge verdeckten, bald lagerte ein dünner Nebel in der Richtung, wo wir ihn wußten, bis sich dieser, etwa gegen elf Uhr, plötzlich theilte und der gewaltige Berg in all' seiner schneegepanzerten Majestät, von der Sonne leuchtend beschienen, dicht vor uns lag. — Er machte aber keineswegs den großartigen Eindruck, den ich mir davon gedacht hatte, und es mag sein, daß wir selber schon zu hoch gestiegen waren, was natürlich dem andern Berg zum Nachtheil geschah. Außerdem läßt die dünne Luft hoher Berge ferne Gegenstände viel näher erscheinen, als sie wirklich sind, wodurch wir uns in ihrem Umfange täuschen. Uebrigens muß ich hier bemerken, daß ich sehr überrascht war, selbst in der Höhe von Quito, was doch mehr als 9000 Fuß über der Meeresfläche liegt, keineswegs diese Täuschung auch nur im Entferntesten so stark zu finden, wie in den Cordilleren Chiles in gleicher Höhe, und weit, weit schwächer als in Deutschland in den Alpen, 3- und 4000 Fuß niedriger. An anscheinend fernen Matten konnte ich Rinder grasen sehen, die in den Alpen wie ein schwarzer Punkt ausgesehen hätten, und Gegenstände, die ich manchmal vor mir sah, nach der Entfernung taxirte und abschritt, hatten mich immer nur um ein Weniges getäuscht. Dicht an einen Hügelhang anreitend, verloren wir den Chimborazo wieder aus den Augen, und der Weg zog sich von hier immer steiler und winterlicher empor. Es war fast nur Haidekraut, was hier oben wuchs, und die Schafe schienen die einzigen Bewohner der Gegend zu sein. Manchmal huschte ein Kaninchen über den Weg, und ein einzelner Falke strich rasch durch die Luft, als ob er selber nicht glaubte, daß er hier oben Beute fände. Endlich sahen wir ein einzelnes Haus hoch über uns liegen, und mein Arriero bezeichnete dieses als

das sogenannte Altambo oder Papaurko — die Stelle, auf der wir diese Nacht schlafen würden, da keine andere menschliche Wohnung auf viele Meilen weiter sei. Daß es dort oben ziemlich kalt sein würde, ließ sich denken, ich ritt aber wohlgemuth weiter, denn heute hatte mich das Fieber verschont, und nur gesund, brauchte ich alle Kälte des Chimborazo nicht zu fürchten.

Meine anderen Reisegefährten hatten mich indessen eingeholt, und wir zogen jetzt zusammen in das Gehöft ein, das so recht inmitten einer Wildniß lag, und auch wirklich nur hierher gebaut war, um den Reisenden ein Obdach zu geben. Es gab ihnen aber auch, wie wir bald fanden, in der That weiter nichts, und eine traurigere Vernachlässigung aller Interessen ist mir auf der ganzen Welt nicht — Ecuador ausgenommen — vorgekommen. Einen besseren Platz zu einer Wirthschaft giebt es kaum, denn alle die zahlreichen Reisenden, die diesen Weg ziehen, sind gezwungen, hier zu übernachten. In Nordamerika wäre auch sicher dieser Punkt zu einem der brillantesten Hotels benutzt und der Besitzer in einigen Jahren reich dabei geworden. Die Leute hier haben aber nicht allein keine Spur von Unternehmungsgeist, sondern sie sind auch nichts weniger als praktisch — die Posada von Papaurko liefert den besten Beweis davon.

Einen wundervollen Anblick hatten wir von hier auf den Chimborazo, der erst wieder in Sicht kam, als wir den Hügel erstiegen und das Haus erreichten, und jetzt in seiner vollen Breite vor uns lag. So hoch aber waren wir schon selber hier, daß nur noch die schneebedeckten Massen des Berges über uns emporragten, freilich immer noch eine ganz anständige Höhe, wenn man bedenkt, daß der Chimborazo an die 5000 Fuß hoch ewigen Schnee trägt. Bequem konnte ich von hier aus mit meinem Perspectiv die Gipfel des gar nicht mehr fernen Berges, an dessen eigentlichem Hang wir jetzt standen, beobachten, und ich suchte eine Bahn daran zu finden, auf der man ihn vielleicht erklimmen könnte. Aber die Haut schauderte mir, wenn ich diese furchtbaren Schneemassen betrachtete, die, vom Winde gepeitscht, in den Schluchten und Einschnitten angeweht, wie ein riesiges Federbett selbst auf

dem höchsten Gipfel aufgeschichtet lagen. Gar prachtvoll stach dabei der breite, abgerundete Schneerücken des mächtigen Berges gegen den jetzt vollkommen blauen Himmel ab, und einzelne leichte Nebelzüge, die sich aus seinen Schluchten zu entwickeln schienen, schwammen im Aether um seine Schläfe, und zerflossen dann wieder, wie sie entstanden, zu Duft und Hauch.

Aber noch ein anderer Krater lag in Sicht, der gewaltige Sangai, dessen Grollen und Brausen man nicht selten bis nach Guajaquil hinunter hört, und zwar so laut, daß dort die Fensterscheiben zittern. Die Umrisse dieses sehr bedeutenden Vulkans schimmerten aber, von Nebel dicht umlagert, nur undeutlich zu uns herüber, während jedoch dicker, darüber brütender Qualm genau die Stelle verrieth, an der es kochte und gährte. Der Sangai ist einer der größten Krater des Landes, und meine Reisegefährten erzählten mir, daß man an einem seiner Hänge das wunderbare Schauspiel haben könne, in etwa 13,000 Fuß Höhe Zuckerrohr wachsen zu sehen. Die Wärme, die der Berg an seiner Seite dem Erdreich mittheilt, ist hinreichend, das zarte Rohr selbst in dieser Höhe zur Reife zu bringen. Die Scenerie um uns her war überhaupt wundervoll, und überall thürmten sich an vielen Stellen mit weiten Schneefeldern bedeckte Felsmassen hoch und gewaltig empor, während der Chimborazo in seiner grimmen, schneeumhüllten Majestät, von der Abendsonne beschienen, dazwischen thronte. Mit dem Untergang der Sonne stiegen aber überall aus seinen Schluchten dünne Schwaden auf, und bald hatten ihn diese so weit eingehüllt, daß nur noch die beweglichen Schleier die Stelle kündeten, auf der er stand.

Unser Aufenthalt in der Posada war desto trostloser. Der Hof füllte sich nach und nach mit Maulthieren und Eseln, die innere Veranda mit schmutzigen Arrieros und Indianern. Essen war nicht zu bekommen, etwas Suppe ausgenommen, deren Bereitung ich aber schon kannte und vor der ich mich ekelte. Betten und Matratzen gab es ebenfalls nicht, Flöhe aber dafür desto mehr; glücklicher Weise hatte mich jedoch das Fieber heute vollständig verlassen, und ich wickelte mich, als es dunkel wurde, vollständig zufrieden in meinen Poncho und

legte mich auf eine Kuhhaut schlafen. — Allein wie bitter kalt wurde es in dieser Nacht! Der Wind heulte um die Hütte und ich konnte mich nicht erwärmen. Merkwürdiges Klima das unter dem Aequator, wo ich in den letzten vier Wochen, und seit ich das niedere Land der Küste verlassen hatte, wirklich sagen konnte, daß ich noch nicht ein einziges Mal ordentlich behaglich warm geworden war. Wir hatten uns verabredet, am nächsten Morgen vor Tag aufzubrechen, und um fünf Uhr weckte ich die Arrieros. Noch stand der Mond am Himmel, und als ich hinaus auf den Hof trat und nach dem Chimborazo hinübersah, lag der ungeheure Schneekegel, von einem bläulichen, wunderbaren Schein übergossen, fast unheimlich dicht vor mir. Ich habe nie etwas Großartigeres und zugleich Schöneres gesehen. Unser Weg zog sich von hier noch ein Stück an dem Chimborazo empor und um den Berg herum, an dessen anderer Seite die Bahn nachher wieder zu Thal führte, leider aber umhüllte sich der Gipfel von Neuem noch vor Sonnenaufgang, und nur ein einziges Mal, und selbst das nur kaum für die Dauer einer Minute, wurde der Gipfel über Tag sichtbar; selbst der kurze Anblick aber war feenhaft. Ich hatte wohl fünfzigmal an dem Morgen nach oben gesehen, ob uns unser kalter Nachbar nicht wenigstens noch einen Abschiedsblick gönnen wollte, aber es schien ihn selber zu frieren, denn er hielt sich fest in seinen weißen Burnus eingewickelt. Es mochte zehn Uhr sein, als er plötzlich seine Nebelkappe zurückschob und nur mit der obersten Spitze, die gerade über uns zu hängen schien, wie mit einem riesigen Schneekopf nach uns herunterſah. Da wir uns jetzt dicht unter ihm befanden, schien die Kuppe wirklich in den Wolken zu hängen und zu den weißen Nebeln zu gehören, die vorüberzogen. Es war aber auch wirklich nur ein Moment, denn als ob der alte Bursche nur hätte sehen wollen, wo wir eigentlich wären, zog er seine Nebelmütze wieder über, und das war das letzte Mal, daß er sich sprechen ließ; ich habe ihn von dem Augenblick an nicht wieder gesehen.

Schon in Quito war mir gesagt worden, daß wir an dieser Stelle des Weges jedenfalls Hirsche antreffen würden, und ich hatte meine Büchse geladen an der Seite — aber

umsonst. Das Terrain sah öde und wild genug aus, denn selbst das Haidekraut hörte hier auf, und gelbgrüne Grashänge zogen sich bis zu der dicht über uns liegenden Schneegrenze hinauf und lagen wellenförmig um den ganzen Gipfel des Berges. Es soll auch hier Hirsche geben, aber ich sah keinen einzigen, nicht einmal mit meinem Teleskop, mit dem ich die Wände ein paar Mal sorgfältig abäugte. Sie waren wie ausgestorben, und nur hier und da konnte ich kleine Trupps von Kühen und Maulthieren entdecken. So lange wir an der Seite des Berges hielten, war der Weg nicht gerade schlecht; wir konnten sogar an einigen Stellen die Thiere recht austraben lassen. Nur an einer Stelle war er, durch die Regengüsse vielleicht, eine kurze Strecke abgestürzt, daß die Pferde an der steilen Wand nicht fußen konnten, und wir mußten nach dem Wasser hinunter, um diese Stelle zu umreiten. Das ging auch recht gut; wir fuhrteten den Bach und bogen dann wieder ein, um zu dem verlassenen Pfade aufzusteigen. Dort aber, wo wir das Wasser zum zweiten Mal kreuzen mußten, war der Boden weich und das Ufer desselben ziemlich hoch. Ich sah jedoch nicht die geringste Schwierigkeit, hindurch zu kommen, wenn mir das Pferd nur ein wenig dabei half, und lenkte, den Uebrigen voran, dort ein. Hinunter in den Bach kam ich auch vortrefflich, denn wir rutschten von selber hinein, als das etwas schwächliche Thier aber wieder nach oben sollte, ging es nicht. Ich setzte ihm die Sporen ein und es machte einen Versuch, erreichte auch mit den Vorderbeinen die höhere Bank, wie es sich aber nachhelfen wollte, rutschten ihm entweder die Hinterfüße weg, oder es war auch nur zu schwach, den Sprung zu thun; in der Anstrengung jedoch, sich emporzuheben, überschlug es sich, und ehe ich aus dem Sattel springen konnte, lagen wir Beide — ich unten — im Bach. Im Stürzen nun schnellte ich mich noch so weit auf die Seite, daß ich mein Bein wenigstens unter dem Sattel vorbekam, und dem Gaul den andern Fuß gegen den Hals setzend, konnte ich mich in die Höhe raffen, ehe er sich mit seinen Beinen nach mir herüberwälzte. Ich war etwas naß geworden, und das glücklicher Weise der ganze Schaden, der geschehen, zog mein Thier wieder in die Höhe

und ließ es nun, was ich gleich von Anfang an hätte thun sollen, allein hinüberspringen. Meine Begleiter waren ebenfalls abgestiegen und folgten meinem Beispiel.

Von hier ab erreichten wir bald den höchsten Punkt des Passes, der 15,000 Fuß über der Meeresfläche liegen soll, und von diesem aus ging der Weg ununterbrochen steil zu Thal hinab für fünf Leguas weit, wo wir unser nächstes Nachtquartier, das Städtchen Guaranda, treffen sollten. Dieser Weg war schlecht genug; da es aber glücklicher Weise nicht regnete, ging es noch an; wir rückten doch wenigstens langsam vorwärts, und ich bedauerte nur, daß uns bald dicker Nebel umgab und jeden Blick in das vor uns liegende tiefe Land verwehrte. Bei klarem Wetter hätten wir von hier aus sogar das Meer erkennen müssen. Erst gegen Abend hellte es sich endlich auf, und jetzt waren wir schon wieder ziemlich tief in einer andern Bergkette, in deren vor uns liegendem freundlichen Thale wir das Städtchen Guaranda deutlich erkennen konnten. Weit besser hatte sich auch jetzt die Vegetation um uns her gestaltet. Das Haidekraut, das uns noch den ganzen Morgen begleitet, war verschwunden, oder stand nur noch hier und da in einzelnen Büschen; hohes immergrünes und lorbeerähnliches Gesträuch wuchs, je weiter wir nach unten kamen, höher und höher zu Bäumen auf, und reizende Blumen deckten die Büsche, an denen wir hinritten.

Guaranda liegt noch in keiner tropischen Vegetation, aber doch tief genug, um alle Früchte Quitos und seiner benachbarten Thäler zu ziehen, und die Stadt gewann außerdem sehr bei mir dadurch, daß sie eine recht gute Posada hatte. Das schien übrigens auch nöthig, denn wie sich bald zeigte, waren wir gezwungen, hier einen Tag liegen zu bleiben, weil sich keine Pferde zur Weiterreise auftreiben ließen. In der Posada selber lagen Unmassen von Waaren aufgeschichtet, die theils von Quito für Guajaquil, theils von dieser Stadt für Quito hier angekommen waren und weiter befördert werden sollten, ohne daß Lastthiere dafür beschafft werden konnten. Am nächsten Tage machten wir es aber doch möglich, und ich bekam, was sich später als sehr nützlich erwies, ein sehr

gutes Maulthier, um meinen Weg bis Bodegas darauf fortzusetzen. Von Bodegas mußten wir dann zu Wasser nach Guajaquil gehen. Guaranda ist ein ganz niedliches Landstädtchen, das sich aber in nichts von allen den übrigen Städten des Binnenlandes unterscheidet. Regelmäßig angelegte und regelmäßig erbärmlich gepflasterte Straßen, eine große viereckige Plaza mit kleinen düsteren Verkaufslocalen, in denen agua ardiente, Ponchos, Hosenträger, Knöpfe und Glasperlen mit Kattun und Wollenstoffen, Käse und Dulces feilgeboten werden. Der Tag, den wir dort verbrachten, war Aller Heiligen, einer der größten katholischen Festtage, und die Bewohner von Guaranda beschäftigten sich den ganzen Tag damit, auf einem andern freien Platze Ball zu schlagen. Morgens um acht Uhr fingen sie an, und hörten erst auf, als es dunkel wurde. Am 2. November brachen wir von dort wieder auf, und der Weg zog sich nicht etwa nun dem niedern Lande zu, sondern eher noch mehr in die Höhe, durch ziemlich wellenförmiges Terrain. Um elf Uhr Morgens erreichten wir ein kleines Dorf Tucumbo, wo die Truppen von Flores und von Franco einander bekämpft hatten. Die Soldaten Franco's waren bis hierher in die Berge hineingestiegen, hatten aber Schläge bekommen und mußten nach Bodegas retiriren. Es soll hier auch ziemlich blutig hergegangen sein, was man in südamerikanischen Schlachten eben blutig nennt, wo beide Theile stets die größte Rücksicht für sich selber haben. Manche der Häuser standen aber noch jetzt abgedeckt, und dicht am Wege fanden wir an mehreren Stellen Todtenschädel halb in die steile Lehmwand eingegraben, halb frei zu Tage, als traurige Siegestrophäen der nachrückenden Sieger.

Die Nacht hatten wir das schlechteste Nachtquartier von allen bis jetzt bestandenen, in einem Nest, das Camino real genannt wurde. Es war eine so schmutzige, schauerliche Hütte, wie sich nur denken läßt, die wir vor Dunkelwerden im vollen Regen erreichten. Der nächste Tag sollte uns aber dafür belohnen, wenigstens hatten wir jetzt die längste Zeit gefroren. Von hier aus ging der Weg scharf bergab; nach dem Regen der letzten Nacht war der Lehmboden aber schlüpfrig

wie nasse Seife geworden, und jetzt zeigte sich der Vortheil der Maulthiere vor den Pferden auf solchem Boden. Wir waren fünf Reisende, drei auf Maulthieren, zwei auf Pferden, und wir drei kamen unter Rutschen und Gleiten und Lachen und Fluchen selbst über die schlimmsten und steilsten Stellen ganz gut hinweg. Die Thiere schurrten allerdings manchmal auf den Hinterbeinen dreißig, vierzig Schritte abwärts, setzten sich auch wohl einmal nieder, kamen aber immer wieder auf die Füße, und wir blieben ruhig im Sattel hängen, während die beiden anderen Herren gleich zu Anfang von ihren Pferden herunter und zu Fuß gehen mußten, indeß die Pferde, selbst leer, ein paar Mal stürzten. Gegen Mittag trocknete der Weg aber ab, die Thiere konnten wieder festen Fuß fassen, und wir erreichten auch jetzt die Thalsohle des kleinen Bergbaches, dem wir bis dahin gefolgt waren, und von wo aus wir besseren, nicht mehr so steilen Weg hatten.

Von hier aus kamen wir denn wieder in die Tropen, um sie nicht mehr zu verlassen; schon am Morgen verschwanden Cactus und Aloe, die Zeugen einer kälteren Temperatur; der Wald stellte sich wieder ein mit breitblätterigen Gebüschen und Bäumen und großen, herrlichen Blumen, und jetzt, auf einem kleinen Hügel, den wir erreichten, begrüßte uns ein schattiger, herrlicher Platanar, während rechts und links von uns in den Hängen die hellgrünen Palmenwipfel aus den dunkleren sie umgebenden Büschen schauten. Auch muntere Schwärme von Affen hörten wir im Walde, und Alles, mit der warmen, wohlthuenden Luft, die uns entgegenwehte, verkündete den tropischen, so heiß ersehnten Boden. Ebenso zeigte sich eine Menge von Vögeln, die ich bis jetzt noch nicht gesehen, Massen von Kolibris schwirrten um die Blumen und fremde Vogelstimmen wurden laut. Einer der kleinen Burschen besonders war mir vollkommen neu und hatte genau eine Stimme, als ob man mit einem Klöppel an eine kleine gesprungene Glocke schlägt.

Kolibris sind übrigens nicht allein die Bewohner der heißen Zone, sondern kommen in den höchsten Bergen bis über die Schneelinie vor, ja die schönste Kolibriart von ganz Ecuador ist nur hoch am Chimborazo heimisch, und er als

der kleinste, wie der Condor als der größte Vogel Amerikas sollen allein in solcher Höhe gefunden werden. Die verschiedenen Kolibriarten haben nämlich auch ein streng für sich abgeschiedenes Terrain, das sich weit weniger nach dem Klima, als den dort wachsenden Blumen richtet. Die Kolibrijäger wissen das schon und suchen, wenn sie eine bestimmte Gattung haben wollen, nicht die kleinen Vögel selber, sondern nur die Blumen, von deren Kelchen sie sich nähren. Wenn sie diese finden, sind sie vollkommen sicher, daß sie auch ihre gewünschte Beute antreffen.

An dem Abend mußten wir bis lange nach Dunkelwerden reiten, weil wir nirgends etwas zu essen bekommen konnten, und ich machte zuletzt, als wir nicht weiter konnten, noch eine Fußwanderung, um nur einige reife und eßbare Bananen aufzutreiben. Bis hierher hatten wir auch eine ziemlich schlechte Strecke sumpfigen Weges zurückzulegen gehabt, wobei wir den breiten Bergstrom wohl zwanzigmal kreuzen mußten; von nun an war der Weg dagegen wie eine Chaussee, trocken, eben und hartsandig, eine niedere, mit Weidenbüschen bewachsene Pampa, die aber in der Regenzeit völlig unter Wasser steht. Dieser ganze Weg muß in nasser Jahreszeit mit Canoes befahren werden, und die Büsche, an denen wir hinritten, zeigten fast durchgängig die deutlichen Spuren, daß sie zehn bis zwölf Fuß tief unter Wasser gestanden hatten. Hier ließen wir denn auch unsere Pferde tüchtig ausgreifen, und da wir schon um vier Uhr aufgebrochen waren, erreichten wir bereits um sieben Uhr Morgens das Ziel unseres langen Rittes, das am Guajaquilflusse liegende Bodegas.

In Bodegas wimmelte es von Soldaten, denn hier, da dieser Ort als der Schlüssel von Guajaquil betrachtet wird, hatte Franco zuletzt Fuß gefaßt, bis er ebenfalls der Uebermacht weichen mußte; das heißt, er war gegangen, so wie sich nur eine passende Gelegenheit dazu bot, und die in Bodegas gelieferte Schlacht war nichts als ein einfaches Scharmützel, bei dem zufällig ein paar Soldaten blieben. Eine Hacienda des General Flores, an der andern Seite des Flusses und Bodegas gerade gegenüber, war von dem Usurpator aber bös zugerichtet und zu einer Kaserne benutzt worden, um die her noch immer

die Baracken aufgeschlagen standen. Jetzt schallte von allen Ecken und Enden her kriegerischer Lärm der Florianer; überall tauchten kleine Trupps junger Trompeter auf, die an irgend einer Ecke ohne den geringsten Grund erschienen, einen Heidenlärm machten und dann spurlos wieder verschwanden. Die Stadt war von Officieren und Beamten gefüllt; sonst aber sah Alles sehr friedlich aus, denn Niemand dachte daran, sich der neuen mächtigen Herrschaft zu widersetzen, ja die große Mehrzahl der Bewohner war selber herzlich froh, daß die Franco'sche Wirthschaft endlich einmal zu einem Ende gebracht worden. Es hatte Niemand mehr Freude an der Sache gehabt, und ich glaube, Franco war selber froh, als er das Land endlich mit guter Manier verlassen konnte. Die Stadt Bodegas, die eigentlich nur aus Kaufläden und einigen Wohnhäusern besteht, ist ein nicht unbedeutender Handelsplatz und hat, wenn auch nicht dem Terrain nach, doch geschäftlich eine prachtvolle Lage. Bis hierher werden nämlich sämmtliche Güter für Quito wie für das innere Land auf dem Strom gebracht, um von hier aus auf Packthieren weiter transportirt zu werden. Ebenso kommen alle Güter und Producte hierher von Quito, die nach Guajaquil bestimmt sind, und acht Monate im Jahr haben die Leute alle Hände voll zu thun und verdienen viel Geld. In der Regenzeit aber hört das Alles auf, und zu meinem Erstaunen sah ich auch hier an den Häusern die Spuren des Hochwassers, an einigen zwei und drei Fuß über den Thüren. Sämmtliche Waaren, die jetzt unten in den Verkaufslocalen liegen, müssen dann in die erste Etage der Häuser geschafft werden, und die Stadt steht vollkommen unter Wasser, ihre Verbindung nur durch Canoes unterhaltend. Demzufolge sind eine Anzahl von Häusern gleich so gebaut, daß ihnen das hohe Wasser gar nichts anhaben kann, nämlich auf einem Floß von Balsastämmen*), auf denen sie das Steigen oder Fallen des Wassers natürlich nicht das Geringste kümmert.

---

*) Das Balsaholz ist, wenn ausgetrocknet, so leicht wie Kork, und da man sehr starke und lange Stämme davon hat, so wird es vortrefflich zu Flößen verwandt.

Diese Flöße werden zwischen Bodegas und Guajaquil auch sehr viel benutzt, um Waaren zu befördern, und kein Strom kann sich hierzu besser eignen, da die Ebbe und Fluth bis hinauf nach Bodegas reicht, und die Strömung also sowohl für den einen wie für den andern Weg benutzt werden mag. Uebrigens hat auch seit einiger Zeit ein unternehmender Yankee ein Dampfboot hergebracht, mit dem er zwischen Bodegas und Guajaquil regelmäßige Fahrten macht, und natürlich auch zu gleicher Zeit ganz hübsches Geld verdient. Ein anderer Yankee hat eine Sägemühle bei Guajaquil angelegt und ist ein reicher Mann dabei geworden; wissen doch diese praktischen Menschen an allen Orten und Enden die besten Plätze und die richtigen Dinge auszusuchen und auszubeuten. Das Dampfboot kam an dem nämlichen Tage nach Bodegas, an dem wir dort eintrafen — der Capitain ein so ächter Yankee, wie je einer Tabak gekaut hat. Leider aber verzögerte sich seine Rückfahrt um vier oder fünf Tage, da er ein neues Deck auf sein Boot legen mußte, und ich war deshalb darauf angewiesen, Passage nach Guajaquil in einem der dorthin abgehenden Boote oder Canoes zu suchen, wo ich freilich darauf rechnen mußte, eine Nacht unterwegs zu bleiben.

Mit dem Dampfer waren Señor Salvador und General Flores von Guajaquil heraufgekommen, und Señor Salvador führte mich an dem Abend bei dem General ein. Der General ist ein großer, schöner Mann und soll ein vortrefflicher Soldat sein. Jedenfalls hat er bewiesen, daß er die Kriegführung in diesem Lande versteht, und Guajaquil jetzt schon zweimal von den Peruanern, und diesmal von Franco's Truppen gereinigt. Als guter Quitener interessirte er sich auch sehr, weniger für die Ansiedelung am Pailon, als für den neuen, eben contrahirten Weg, und sprach sich sehr günstig darüber aus. Señor Salvador, der mit der Kittiwake nach Panama gegangen und von dort mit dem Dampfer zurückgekommen war, stand jetzt im Begriff, nach Quito zurückzukehren. Er erzählte mir viel von seiner Fahrt, auf der er sich verschiedene Male in Lebensgefahr geglaubt — es war aber noch Alles glücklich abgelaufen.

Indessen bemühte ich mich, eine Gelegenheit nach Guajaquil

aufzutreiben, denn in Bodegas wollte ich keine fünf Tage liegen bleiben. Ich fand auch ein Boot, das etwas Fracht und einige Passagiere hatte, und am nächsten Morgen um drei Uhr mit der Ebbe abging, accordirte augenblicklich meine Passage für drei Dollars und ging um zehn Uhr Abends an Bord, um die Abfahrt nicht etwa zu verschlafen. Unterwegs hoffte ich dann ausschlafen und mich von den Strapazen des Quitener Weges erholen zu können. Ein paar Stunden schlief ich auch, trotz der unbequemen Lage in dem offenen Boote, ganz gut — um zwölf Uhr kamen aber noch andere Passagiere — sogar mit einem Betrunkenen, und mein Frieden war gestört. Um halb drei Uhr trafen wieder Andere ein, und wir fanden uns jetzt, während das Boot in der Mitte mit Anissäcken vollgeladen war, hinten im Spiegel desselben mit sechs Mann zusammen, daß wir kaum bequem sitzen konnten. Ich selber drückte mich nun soviel als möglich vom Steuerruder fort, weniger um demselben nicht im Wege zu sein, sondern um von diesem nicht gestört zu werden, wenn ich ja wieder ein wenig einnicken sollte. Es kam aber kein Steuermann, und als die beiden Bootsleute endlich Schlag drei Uhr ihre Ruder aufgriffen, fand es sich, daß unter den sämmtlichen ecuadorianischen Passagieren kein Mann war, der steuern konnte. Das war eine schöne Aussicht auf Ruhe — aber es half nichts; ich nahm ruhig meinen Platz ein, griff die Steuerreepen auf und ergab mich in mein Schicksal. Der eigentliche Strom ist hier oben nicht sehr breit, macht aber ungeheure Biegungen, und natürliche Kanäle, die diese häufig durchschneiden, werden gern von kleinen Fahrzeugen benutzt, um ihren Weg abzukürzen. So glitten wir oft in kleine Abflüsse hinein, die kaum breit genug waren, dem Rudern den nöthigen Raum zu gestatten, manchmal dadurch in einer Viertelstunde lange Meilen Weges abkürzend.

Die Ufer waren hier überall niedrig und bewaldet, hier und da aber zeigten sich nicht unbedeutende Platanare und Plantagen mit Zucker, Tabak und Baumwollenpflanzen. Auch außerordentlich viel Cacao wird in der Nähe von Guajaquil gebaut, und das Land eignet sich ganz vortrefflich dazu. An den verschiedenen Landungsplätzen trafen wir eine Menge von

schwimmenden Balsahäusern, theils auf günstige Fluth wartend, theils, unterwegs auf eine Zeit lang am Ufer befestigt, um als Cafés und Restaurationen zu dienen. Außerdem gab es Gesellschaft genug an den Schlammufern und im Strome selber, und zwar Alligatoren in Masse. Ich hatte bis jetzt immer geglaubt, daß die Mississippisümpfe, was die Zahl der Alligatoren anlangt, von keinem Land der Welt übertroffen werden könnten, ich hatte aber den Guajaquilstrom noch nicht gesehen. Wohin man blickte, schwammen ein paar dieser schmutzig grauen, ekelhaften Burschen in dem stillen, trüben Wasser herum, und zur Zeit der Ebbe lagen sie an den Schlammbänken wie eine Heerde Schafe zusammen. Ich habe an einer kleinen Schlammbank einmal einundfünfzig gezählt, an anderen vierzig und mehr, und wenn ich gewollt, so hätte ich an dem Morgen mit Leichtigkeit ein paar hundert Alligatoren erlegen können. So aber begnügte ich mich damit, meine Doppelbüchse nach ihnen abzubrennen, und schoß zwei, die ich das Vergnügen hatte, sich überschlagen zu sehen.

Die Leute erzählen sich schreckliche Geschichten von ihrer Furchtbarkeit, und daß sie gar nicht selten selbst Canoes angreifen und umwerfen sollen. Das sind aber, wie die meisten dieser Sachen, Märchen und Lügen, jedenfalls grobe Uebertreibungen. Daß die Alligatoren, wo sie in solcher Masse sind, nicht alle satt zu essen bekommen, ist schon möglich, und kommt ihnen dann ein Mensch gerade in die Quere, so daß sie weiter nichts zu thun brauchen, als das Maul aufzumachen, so schnappen sie auch wohl zu. Daß sie aber am Lande Menschen oder ein Fahrzeug im Wasser angreifen, ist Fabel, und wo wir durch ganze Trupps von ihnen hinfuhren, wichen sie überall scheu aus. Alligatoren sahen wir übrigens in gleicher Masse an beiden Ufern den Fluß entlang, bis wir den breiten Hauptstrom erreichten und uns mehr in der Mitte, in dessen Strömung hielten; von dort aus konnten wir nicht mehr erkennen, was an seinen Ufern vorging, denn er ist an vielen Stellen selbst breiter als der Mississippi.

Unsern Weg setzten wir indessen so rasch als möglich fort, mußten aber in der Fluthzeit das Ufer suchen, weil wir nicht gegen die starke Strömung anarbeiten konnten, und verloren

dadurch natürlich sehr viel Zeit. So legten wir Morgens und dann wieder Abends um acht Uhr bei, und ich suchte diese kurze Rastzeit dann jedesmal zu benutzen, um ein paar Stunden mir so nöthigen Schlafes zu gewinnen. Morgens um zwei Uhr warfen wir das Tau zum letzten Mal los — Guajaquil war nicht mehr fern, und als wir um die nächste Landspitze bogen, sahen wir die Lichter der Stadt in weiter glänzender Reihe uns entgegenleuchten. So hell brannten sie, doch schon dicht vor Morgen, daß ich glaubte, die Stadt müsse durch Gas erleuchtet sein. Es war aber nur Oel, und die Verschwendung der Stadt, ihre Lampen die ganze Nacht durch brennen zu lassen, rechtfertigt oder erklärt sich vielmehr dadurch, daß jeder Hausbesitzer die Lampe, die vor seiner Thür brennt, auch, durch Gesetz gezwungen, unterhalten muß. Jetzt erreichten wir die äußerste Spitze der Stadt, wo auf einem niedern Hügel das Fort liegt — nicht weit davor und unter dessen Kanonen ankerte ein großer Schooner — eine Galeotte — ich hielt unser Boot etwas näher hinüber — richtig, es war die Kittiwake, sicher hier vom Pailon eingetroffen. Ich hätte ihr gern laut einen Gruß zugerufen, aber an Bord schlief noch Alles, die einsame Wache vielleicht ausgenommen, und wie konnten sie wissen, wer im Boote saß. — Rasch glitten wir vorbei — dort lagen noch eine ganze Anzahl Schiffe, Balsas und Canoes — die Lichter der Stadt leuchteten an unserer Seite, und zwischen die kleinen Fahrzeuge am Ufer drängten wir uns hinein, den festen Boden einmal wieder zu betreten.

9.

Guajaquil.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß ich fast jede Hauptstation meiner Reisen in der Nacht anlaufe. So bin

ich auf meinen früheren Fahrten nach Rio de Janeiro, Buenos-Ayres, Valparaiso, Tahiti, Sidney und Batavia in der Nacht gekommen, so auf dieser wieder nach dem Pailon, nach Quito und Guajaquil — bekam also alle diese Orte zuerst in der Morgendämmerung zu sehen. Guajaquil machte da einen nicht unfreundlichen Eindruck. Unser erstes Entrée war schon durch lauter Fruchtboote, die dort theils mit uns, aus dem innern Lande kommend, eintrafen, theils schon befestigt und mit Orangen, Ananas und vielen anderen Früchten hoch gefüllt lagen, daß ihr Duft die ganze Nachbarschaft erfüllte. Die Stadt selber hat dabei in ihrer ganzen Bauart etwas besonders Eigenthümliches, denn Colonnaden laufen durch alle Straßen, über denen die erste Etage steht, und in denen die Eingänge der Häuser und Kaufläden vollkommen trocken im Regen und schattig in der Sonne liegen — Beides etwas sehr Nöthiges hier, wo es in der Regenzeit in Strömen niedergehen soll und die Sonne im Sommer ebenfalls tüchtig brennen kann. Dennoch darf man kaum sagen, daß Guajaquil so recht, wie überhaupt ganz Ecuador, ein eigentlich heißes Klima hat, denn die Nähe dieser ungeheuern Schneegebirge kühlt überall die Luft ab, daß die Nächte besonders kühl, oft kalt, und die Morgen und Abende stets sehr frisch und angenehm sind. Nur in der Sonne merkt man, daß man sich unter den Tropen befindet, aber auch dies nur für kurze Zeit, denn der Himmel ist fast immer bewölkt. Auch diesen Morgen hatte ich mich fest in meinen dicken wollenen Poncho einhüllen müssen, um nicht ganz ordentlich unter 2^0 Süder-Breite zu frieren. Jetzt sehnte ich mich vor allen Dingen nach Ruhe, denn ich hatte die letzten vier oder fünf Nächte theils gar nicht, theils sehr mittelmäßig geschlafen, und der Körper fühlte sich matt und erschöpft. Guajaquil zeichnet sich auch darin vortheilhaft vor Quito aus, daß es verschiedene Hotels und sogar ein recht gutes darunter hat, das Hôtel français, wohin ich denn auch unverzüglich meine Schritte lenkte. In der jetzigen Zeit aber, und gleich nach Beendigung des Krieges waren so viele Fremde, besonders von Quito und Lima, nach Guajaquil gekommen, daß ich kein Zimmer für mich allein fand, sondern mit einem

französischen Obrist aus Lima zusammen eingethan wurde. Es war übrigens ein ganz prächtiger Mann, und froh, wenigstens einen anständigen Schlafkameraden zu haben, warf ich mich auf das Bett, um vor dem Frühstück noch ein paar Stunden zu rasten.

Dort konnte ich auch zum ersten Mal wieder mit Appetit essen, denn ich wußte, daß die Mahlzeit reinlich zubereitet war. Der Schmutz des innern Landes lag hinter mir, und meine ecuadorischen Leiden waren überstanden. Noch eine andere Annehmlichkeit erwartete mich hier, denn ich fand alle meine mit dem Dampfer vorausgeschickten Sachen im Hause des englischen Consuls wieder, der sich derselben freundlich angenommen. Ich hatte kaum darauf gerechnet, denn bei solchen Reisen muß man darauf vorbereitet sein, die Sachen kofferweise los zu werden.

Guajaquil schwärmte übrigens noch ärger von Soldaten wie Bodegas. Ueberall waren einzelne Häuser zu Kasernen eingerichtet; überall zogen Patrouillen durch die Straßen; überall standen kleine Trupps von Trompetern und bliesen oder marschirten auch mit einem lustigen Walzer oder Galopp allein durch die Stadt. Am Wasser hin hielt außerdem eine ganz eigenthümliche Garde Wacht, die in den gemischtesten Uniformen, meist barfuß, mit einer Lanze bewaffnet waren, und dann und wann an irgend einer Ecke, zu irgend einem Zwecke aufmarschirt standen und Orangen aßen. Auch Lanzen mit kleinen Fahnen sah ich viel, auf denen ein fürchterlicher Todtenkopf drohte. Es waren die Sieger von Guajaquil, die sich ihrer Wichtigkeit völlig bewußt schienen. Ihr General Flores hat aber auch bewiesen, daß er die Kriegführung in diesem Lande versteht, denn er nahm zweimal auf ganz charakteristische und kecke Weise Guajaquil. Das eine Mal standen die Peruaner dort, und zwar stark genug, um der Ecuador-Armee einen gefährlichen Widerstand in der Stadt zu leisten, wenn sie die anrückenden Soldaten vollkommen gerüstet empfingen. Es galt deshalb, sie zu überlisten, und dies bewerkstelligte der General so schlau als erfolgreich:

An der einen Seite ist Guajaquil von einer weiten Ebene begrenzt, auf der eine Menge Vieh weidete. Dort lagerten

die Ecuadorianer in einer gedeckten Stellung, und von dort her erwarteten die Peruaner auch den Angriff. Während Flores nun in aller Stille die Stadt umging, um dem Feind in die Flanke zu fallen, ließ er zugleich diese Heerden durch einen Theil seiner Leute zusammen- und der Stadt zutreiben. Dahinter kam eine Anzahl von Trommelschlägern und Trompetern, die so viel Lärm als möglich machten und die Signale einer anrückenden Armee bliesen. Die Peruaner hörten den Lärm, hörten das Trampeln des scheugemachten Viehs, das sie für Cavallerie hielten, sahen endlich den Staub auf der weiten Fläche aufwirbeln, und warfen leichtsinniger Weise ihre ganze Macht der friedlichen Heerde entgegen, indeß General Flores in den preisgegebenen Theil der Stadt einzog und leichten Sieg erfocht.

Diesen leicht angreifbaren Theil hatte Franco jetzt besser vertheidigt, und ein Hügel, der diese Stellen bestrich, war mit Kanonen gespickt. Dagegen war der südliche Theil der Stadt gar nicht befestigt und nur mittelmäßig bewacht, da eine Armee hier nicht gut angreifen konnte, sie hätte denn erst durch einen bösen Manglaren- oder Mangrovesumpf marschiren müssen. Dazu entschloß sich aber General Flores, und obgleich Franco Nachricht davon bekam und ein Detachement ihm entgegenwarf, um den Paß zu vertheidigen, rückte General Flores in der Nacht doch in den Manglarensumpf ein, postirte überall in die Bäume wieder Trompeter, die den Feind glauben machen mußten, daß er mit seiner ganzen Macht anrücke, und trieb das kleine Detachement Franco's so in Furcht, daß es seine Posten verließ und er ohne Schwierigkeit Nachts um ein Uhr in Guajaquil einrücken konnte. Die Guajaquilener behaupten indessen, daß die Soldaten Franco's in den letzten Monaten keinen Sold mehr empfangen hätten und fest entschlossen gewesen seien, nicht mehr zu kämpfen. Franco selber war schon vorher auf einem peruanischen Kriegsdampfer geflüchtet, ebenso hatte sich sein Stab in Sicherheit gebracht, und den Soldaten kann man es da nicht verdenken, daß sie ihre Haut nicht allein zu Markte trugen.

So ruhig ging übrigens die Eroberung von Guajaquil ab, daß die Bewohner des nördlichen Theils der Stadt erst am andern Morgen erfuhren, sie hätten die Herren gewechselt.

Sie hörten wohl vereinzelte Schüsse in der Nacht, dann war aber Alles wieder still, und die Truppen des General Flores besetzten die Stadt ohne weiteren Widerstand. Selbst der mit Kanonen gespickte Berg wurde nicht vertheidigt. Der Commandeur desselben, ein alter Amerikaner, hielt es für zweckmäßiger, den General Franco zu begleiten, und die Soldaten flüchteten, so wie die Florianer anrückten. Viele von diesen, die nicht in Gefangenschaft gerathen wollten, liefen den Berg hinab und in das Wasser hinein, um sich durch Schwimmen zu retten, wo sie meist von den Booten der dort ankernden Schiffe aufgenommen wurden. Viele ertranken aber auch, denn der Fluß hat eine furchtbare Strömung. Im Kampfe selber blieben nur sehr wenige.

Der kleine Fluß, welchen General Flores diesmal überschritt, um dem Feind in die Flanke zu fallen, heißt der Salado, und nach ihm wird jetzt der von der Regierung angekaufte englische Schooner, die Kittiwake, Salado genannt. Kittiwake ist überhaupt ein Name, den die Spanier gar nicht im Stande sind auszusprechen.

Ecuador hat auch jetzt in neuester Zeit, und zwar erst nach dem Siege, seine Flagge verändert, und zwar wieder die alte Flagge der früheren Republik Columbia angenommen. Bis jetzt hatte es zwei weiße Streifen und in der Mitte einen blauen mit weißen Sternen. Jetzt hat es, horizontal laufend, Gelb, Blau und Roth, und diese Flagge weht nun von allen Regierungsgebäuden und Schiffen, wie an den Lanzen der Soldaten. Eine tolle Verwirrung gab dies aber besonders in Quito, wo nicht genug Zeug von der richtigen Farbe so rasch aufgetrieben werden konnte, um die Fahnen zur Siegesfeier herzustellen. Alle möglichen ähnlichen Farben mußten da aushelfen, und Rosa, Himmelblau und Weiß waren die gewöhnlichsten. Selbst in Guajaquil weht über verschiedenen Gebäuden die russische Seeflagge Weiß, Blau und Roth, wo statt des Weiß nicht gleich Gelb gefunden werden konnte. Aber was thut's! Die Leute wissen doch, was es bedeutet, und es erreicht somit seinen Zweck.

Guajaquil ist ein nicht unbedeutender Platz an der Westküste Amerikas, denn von hier aus wird bis jetzt der meiste

und beste Cacao ausgeführt. Ja, für die Westküste ist es in der That, neben dem unbedeutenden Esmeraldas, fast der einzige Hafen für diesen Handel. Eine andere bedeutende Ausfuhr ist Kautschuk, oder Gummi-elasticum, Tabak, und besonders Holz und Bambus, das nach Peru geführt wird und vortreffliche Preise bringt. Ebenso wird die Farbepflanze Orchilla und Cascarilla, die Rinde des Chininbaums, in ganzen Schiffsladungen versendet, und dann und wann auch etwas Kaffee ausgeführt. Es giebt dabei kaum ein besseres Land für das Zuckerrohr als Ecuador; Zucker wird aber merkwürdiger Weise eingeführt, und ebenso Weizen aus Chile, den das Land im Innern in großer Menge baut, für den es aber keine Wege hat, um ihn an die See zu bringen. Baumwolle und Wolle, Beides mit Vortheil in Ecuador gezogen, kommt nicht zur Ausfuhr. Einfuhrartikel sind besonders Manufacturen und Getränke, dann Glas- und Steingutwaaren mit Porzellan, Kurze Waaren und überhaupt alle europäischen Güter, mit Ausnahme grober Tuche und Baumwollenzeuge, die viel in Quito verfertigt werden.

In Guajaquil ist nur eine Sägemühle, eine Eisengießerei und eine Mahlmühle, was aber alles natürlich nicht einmal für den eigenen Gebrauch der Stadt ausreicht. Der ganze bedeutende Handel mit dieser Stadt — Ackerproducte und französische Weine, wie überhaupt Getränke aus Chile ausgenommen — ist fast ausschließlich in den Händen der Amerikaner, die mit ihren Waaren die ganze Westküste versehen, und doch könnten deutsche Schiffe mit deutschen Gütern hier ausgezeichnete Geschäfte machen, wenn meine deutschen Landsleute nur ein klein wenig unternehmend wären. Der Deutsche will aber immer vollkommen sicher gehen, ehe er irgend etwas Neues unternimmt. Er will vor allen Dingen eine Garantie seines Erfolges haben — eine Gewähr von der Regierung — und bis er damit zu Stande kommt, sind ihm andere Nationen überall voraus. Unser irdenes Geschirr würde einen trefflichen Markt in allen Städten der Westküste finden, und doch trifft man fast nur Teller und Tassen mit amerikanischen Adlern. Unsere billigen und besseren Kattune würden sich so leicht verkaufen wie die englischen und ameri-

kanischen, und tausend andere zum Haushalt gehörige Dinge hübschen Gewinn abwerfen, besonders wenn sie gut assortirt wären. Glänzende Geschäfte würde aber ein Schiff machen, das gutes Schiffsbrod (Zwieback), und zwar von weißem Mehl, hier herüberführte, denn das Hundertpfund wird jetzt mit neun bis zehn Dollars in Guajaquil verkauft, und ist dafür nicht einmal zu haben. Ebenso fehlt es fortwährend an gesalzenem Rind- und Schweinefleisch für die Schiffe, die irgend einen Preis dafür bezahlen würden. Was das Schiff dann in Guajaquil nicht absetzen könnte, fände in Esmeraldas, Tomaco und Buenventura einen vortrefflichen Markt.

Die eigentliche Stadt Guajaquil beschränkt sich nur auf die zwei mit dem Wasser gleichlaufenden Straßen, und die zweite selbst nur theilweise eingerechnet, wo die meisten Engrosgeschäfte liegen. In der Frontstraße (die Straßen haben übrigens keine Namen) sind sämmtliche Detailgeschäfte, und die Leute fangen an, ihre Waarenlager ein wenig geschmackvoll und mehr nach europäischem Geschmack herzurichten, ja es ist sogar jetzt im Werke, die ganze Stadt mit einer Gasleitung zu versehen. Der vordere Theil der Stadt ist somit sehr freundlich und auch reinlich gehalten; verläßt man aber diesen, dann kann man auch getrost sein Taschentuch vor die Nase nehmen und wird rasch wieder das bessere Viertel aufsuchen.

In Guajaquil wie in ganz Ecuador ist kein einziger deutscher Consul, weder von Oesterreich noch Preußen, weder von Hamburg noch Bremen, noch irgend einem der kleineren Staaten. „Und was schadet das?“ Leider muß ich darauf zur Antwort geben: gar nichts; denn wenn wirklich ein Consul irgend eines kleinen Staates hier sein großes Schild aufgehangen hätte: die Deutschen wären deshalb doch noch nicht in ihren Rechten geschützt, und er würde höchstens dazu gebraucht werden, die kleinen, unbedeutenden Streitigkeiten auf deutschen Schiffen zu schlichten. Nicht einmal einen Paß hätte er auszustellen, wo Niemand nach einem Passe fragt. Wann aber werden wir endlich einmal anfangen, wenigstens den Fremden gegenüber zu thun, als ob wir eine Nation wären? Wann wird endlich einmal diese kleinliche Eifersucht

in Deutschland aufhören, um dem Ganzen eine Vertretung nach außen zu gönnen? Wir haben hier wieder den Beweis in Ecuador gehabt, wo Franco als willkürlicher Herrscher über das Eigenthum von Einheimischen und Fremden verfügte. Nur Engländer und Franzosen ließ er unberührt, weil er wußte, daß er sich an diese nicht wagen dürfe; hätte er aber sämmtliche Deutsche in Guajaquil ausgeplündert, wer wäre dagewesen, der ihn darüber zur Rechenschaft gefordert hätte? In Deutschland will jeder erbärmliche kleine Binnenstaat eine Großmacht sein, und die Herren vergessen ganz, oder wollen es nicht sehen, daß gerade wegen dieses verzweifelten Dünkels nicht einmal das ganze Deutschland eine Großmacht sein kann. Ich habe einmal ein allerliebstes kleines Gedicht gelesen, wo beim Untergang der Welt die Engel das wunderschöne deutsche Land mit sich hinauf in den Himmel tragen und sich dort oben — ein Geduldspiel daraus machen. Das Gedicht durfte freilich nicht gedruckt werden, die Sache blieb aber deshalb genau dieselbe, und die Erbitterung in den Herzen Derer, die es mit ihrem Vaterland wirklich gut meinen, steigt von Tag zu Tag. Die kleinen deutschen Staaten handeln aber gerade so wie unsere deutschen Kaufleute — außerordentlich vorsichtig nur auf ihren eigenen Geldbeutel, das heißt auf ihre eigene Macht bedacht, von der sie nichts riskiren wollen, bis ihnen Jemand die Garantie giebt, daß ihnen Alles, was sie haben, bleiben soll. Keiner von uns mißgönnt ihnen diese Macht; Keinem würde es einfallen, den Wunsch zu hegen, daß sie ihrer verlustig gingen, wenn sie dieselbe nur wenigstens dazu benutzen wollten, ihr eigenes Vaterland zu schützen und in den Augen der Welt ihm Achtung zu verschaffen.

Wir haben einen deutschen Bund, aber wozu, im Namen alles gesunden Menschenverstandes, ist er da, wenn er nicht einmal seine Vertreter nach außen senden kann und dies jedem kleinen einzelnen Staate selber überlassen muß? Der deutsche Handel hat sich aber so weit über die Welt ausgebreitet, deutsche Schiffe befahren jetzt so häufig alle Meere, daß ein Schutz der deutschen Interessen im Ausland dringend nöthig geworden ist und nicht mehr nöthiger werden kann.

Consuln der verschiedenen Länder richten aber gar nichts aus, denn sie haben keine Macht, werden von den fremden Behörden selber nicht im Geringsten respectirt, und sind eigentlich weiter nichts, als eine Auszeichnung für die Betreffenden, ein leerer Titel, den diese als Handgriff zu ihrem Namen benutzen. Der Deutsche hat nun einmal die traurige Schwachheit, daß er sich nicht unlieber nennen hört, als bei seinem eigenen Namen, und Alles daran setzt, einen bunten Einband dafür zu bekommen. Eine Vertretung nach außen kann deshalb in den Hauptstaaten fremder Welttheile, mit denen wir in Verbindung stehen, nur durch wirkliche Gesandte oder wenigstens Legationssecretäre stattfinden. Diese aber ist durch die einzelnen kleinen Staaten nicht denkbar, denn — wirklich angenommen, daß wir das Geld für solche Ausgaben hätten, können wir uns nicht so bloßstellen, einige dreißig Gesandten für Deutschland nach einem fremden Staat zu schicken, während England und Frankreich jedes nur einen einzigen haben. Gesandte dürfen deshalb nur von Deutschland selber, und wenn es denn nun einmal nicht anders sein kann — vom deutschen Bunde gesandt werden, und Deutschland muß dann auch entschlossen sein, irgend eine seinen Landeskindern angethane Unbill aufzunehmen und zu strafen.

Es ist traurig, wie wir jetzt hier draußen in der Fremde vertreten sind, es ist aber noch trauriger, die Fremden selber über uns reden zu hören. Sie sagen Sachen, die ich nicht einmal schreiben kann, denn es würde sie Niemand drucken wollen,

„und wollt' ich sie Alle zusammenschmeißen,
ich könnte sie doch nicht Lügner heißen."

Mit solch' bitteren Gefühlen treibt sich der Deutsche im Auslande herum. Dem, der es wirklich gut mit seinem Vaterlande meint, dreht es das Herz in der Brust herum, und der das nicht so fühlt, oder dem es einerlei ist, was aus Deutschland wird, wenn er selber nur Geld verdient, der, statt sich überhaupt im Ganzen zu schämen, daß er auf der Welt ist, schämt sich en détail, daß er ein Deutscher ist, und thut

sein Möglichstes, nicht als solcher erkannt zu werden. Hat aber schon Jemand einen Amerikaner oder Engländer gesehen, der sich seines Vaterlandes schämte? —

Für deutsche Schiffe die deutsche Flagge — für deutsche Interessen eine einige Vertretung Deutschlands — Beides ist eine Nothwendigkeit, und gebe Gott, daß deutsche Regierungen sie endlich einsehen und danach handeln wollen — aber sie thun's doch nicht!

10.

Jagd in Ecuador.

Wenn man in einem der benachbarten Staaten Leute spricht, die einmal in einem der Ecuadorhäfen waren, und fragt sie dann nach der Jagd dieses Landes, so lassen sie ihrer Phantasie vollkommen freien Lauf, und Ecuador ist, ihren Berichten nach, das Paradies der Jäger: Tiger in Unmasse, Hirsche, so viel man haben will, wilde Schweine, daß es gefährlich ist in den Wald zu gehen, und nur als einziges Hinderniß einer herrlichen Jagd schildern sie die gefährliche Menge von Schlangen, denen man fast bei jedem Schritte begegne. Solche entsetzliche Geschichten hatten sie mir in der That von diesem fatalen Ungeziefer erzählt, daß ich mir ein Stück starkes Rindsleder in Esmeraldas kaufte und mir selber ein Paar Leggins davon machte, so unbequem und schwer, wie ich sie je getragen, — um sie nach meinem ersten Jagdtage in Ecuador wieder als vollkommen nutzlos wegzuwerfen.

Ja, es giebt Schlangen in Ecuador, und darunter einige sehr giftige, wie es deren aber auch in allen heißen Ländern, und hier noch lange nicht so viel wie in den Sümpfen Nordamerikas, giebt. Ich bin viel, sehr viel in den Wäldern ge-

wesen, und habe in der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes vielleicht acht oder neun kleine Schlangen gesehen, die sämmtlich froh waren, wenn sie mir aus dem Wege kommen konnten. Das also dürfte der Jäger als kein Hinderniß betrachten, denn mit der geringsten Vorsicht kann man ihnen sehr leicht ausweichen. Ueberdies gehen die Eingeborenen stets barfuß und mit bis an die Kniee nackten Beinen in den Wald, ein deutlicher Beweis, daß die Gefahr vor Schlangen nicht so entsetzlich groß sein kann. Ein weit schlimmeres Hinderniß aber für die Jagd, dort wo es wirklich Wild giebt, ist der unbeschreiblich dichte Urwald mit seinem Unterholz und seinen Dornen, denen man eben nicht so wie den Schlangen ausweichen kann. Man ist dabei an den wenigsten Stellen im Stande, weiter als höchstens zwanzig Schritt zu sehen, und wo man wirklich noch den Schein eines Stückes Wild auf eine größere Distanz erkennen kann, ist immer Zehn gegen Eins zu wetten, daß die Kugel irgendwo einen Zweig berührt, der sie aus ihrer Richtung lenkt. Außerdem kann man nicht ohne Geräusch durch dieses Dickicht dringen, wo der Jäger bald mit dem Kopf, bald mit den Füßen, bald mit dem Gewehr in einer oder der andern Schlingpflanze hängen bleibt und oft das Messer zu Hülfe nehmen muß, um sich nur Bahn zu hauen. Das Wild aber hört das schon auf weite Entfernung und hat weiter nichts zu thun, als der Gefahr ruhig aus dem Wege zu gehen.

Es giebt allerdings großes jagdbares Flugwild, das aufbäumt, und also im günstigsten Falle, wenn es nicht durch die fabelhafte Vegetation, durch einen Palmenwipfel oder die mit Schlingpflanzen behangenen Zweige des Baumes selber versteckt wird, gesehen und erlegt werden kann. Das aber ist eigentlich keine Jagd, es ist eben nur ein Erlegen von Wild. Man sieht es und muß rasch schießen, damit es nicht wieder auf einem andern Zweige dem Blick entschwindet, und hat keine weitere Freude daran, als daß man es fallen hört und dann nach Hause tragen kann. Was mich betrifft, so habe ich auf der Jagd weit weniger Freude an dem wirklichen Erlegen eines Wildes, als an der Aufregung, die demselben vorhergehen muß, wenn das Ganze nicht ein bloßes

Todtschießen sein soll. Das Anbürschen an ein Wild ist der größte Genuß, den ich kenne, das Bewußtsein selbst, das mit den schärfsten Sinnen begabte Wild überlistet zu haben, läßt uns dann alle deshalb überstandenen Beschwerden vergessen, und die Erinnerung daran allein ist es, was uns später erfreut. Hört einmal einen alten Jäger seine Jagderlebnisse erzählen, bei was weilt er mit dem größten Vergnügen, und nur zu oft mit der größten Breite? Bei dem ersten Entdecken des Wildes, bei seinem Anbürschen, wie er den Wind nahm, wie die ersehnte Beute ihm doch noch fast entgangen wäre, welche List er gebrauchen mußte, sie zu täuschen, und zuletzt der Schuß ist Nebensache und wird nur eben leichthin, als Schluß des Ganzen, erwähnt. Hier dagegen ist der Schuß Alles; man arbeitet sich den ganzen Tag mühsam durch Schlamm und Dornen, watet, überdies schon bis auf die Haut naß, durch Bäche und Moräste, stürzt über Baumstümpfe und Wurzeln, sieht endlich Etwas, schießt schnell, und — die Jagd ist vorbei.

Außerdem hört die Jagd auch wirklich auf, ein Vergnügen zu sein, wenn man sich den ganzen ausgeschlagenen Tag in Nässe und Schlamm herumtreiben muß, und nur zu oft, wenn man endlich einmal zum Schuß kommt, durch das Versagen der beiden Rohre angenehm überrascht wird. Dabei giebt es kein traurigeres Klima für eine gezogene Büchse, als die Niederungen von Ecuador es haben, denn wenn man nicht jeden Tag die Büchse reinigt, oder sie nicht wenigstens jeden Morgen abschießt und frisch ladet, so kann man sich auch fest darauf verlassen, daß sie eben im entscheidenden Moment versagt, und alle Mühe und Arbeit war umsonst. Außerdem muß man die Rohre immer sorgfältig verstopft halten, denn es giebt hier eine kleine nichtswürdige grüne Fliege (von den Eingeborenen scherzhaft amigo genannt), die in nichts lieber ihr zähes Harz, von dem sie ihre Wohnung baut, hineinklebt, als in den obern Theil eines Flintenlaufs. Und wie außerordentlich schwer und umständlich ist der nachher wieder davon zu befreien!

Ich bin gewiß ein eifriger Jäger, und scheue dabei keine Beschwerde und Entbehrung, denn mir ist eben die Jagd

die Hauptsache, nicht das Frühstück, wie sehr vielen sogenannten Schützen im lieben deutschen Vaterlande, aber es muß auch wirklich Jagd sein. Aber kein Frühstück, keine Jagd und nur Beschwerden und Entbehrungen ermüden auch den Eifrigsten, und ich hatte es zuletzt so satt, mit der Büchse in den Wald zu gehen, daß ich es nur that, wenn ich nothgedrungen mußte — das heißt, wenn ich gar nichts Anderes zu leben hatte. Die einzige wirkliche Jagd, die man hier hat — aber auch keine Bürsche — ist die auf wilde Schweine, von denen es ziemlich viele giebt. Diese aber muß mit Hunden geführt werden, denn wollte man darauf ausgehen, sie so im Walde zu finden und unbemerkt an sie heran zu kommen, so müßte man es eben dem Zufall überlassen — ein sehr precäres Ding, das ohne wahrscheinlichen Erfolg jedenfalls einen oder zwei Tage Marsch durch diesen Wald und möglicher Weise auch noch ein Nachtquartier im Regen kostet. Doch ich will lieber das hier getroffene Wild einzeln durchnehmen, damit ich nichts zu wiederholen brauche.

Um mit dem edelsten Wilde, dem Tiger, zu beginnen, so kann ich den Leser so weit beruhigen, daß er diese Thiere hier nicht zu fürchten braucht. Ich habe mehrmals allein und ohne Feuer im Walde geschlafen und bin nie von ihnen belästigt worden — ja, mehr als das — ich habe auf all' meinen Jagdzügen in Ecuador auch nicht ein einziges Mal selbst nur die Fährte eines Tigers gefunden, und der weiche Boden dort bewahrt die Fährten, trotz fallendem Regen, Wochen und Monden lang auf. Es soll allerdings dann und wann einer erlegt worden sein, das scheint mir aber etwa eben so, als ob bei uns ein oder den andern Winter einmal ein Wolf geschossen wird. Jedenfalls möchte ein Jäger, der hier eine Tigerjagd veranstalten wollte, den nämlichen Erfolg haben, wie bei uns auf einer Wolfsjagd.

Eine kleinere, sehr schön gestreifte Art von Tigerkatze giebt es dagegen, die, etwa von der Größe eines Jagdhundes, einzeln angetroffen wird. Ich habe ihre Fährten mehrfach am Wasser gesehen, aber nie eine davon zum Schuß bekommen können. Eben so habe ich einmal die Fährte eines nicht sehr großen Bären gesehen, und zwischen Guajaquil und

dem Chimborazo soll es viele geben. Der Wald ist aber dort so furchtbar verwachsen, daß es vollständig unmöglich ist, ihnen beizukommen.

So weit die wilden Bestien Ecuadors, deren Zahl allerdings *nicht* Legion zu sein scheint. Ganz anders stellt es sich dagegen mit den wilden Schweinen, die in großen Rudeln in den Wäldern angetroffen werden, und denen, mit Hülfe eines oder mehrerer guten Hunde, auch zu Zeiten beizukommen ist. Es giebt hier zwei Arten, Seinos oder Seynos und Tatabra genannt. Die Seynos sind die größeren, kommen aber unserem Schwarzwild nicht gleich, und werden auch, trotzdem daß sie ganz vortreffliche Mast in einer wilden Kastanienart haben, eigentlich nie wirklich fett. Ich habe einige in der besten Zeit geschossen, und sie hatten kaum einen Viertelzoll Weißes. Die Seynos haben dabei noch eine andere Eigenthümlichkeit — sie stinken. Auf dem Rücken nämlich, etwa in der Gegend der Nieren, tragen sie einen runden Beutel von der Größe einer halben Orange, oben mit einer kleinen Oeffnung, der von den Eingeborenen in einer Art grober Schmeichelei der Moschusbeutel genannt wird und eine furchtbar duftende Flüssigkeit enthält. So stark ist dieser Geruch, daß selbst der Mensch dieses Wild, wenn er mit guten Wind hinankommt, auf viele hundert Schritt wittern kann. Weniger auffallend ist derselbe allerdings, wenn sie sich ruhig verhalten, auf der Flucht verbreiten sie aber einen ganz pestilenzialischen Duft. Glücklicher Weise sitzt dieser Sack jedoch nur in der Haut und kann mit dieser sehr leicht ausgeschnitten werden. Das muß auch augenblicklich geschehen, wenn ein Stück erlegt ist, oder es wird vollkommen ungenießbar. Ein angeschossenes Stück, das man erst viele Stunden später findet, kann man eben so gut ungestört verenden und draußen lassen, denn es lohnt das Heimtragen nicht — nicht einmal die Hunde fressen das Fleisch. Die Keiler haben ein ziemlich starkes und scharfes Gewehr; die jungen Frischlinge sind braunroth gestreift und quietschen nicht, wie die unsrigen, sondern schreien genau wie kleine Kinder.

Die Eingeborenen von Ecuador nun (und man darf darunter nicht etwa Indianer verstehen, denn es ist eine Misch-

lingsrace, die von Weißen, Negern, Indianern und Gott weiß was abstammt) betreiben die Jagd dieses Thieres nur mit Hunden, und führen selber gewöhnlich eine Art von alten, einläufigen Flinten, auf die sie sich selber nicht verlassen mögen. Es hängt auch wirklich nur vom Zufall oder Glück ab, ob so ein Ding dann gerade, wenn man es brauchen will, losgeht oder nicht; deshalb führen sie noch eine etwas lange Lanze mit zweischneidiger Spitze und einem langen elastischen Stiele von Biguarriholz, um das einmal von den Hunden gestellte Wild damit zu erlegen. Die Hunde jagen vortrefflich, und finden sie Schweine im Walde, so suchen sie eins zu fassen, das durch sein Schreien augenblicklich die anderen zur Stelle bringt. Der Jäger hat dann nur zuzusehen, daß er in Schußnähe oder so nahe hinankommen kann, eins mit seiner Lanze zu erlegen. Manche nehmen in der That nur die Lanze mit in den Wald, um nicht durch das doch nutzlose Schießeisen behindert zu werden. Einem deutschen Jäger — die Herren Bauern natürlich nicht gerechnet — würde sich auch das Herz im Leibe umdrehen, wenn er mit einer solchen Schießwaffe auf die Jagd gehen sollte, und ich will nur ein Beispiel anführen, wie sie manchmal reparirt werden.

Einer der Eingeborenen, ein Nachbar von mir, kam eines Tages zu mir, mich um ein Piston zu bitten, da das seinige wie ein hohler Zahn aussah und nicht mehr Feuer geben wollte. Ich hatte mehrere bei mir und gab ihm eins davon, das sich aber für seinen Lauf als zu dünn erwies — es füllte die Schraube nicht ganz aus, faßte also auch nicht darin. Ich bedauerte, ihm kein anderes geben zu können; er meinte aber, wenn ich ihm dieses nur überlassen wolle, das sei vortrefflich. Sehr vergnügt verließ er mich auch, und kam etwa nach einer Stunde wieder zurück, um mir zu zeigen, wie er sein Gewehr „componirt" hatte. Das Piston saß jetzt allerdings darin fest, so rauh die Geschichte auch aussah, und als ich ihn fragte, wie er es gemacht habe, sagte er: „Oh, ganz einfach; ich habe den Lauf in's Feuer gesetzt, bis er glühend war, dann das Piston hineingethan und mit einem kleinen Beil so lange darum herumgeklopft, bis ich das weich gewordene

Eisen fest hatte." Das Gewehr schoß jetzt auch wirklich wieder, und das war Alles, was er davon verlangte.

Von der Wildheit dieser Seynos werden viele Beispiele erzählt, und äußerst gefährlich sollen sie für den Jäger sein — wie man mir sagte — da sie sich fast jedesmal gegen ihn wenden. Ich habe sie jedoch nicht so gefunden, und glaube auch nicht, daß diese Leute auf die Jagd derselben nur mit einer Lanze bewaffnet gehen würden, wenn das eben wirklich der Fall wäre. Mehrmals habe ich Seynos im Walde getroffen und erlegt, und bin jedesmal, wenn die Hunde sie gestellt hatten, mitten in das Rudel hineingesprungen, ohne daß sie mich ein einziges Mal angenommen hätten. Im Gegentheil suchten sie immer so rasch als möglich mir aus dem Wege zu kommen, und liefen dann so schnell sie laufen konnten. Eben so geringen Erfolg habe ich von den Lanzen gesehen, denn die Eingeborenen, die ich mit mir hatte, haben nur ein einziges Mal, während ich dabei war, ein Schwein damit erlegt, und zwar einen Frischling.

Die andere Gattung Schweine, die Tatabras, sind noch kleiner als die vorigen, und weiß und schwarz. Obgleich ich aber ihre Fährten sehr häufig im Walde fand, bin ich nie im Stande gewesen, ein Rudel von ihnen zu stellen.

Ein anderes jagdbares Thier, das sich in den Niederungen aufhält, wird Coneja genannt. Coneja bedeutet aber ein Kaninchen, deren es eine wahre Unmasse in den Gebirgen giebt, und dieses Thier der Niederungen ist keineswegs ein Kaninchen, mit dem es nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. Es ist ein Mittelding zwischen dem Hamster und dem Dachs, braun von Farbe, mit ziemlich hartem Haar, etwa von der Größe einer nicht starken Fischotter, aber viel dünner und lang, hat sehr kurze Lauscher, lange Nagezähne und Nägel, zum Erdgraben gemacht, und läuft, unähnlich dem Dachs und Hamster, so rasch wie ein Kaninchen. Diese Thiere bauen in der Erde, und ihr Wildpret schmeckt in der That ganz delicat.

Auch Hirsche giebt es in den niederen Wäldern, aber es ist nicht möglich, sie zum Schuß zu bekommen; die Dickichte sind zu groß und dicht, und der Hirsch hört den Jäger zu

früh, um Zeit genug zum Fliehen zu haben. Die Fährte aber, die ich von ihnen fand, ist klein, wie die des virginischen Hirsches, und wahrscheinlich ist es der nämliche, der sich weiter oben in den Gebirgen findet. Dieser hat ähnlich wie der virginische Hirsch das Geweih gestellt, das heißt, erst vom Grind zurück- und dann nach vorn gebogen. In den Ebenen von Guajaquil kommt aber eine andere Gattung vor, die ein Geweih trägt ähnlich wie unsere Rehböcke, nur natürlich etwas stärker. Ich glaube fast, daß manche monströs große Rehbocksgehörne in Deutschland ihre eigentliche Heimath in Ecuador oder Südamerika haben.

Gern hätte ich von Quito aus auch eine Hirschjagd gemacht, denn eine Tagereise von dort soll es noch sehr viele geben. Einmal bin ich aber in dieser Hinsicht schon angeführt worden und habe manche Tagereise um nichts gemacht, und dann war ich auch die ganze Zeit in Quito so krank und elend, daß ich es aufgeben mußte, eine solche Jagd zu wagen. Ich brauchte die wenigen Tage der Ruhe nothwendig zu meiner Erholung und Stärkung, denn ich hatte noch eine lange, beschwerliche Reise vor mir.

Was das Flugwild betrifft, so ist es eine merkwürdige Thatsache, daß es dem ganzen Staate Ecuador, wenigstens in allen Theilen, die ich besucht habe, also durch den größten Theil des ganzen Staates, vollständig an jagdbarem Wassergeflügel fehlt. Das einzige, das ich dort gesehen habe, ist eine große Art Strandläufer mit langem Schnabel, eine Art Rohrdommel und verschiedene Arten von Reihern. Keine Art von Schnepfe oder Bekassine lebt aber in den zahlreichen Sümpfen, und auf allen Baien und Strömen des ganzen Landes *habe ich nicht eine einzige wilde Ente gesehen*. Eben so wenig finden sich wilde Gänse dort, und ich weiß in der That nicht, was die Ursache sein kann, denn weiter im Süden ist Amerika außerordentlich reich an diesem Wild.

Ein sehr schöner jagdbarer Vogel findet sich aber dagegen in den Wäldern — und zwar nicht volkweise, wie der wilde Truthahn, sondern immer zu Paaren, der sogenannte Pauchi. Es ist ein Vogel größer als ein Truthahn, und das Männchen

schwarz, das Weibchen rostbraun mit dunkelbrauner Rückendecke, und beide mit einem hohen Federbusche geziert, ganz dem ähnlich, wie ihn bei uns der Wiedehopf trägt, nur natürlich im Verhältniß ihrer Größe. Das Wildpret des Paucki ist ausgezeichnet, weiß und äußerst schmackhaft, und dabei außerordentlich zart.

Dasselbe läßt sich nicht von dem Pava sagen, einer Art kleinem Truthahn, etwa von der Größe eines sehr starken Fasans, der ziemlich häufig gefunden wird, aber ein außerordentlich zähes Fleisch hat. Die Ständer und Flügel sind beinahe gar nicht zu kauen und werden, wie der Flügel einer alten wilden Gans, immer dicker im Munde, je länger man darauf beißt. Das Männchen desselben hat an jeder Seite des Halses einen sehr schönen rothen Kamm, und der Vogel sieht im Ganzen recht hübsch aus, ist auch nicht schwer zu schießen, da er, wenn er aufbäumt, häufig den Ast wechselt und dadurch seine Stellung verräth.

Zwei Arten von Rebhühnern giebt es — ein sehr großes graues und ein kleines braunes, das aber mit der Kugel nicht zu erlegen ist, da es in den Dickichten vor den Hunden rasch aufsteht und sehr bald wieder einfällt und dann läuft. Es bäumt nie auf. — Die Brütezeit der verschiedenen Vögel scheint entweder ganz verschieden oder vollkommen unregelmäßig zu sein, und in diesem warmen Klima ist das Letztere am wahrscheinlichsten. Ich habe nämlich an einem und demselben Tage ein Nest mit grünen Eiern der großen grauen Rebhühnerart gefunden, und junge, schon fast vollständig ausgewachsene Pavas geschossen, während ich auf dem Heimwege einem braunen Rebhuhn begegnete, das ein einzelnes, wie es schien, eben ausgekrochenes Junges bei sich hatte und auf das Zärtlichste beschützte. So dicht lief es bei mir zwischen den Füßen herum, um sein Junges in Sicherheit zu bringen, daß ich es hätte mit meinem Bergstock erschlagen können. Mein Bursche, den ich als Träger bei mir hatte, wollte es auch in der That thun — er mußte es aber bleiben lassen.

Als Hauptwild von allem gilt den Eingeborenen noch der Affe, den sie für eine Delicatesse halten; wenn ich aber auch mehrmals gezwungen war, gegen meinen Willen eins dieser

hiere zu schießen, um eben Proviant für die Leute zu be-
mmen, so habe ich mich doch selber nie dazu entschließen
nnen, von ihrem Fleische zu kosten. Sie sind einmal zu
enschenähnlich, jede Bewegung ist fast der unsern gleich,
nd ich wandte mich selbst in Ekel ab, wenn ich nur sah,
ie diese Thiere von Anderen gegessen wurden. — So viel
ihle ich, so leicht ich mich an ein wildes Leben gewöhnen
nnte, zum wirklichen Menschenfresser wäre ich ein für alle
Mal verdorben.

Es giebt verschiedene Arten von Affen hier, von denen ich
rei gesehen habe. Nur der große schwarze wird gegessen,
er etwa von der Höhe eines vierjährigen Kindes ist und
inen langen Schwanz hat. Eine andere Art ist der kleine
chwarze Affe mit vollkommen weißbehaartem Gesicht, der
außerordentlich possierlich ist, und dann, weiter im Süden,
on gleicher Größe ein kleiner gelber Affe. Sie sind meist in
Trupps — jedenfalls Familien — beisammen und machen zu
Zeiten einen wahren Heidenlärm. In der Nähe von Guajaquil
hun sie den Cacaopflanzungen beträchtlichen Schaden, und
verden schon deshalb eifrig verfolgt und erlegt.

11.

Ecuador und seine Producte.

Es giebt wohl kaum ein Land der Welt, das bei einem
unerschöpflich fruchtbaren Boden ein mannigfaltigeres Terrain
und Klima hat, wie Ecuador. Das niedere Land längs der
Seeküste, wie auch an den östlichen Hängen und Flächen der
Cordilleren erzeugt alle Producte der heißen Zone, während
seine Berge durch die ganze gemäßigte Zone hindurch bis zu
der Schneegrenze theils unsere europäischen Nutzpflanzen her-

vorbringen, theils herrlichen und immerwährenden Weidegrun
liefern. Und doch ist an vielen Stellen kaum erst der Begir
gemacht, dieses Land zu cultiviren, an sehr vielen noch nic
einmal damit begonnen, und lange Jahre werden noch ve
gehen, ehe dieser Boden nur erst einmal im Stande ist,
beweisen, was er eigentlich leisten, was er hervorbringen kan
Für jetzt fehlt dem Lande allerdings noch ein Hauptbedingn
der Cultur: gute Verbindungswege; sind aber erst einm
ordentliche Straßen gebaut, dann werden auch Tausende vo
Aeckern in Angriff genommen und bebaut werden, und d
Seestadt Ecuadors wird nicht mehr genöthigt sein, Zucker ur
Weizen einzuführen, sondern Schiffsladungen dieser Güt
werden in fremde Häfen gesandt werden.

Das Hauptproduct Ecuadors ist jedenfalls Cacao, un
bildet schon jetzt seinen wichtigsten und besten Ausfuhrartike
dessen Preis in letzter Zeit bedeutend gestiegen ist. Vo
einigen Jahren noch konnte man das Quintal oder 10
Pfund für 11 Dollars Ecuadorgeld*) kaufen, während e
jetzt auf 15, ja 18 Dollars steht. Der Cacaobaum ver
langt einen warmen, feuchten Boden und Schatten für di
junge Pflanze, wenn er gut und kräftig gedeihen soll. Da
niedere Land von Ecuador eignet sich ganz vortrefflich dazu
und ist auch in der That das Vaterland des Cacaobaume
da die beste Art desselben, der weiße Cacao, noch wild an
getroffen wird und besonders Ecuador eigenthümlich ist.

Um Land für eine Cacaopflanzung urbar zu machen, i

---

*) Ecuador hat das schlechteste Geld in ganz Amerika, und der dor
tige Dollar ist nicht in 8 Realen getheilt, wie in den übrigen Republiken
sondern in 10 oder 9 Dimes, oder auch Real genannt. Eigenthüm
licher Weise hat dieser Dollar nicht einmal den nämlichen Werth, den
an der Nordwestküste bis weit hinein in's Land, selbst noch in Ibarra
werden 10 Realen auf den Dollar und ein Frankenstück mit vollem Wert
für 2 Realen gerechnet, 4 Franken auf den Dollar, während in Quit
und auf dem ganzen Wege von Quito bis Guajaquil der Dollar nu
9 Realen hat, und häufig 9 gute Realen (mit den Säulen) für einen
schlechten Ecuador-Dollar gewechselt werden, während der gute Dolla
(pesos fuerte) nur 8 zählt. Ein pesos fuerte aber von Mexiko ode
Neu-Granada ꝛc. gilt überall 10 Realen. Besonders hoch stehen di
Pfd. St. Englands, für welche 6 Dollars Ecuadorgeld bezahlt werden

igentlich nichts weiter nöthig, als die dichten Büsche im Walde
bzuhacken und die großen, starken Bäume zu fällen; die
leineren dagegen bleiben alle stehen, damit sie der jungen
Pflanze noch hinlänglichen Schatten geben. Diese können
ann, wenn die Cacaobäume einmal vier Jahre alt sind und
elber ein dichtes Laubdach haben, leicht und ohne Gefahr für
ie Fruchtbäume entfernt werden, während das mit den
größeren Stämmen nicht möglich wäre. Sie würden in ihrem
Sturze die Pflanzung arg verwüsten. Die einzige Schwierig-
eit, die es in diesen feuchten, dichten Wäldern bei einer solchen
Urbarmachung hat, ist die, daß man gar nicht im Stande ist,
inen der gefällten Stämme, wenn man das Holz nicht zu
nderen Zwecken verwenden kann, zu verbrennen. Sie
angen eben dort kein Feuer und müssen entweder zerschlagen
nd fortgeschafft werden, oder auf der Stelle, wo sie liegen,
erfaulen.

Die jungen Cacaopflanzen werden dann, wenn der Grund
ehörig vorbereitet ist, in vier Varas (die Vara drei Fuß)
Entfernung von einander gesteckt, und die ersten drei Jahre
at der Pflanzer allerdings nicht unbedeutende Arbeit auf
einem Lande, um das Unkraut fern zu halten, daß es die
ungen Schößlinge nicht tödtet und erstickt. Dieses Unkraut
esteht hauptsächlich in einer Schlingpflanze, die dem nord-
merikanischen Peavine außerordentlich ähnlich ist und von
em Vieh leidenschaftlich geliebt wird. Man darf das Vieh
eider nicht in die Cacaogärten lassen, denn wenn es das Un-
raut auch niederhalten würde, frißt es doch eben so gern die
ungen Cacaoschößlinge und möchte bald damit aufräumen.

Nach drei Jahren hat der junge Baum aber selber schon so viel
Blätter, daß er sich nicht allein gegen die Sonne schützen kann,
ondern auch das bis jetzt unter ihm wuchernde Unkraut tödtet,
nd von da an erfordert es außerordentlich wenig Arbeit
nehr, die Cacaogärten von jeder andern Schmarotzerpflanze
rei zu halten. Von da an fängt der Baum aber auch schon
n zu tragen, und im vierten Jahre liefert er eine volle
Ernte.

Die Cacaobohne wächst in einer dunkelrothen, länglichen
nd eckigen Schale von sehr verschiedener Größe. Man hat

Früchte von 6 und andere von 12 bis selbst 14 Zoll Läng
die etwa gerade so stark im Umfange sind — also 3—5 Z
im Durchmesser. Die Bohnen liegen darin eng zusamme
in einer sehr wohlschmeckenden, säuerlich-süßen, pelzartig
Umhüllung und müssen reif aus der Schale genommen u
in der Sonne getrocknet werden. Die Farbe dieser Sch
wie der Nüsse ist sehr verschieden. Die Schale des gewöh
lichen Cacao ist dunkelroth mit bräunlichen Kanten — d
des weißen Cacao hellgelb mit Purpurrändern. Die Bohn
des gewöhnlichen Cacao sind im Innern dunkelbraun, die d
weißen licht violet, und die aus diesen gefertigte Chocolo
sieht genau so aus, als ob sie mit vieler Milch gekocht wä
Ihr Geschmack ist auch außerordentlich gewürzreich und a
genehm, und der sogenannte weiße Cacao wird im Ma
bedeutend höher bezahlt. Wenn der gewöhnliche 15 Dolla
kostet, steht dieser auf 25 und 28 Dollars.

In der Gegend von Guajaquil wächst der schlechteste Cac
Ecuadors, nach Esmeraldas zu und in Esmeraldas eine se
gute Art, und am Pailon und nördlich vom Pailon,
Süden von NeuGranada, der beste und gewürzreichste, u
sonderbarer Weise nimmt das ebenso wieder nach Norden
so daß bei Buenventura eine minder gute Gattung gedei
als mehr im Süden, und weiter nach Panama zu die g
ringste Neu-Granadas.

Die Chocolade wird hier im Lande nicht in eisern
Mörsern gestoßen, wie in Amerika, sondern die Bohn
werden mühsam zwischen zwei Steinen zerrieben. Die Ecuad
rianer behaupten, daß die Chocolade bedeutend an Güte ve
löre, wenn sie mit Metall in Berührung käme. Am Pailo
und ich glaube auch im südlichen Theile von Ecuador, hab
die Leute noch außerdem den Glauben, daß der Cacao n
mit abnehmendem Mond gepflückt werden dürfe, wie sie de
überhaupt dem Mond die größte Macht über alle ihre Arbeit
und Handlungen einräumen.

An vielen Stellen werden Cacaopflanzen nicht im Bau
schatten angelegt, sondern die jungen Schößlinge in Platan
oder Pisang-Pflanzungen gesteckt, von deren Schatten sie da
abhängig sind. Reifen die Früchte des einen Pisang, u

wird dieser umgehauen, so sind indessen schon wieder verschiedene andere breitblätterige Schößlinge aufgewachsen. Dennoch halten viele Pflanzer es nicht für zweckmäßig und ziehen es vor, ihre Cacaopflanzungen im Walde anzulegen.

Eben solche Pflege, wie der Cacao, verlangt der junge Kaffeebaum, und ich habe sogar gesehen, daß kurze hohle Bambusstöcke über die jungen Pflanzen gestülpt wurden, um sie vor der Sonne genügend zu schützen. Ecuador zieht ebenfalls einen ganz ausgezeichneten Kaffee, und in Ibarra habe ich Kaffee getrunken, der mit dem Mokka die größte Aehnlichkeit hatte. Bis jetzt wird aber noch außerordentlich wenig ausgeführt und das Wenige, was man zieht, im Lande verbraucht. Zucker dagegen wird eingeführt, und doch giebt es auf der Welt keinen besseren Boden für Zuckerrohr, wie eben Ecuador. In Paramba habe ich Rohr gesehen, das neun Monate alt war und wenigstens drei Zoll im Durchmesser und eine Unmasse von Saft hatte — nur fünfzehn Monate verlangt das Rohr hier zu seiner vollständigen Reife und wird in allen Theilen Ecuadors gebaut, wo das Land nur im Mindesten urbar gemacht und warm genug gelegen ist. Ja, selbst schon hoch in den Bergen findet man die hellgrünen, mit diesem Rohr bepflanzten Felder. Das dort gezogene aber ist eine kleinere, viel geringere Art, kurz, dünn und holzig, mit nur sehr wenig Saft, während das im tiefen Lande gezogene langgliedrig, stark, weichfaserig und voll von Zuckersaft ist.

Zum Auspressen desselben bedient man sich freilich noch der primitivsten Maschinen: Holzwalzen, von Menschenhänden gedreht, oder, wo die Cultur etwas vorgeschritten ist, Metallwalzen, von Ochsen in Bewegung gesetzt. Natürlich geht die Arbeit dadurch nicht allein sehr langsam von Statten, sondern es bleibt auch noch eine Menge Saft im Rohre sitzen und wird dadurch verloren. Der ausgepreßte Saft wird fast allein in Ecuador zur Bereitung von einer sehr mittelmäßigen, oft sehr schlechten und scharfen agua ardiente benutzt, die man auch in großen Quantitäten über Anis abzieht und nachher anisado nennt. Der Verbrauch dieses schwerlich gesunden Getränkes ist enorm, und die Regierung, die für den Verkauf eine Licenz ausgiebt, muß eine nicht un-

bedeutende Revenue davon haben. Den Saft läßt man zu einem andern Getränk, guarapa genannt, gähren, und in der richtigen Reife getrunken, schmeckt dieses sehr angenehm und ist erfrischend. Zucker wird fast gar nicht gewonnen, nur Syrup (Miel) eingekocht, und ein feuchter, gelber, sehr ordinärer Zucker ebenfalls bereitet, der rapadura heißt.

Ein nicht unbedeutendes Product Ecuadors, das aber noch wenig zur Ausfuhr gekommen ist und meist im Lande selber verbraucht wird, ist der Tabak. Esmeraldas erzeugt da jedenfalls den besten in ganz Südamerika, selbst den Ambalema Neu-Granadas nicht ausgenommen. Das Blatt des Esmeraldastabaks eignet sich besonders schön zu Deckblättern; sie haben eine vortreffliche Farbe und sind sehr schön und reich punktirt. Die davon gemachten Cigarren sind leicht, aber sehr wohlschmeckend. Schwerer ist ein Tabak von ebenfalls sehr schöner Farbe, der in der Nähe von Guajaquil wächst und Daule genannt wird. In Esmeraldas werden sehr viele Cigarren gemacht und gut gearbeitet, und man kann das ganze Tausend dort für 5 Dollars kaufen, aber es ist nie Vorrath davon.

Eine andere sehr wichtige Pflanze, die später einen bedeutenden Ausfuhrartikel geben und jetzt noch nicht einmal im Lande selber benutzt wird, ist die dort wild wachsende Vanille, ein Schlinggewächs, das an feuchten, schattigen Stellen hoch an den Bäumen des Waldes emporrankt und seine herrlichen Früchte noch unbenutzt, ja fast noch ungekannt, zum Herbst in das gefallene Laub hinabschüttelt, um dort zu verfaulen. — So viel ich weiß, hat man erst an einer Stelle angefangen sie wirklich zu ziehen, und zwar in Malbucho, unfern von Paramba, bis wohin der Maulthierpfad von Quito ab durch die Imbaburra-Provinz führt.

Indigo wächst auch in einigen Theilen des Landes wild und könnte jedenfalls mit Leichtigkeit cultivirt werden. Ziemlich bedeutend könnte ebenfalls Kautschuk oder Gummi-elasticum ausgeführt werden, wenn die Leute nur eben arbeiten wollten und sich Mühe gäben, etwas zu verdienen. Zwischen Esmeraldas und dem Pailon stehen eine Unmasse von Kautschukbäumen, im Verhältniß wird aber davon nur sehr

benig gewonnen, und das Wenige noch dazu auf eine so ummarische Weise, daß der Ecuadorianer dabei das verichtet, was er ängstlich schonen sollte — den Baum, der hm reichen Nutzen liefern könnte. Anstatt diesem nämlich, ie das in anderen Ländern geschieht, nur die Gummimilch infach abzuzapfen, haut er den ganzen Baum um, gewinnt adurch allerdings auf einmal mehr, als er durch bloßes Anapfen gewinnen würde, aber er vernichtet sich zu gleicher eit auf immer den Baum selber, der jetzt im Walde verfault, nstatt neue Milch zu sammeln. Außerdem glaube ich, daß us dieser Gewinnungsart dem Gummi noch ein anderer achtheil erwächst.

Der ecuadorianische Gummi ist nämlich anerkannt schlechter, ie der jedes andern Landes, wo das nämliche Product gewonnen wird, denn er enthält eine scharfe Säure, die erst us ihm entfernt werden muß, ehe er benutzt werden kann, nd auf Schiffen sogar die Säcke durchfrißt, in die er gewöhnlich gepackt ist. Die Ursache dieser Säure ist noch nicht enau erforscht, es scheint aber keine ganz unbegründete Vermuthung, wenn ich annehme, daß diese Säure nur durch das fällen des Baumes selber in den Gummi tritt, denn jeder aum hat mehr oder weniger Säure in seinem Safte, die ber nicht so ausströmen kann, wenn ihm der Gummi nur urch Anzapfen entzogen wird.

Der Zuckerahorn giebt durch Anzapfen Zucker, es ist aber ehr die Frage, ob der Zucker so gut sein würde, wenn man en ganzen Baum fällte; denn daß ein Baum in seinen asern zwei verschiedene Producte zubereiten oder erzeugen ann, davon liefert eine Nadelholzart in Californien den eften Beweis. Diese schwitzt, neben dem stark terpentinaltigen und äußerst scharf schmeckenden Harz, das ihm entuillt, einen vollkommen weißen, trockenen Zucker aus, der n und unter seiner Rinde, an kranken oder gebrannten Stellen des Baumes sitzt.

Den Gummi selber benutzen die Eingeborenen zu Fackeln nd Lichtern, indem sie ihn in Stangen kneten und mit Bast der altem Zeug umwickeln. Wenn man eine solche Fackel

in der Hand trägt, muß man sich aber außerordentlich in Acht nehmen, daß kein brennender Tropfen darauf fällt, denn die Brandwunden von diesem Gummi sind äußerst bös und heilen außerordentlich schwer — wie ich zu meinem Schaden selbst erfahren habe. Ich mußte die Wunde zuletzt mit Höllenstein ausbrennen.

Ein wichtiger Baum für dieses Land ist außerdem die Guynulpalme — im Süden von Ecuador Mocarra genannt. Aus ihren Blättern werden die vorzüglichsten und feinsten sogenannten Panamahüte verfertigt, die man selbst hier im Lande von einem Dollar an bis zu dreißig und vierzig Dollars das Stück verkauft. Leider kosten aber auch hierbei fast immer zwei, ja drei Hüte einen Baum, da man nur die beiden letztausgeschossenen, noch ganz jungen Blätter verarbeiten und die Palme selber nicht erklettern kann, um diese Blätter auszuschneiden. Die Palme ist nämlich dicht mit wohl sechs bis sieben Zoll langen, harten und spitzen Dornen, ja, man könnte sagen, Stacheln besetzt, die ein Ersteigen zur Unmöglichkeit machen. Man muß sich sogar hüten, sie nur leise zu berühren, denn sie haften augenblicklich im Fleisch. Diese Blätter werden dann gehörig welk gemacht und zubereitet, und sind, wenn zuletzt völlig trocken, so weich und schmiegsam, und lassen sich so spalten, daß sie zu den feinsten Arbeiten verwandt werden können. Die Preise sind deshalb nur so theuer, weil die Leute, in ihrer grenzenlosen Faulheit, so entsetzlich lange daran arbeiten; denn selbst am Pailon habe ich Mehrere an einem Hut arbeiten sehen, dessen Deckel schon fertig war, als ich an den Pailon kam, und an dessen Rand sie noch wenigstens jeden Tag eine halbe Stunde knüpften, als ich den Ort nach über drei Monaten wieder verließ.

Noch ein anderes Palmblatt wird zu Hüten verwandt und zu diesem Zweck ordentlich angepflanzt. Die Faser desselben ist aber weit härter und unbiegsamer als die der Guynulpalme, und es liefert deshalb auch nur die ordinären Hüte. Die Guynulpalme wächst wild, und das harte und eisenfeste Außenholz derselben (denn im Innern hat sie ein Mark, wie alle Palmen) wird von den Ecuadorianern zu ihren sogenannten Marimbas, einer Art Holzharmonika, benutzt.

Baumwolle gedeiht vortrefflich, erfordert aber viele Arbeit beim Pflücken und Reinigen, und deshalb finden die Ecuadorianer auch, wie es scheint, keine große Freude an der Zucht derselben. Sie wird wenigstens keineswegs genug angebaut, um ausgeführt zu werden. In Ecuador sind zwei Gattungen heimisch, die weiße und die gelbe (Nanking), die letztere besonders mit einer sehr lebhaften, schönen Farbe. In Quito verarbeitet man beide zusammen zu Ponchos und anderen Dingen. Der Boden scheint für diese Pflanze aber besonders geeignet, denn wo ich sie auch sah, fand ich sie mit reichgefüllten Kapseln überdeckt und in beträchtlicher Höhe wachsend. Einer späteren Zeit ist es freilich vorbehalten, ihre so wichtige Cultur noch weiter zu verbreiten und auszubeuten.

Ein anderes Product dieses reichen, fast noch jungfräulichen Landes ist das vegetabilische Elfenbein oder die sogenannte Negritonuß (in Guajaquil und Quito Koroso genannt). Die Negritopalme wächst nicht sehr hoch und liebt feuchten, schattigen Boden, ja selbst Sumpf, steht aber auch auf niederen Hügeln, wenn sie eben dichten Schatten genug dort findet. Ihre Früchte wachsen am Stamme heraus, dicht unter der Blattkrone, und gleichen großen, braunen, gemusterten Kegelkugeln, in denen sich die Negritonüsse nach und nach in einzelnen, regelmäßig abgetheilten Fächern entwickeln. In der ersten Zeit, wenn man eine solche Kugel mit noch unreifen Nüssen mit der Macheta oder dem Jagdmesser spaltet, spritzt eine Menge Saft heraus, und die Nuß besteht dann noch aus einem kühlen, aber ziemlich fad schmeckenden Wasser. Etwas weiter gereift, setzt sich inwendig um ihre Schale (die Nuß ist etwa so dick wie eine starke Wallnuß, und nur etwas länger) ein geléeartiger, wässeriger Kern, der jetzt sehr angenehm süß schmeckt. Noch mehr gereift, wird dieses Gelée zu einer zähen, immer noch genießbaren Masse, die aber jetzt keinen Geschmack mehr hat, bis diese dann endlich ganz erhärtet, und zwar so hart und spröde wird, wie Elfenbein, sich auch vollkommen wie dieses verarbeiten läßt. Die Farbe der Nuß im Innern ist nur etwas bläulicher, als das Elfenbein selber, doch eignet sich die Masse ganz vortrefflich zu all' jenen kleinen Arbeiten, wie Knöpfen, Stockknöpfen, Schnitzereien und Spielereien,

Schachfiguren ꝛc. Die Nüsse selber liegen in Unmasse im Walde umher, und man braucht sie eben nur aufzulesen, wozu aber die faulen Eingeborenen kaum zu bringen sind. Jedenfalls könnten sie mit Leichtigkeit und in großer Zahl gesammelt und verschifft werden, und sie werden ja selbst jetzt schon sehr häufig in Deutschland verwendet und gut bezahlt. In England hat man es schon seit längeren Jahren gethan und sie besonders zur Knopffabrikation benutzt.

Ecuador ist außerdem die Heimath des Chininbaumes, der aber bis jetzt noch fast ausschließlich am andern Hange der Cordilleren, an den Quellen und Zuflüssen des Amazonenstromes wächst, dessen Rinde aber auch jetzt schon häufig von Guajaquil aus verschickt wird, während man damit umgeht, ihn ebenfalls an die Westküste zu verpflanzen.

Eins der wichtigsten Rohproducte des Landes ist aber jedenfalls das Holz, und ich weiß wirklich kein Land der Welt, wo es mannigfachere und werthvollere Holzarten giebt, als gerade hier. Besonders sind es harte Hölzer, die den ecuadorischen Wald füllen, und schon jetzt haben einzelne kleinere Fahrzeuge am Pailon eine Ladung Holz eingenommen und nach Peru gebracht. Sie fanden es also doch vortheilhaft, diesen noch eigentlich vollkommen fremden und gar nicht explorirten Hafen anzulaufen, und viel Zeit zu versäumen, um ihre Ladung an Bord zu bekommen, nur jener werthvollen Hölzer wegen. Die vorzüglichsten sind: das Biguarri, das seines Gleichen an Härte und feinem Korn wohl kaum auf der Welt findet. Als Pfosten in der Erde giebt es nichts Besseres, und erst eine Zeit lang unter Grund, wird das Holz fast wie zu Stein. Es würde sich ganz ausgezeichnet zu Drechslerarbeiten eignen. — Nach ihm kommt der Guajacan, dann Carbonero, Hahua, Marekende, Chanul, Noble, und wie die edlen Hölzer alle heißen, von denen man die mächtigsten Stämme in diesen Wäldern findet. Ebenso trifft man auch den Mahagonibaum — hier Kende genannt — der, wenn er polirt und alt, an schöner dunkler Farbe dem an der Ostküste nichts nachgiebt. Das Holz, das ich von diesem Baum gesehen habe, war nicht so reich gemasert. Es wird angegeben, daß man auch Ebenholz in Ecuador fände, und allerdings

giebt es ein Holz hier, das diesen Namen führt und einen sehr schönen dunkeln Kern hat. Der richtige Ebenholzbaum ist es aber nicht, und ich glaube kaum, daß er hier existirt.

So weit die südlichen Producte, die bis jetzt das Land hervorbringt, das sich aber eben so vortrefflich für sämmtliche Gewürze, für Zimmt, Muskatnuß, Pfeffer eignen würde, wie die Molukken, wenn man es nur einmal erst der Mühe werth hält, diese Pflanzen hier einzuführen.

Verlassen wir aber jetzt die Niederungen und die warmen, noch tief liegenden Hügel, um in das höhere Land hinaufzusteigen, so ändert sich plötzlich die Vegetation. Das Zuckerrohr begleitet uns noch am weitesten, und mit ihm der Pisang und der Orangenbaum, die dort noch hoch hineinreichen, wo die Aloe schon ihre stacheligen Blätter aus dem Sandboden hebt. Der Cactus fängt jetzt an sich zu zeigen, und noch eine ganze Strecke hin treffen wir die hellgrünen Felder des süßen Rohrs, das aber hier oben weit dichter gepflanzt wird, und so niedrig steht, daß es fast wie ein junges Weizenfeld aussieht. — Jetzt hört es ganz auf, und hier beginnen Kartoffeln und Kraut den Ehrenplatz einzunehmen.

Freilich muß sich das Auge erst daran gewöhnen, ein ordentliches, ehrliches Kartoffel- oder Krautstück von Aloe und Cactus eingezäunt zu sehen, denn das paßt nicht recht zusammen; am Ende aber findet man sich doch hinein und sieht nichts Außerordentliches mehr darin. Hier nun kommen wir ganz in die Vegetation unserer gemäßigten Zone, wenn wir selbst noch im Thal die Palmenkronen der heißen Wälder erkennen können. Weizen, Gerste wird in Menge angebaut, ebenso Mais, Bohnen, Erbsen, Wicken, und selbst die große Puffbohne fehlt nicht. — Die Gegend um Quito ist das Vaterland der Kartoffel, und es giebt hier drei verschiedene Arten derselben, die Melloco, 'Oca und Ticama genannt werden.

In der Nähe von Ibarra hörte ich aber von einer ganz besondern Art, die nur in einem jener Thäler wachsen soll und noch nirgend anders hin verpflanzt ist. Es soll das eine nicht sehr große, vortreffliche mehlige Gattung sein, die aber,

wenn gekocht und auf dem Tische, wie mit Brillanten übersät erscheint, so ist die Kartoffel mit kleinem, krystallisirtem Stärkemehl wahrscheinlich überdeckt. Leider war es mir nicht möglich, Exemplare davon zu bekommen, denn ich hätte mehr als eine Woche damit versäumen müssen.

Für den Weinbau wäre die Gegend, besonders an der Grenze der tropischen Vegetation, ganz wunderbar geeignet, und es giebt auch wilde und angepflanzte Reben, die recht gute und saftige Trauben liefern. In früheren Jahren, und nach der ersten Eroberung des Landes, zog man hier sogar einen ganz vortrefflichen Wein; die spanische Regierung entschied aber, daß — da Ecuador auch andere Producte liefere, Peru indeß vorzüglich auf den Weinbau angewiesen sei — auch Peru nur ausschließlich Wein ziehen solle, und ließ demzufolge nicht nur alle Reben in Ecuador ausrotten, sondern verbot sogar den Wiederanbau derselben. Der jetzigen Bevölkerung hätte man es aber kaum zu verbieten gebraucht, denn sie ist viel zu indolent, um Experimente mit neuen Producten zu machen, wo sie eben, nur dazu genöthigt, die alten anbaut. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß neue Einwanderer bald einen Umschwung dahinein bringen werden, und der Weinbau muß denen, die ihn hier ordentlich betreiben, sicherlich reichen Nutzen bringen. Kostet doch jetzt die Flasche höchst mittelmäßigen französischen Weines $1\frac{1}{2}$ Dollar im innern Lande.

Noch ein anderes Product ist es, das eine große Zukunft in Ecuador hat, und zwar das Bier. Bis jetzt findet man nur englisch Ale und Porter im Lande, von dem die Flasche 6 Realen, also fast einen preußischen Thaler kostet — etwas zu viel für eine Flasche Bier — und doch existirt kein Land der Welt, wo bessere und billigere Gerste gezogen wird, als die Hochebenen von Ecuador. Das Einzige, was bis jetzt nicht gezogen werden konnte, ist der Hopfen, und da man das Bedürfniß nach einem guten und billigen Getränk fühlte, so hat man in der That hiermit verschiedene Versuche gemacht, die aber alle mißglückten — jedenfalls weil sie von Leuten ausgeführt wurden, welche die Sache nicht gründlich genug verstanden. Man hat Hopfensamen nach Ecuador gebracht, und

hat sogar versucht, junge Pflanzen einzuführen; der erstere ging aber nicht auf, und die zweiten verkümmerten, so daß es bis jetzt unmöglich schien, eine Hopfenpflanzung anzulegen. Was davon die Ursache ist, weiß ich nicht, denn weder Land noch Klima kann es sein, da man im Stande ist, sich dieses auszusuchen; möglich, daß die Wahl desselben keine glückliche war. So viel aber ist gewiß — gelänge es Jemandem, guten Hopfen hinüber und dort zum Wachsen zu bringen und ein gutes Bier zu brauen, so wäre er in wenig Jahren ein reicher Mann.

Bis aber Hopfen in Ecuador angepflanzt ist, würde es selbst lohnen, denselben hinüber zu senden, wenn nur erst ein tüchtiger Brauer an Ort und Stelle ist, um das Geschäft zu leiten. Die anderen Ausgaben, die er dabei hat, würden sich sehr billig stellen. Gerste ist billiger als bei uns in Deutschland, und zwar selbst jetzt, wo der Krieg Alles vertheuert hat; Arbeiter sind in der Imbaburra-Provinz in Menge und zu sehr billigem Preise zu bekommen, und ein Haus kann dort um das Vierfache billiger gebaut werden, als in Deutschland. Mir haben selbst einflußreiche Leute dort versichert, daß sie einem guten Brauer, wenn er nur hinkäme, mit Freuden das nöthige Capital zur ersten Arbeit vorstrecken würden, aber — was ich bei meinem dortigen Aufenthalte von den Ecuadorianern selber gesehen, so scheint mir, daß sie mit dem größten Vergnügen Alles versprechen, was man von ihnen verlangt, oder nicht verlangt, daß sie aber auch eben so regelmäßig ihre ernsthaftesten Versprechungen nicht halten, ohne darin etwas Ungebührliches zu sehen. Ich wenigstens möchte für ein ecuadorisches Versprechen keinen ecuadorischen Dollar geben, kann also auch keinem Brauer anrathen, sich darauf zu verlassen.

Was nun das Klima Ecuadors betrifft, so geht schon aus den verschiedenen Producten hervor, daß man es in jeder nur möglichen Art dort findet, und zwar von den fieberhauchenden Sümpfen in der Nähe Guajaquils bis zu den ewig stummen Schneeregionen der kalten Zone. Oft sind sogar sämmtliche Klimate auf einen einzigen engen Raum zusammengedrängt, und in der Nähe von Quito selbst wohnen Pflanzer, die um

ihr Haus Weizen und Kartoffeln ziehen, im Thal unten ihr Zuckerfelder, ihre Ananas und Bananen, und oben über sich in den Bergen ihre Heerden haben, die ihnen treffliche Milch und recht guten Käse liefern. Käse ist nämlich ein Haupterforderniß eines ecuadorischen Haushaltes, und derselbe wird nicht allein mit den verschiedenen Gemüsen, besonders mit Reis gekocht, sondern auch in die Chocolade gebröckelt.

Im Ganzen ist das Klima Ecuadors aber keineswegs so heiß, als man seiner geographischen Lage nach vermuthen sollte; denn erstens hält sich der Himmel in den niederen, noch mit ungeheuern Wäldern bedeckten Landstrichen fast stets umwölkt, und dann trägt auch die Nähe der vielen und hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge außerordentlich dazu bei, die Luft abzukühlen und zu frischen. Nähert man sich diesen hohen Gebirgen und kommt in das höher gelegene Land, so kann es dort sogar recht ordentlich kalt werden, und ich selber weiß mich kaum zu erinnern, daß ich in meinem ganzen Leben mehr und unangenehmer gefroren hätte, als gerade hier unter dem Aequator. Ob dieses kalte Land nun im Ganzen so gesund sei, wie man behauptet, weiß ich nicht. Ich selber habe mich nicht zum besten darin befunden und bin das Fieber kaum losgeworden; es mag aber auch viel dazu beitragen, daß ich mich kurz vorher über ein Vierteljahr in der warmen Niederung aufgehalten, und von da unmittelbar in die Kälte kam. Daran zweifle ich keinen Augenblick, daß sich Europäer in den höher gelegenen Landstrichen leicht akklimatisiren könnten, und die dort wohnenden Europäer befinden sich ihrer Aussage nach alle wohl. Die Bewohner eines kalten Landes dagegen sollten sich aber — besonders wenn sie auf harte und Feldarbeit angewiesen sind — wohl besinnen, ehe sie die heißen Niederungen der Tropen zu ihrem nächsten Aufenthalte wählen. Unter Palmen zu wohnen und alle die herrlichen tropischen Früchte zu essen, hat allerdings für den Nordländer stets einen großen Reiz, der, wenn er sein Vaterland einmal verläßt, auch ein ganz anderes, von dem früheren vollkommen verschiedenes Leben zu führen wünscht; aber er mag sich von seiner Phantasie nicht verführen lassen, denn schwere Arbeit wird er nie im Stande sein, lange in einem heißen Lande zu

leisten, und ein sieder Körper die Genüsse der Tropen viel zu theuer bezahlt haben.

Außerdem sind diese so sehr gerühmten Früchte der Tropen auch keineswegs das, was man sich darunter denkt. Sie schmecken eben anders als die unsrigen, aber besser sind sie wahrlich nicht, und mit unseren Weintrauben und saftigen Birnen, mit unseren Erdbeeren und guten Pflaumen kann sich kaum eine Frucht der Tropen messen; keineswegs werden jene von ihnen übertroffen.

12.

Stillleben auf See.

Meine Zeit in Ecuador war abgelaufen, und daß ich mich nach so gezwungen langem Aufenthalt in diesem Staate danach sehnte, meine Reise so rasch als möglich fortzusetzen und zu beenden, läßt sich denken. Glücklicher Weise wurde in den nächsten Tagen der Dampfer erwartet, der mich in fünf Tagen nach Callao bringen konnte; ich nahm deshalb meine Passage bei dem dortigen Agenten und suchte mir in der kurz verstatteten Zeit ein wenig Ruhe zu gönnen. Der bestimmte Tag, an dem der Dampfer eintreffen mußte, brach endlich an — aber er kam nicht. Bis spät in die Nacht erwarteten wir ihn, doch vergebens. Selbst am nächsten Morgen ließ sich nichts von ihm sehen, und als ich zu dem Agenten ging, um mich dort zu erkundigen, meinte dieser sehr ruhig, er glaube gar nicht, daß der Dampfer diesmal käme — er sei schon ein paar Mal ausgeblieben. Wahrscheinlich habe sich der atlantische Dampfer verspätet und der jetzige keine Zeit mehr gehabt, in den etwas aus seinem Wege gelegenen Guajaquilfluß einzulaufen. Nun hatte ich zufällig erfahren, daß an

dem nächsten Morgen eine peruanische Brig mit einem holländischen Capitain nach Callao in See gehen würde. Diese Gelegenheit konnte ich benutzen, denn wenn ich auch wußte, daß wir den ganzen Weg — zwölf Breitengrade — gegen den Wind aufkreuzen mußten, konnte uns doch auch einmal eine gute Brise zu Hülfe kommen. Außerdem hatte ich viel zu schreiben, was an Bord eines Dampfers außerordentlich schwierig ist, und kurz entschlossen, nahm ich mein Passagegeld zurück, was mir der Agent ohne Weiteres aushändigte. Eine Stunde später hatte ich mit dem Capitain der Elskea meine Passage auf 45 Dollars (der Dampfer kostete 72) accordirt und war unterwegs, denn mir blieb eben noch Zeit, meinen Koffer an Bord zu schaffen, als das kleine Fahrzeug, das seine Anker schon aufhatte, in den Strom hinaushielt.

An dem Abend, während wir mit der Ebbe stromab glitten, stand mir noch eine Ueberraschung bevor. Der Dampfer, der sich nur verspätet hatte, kam richtig ein, dampfte an uns vorüber nach Guajaquil hinauf, und passirte uns elf Uhr Nachts wieder auf seinem Wege nach Callao, während wir unten im Fluß ruhig vor Anker lagen, um die nächste Ebbe abzuwarten.

Der Capitain selber, ein alter Mann, der schon lange, lange Jahre an der Küste fuhr, war zugleich Eigenthümer seines Fahrzeugs. Er hatte seine Frau, eine alte ächte Holländerin, mit an Bord, und die beiden alten Leute führten ein ganz gemüthliches Stillleben hier mitten im Ocean. Zu all' dem Mischmasch von Spanisch, Englisch, Französisch und Deutsch, mit dem ich mich in Ecuador abgequält, kam nun auch noch Holländisch, das die alte Dame fortwährend sprach. Sie *verstand* aber glücklicher Weise Deutsch, und ich konnte wenigstens meine Muttersprache einmal wieder reden.

So viel hatte ich übrigens bald bemerkt, daß mein biederer Holländer nichts weniger als in Eile sei, denn als wir am zweiten Tage die in der Mündung des Guajaquilflusses liegende Insel Puna erreichten, legten wir uns dort wieder zwei Tage vor Anker. Weshalb? — um einige achtzig Pfund Rindfleisch zu kaufen und in aller Bequemlichkeit ein

Schwein zu schlachten. Als das geschehen und Alles besorgt war, wurden die Anker wieder gelichtet, und wir trieben langsam mit der Strömung und gegen den Wind weiter. Abends sichteten wir eine Insel, die el muerto oder der todte Mann genannt wird. Es ist ein langes niederes Eiland, das eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einem am Horizont hingestreckten riesigen Menschen hat. Als es aber dunkelte, fiel zu meinem Erstaunen der Anker wieder herunter, die Segel wurden festgemacht, der Capitain ging zu Bett und die ganze Sache hatte vor der Hand ein Ende. Am nächsten Tage passirten wir den „todten Mann" und waren schon ziemlich weit in See draußen, wenn wir die südliche Landspitze auch noch nicht frei hatten. Der Capitain ließ das Loth werfen und schien wahrhaftig nicht übel Lust zu haben, auch diese Nacht noch einmal einzukehren. Die See war hier noch wohl schon zu tief oder, was mir später wahrscheinlicher wurde, die Kette nicht von der gehörigen Länge. Zu meiner Freude blieben wir diese Nacht wenigstens, die erste unserer Reise, unter Segel, und ich konnte doch jetzt wenigstens sagen, daß wir unterwegs waren. Der Dampfer mußte indessen ziemlich in Callao sein.

Den Wind hatten wir von jetzt ab gerade entgegen. Wir hielten uns, so weit das anging, immer ziemlich dicht an der Küste, aber wie auch die Küste lief, der Wind wehte immer gerade daran hin, gegen uns zu. Daß wir nur wenig Fortgang dabei machen konnten, versteht sich von selbst. Dreißig Meilen (engl.) den Tag, was etwa ein Mann bequem auf festem Land marschiren kann, wurde für eine gute Tagesarbeit gerechnet, und wir konnten das am Ende unserer Reise einmal im Durchschnitt zählen, der etwa auf zweiundzwanzig englische Meilen kam. An Cap Blanco, von den Seeleuten im Scherze Cap Horn genannt, weil hier gewöhnlich heftige, und für diese Breite ganz ungewöhnlich starke Winde wehen, bekamen wir ebenfalls eine starke Brise entgegen, und mein alter Capitain ließ alle Segel dicht reffen, lag mit dem Fahrzeug bei und ging dann wieder, wie bei allen solchen Gelegenheiten, zu Bett. Die Folge davon war, daß wir in achtundvierzig Stunden, die das schlechte Wetter

dauerte, vierundvierzig englische Meilen in unserem Co
zurück setzten. Die Ursache davon erfuhr ich erst spä
denn es ergab sich, daß wir nicht ein einziges Reservese
ja nicht einmal zehn Ellen Segeltuch zum Ausbessern etn
ger Schäden an Bord hatten. Leesegelspieren waren an
Raaen, aber kein einziges Leesegel war an Bord, ein Ba
meter eben so wenig, kein Thermometer, kein Log, kein Ch
nometer. Kein Logbuch wurde gehalten, und als wir spä
einmal, durch den Wind und schlechtes Steuern getrieben,
weit von der Küste abkamen, mußten wir zwei Tage
zwei Nächte in directem Ostcours dem Lande wieder zusege
um nur erst einmal zu erfahren, wo wir uns eigentlich
fänden.

Aber das that nichts; das Leben an Bord war doch
so gemüthliches, wie ich es je in meinem Leben an Bord
führt, und wir richteten uns die Tage gerade so ein, wie
sich ein Erzphilister am Lande etwa ordnen würde. Morge
früh stand ich mit Tagesanbruch auf und trank eine T
Kaffee, die der Koch so regelmäßig, wie die Sonne ko
brachte, dann setzte ich mich an den Tisch und schrieb
etwa halb neun Uhr, wo die alte Dame den Tisch braud
um ihre Zwiebeln oder ihr Fleisch zu schneiden und
Frühstück zu bereiten, denn das Essen für die Kajüte beso
sie immer selber. Etwas nach neun Uhr wurde gefrühstü
und zwar ziemlich gut, dann schrieb ich wieder bis drei
Nachmittags, wo das Mittagessen vorgenommen wurde.
vier Uhr aßen wir, um sieben Uhr wurde Thee getrunk
und als uns der in dem warmen Klima nicht besonders
sagte, im gemeinschaftlichen Rath beschlossen, die Theestu
abzuschaffen und statt deren um acht Uhr einen tüchti
Grog zu trinken, wonach die alte Dame dann Rosinen u
Mandeln oder Wallnüsse auf den Tisch setzte, mit denen
uns eine andere halbe Stunde beschäftigten. Das war da
die beste Stunde im ganzen Tage, denn ich hatte bald a
gefunden, daß meine alte Dame ganz vortreffliche Geschich
erzählen konnte, von denen ich einige nach und nach aus
herauspreßte. Allerdings war das Mißliche dabei, daß
nicht selten auf eine Geschichte fiel, die sie „irgendwo g e l e s e

tte, und ich mußte dann freilich ruhig ausharren und das vermeidliche ertragen; die Leute hatten aber auch viel in em Leben gesehen und selber mit durchgemacht, und unter n Schlacken fand sich oft ein helles, blinkendes Goldkorn.

Draußen lag indeß das Schiff dicht am Winde, dem verinschten Süder so viel Seeraum als irgend möglich abzuacken, draußen schlief gewöhnlich der Mann am Steuer, er segelte ganz ruhig anderthalb und zwei Strich aus seinem ours, vielleicht genau nach Westen zu in den großen Ocean nein; drinnen aber saßen *wir* bei einem trefflichen Marcagrog und erzählten und lachten, oder ich nahm auch wohl eine Zither vor, um damit die Zeit rascher zu vertreiben. egelmäßig accompagnirte mir dazu die Pumpe, die alle tunden für etwa fünfzehn Minuten in Athem gehalten erden mußte. Der alte Kasten war so leck, daß man im orcastle durch den Bug sehen konnte, und stand nur einigerßen eine See, so warf sie Massen von Wasser zu uns rein. Die Pumpen waren dazu nicht einmal in Stande, nn sie verlangten frisches Leder, von dem kein Daumen eit an Bord war, und hatten außerdem ihre eisernen Geke schon so verarbeitet, daß sie bei dem Pumpen eine stete, rchtbar klappernde Musik unterhielten.

Die Mannschaft selber war die nichtswürdigste, die ich je och auf irgend einem Schiffe angetroffen, ein zusammengeorfenes Gesindel von Italienern, Peruanern und Guajauilenen, von denen nicht zwei ordentlich steuern konnten oder ollten, und alle von Walfischfängern entsprungen schienen.

Der Capitain ärgerte sich genug über sie, aber er mochte ch auch nicht mit ihnen zanken, denn er war überhaupt ränklich. Am meisten erboste er sich aber über die Art, wie e sich beim Steuern auf das Rad legten und dabei gewissernaßen ihre Mittagsruhe hielten. Das Schiff steuerte sich so ut, das es nur der geringsten Berührung des Rades beurfte, um es in seinem richtigen Cours zu halten, und das estärkte natürlich die Matrosen nur noch immer mehr in ihrer Bequemlichkeit. Eines schönen Morgens ging da mein alter Capitain daran und lockerte die Taue, die den Tiller bis etzt fest und sicher spannten, und von da ab war es eine

wahre Teufelsarbeit, das Schiff in Cours zu halten. Wenn dann der am Rade stehende Matrose herüber und hinüber drehen mußte, und dazu immer Stöße von den Speichen bekam, stieg er schmunzelnd in die Kajüte hinunter und sagte „Jetzt hab' ich sie geleimt."

Eine Menge Schweinfische kamen zum Schiff, aber natürlich war auch keine Art von Harpune an Bord, um sie damit zu werfen; nur ein paar alte Angelhaken fanden sich, die wir hinten nachschleifen ließen, die aber, da kein starker Draht an dem untern Ende der Leine befestigt war, mehrere Male von Delphinen durchgebissen wurden. Glücklicher Weise hatte der Steuermann, ein Spanier, etwas derartigen Draht, den wir jetzt befestigten und in zwei Tagen damit acht Delphine fingen — neun oder zehn kamen uns außerdem noch vom Haken ab oder nahmen ihn mit fort.

Es ist wahrlich ein Vergnügen, einen Delphin zu fangen, denn er giebt sich nicht gutwillig dazu her, an Bord gezogen zu werden, sondern arbeitet aus Leibeskräften dagegen an. So wie sie den Haken fühlen, thun sie einen furchtbaren Ruck, und die Leine muß stark und gut sein, um einen solchen auszuhalten. Finden sie dann, daß sie nicht zurückkommen, so folgen sie dem an Bord gezogenen Haken willig, bis sie dicht an dem Schiffe sind, und wundervoll sieht es aus, wenn der prachtvoll geschillerte Delphin, der mit Gold, Silber und Vermillon überstrahlt scheint, eine Zeit lang so gehalten, dicht neben dem Fahrzeug herschwimmt. Sobald er aber merkt, daß er an Bord gezogen werden soll, fängt er an zu schlagen, und die größte Vorsicht gehört dazu, ihn erst eine kleine Weile austoben zu lassen, ohne den Haken locker zu geben, und dann mit einem festen Zuge an Bord zu bringen. Noch an Deck hat er alle seine wundervollen Farben, die sich wirklich gar nicht beschreiben lassen und grün, blau und roth, mit Gold und Silber gemischt, scheinen; sie verbleichen aber rasch, und so wie er getödtet ist, nimmt sein Körper eine mattgraue Farbe an, in der sich die Spur der früheren Pracht kaum noch erkennen läßt. Das Fleisch des Delphins ist äußerst schmackhaft und bildete einen Glanzpunkt unserer Tafel.

Langsam, ganz entsetzlich langsam arbeiteten wir uns weiter und weiter nach Süden hinauf, und waren froh, wenn wir ausnahmsweise einmal 30 bis 40 Miles den Tag zurücklegen konnten. Dicht vor Callao wären wir dazu noch beinahe einmal in der Nacht von einem amerikanischen Dampfer übergefahren worden, dessen Wachen jedenfalls geschlafen hatten. Wir sahen und hörten ihn kommen und hingen unsere alte Hornlaterne aus, um das nöthige Zeichen von der Nähe eines Segelschiffes zu geben; aber näher und näher schnaubte er heran, ohne daß wir das Geringste thun konnten, ihm aus dem Wege zu kommen. Wir lagen dicht am Winde über den Steuerbordbug, und hätten wir wirklich gewendet, so wäre der Dampfer, wie sich später auswies, gerade mitten auf uns draufgefahren. So passirte er uns noch glücklicher Weise, aber so dicht, daß ich hätte einen Schiffszwieback an seinen Bord werfen können. Mein alter Capitain nahm die Sache sehr ruhig und meinte lachend: „Ein Zoll vorbei ist gerade so gut wie eine Meile!" — eine höchst richtige Bemerkung, wenn es erst einmal vorbei ist; der Moment aber, wo in dunkler Nacht ein solcher schnaubender Koloß mit seinen in allen Farben blitzenden Lichtern Einem direct auf den Leib rückt und im nächsten Moment Alles in Grund zu bohren droht, ohne daß man das Geringste dagegen thun könnte, ist wahrhaftig nichts weniger als angenehm.

Welch' traurige Küste war es aber, an der wir die ganze Zeit hinsegelten, und wie viel öder kam sie mir nach der wunderbaren Vegetation Ecuadors vor, die ich eben erst verlassen hatte! Oede und sonnverbrannt, ohne die Spur eines einzigen grünen Fleckchens! An der ganzen Küste streckten und dehnten sich die heißen, braunen Uferberge neben uns hin und schienen in der Sonne nur immer noch härter und dürrer zu brennen. Hier und da traf das Auge in der That menschliche Wohnungen, aber man zerbrach sich den Kopf darüber, was vernünftige menschliche Wesen vermocht haben konnte, sich in einer so furchtbaren Einöde anzusiedeln. Die einzig mögliche Erklärung blieb dann immer, daß an solchen Stellen vielleicht ein kleiner Hafen lag, und Schiffe dort zu Zeiten anlegten, um Erze aus den benachbarten Kupferminen zu

laden, oder daß auch vielleicht Guano an der Küste gefunden wurde, wie das weiter südlich in der That der Fall ist.

Weit im Hintergrunde wußten wir dabei wohl die schneebedeckten Cordilleren, aber sie kamen, selbst an den heitersten Tagen, nie zum Vorschein und waren stets von einem gelblichen zähen Nebel fest bedeckt. Ja, die nächste Küste selber bekamen wir nur sehr selten zu Gesicht, und blos dann, wenn wir dicht darunter waren. Wie einen Schleier zog sie sich ihre Dunstdecke über die Ohren, als ob sie sich schämte, in all' ihrer Nacktheit und Armuth gesehen zu werden. Sonderbar ist es, und eigentlich noch nicht recht erklärt, daß es an dieser Küste nie regnet, während gar nicht so weit davon entfernt, in Ecuador, jene furchtbaren Regengüsse fallen. Dafür ist aber der Thau Nachts desto stärker, und schon Nachmittags um vier Uhr war er an Bord so stark, daß er den Rock durchnäßte.

Den 15. December, nach einer Reise von dreißig Tagen, kamen wir endlich in Sicht der vor Callao liegenden großen Insel St. Lorenzo, deren Leuchtthurm wir Abends scheinen sahen. Auch konnten wir schon die im Hafen liegenden Schiffe erkennen. Der Wind besserte sich auch hier insofern, daß wir, wenn auch nur mit einer kaum bemerkbaren Brise, ziemlich Cours liegen konnten. Morgens um ein Uhr waren wir so nahe an die Schiffe gekommen, daß wir ankern mußten — wieder einmal bei Nacht in einem Hafen eingelaufen — und erst mit Tagesanbruch lichteten wir noch einmal den Anker, um einen besser gelegenen Platz näher zum Landungsplatz einzunehmen. Die Elskea (der alte Capitain hatte das Fahrzeug nach seiner Frau so genannt) brachte Holz und Bambus für Lima, das in Callao ausgeladen werden mußte.

Um neun Uhr endlich fiel der Anker zum zweiten Mal, kaum dreihundert Schritt vom Lande; das Boot wurde niedergelassen, und zum ersten Mal in meinem Leben betrat ich peruanischen Grund und Boden.

Peru.

1.

Callao und Lima.

Zum ersten Mal in meinem Leben peruanischen Grund und Boden! — Es ist das ein ganz eigenthümliches Gefühl und läßt sich auch eigentlich nicht recht beschreiben, sondern muß selber empfunden werden, um einen recht deutlichen Begriff davon zu bekommen. Peru, Pizarro, Robinson Crusoe, Campe! — alte Bilder aus der Jugendzeit, wie sie so plötzlich wieder lebendig wurden, als ich den rauhen Kies der Landung unter den Sohlen fühlte. Indianer mit roth, gelb und blauen Federkronen auf dem Kopfe und um die Hüften, mit breiten Goldspangen um Arme und Beine, und Flitzebogen und Keulen in der Hand — merkwürdig! Ich sah von alle dem nichts, aber dafür genug und übergenug schwarze Fracks und Crinolinen — eigentlich gerade das Gegentheil von einem Federgürtel und Goldspangen! — Als ich dem Kofferträger, der mir behülflich gewesen war, mein Gepäck die Landungstreppe hinauf und nach der dicht dabei liegenden Eisenbahnstation von Callao zu schaffen, einen halben peruanischen Dollar gab, nahm er ihn nicht, sondern sagte, er wäre falsch — ich hatte ihn mir erst vorher in Guajaquil für Agio eingetauscht — tröstete mich aber, als er meine Bestürzung bemerkte, und versicherte mir, es gäbe eine Menge falsches Geld im Lande. — Fracks — Crinolinen — falsches Geld — Eisenbahn! — ich durfte nicht mehr zweifeln,

daß ich mich in einem vollkommen civilisirten Lande befänd
und daß in dem Augenblick ein betrunkener Matrose a
einem der benachbarten Häuser hinaus auf die Straße g
worfen wurde und dort liegen blieb, konnte den Eindr
natürlich nicht schwächen. Die Illusion war auch auge
blicklich von der Wirklichkeit zerstört, und ich begann, mei
Umgebung mit etwas mehr nüchternem Auge zu betrachte

Schon früher habe ich erwähnt, daß die meisten Seestä
der Westküste Südamerikas etwas von See entfernt lieg
und einen eigenen Hafen dicht an der Küste haben. S
brachten dadurch ihre zusammengehäuften Schätze und a
gespeicherten Waaren und Producte aus dem Bereich der
mals umherstreifenden Piraten, die, wie der Condor um
Höhen, so um die Küste strichen, um die Wohnplätze früher
Räuber zu überfallen und zu plündern. Communisten woll
aber nicht mehr theilen, wenn sie das zu ihrem Besten sch
einmal vorgenommen haben, und so zogen sich auch jene re
gewordenen Freibeuter Meilen weit in die kahlen Berge zurü
um dort ihre Städte anzulegen und selbst da noch zu
festigen. So liegt auch Lima etwa drei Leguas vom Me
entfernt, während Callao zugleich seinen Hafen und sei
Festung bildet. Aber die Fremden mußten erst in das La
kommen und die Arbeit übernehmen, ehe diese beiden wichtig
Plätze, durch das vortreffliche Terrain begünstigt, mitte
einer Eisenbahn verbunden werden konnten.

Callao unterscheidet sich in Nichts von jeder andern Hafe
stadt der ganzen Welt, die alle nach einer gewissen Schablo
gearbeitet sind: die See vorn mit ankernden Schiffen u
hin und her wechselnden Booten darauf, dann die Landu
mit einer hölzernen, steinernen oder eisernen Werft, u
hierauf eine Reihe von Hotels, Schiffsmäklern und Waare
lagern, die fast sämmtlich englische, französische und deutsc
Namen tragen. Die Bewohner von Callao trauen aber ih
eigenen Stadt nicht, denn da das alte Callao vor etwas üb
hundert Jahren einmal bei einem Erdbeben ganz sauber v
der einstürzenden See weggespült wurde, sind sie der Meinun
die Sache könne sich auch einmal bei Gelegenheit wiederhol
und sobald nur die fälschlich so genannte terra firma

ein wenig zu wackeln anfängt, nehmen sie die Rockschöße nter den Arm und machen, daß sie nach Lima hinaufkommen. Vor zwei Jahren wurden sie ganz besonders eine volle Woche ng in Alarm gehalten, und Tausende sollen damals von Callao fortgeflüchtet sein, um während der Schüttelzeit in den ffenen Promenaden Limas, auf Steinbänken und Blumenbeeten zu campiren. — Dem Meer ist auch wirklich nicht zu trauen, besonders wenn es schon einmal eine solche Extravaganz begangen, denn vor einem stürzenden Hause kann man sich vielleicht in Sicherheit bringen, aber nicht vor der anstürmenden Riesenwoge, die mit ihren tausend gläsernen Armen lles faßt und in's Verderben reißt, was sie nur eben erreichen nn.

Wer übrigens keine Geschäfte in Callao hat und schon erlei Hafenplätze zur Genüge kennt, wird sich dort schwerlich nger als irgend nöthig aufhalten, denn zu sehen ist dort eben chts Neues, und das Alte immer unerquicklich in einem Platze, wo Alles nur danach drängt, Geld zu verdienen, und en gerade eingetroffenen Fremden als einen neuen Schwamm trachtet, der noch vielleicht des Drückens lohnt. Ein junger Reisender, der zum ersten Mal die Heimath verlassen hat, möchte allerdings Vieles finden, was ihm auffiele und der Beschreibung werth schiene. Ein solcher hat es auch in der That besser als ein alter, denn ihn interessirt Alles, auch das Unbedeutendste, selbst braune Gesichter und mit leichtsinniger Verschwendung aufgeschichtete tropische Früchte. Ein alter ist essen müde und satt, und geht so gleichgültig daran vorüber, wie daheim an den Pelzmützen und Kartoffeln seiner eigenen Bauern. Natürlich hat er dafür auch so viel weniger Genuß, und wo der Erstere mit jedem Schritt Kosten und Mühe belohnt bekommt, geht er ganz ruhig in das Stationsgebäude, läßt sich seine falschen, ihm in Guajaquil aufgehangenen halben Dollars von dem Kassirer zurückweisen und bezahlt mit guten sein Billet für den nächsten Zug.

Peru! — Die Phantasien und Wünsche des Kindes waren lange verrauscht, aber selbst der Mann hatte — ich weiß selber kaum weshalb — eine stille Sehnsucht nach diesem Lande gehabt, die erst durch einen wirklichen Aufenthalt dort

gestillt und völlig gehoben werden konnte. War es seines berühmten Goldes wegen? — schwerlich; denn es reizt mich nicht mehr, seit ich ihm in Californien mit Spitzhacke und Schaufel nachgestellt, so daß ich schon — kaum ein Jahr später — in Australien die größten Goldklumpen mit noch größerer Gleichgültigkeit betrachtete. War es der armen, zertretenen Indianer wegen, die man mit der Bibel todtschlug und ohne Kreuz in den heißen Sand verscharrte? — vielleicht. Vielleicht hatte ich auch schon damals von der vortrefflichen Chocolade und dem guten Kaffee gehört und interessirte mich für den bunten Federschmuck auf peruanischen Bildern. Das Alles schmolz, als sich der Zug endlich in Bewegung setzte, in einer dichten Staub- und Sandwolke zusammen, und eine dicke Mulattin, die mir in einem hochgelben Seidenkleide gerade gegenüber saß, blies mich mit dem Papierqualm ihrer Cigarre zuerst wieder in das wirkliche Leben zurück. — Herrgott! wie die Frau schwitzte und glänzte, ich vergaß beinahe darüber die umliegende reizende Scenerie von Sand und Lehmmauern und ausgedörrten Feldern, durch die uns der Zug — Dank der Erfindung — im Sturm dahinführte. Endlich wandte ich mich aber doch dieser zu, und während mir die Stahlreifen der verwünschten Crinoline gegen das Schienbein preßten, betrachtete ich mir die graugelbe Gegend, durch die wir flogen.

Peru bietet aber auch dem alten Reisenden etwas Neues, denn es ist, außer den Sandwüsten Afrikas und Australiens, der einzige Platz der Welt, wo es nie regnet, und Wasserstiefel einen willkommenen Platz in jedem Museum finden würden. Man fühlt auch, daß es hier nie regnen darf, wenn man die einzelnen kleinen, am Wege stehenden Hütten betrachtet, die nur ein flaches, durchsichtig aufgelegtes Dach von Schilf haben, um nothdürftigen Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu gewähren. Auch die grauen Lehmmauern hielten einem ordentlichen Regen nicht Stand, der das ganze Bauwerk mit Bequemlichkeit auseinander wäscht. Und was für ein ödes — furchtbar ödes Land uns jetzt umgiebt, ein Land, das genau so aussieht, als ob, ebenso wie die Häuser und Hütten, auch alle Berge, Felder und Wege aus ungebrannten Backsteinen künstlich hergestellt wären, und nicht den geringsten

Anspruch darauf machten, je etwas Anderes zu tragen, als Staub und die müden Hufe eines Lastthieres. — Kein Regen! Ich begreife jetzt den Franzosen, der in Guajaquil, während ich wohlgewaschen und vollständig durchgeweicht aus dem Innern kam, bei dem ersten tüchtigen Schauer der auch hier anbrechenden Regenzeit mit ganz verklärtem Gesicht am Fenster stand und in das fluthende Naß hinabschaute. Der Mann war eben von Lima gekommen und hatte seit zehn Jahren keinen Regen gesehen. Er war dort ganz außer sich vor Vergnügen, und ich rieth ihm an — wenn das Alles sei, was ihm fehle — einmal nach Ecuador zu gehen und dort eine Regencur zu gebrauchen. Dort kann man sich vor lauter Güssen nicht einmal Staub denken. In wirkliches Staunen wurde ich übrigens versetzt, als der Zug in dieser Wüste an einer ziemlich hohen Lehmmauer vorüberbrauste, über die die breiten zerrissenen Blätter einer Bananenpflanzung herüberschauten. Arme Pflanzen! Wenn sie auch unten künstlich bewässert und grausam am Leben erhalten wurden, wie sie doch in der heißen Sonne zitterten und verkümmerten — vegetabilische Sclaven, die so lange gefüttert und eingeschlossen werden, bis sie ihre Frucht getragen, und die man dann, wo sie gestanden, abhaut, um selbst noch nach ihrem Tode den Boden zu düngen.

Station Lima! — Der Zug rasselte noch eine kurze Strecke durch niedere Gebäude hin, die eine geschmacklos angestrichene Front und ein plattes Lehmdach als Glatze trugen, und hielt jetzt auf dem Bahnhof, wo wir von numerirten Menschen angefallen und unserer Koffer beraubt wurden. Da saß ich denn in Lima in einem großen, wenigstens geräumigen Hotel und einem so ungemüthlichen Zimmer, wie man es sich nur wünschen kann, wusch mich und zog mich um, ging dann zu einem biedern Landsmann, einem Schuhmacher, hinüber, um mir meine Stiefel wichsen zu lassen, was derselbe aus Gefälligkeit für einen Landsmann und einen Vierteldollar that — in Quito hätte ich dafür beinahe ein Paar neue Schuhe bekommen — der Hausknecht im Hotel verachtete nämlich solche Dienstleistung — dann lief ich mehr als ich ging auf die Post, um die dort für mich lagernden Briefe in Empfang zu nehmen. — Briefe — Briefe aus der Heimath! Gott sei Dank,

ich fand vier der bekannten lieben gelben Couverte, und da ich natürlich nicht warten konnte, bis ich damit nach Hause war, setzte ich mich in das nächste Kaffeehaus hinein und verbrachte dort eine selige Stunde bei einer Flasche guten Ales und einer Havanacigarre. Briefe aus der Heimath! was kümmerte mich Lima oder Peru — ich wußte in der Zeit wahrhaftig nicht, wo ich saß. — Aber es hat Alles seine Zeit. Der Kellner hatte sich schon lange zwischen der Thür und meinem Tisch herumgedrückt, als ob er fürchte, daß ich ihm mit dem Gelde für die Flasche Ale durchbrennen wollte, und als ich mich ausgelöst, wanderte ich hinaus in die lebendigen Straßen der fremden Stadt, um mich den neuen Eindrücken mit aller Liebe hinzugeben.

Recht gern will ich zugeben, daß sich äußere Eindrücke sehr häufig in unserer Seele wiederspiegeln, und ein grauer Himmel und ein schlechtes Wirthshaus schon oft das wahre Paradies einer Gegend verleumdet haben. Aber auch unsere eigene Stimmung macht ihre Rechte geltend, und weiß einen grauen Himmel blau zu malen und eine dürre, trostlose Wüste mit schwellendem Grün zu überdecken. Hier kam da vielleicht Alles zusammen, mir meine Umgebung im rosigsten Lichte zu zeigen, denn das Glück frisch empfangener Briefe meiner Lieben im Herzen, den blauen wolkenreinen Himmel, über mir, die fremdartige Umgebung um mich her, mußte ich mir gestehen, daß mir noch keine Stadt in ganz Südamerika so gut gefallen habe, wie Lima. Und selbst in späteren Tagen und bei ruhigerem Blut bestätigte ich das früher gefällte Urtheil. Lima hat jedenfalls das für sich, daß es noch zum großen Theil, und trotz der vielen darin wohnenden Fremden, seine eigenthümliche, halb spanische, halb amerikanische Bauart bewahrte. Viele werfen ihr freilich vor, sie sei, wie der Deutschkatholicismus ein Zwitterding zwischen Katholik und Protestant, das Nämliche zwischen europäischer Cultur und alter Ursitte; aber ich kann nicht sagen, daß mich das hier gestört hätte, ja daß es mir nur bei dem ersten und entschiedensten Eindruck aufgefallen wäre. Es ist wahr, die Südamerikaner haben ihren Poncho abgelegt und laufen in Paletot und Frack umher, und die Damen fegen mit ihren

Crinolinenschleppen so gut Pflaster und Trottoirs, wie in Paris, London oder Wien; aber das Städtevolk bleibt sich überall gleich, wo sich einmal die Aasgeier alter Ursitten, französische Friseure und Schneider, niedergelassen haben, und man muß diesen nur noch danken, daß sie wenigstens die alten Häuser und Kirchen stehen ließen.

Die Bauart Limas hat, wenn auch nicht mehr den ganz alten Charakter, den einige Städte im Innern treuer bewahrt haben, doch noch viel Eigenthümliches, und zwar besonders durch ihre Balkone, die man bunter gemischt in keinem Lande der Welt finden kann. Gerade durch ihre bunte Mischung gefallen sie aber auch dem Auge, ermüden es wenigstens nicht, und bringen den Menschen nicht zur Verzweiflung, der ewig nur Häuserreihen anstarren muß, die sich blos durch Hausnummern von einander unterscheiden. Nicht allein, daß sie verschmähen, in einer bestimmten Linie fortzulaufen, und deshalb bald hoch bald tief an den Häusern mehr kleben, als stehen, nein, sie haben auch die verschiedenste Form und Malerei, wie der Geschmack des Architekten und Eigenthümers es gerade bestimmte. Hier läuft ein breiter, hoher Balkon von braunem Cedernholz entlang, mit blinkenden Scheiben und bunten Gardinen dahinter, dort prangt ein anderer in grüner Oelfarbe mit gleichen, festverschlossenen hölzernen Jalousien. Einer dehnt sich über das Haus so weit hinüber, daß er dem Nachbar noch in die Fenster sehen kann, ein anderer ist so zusammengedrückt, daß er ein ganz verdächtiges Aeußere gewonnen hat und nicht selten jenen kleinen Ausbauen gleicht, die wir noch hier und da an alten Ritterburgen, mit einem dunklen, perpendiculären Streifen darunter, entdecken. Nur selten trifft man den modernen Balkon mit steinernem Sims und offener Aussicht, und viele sehen genau so aus, wie ein Eisenbahncoupé zweiter Klasse.

Fast alle Dächer in Lima sind dabei flach, mit Schilf oder Brettern gedeckt und mit einer dünnen Lehmkruste überzogen, die natürlich keinem ordentlichen Regenguße Stand halten könnte. Vor fünf Jahren soll aber wirklich einmal ein solcher gefallen sein, und der aufgelöste Lehm tropfte, zum Vergnügen der Inwohner, ganz freundlich auf Teppiche und

fein überzogene Möbeln nieder und suchte sich an den Tapeten hinab seine schmutzige Bahn.

Merkwürdig sieht aber durch diese flachen grauen Dächer die Stadt aus, wenn man von einem hohen Hause oder Kirchthurme auf sie hinunterschaut, und die Häuser selber verschwinden fast ganz in den bunt durcheinander geworfenen und doch so einfarbigen Quadratfeldern, die außerdem noch dazu benutzt werden, eine Masse Unrath aus dem Wege zu schaffen. Todte Hunde und Katzen besonders werden ohne Weiteres dort hinauf zur weiteren Bestattung geworfen, und die billigen Reinlichkeitsdiener Perus, die Aasgeier, finden sich dann augenblicklich ein, um ihr Mahl an der leckern Beute zu halten. Ja, man erzählt sich sogar eine sehr schauerliche Geschichte von einem Sakristan — wundervoller Stoff zu einer Ballade — der nach dem Verbot der Regierung, Kinder in der Kirche zu begraben, heimlich Geld von den Eltern der todten Lieblinge genommen hätte, diesen doch einen solchen Liebesdienst zu erweisen. Statt aber die kleinen Leichen, wie er es versprochen, bei Nacht unter der Kirche beizusetzen, warf er sie einfach auf sein Dach, das er sich so abgetheilt hatte, daß ihm keiner der Nachbarn hinaufsehen konnte, und überließ dann den Aasgeiern die weitere Mühe. Natürlich wurde er im Laufe der Zeit entdeckt und saß dann im Zuchthause seine Strafe ab.

Die Aasgeier gehören übrigens unstreitig mit zu Limas Scenerie, denn ohne sie ist keine Straße denkbar. Besonders kann man sie Morgens recht früh emsig an den Rinnsteinen beschäftigt sehen, die dort Nachts für sie hineingeworfenen Leckerbissen in Empfang zu nehmen und um irgend ein Prachtstück auch wohl blutige Fehden zu halten. Es fällt dann nicht selten vor, daß irgend ein großer Hund scherzhafter Weise zwischen sie hineinspringt, wo sie dann friedlich auf die nächste Kirchenmauer oder das nächste Dach flattern und abwarten, bis der übermüthige Hund seinen eigenen Geschäften nachgegangen ist. Wie in allen heißen Ländern, steht schwere Strafe auf den Mord eines so nützlichen Thieres, und wenn sie auch gerade nicht mit ihrem schmutzig grauschwarzen Gefieder, dem nackten Hals und der ganzen eklen

Gestalt zum Zierrath dienen, so tragen sie doch unendlich viel zur Gesundheit des Ortes bei, und verdienen wohl, daß man sich ihrer annimmt.

Die Regierung hat übrigens für die Stadt Manches gethan, die jetzt eine vortreffliche Wasserleitung, mit fließendem Wasser in fast allen besseren Häusern, und Gas und Trottoirs durch alle Straßen besitzt. Diese werden ebenfalls durch ausgemauerte Rinnen durchzogen, und im Ganzen herrscht, mit nicht zu großen Ansprüchen — eine wohlthuende Reinlichkeit — doppelt wohlthuend, wenn man gerade von Ecuador hierher kommt. Auch zur Verschönerung hat der Staat seine milde Hand geöffnet — wirklich viel, wenn man bedenkt, wie oft die Minister gewechselt werden, und daß sich doch keiner vom Staatsruder anständiger Weise ohne eine halbe Million zurückziehen kann. Ein sehr hübscher Spaziergang ist ganz in der Nähe der Stadt gebaut, der zwar eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Kegelbahn hat, aber doch durch das frische Grün seiner wohlgewässerten Pflanzen wohlthut. Fast überladen ist er aber mit sonst nicht schlechten Statuen, und besonders mit Vasen, die wie eine dichtgedrängte Allee beide Seiten einfassen. Die Form ist etwa vierhundert bei zwanzig. Außerdem, um das Schöne zugleich mit dem Nützlichen zu verbinden, gab man den verschiedenen Vorstädten auch verschiedene Farben, und der Leser kann sich, mit einiger Phantasie, wohl leicht einen Begriff von einer ganz himmelblauen Vorstadt machen, während eine andere grün, eine andere gelb ꝛc. ist. Jedenfalls ist es etwas Eigenthümliches, denn es frägt sich, ob irgendwo anders in der Welt ein vernünftiger Mensch auf einen ähnlichen Gedanken fällt.

Die Plaza im Mittelpunkte der Stadt ist ein freier, hübscher Platz, mit einem geschmackvollen Springbrunnen, ganz aus Metall, auf dem die geflügelte Göttin auf der Kugel steht; eine Fronte wird, wie in Quito, durch die Kathedrale eingenommen, zwei durch Colonnaden, und der vierte Flügel durch das traurigste Palais, das mir je äußerlich vor die Augen gekommen. Es soll im Innern ganz hübsch eingerichtet sein, aber von außen macht es gerade den Eindruck, als ob es irgendwo in einer Provinzialstadt alt gekauft und

hier nur hergestellt wäre, weil es, so breit und ungeschickt, eben keinen andern Platz finden konnte.

Die Plaza wird übrigens, was ich sehr recht finde, nicht zum Markt benutzt, nur Droschken dürfen an bestimmten Stellen halten — denn auch Droschken hat Lima, und zwar ganz vortreffliche zweispännige Equipagen darunter — und die Eseltreiber kommen zum Brunnen, jenen Häusern in kleinen Fässern Wasser zuzuführen, die noch nicht mit einer besondern Wasserleitung versehen wurden. Die Straßen sind dabei, wie in allen südamerikanischen Städten, Cerro de Pasco ausgenommen, schnurgerade und in Quadraten (sogenannte cuadras) ausgelegt, und die dort eingezogenen Fremden fangen schon an, wie in Europa, jeden nur erdenklichen Luxus auf die Ausschmückung ihrer Verkaufslocale zu verwenden. An den Straßenecken aber sind, wie sie früher als Schutz gegen die Ueberfälle der Indianer dienten, so jetzt als Schutz gegen zu weit gehende Wagenräder, die alten Kanonen verkehrt in die Erde gegraben, die früher auf den Lehmwällen der alten Stadt lagen.

Diese Lehmwälle bestehen noch, ein wahres Räthsel für Jeden, der nicht die Natur dieses wunderlichen Landes kennt, denn besser als alle Belagerungsgeschütze der ganzen Welt würde sie ein einziger solcher Frühling, wie wir sie jetzt gewöhnlich daheim haben, vollkommen rasiren und der Erde gleich machen. Hier aber hat man dergleichen nicht zu fürchten; auch die Indianer sind glücklich vertilgt, und die wenigen übriggebliebenen so im Lande zerstreut und demoralisirt, daß sie keinen Angriff mehr auf die Lehmmauern ihrer alten Stadt unternehmen.

Indianer! Großer Gott, wo sind jene Millionen geblieben, die diesen ganzen weiten Erdstrich früher bewohnten, die eine feste Straße von Quito nach Lima bauten, Hügel mit Hügel durch Brücken verbanden, und ihren Sonnentempel mit Gold füllten? Die Geschichte hat uns das treulich aufbewahrt: die ersten wurden, um Gottes Reich der Liebe kennen zu lernen und das Kreuz zu verehren, von Feuer und Schwert gefressen, von Pferden zerstampft, von Hunden zerrissen, und die übrigen spannte man in den Pflug und

quälte sie als Sclaven zu Tode. Um den kleinen Rest kümmert sich jetzt Niemand, sie haben den Namen von Christen und bezahlen den Geistlichen, was sie zu zahlen haben — das genügt vollkommen. Das Ausrottungssystem war aber doch ein klein wenig zu rasch vorwärts gegangen, denn es fehlte plötzlich — genau so wie es auf den westindischen Inseln geschah — an Arbeitern für die Weißen. Sclaven wurden deshalb importirt und wuchsen und gediehen, und als sich Peru endlich mit den übrigen Staaten Südamerikas frei vom spanischen Joche machte (die Südamerikaner sind selber noch nicht einmal darüber einig, ob es zu ihrem Glück gewesen sei, oder nicht), gab man auch dieser äthiopischen Race die Freiheit, mit der beide Theile jetzt nichts Rechtes anzufangen wissen. Hierbei waren aber jedenfalls die Schwarzen im Vortheil, denn sie brauchten nichts mehr zu arbeiten und arbeiteten nichts mehr, und jetzt füllen sie die Straßen Limas mit Gesindel, machen die Wege um die Stadt unsicher, ja lebensgefährlich, und haben die Bevölkerung durch die letzten Jahre mit Raub und Todtschlag in einer steten angenehmen Aufregung gehalten.

Jetzt sahen sich die Peruaner wieder ohne Arbeiter; die Indianer hatten sie todtgeschlagen oder todtgequält, die Neger freigegeben, Arbeiter *mußten* sie haben, aber woher nehmen und nicht stehlen. Das Zweckmäßigste blieb da jedenfalls, *Auswanderer* aus anderen Ländern hierher zu bringen, welche die Stelle der Indianer sowie der Neger ersetzen und für die edlen Herren des Landes die nöthige Arbeit verrichten konnten. Welche Nation war die passendste? Mit den Engländern, Franzosen und Amerikanern mochte man sich nicht gern einlassen, und die beiden zweckmäßigsten Länder, arbeitsame und gehorsame Unterthanen zu bekommen, schienen China und Deutschland, denn weder China noch Deutschland kümmern sich den Henker um ihre Landeskinder, wenn diese einmal das Vaterland verlassen und dadurch den dortigen Regierungen und Verhältnissen eine indirecte Grobheit gesagt haben. Trotzdem wollte man sich mit China nicht gern einlassen. Es ist ein gar fleißiges, aber sonst nichtsnutziges Volk, diese chinesische Nation, und da die Race in Peru, von den

früheren Piraten, Indianern und Negern abstammend, eben auch nicht gerade ein Mustervolk genannt werden kann, so scheute man sich doch, ein neues nichtsnutziges Reis darauf zu propfen. Die „ehrlichen" Deutschen bekamen also den Vorzug, in die Stelle der verabschiedeten Schwarzen einzutreten, und ein gewisser Rodolfo, ein Peruaner, brachte auch glücklich die erste Sendung hinüber.

Wie es denen dort ging und wie sie behandelt wurden, brauche ich nicht weiter zu erwähnen; die Sache ist damals in Deutschland genug — besprochen worden. Jener Schuft stellte aber die Deutschen ganz ungenirt zum öffentlichen Verkauf aus — um die Leute natürlich nur in Accord zu geben, wie er es nannte, um sie ihren Contract erfüllen zu lassen. Nur erst, wie doch zu viel Lärm geschlogen wurde und die Engländer und Franzosen ebenfalls anfingen, sich für die Deutschen zu schämen, legte sich die Regierungs in's Mittel und machte dem Skandal ein Ende.

Jene durch den Rodolfo eingeführten Deutschen sind nun im ganzen Lande zerstreut, sehr viele aber in Lima selber geblieben, wo sie fast alle Handwerke vertreten, und wo es fast Allen gut geht. Der Deutsche (dem andere Regierungen leider mit Recht vorwerfen, daß sie die besten Unterthanen machen — dumme Teufel, die eben gewohnt sind, sich daheim Alles gefallen zu lassen und das in der Fremde mit vielem Geschick fortsetzen) ist einmal ein fleißiger, nüchterner Mensch, und wo es irgend angeht, bohrt er sich ein, klebt fest und wird fett. Geschickt und hartnäckig bei seiner Arbeit, muß er darin bald jede andere Nation überflügeln, und so finden wir denn jetzt, besonders unter den Handwerkern, eine Menge wohlhabender, gut gestellter Leute, die unter den traurigsten Verhältnissen in das Land kamen, und sich nur einzig und allein durch eigene Kraft und Ausdauer zu dem hinaufgearbeitet haben, was sie wirklich sind. Außerdem zählt der Kaufmannsstand viele der geachtetsten und besten Namen. — Diese sind auch die einzigen „Auswanderer" (wenn man sie überhaupt zu diesen zählen kann, da sie fast alle früher oder später wieder in die Heimath zurückkehren), die dem Vaterlande daheim

noch fortwährenden Nutzen bringen und in steter thätiger Verbindung mit ihm bleiben.

Jene damalige deutsche Colonie mißglückte total, wenigstens in dem, zu was sie beabsichtigt worden. In Wirklichkeit hat sie aber Peru immer Nutzen gebracht — den die einzelnen Haciendenbesitzer für sich speciell daraus zu ziehen hofften — und dem Lande fleißige Handwerker zugeführt. Die Felder lagen aber indessen noch immer brach, die Peruaner selber waren nicht zur Arbeit zu bringen, oder auch nicht zu bekommen, denn Präsident Castilla steckte unter die Soldaten, was er möglicher Weise von jungen Burschen auftreiben konnte — mit Deutschland war die Sache außerdem auf eine lange Zeit verdorben und in den dortigen Zeitungen zu viel Lärm geschlagen, und es mußte jetzt auf andere Einwanderer gedacht werden, wenn sich die biederen Peruaner nicht in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen wollten, selber zu arbeiten. Der Präsident also, der sich im Anfang der Einfuhr von Chinesen widersetzt hatte, gestattete jetzt dieselbe, und ganze Schiffsladungen voll chinesischer Sclaven kamen in das freie Land, um dessen Aecker gefälligst zu bestellen. Was hilft es, daß sie Kulies genannt werden (man mußte dem Kinde ja doch einen andern Namen geben), sie wurden öffentlich verkauft — obgleich das die Peruaner leugnen und nur sagen, daß Leute aufgefordert wurden, den Contract auszuführen, den die Chinesen eingegangen waren — und ihren künftigen Herren auf acht Jahre übergeben. In dieser Zeit sind sie nicht einen Deut mehr als Sclaven, und können in der Zeit hin und her verkauft werden. Sie bekommen, wenn sie einen schlechten oder strengen Herrn haben, erbärmliche Kost und gute Prügel, und wo nicht schreiende Mißhandlungen vorliegen, bekümmern sich die Präfecten den Henker um sie und ihre Klagen. Nach acht Jahren aber sind sie frei und können dann für sich selber die Welt beginnen. Das thun sie denn auch redlich, errichten heimlich Opiumhäuser und Bordellwirthschaften, und schenken Peru aus Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten eine neue Mischlingsrace von Cholos und Chinesen, die einem späteren Geschlecht einmal zur Zierde gereichen muß.

In Lima selber findet man jetzt schon ganze Viertel, die fast nur von Chinesen bewohnt werden — schmutzige, dunkle Höhlen, in denen sie mit ihren wunderlichen Sitten und Lastern hausen, und zu bewundern ist nur, daß die katholische Geistlichkeit, die sich in früheren Jahrhunderten so gewaltige Mühe gab, die Heiden auszurotten, den Heiden jetzt wieder vollkommen freien Eintritt in ihr Land gestattet, ja ihnen noch die Passage zahlt, um nur auch ja herüber zu kommen.

Lima zählt eine enorme Menge von Fremden in seinen Mauern, und wo man geht oder steht, hört man Deutsch, Englisch oder Französisch sprechen, sieht man Schilder dieser drei Nationen über den verschiedenen Kaufläden, die von ihren Waaren gefüllt werden. Die Mode in Lima ist auch ganz europäisch, und das Geschlecht der Peruaner hat sich in dieser Hinsicht vollkommen französirt. Die Männchen laufen im Frack, die Weibchen in der Crinoline herum, und nur das mantillenartig übergeworfene Tuch der letzteren erinnert noch an die „gute alte Zeit" — wie man bei uns immer sagt. Die Limanerinnen haben darin eine ganz besondere Art, es zu tragen, die in keiner andern südamerikanischen Republik so Sitte ist. Sie ziehen das Tuch vorn über die Stirn herab, und wissen dann die Zipfel derartig umzuschlagen, daß vom ganzen Gesicht einzig und allein das linke Auge frei und unbedeckt bleibt. Anständige Damen dürfen das aber jetzt nur noch am Tage thun, denn Abends ist diese Sitte von leichtfertigem Gesindel usurpirt worden. Sonst sieht man aber auch wirklich nicht das geringste Eigenthümliche mehr in der ganzen Tracht der Limaner; selbst das Militär ist in französischem Geschmack gekleidet, mit rothen Hosen und einem dachartigen Deckel statt Mütze auf, und wer mit irgend einer unbestimmten Idee hier herübergekommen ist, daß er noch Peruaner mit Federschmuck und Krone finden würde, möchte sich bös getäuscht finden. In der That richten sich alle diese Staaten mit ihren Sitten, so unabhängig sie sich auch immer gern hinstellen wollen, doch stets und vollkommen nach Europa, von dem sie auch die kleinste Abweichung in der Mode so rasch aufnehmen, wie ihnen der Dampfer das neue Mode-

ournal überbringt. Danach tragen sie schmale oder breite Cravatten, enge oder weite Hosen, und biegen ihre Visitenarten nicht mehr an der einen Ecke, sondern am ganzen Rand um — Alles wie bei uns, und wenn nicht die Landbewohner, die sich in den Straßen herumtreiben, den Poncho trügen und auf Maulthieren ritten, würde man wenig glauben, daß man sich in Südamerika befände. Selbst die Chinesen hier, die man hier und da als Kellner in den Hotels oder sonst in irgend einer Beschäftigung auf der Straße trifft, haben sich ihrer Umgebung schon großentheils angepaßt, ihren Zopf abgeschnitten und ihre Kopfbedeckung dem europäischen Geschmack entnommen. — Nur ihre geschlitzten Augen und platten Gesichter konnten sie nicht ablegen.

So viel aber auch Deutsche, Franzosen, Engländer durch die Stadt Lima vertheilt sein mögen, sämmtliche Ecken derselben haben die Italiener in Besitz genommen und dort eine Pulperia oder Materialwaaren-Handlung, ein Kaffeehaus oder einen Schenkstand angelegt, in denen sie dem Vorübergehenden durch lockende Ankündigungen und bunte Tapeten Fallen stellen. Natürlich spielt dabei die italienische Tricolore eine Hauptrolle, und selbst in den Verkaufsläden hängt sie schon hier und da, mit einer Lithographie Garibaldi's in der Mitte, als Waare aus. — Die Italiener sind in der That ein spekulatives Volk, und haben das mit der israelitischen Race gemein, daß sie sich keine Mühe verdrießen lassen, Geld zu verdienen, und Tag und Nacht dabei thätig sind. Sonderbare Thatsache ist es aber, daß ich weder in Deutschland, noch in irgend einer der amerikanischen Städte ein einziges Beispiel kenne, wo ein Israelit einen Schenkstand gehalten hätte. Sie verkaufen Alles en détail, aber nur nicht Wein, Bier und Branntwein. In Rußland und Polen sollen sie freilich diesen Verkauf einzig und allein in der Hand haben, es kann also nicht Antipathie sein.

Lima ist als Hauptstadt des Landes natürlich die Residenz des Präsidenten, der einzige Hofstaat aber, den Präsident Castilla hält, sind Soldaten, und diese begleiten ihn in der That auf jedem Schritt und Tritt. Geht er durch die

Stadt, so folgen ihm einige zwanzig oder dreißig Mann Infanterie mit geladenen Gewehren und aufgesteckten Bajonetten; reitet er, so rasselt ein Trupp von eben der Stärke mit klappernden Säbeln und wehenden Lanzenfahnen hinterdrein. Nimmt er ein Seebad, so steht seine Leibwache indessen draußen auf Posten; fährt er auf der Eisenbahn, so ist sein Wagen der nächste an der Locomotive, hinter ihm in einem offenen Waggon sitzt die getreue Garde.

Es ist das freilich ein schlechtes Compliment, das er seinen getreuen „Mitbürgern" macht, aber er hat in der That alle Ursache dazu, denn mehrfach ist ihm schon nach dem Leben getrachtet und dies, besonders in der letzten Zeit, lebhaft bedroht worden. Acht oder vierzehn Tage nämlich, bevor ich nach Lima kam, hatte eine kleine Militärrevolution stattgefunden, die merkwürdiger Weise von den Officieren selber ausging, und für keinen Stand seines Reiches hat der Präsident so viel gethan, wie gerade für die Officiere. Morgens früh mit Tagesanbruch war aber trotzdem ein kleiner Trupp dieser Officiere mit einer halben Compagnie Soldaten vor des Präsidenten Haus gezogen und sechs davon bald nachher von den eigenen Soldaten erschossen worden. Den Hergang der ganzen Revolution, die keine halbe Stunde dauerte, erzählte man sich auch auf die allerverschiedenste Art; die gangbarste Version ist die folgende:

Die Officiere sollen den Soldaten gar nicht gesagt haben, daß sie den Präsidenten gefangen nehmen wollten — denn auf einen wirklichen Mord schien es nicht abgesehen —, und als die Officiere den Palast oder vielmehr Castilla's Privathaus betreten hatten, rief ihnen erst ein gegenüberwohnender Colonel zu, was das Vorhaben ihrer Verführer sei, und hierauf sollen sie dieselben, als sie wieder in den Hof traten, erschossen haben. Sechs Officiere wurden in der That dabei getödtet. — Viel wahrscheinlicher ist dagegen die andere Version, nach welcher jenes berühmte Gewehr, das immer aus Versehen zuerst losgeht, auch hier thätig war; dadurch wurden die Officiere im Innern des Palastes beunruhigt, weil sie glaubten, ihr Plan sei verrathen; der gegenüberwohnende Colonel ebenfalls, zu welcher Partei er nun auch gehört haben

ug, scheint es für nöthig gehalten zu haben, seiner Loyalität orte zu geben, noch dazu, da der General selber auf dem ache seines Hauses erschien und zu den Truppen sprach, und s Resultat war das angegebene. Die Soldaten können er nicht so ganz unschuldig gewesen sein, denn während ich bst in Lima war, wurde jene Compagnie vollkommen auf- öst und in kleinen Trupps zu den anderen Regimentern teckt, vorher aber mit Sack und Pack eine Zeit lang in der ßen Sonne umhermarschirt.

Die Zahl der Officiere in Peru ist Legion. Wie mir tgetheilt wurde, kommt auf je sechzig Mann ein General, entsprechende Anzahl anderer Stabsofficiere und etwa anzig Lieutenants. Unter diesen sieht man ganz junge und reise Burschen, und ihr point d'honneur scheint auch von n europäischen in mancher Hinsicht abzuweichen. In Lima ählte man sich wenigstens darüber die unglaublichsten chen, und daß Officiere Prügel bekommen haben, weil ihre äubiger ungeduldig wurden, scheint mehrfach vorgekommen sein, ohne daß ihre Kameraden deshalb irgend eine Indig- ion gezeigt hätten. Ja man spricht noch von Schlimmerem Thatsache, es ist aber nicht nöthig, von allen Menschen Schlechteste zu glauben.

Das Wort Republik ist übrigens auch in Peru, wie in n südamerikanischen Staaten, selbst Chile nicht ausgenom- n, weiter nichts als ein leerer Schall; es bedeutet nichts ter, als daß der Staat eben keine Monarchie genannt und t mehr vom Mutterlande aus regiert wird; sonst herrschen e Präsidenten fast alle so unumschränkt, wie ein souverainer narch nur herrschen könnte, und die meisten seiner Mit- ger verstehen so wenig von Politik und kümmern sich so ig darum, wie es ein solcher von seinen Unterthanen wünschen und verlangen könnte. Nur in Zeiten einer olution, oder bei den Wahlen wird das Volk angeredet, wie es im Frieden zu zahlen hat, ersucht man es bei m beabsichtigten Regierungswechsel, auch das zu Markte tragen, was den geringsten Werth im Lande hat — seine ne Haut. So war damals in Peru bald die Zeit der sidentschaft für General Castilla abgelaufen, und ein neuer

Candidat sollte auftreten, da er selber den Gesetzen nach ni
wieder gewählt werden konnte. Mit einer wahrhaft rühre
den Unbefangenheit besprach man aber schon in ganz Lir
das Resultat dieser Wahl, und die Leute sagten ganz off
und öffentlich: General Castilla wird jedenfalls irgend J
manden „wählen lassen", der von ihm vollkommen abhäng
bleibt. — Sucht der sich dann, wie das immer der Fall i
selbstständig hinzustellen, so wirft ihn eine kleine, unschuldi
Militärrevolution über den Haufen, und General Castil
vom Volk im Triumph wieder eingesetzt, wischt den unl
quemen Gesetzesparagraphen, der seiner weiteren Präsidentsch
bis dahin im Wege gestanden, ganz einfach von der Tafel.

Präsident Castilla ist ein kleiner alter Herr mit ziemli
starkem weißen Schnurrbart, und etwa eine Persönlichkeit n
der österreichische Feldmarschall Heß. Er soll dabei ein ga
zäher, fester Charakter sein, wie er das auch zur Genüge h
jetzt bewiesen, der das ganz richtige Gefühl in Hinsicht sein
Nachbarstaaten hat, indem er sich nicht den Henker um it
Liebe oder Achtung kümmert, so lange sie ihn nur fürchte
Jene zarte Rücksichtnahme, wie sie in unserem lieben Vat
lande ein Regentenhaus für das andere empfindet, und sol
es das ihm feindlichste sein, findet hier nicht statt. Der Pr
sident hat außerdem noch den wahrscheinlich begründeten Ru
fürchterlich grob zu sein, und besonders soll er seine Minis
scharf unter dem Daumen halten. Natürlich bücken sich di
allen seinen Launen, denn sie haben nur ein paar Jahre r
sich, um reich zu werden, und General Castilla ist der e
zige Mann, der sie in ihrem Amt erhalten, oder ihnen
Thür vor der Nase zuschlagen kann. — Es soll mir al
Keiner mehr von europäischen Hofschranzen als etwas Bes
derem reden; das Unkraut gedeiht und blüht hier auf d
tropischen Boden einer Republik so üppig, wie unter der
mäßigten Zone, und kann so schöne tiefe Bücklinge mac
und lügen, schmeicheln und verrathen, wie daheim.

*) General Castilla hat diese Scheinkomödie nicht einmal nö
gehabt; der nach ihm gewählte Präsident starb bald, und er ist jetzt w
der am Ruder.

Der Präsident ist sehr hübsch, aber doch ganz einfach auf
nem Landsitze in Chorrillos eingerichtet — seine Stadt-
hnung habe ich nicht gesehen; das aber, was mir von dem
nzen Ameublement am meisten gefiel, war eine wunder-
lle indianische Hängematte, mit bunten Federn an den
iten, und an den beiden Enden reich besetzt und verziert.

Der Präsident spielt übrigens sehr stark, und wenn man
les glauben darf, was man sich darüber erzählt, stehen gar
ht selten außerordentlich große Zahlen auf den bunten
lättern. Eine sehr gute Anekdote charakterisirt übrigens
s ganze Finanzwesen Perus vortrefflich. Castilla hatte
imlich in einer Nacht ebenfalls sehr viel verloren, und außer
m, was er bezahlte, bekam sein Finanzminister den Befehl,
nen check von 50,000 Dollars auszustellen. Dieser Herr
er wies 60,000 statt 50,000 an, und als dem Präsidenten
s Papier zur Unterschrift vorgelegt wurde und er, etwas
errascht, sagte: „Sechzigtausend? ich habe nur fünfzigtausend
rlangt," erwiderte Sennor Salzeda ruhig: „Allerdings,
rcellenz, ich brauchte aber auch zehntausend."

Das sind die „guten alten Zeiten", die sich alle die ar-
en, geplagten und knapp gehaltenen Beamten eines späteren
ahrhunderts mit Seufzen zurückwünschen werden.

Natürlich war auch die Wohnung des Präsidenten, wenig-
ens der von einem eisernen Staket umgebene Vorhof der-
lben, von Soldaten bewacht, und während des Frühstücks
ußten sonderbarer Weise vier von ihnen aus der Wachtstube
raus und sich, mit aufgepflanzten Bajonnetten, auf eine
ir sie alle viel zu enge und grün lackirte Bank setzen.
u welchem Zwecke das geschah, habe ich nicht herausbe-
mmen.

Chorrillos ist der vielbesuchte Badeort Limas, von dem
ch der Leser aber um Gottes willen keinen exaltirten Begriff
achen darf. Er denke sich einen riesigen Schutthaufen, dicht
m Ufer der rollenden See, und in diesem Schutt, in Staub
nd Sand und Lehm eine Zahl kleiner Lehmhütten und nied-
cher Sommerhäuser gestellt, die in der Sonne ordentlich zu
ualmen scheinen. Dicht daneben — man braucht nur über
ine Art von Schindanger zu gehen, auf dem eine Anzahl

todter Hunde und Katzen liegen und von Aasgeiern gerup
werden — liegt trostlos und heiß der Kirchhof mit seine
halb gebratenen Leichen, denen auch kein Strauch den gering
sten Schatten und Schutz bietet, denen keine Blume ein freund
liches Lebewohl in die heiße Gluth hinunternickt. Ein
Lehmmauer schließt das Ganze ein, ein paar blau und schwa
angemalte Kreuze stehen darin umher und scheinen de
Hals emporzurecken, als ob sie aus dem dunstigen schwüle
Platze hinaus in's Freie wollten — und wären sie draußer
würden sie sich ebenso zurücksehnen, denn draußen sieht e
gerade so trostlos aus. Chorrillos müßte übrigens kein Bo
deort sein, wenn es nicht auch seine Spielhölle besitzen sollt
Die ganze spanische Race liebt überhaupt das Spiel, und ein
Menge Leute, die ein Geschäft aus dieser Sache machen, trei
ben sich auch dort umher, weniger geübte Fremde zu rupfe
und zu plündern. Ich fand dort unter diesen einen alte
Bekannten von dem Dampfer Themar, der uns von St. Tho
mas nach Colon gebracht, und auf dem dieser Bursche ei
paar Ecuadorianer rein auszog. Er saß, die Hände in der
Taschen, auf einer Bank, und neben ihm, keine drei Schrit
davon entfernt, zupfte ein Aasgeier einen Knochen ab — di
Beiden paßten vortrefflich zu einander.

Chorrillos wurde früher nur von Indianern bewohnt
und noch jetzt ist dort ein Indianer die oberste Magistrats
person. Die peruanischen Weißen ließen sich aber nach und
nach zwischen ihnen nieder, denn so dicht zu Lima gab es
keinen bequemeren Platz für die Seebäder und Seebrise
noch jetzt nennen sie auch ihre Häuser dort, wie es die In
dianer thun, „Rancho", und haben dieselben, ziemlich ähnlich
den indianischen Hütten, nur natürlich mit mehr Eleganz ge
baut. Sonst ist aber die Umgegend so trostlos, wie sie nu
an irgend einer Stelle der peruanischen Küste sein kann
Kein Grashalm wächst auf den dürren Bergen, nicht einma
ein Cactus oder ein Dornbursch, und knöcheltiefer Staub füll
die Straßen, in die nie ein Tropfen Regen fällt. Di
Häuser selber haben keinen Vorbau und keine Balkons, nu
Verandas im Innern, und es sieht sonderbar aus, wen
man in der Mittagszeit durch die Straßen geht und wede

echts, noch links, noch geradeaus — die Sonne stand da-
nals gerade über Kopf — genug Schatten findet, auch nur
ine Fliege gegen die sengenden Strahlen zu schützen.

Man fährt von Lima etwa in einer halben Stunde auf
er Eisenbahn nach Chorrillos, und es gehört in der Residenz
it zum guten Ton, einen Sommeraufenthalt in diesem rei-
enden Küstenpunkte von Staub und Sand zu besitzen, oder
och wenigstens für die heißen Monate zu miethen. Die
eißen Monate sind aber in der That gar nicht so arg, wie
an nach der geographischen Lage Limas und der dürren, sonn-
ebrannten Umgebung denken könnte. Ich war gerade zur
eißesten Zeit dort, habe aber keinen wirklich heißen Tag er-
ebt, ja die Abende waren immer frisch, und man konnte
a recht gut einen warmen Rock vertragen. Es ist auch eine
underliche Thatsache, daß gerade in Lima unsere dicksten
eimischen Winterstoffe, Tuchzeug, das einen Viertelzoll dick
st, stete und rasche Abnahme finden, und diese gehen nicht
twa alle in das höhere, kältere Innere, sondern werden in
ima selber getragen. Es ist das aber das Nämliche fast
it der ganzen Westküste Südamerikas, selbst von Ecuador
erunter; die Cordilleren mit ihren riesigen Schneekuppen
iegen zu nahe. Kommt der Wind von Westen, so bringt er die
ühle Seebrise mit, weht er aber von Osten herüber, wie das
eistens der Fall ist, so trägt er die eisigen Lüfte jener Höhen
it in's Thal hinab, und erzeugt dadurch eine ganz andere
emperatur, wie man sie unter der nämlichen Breite an der
Ostküste findet. Die Nächte sind stets frisch, und das ist
uch wohl die Ursache, weshalb die Weißen oder Europäer in
iesen Ländern nicht so rasch erschlaffen, wie sonst unter den
ropen. Die Vegetation ist allerdings einzig und allein tro-
isch, aber in einem Lande, wo es nie regnet, auch natürlich
ichts weniger als üppig, ja mir kommt es fast wie ein Wun-
er vor, daß überhaupt noch etwas hier wächst. Nichtsdesto-
weniger ist der Markt reich mit Früchten bestellt, und Wein-
rauben, Bananen, Ananas, Orangen, Feigen, Cactusfeigen,
Pfirsiche ꝛc. bieten reiche Auswahl. Das Alles aber, die
Bananen ausgenommen, die aber trocken und geschmacklos
ind, kommt von der Küste, theils nördlich von Guajaquil,

theils südlich von Pisco, und will man wirklich Früchte essen, so kann man sich auch darauf verlassen, daß man schwer dafür bezahlen muß.

Und was bietet Lima sonst? — Du lieber Gott, die Ansprüche der Menschen, wenn sie hier befriedigt werden sollen, müssen sehr bescheiden sein, denn wer nicht seinen Familienkreis hat, in dem er heimisch ist, oder mit dem er verkehrt, wird verwünscht wenig finden, an das er sich halten kann. Die Deutschen haben hier wohl einen „deutschen Club" gegründet, ein kleines freundliches Local mit einer kleinen Bibliothek und deutschen Zeitungen, aber wie Alles in Lima entsetzlich theuer ist, so auch dieses Institut, an dem sich nur die wohlhabenden Deutschen betheiligen können. Die übrigen sind darauf angewiesen, zu Hause zu bleiben, oder jene wenigen Locale zu besuchen, in denen „schwarzes und weißes Bier" zu zwei Real die Flasche verkauft und auch wirklich getrunken wird — einem Baier würde es das Herz (und den Magen) im Leibe umdrehen. Außerdem besteht auch noch ein Theater, wo aber die Kunst mehr mißhandelt als geehrt wird. Auch hatte Lima vor einiger Zeit eine deutsche Zeitung, von einem Herrn Haller redigirt und gedruckt; Herr Haller aber wurde krank, und die Zeitung, die sich überdies nur eben über Wasser hielt, ging ein. Allerdings leben genug Deutsche in Lima, die Deutschen im Auslande sind aber nun einmal schwer dahin zu bringen, eine deutsche Zeitung zu halten — obgleich es dieser nicht soll an Unterstützung gefehlt haben. — Ein rechtes Zusammenwirken unter den Deutschen findet überhaupt nicht statt — wir müßten eben keine Deutschen sein, wenn das anders sein sollte. — Zu meiner Freude habe ich aber doch gefunden, daß in Lima wenigstens keine offenen Zänkereien und Streitigkeiten zwischen ihnen bestehen. Die sich nicht leiden können, gehen einander ruhig aus dem Wege, und dazu ist die Stadt auch groß genug.

Nicht zu den Vergnügungen Limas kann man das neue Zuchthaus rechnen, jedenfalls das beste Gebäude in der ganzen Stadt, das fest und massiv aus Stein aufgeführt, aber noch nicht ganz beendet ist. Man hat es nach dem neuen Zellen-

syſteme errichtet, mit einem weiten, gewölbten Raume — wahrſcheinlich die Kirche, in der Mitte, und fünf ſternartig auslaufenden Flügeln, in denen die einzelnen Zellen liegen, während das Ganze noch von einer hohen, bewachten Mauer umſchloſſen iſt. Gnade Gott aber den armen Sündern, die dieſe Zellen einmal, in dieſem Klima, bewohnen müſſen! Sie ſind neun Fuß lang und fünf Fuß breit, gerade lang genug, um eine lange Matratze hineinzulegen, und vier Schritt — wenn ſie nicht zu groß ſind — daneben hin und her zu machen. Das Gebäude, wie es jetzt ſteht, kann ſich Jeder frei anſehen, und möglich, daß es jenem Lima füllenden Geſindel einen heilſamen Reſpect vor ſeinen Schlöſſern und ſteinernen Käſten einflößt; das aber wäre auch nöthig, denn bis jetzt ſcheinen ſich die Spitzbuben wenig genug aus den peruaniſchen Gefängniſſen gemacht zu haben. Dieſe waren von ihnen gefüllt, und ſeit die Todesſtrafe abgeſchafft worden, mehrten ſich die Einbrüche und Raubanfälle und Morde in einer erſchreckenden Weiſe. Natürlich gab es bald gar keinen Platz mehr, die wirklich eingefangenen Verbrecher wegzuſtecken, und man behauptet allgemein, daß die Polizei, wenn friſche Zufuhr ankam, einfach Platz für ſie gemacht und die am längſten Sitzenden hinausgelaſſen habe. Man ſah ſich auch zuletzt genöthigt, die Todesſtrafe wieder in Kraft treten zu laſſen, und die wohlthätigen Folgen dieſer Maßregel haben ſich ſeit der Zeit auffällig gezeigt. Den Tod ſcheinen die Peruaner doch zu fürchten. Der Kirchhof Limas bietet manches Eigenthümliche. Der vordere Theil deſſelben ſieht freundlich genug in der dürren, es umgebenden Wüſte aus, denn einem deutſchen Gärtner anvertraut, hat dieſer den Eingang zu der ſtillen Ruheſtätte der Todten in einen Garten umgewandelt, deſſen Beete durch die hindurchſtrömende Waſſerleitung friſch erhalten werden. Der eigentliche Gottesacker ſieht dagegen ächt kaufmänniſch und ordentlich aus, denn hier liegen die Todten, ſauber und regelmäßig in Gefache eingepackt und aufgeſchichtet, mit draußen einer Etikette, die Namen und Datum der abgelieferten Schuldverſchreibung anzeigt. Man befolgt hier das nämliche Syſtem wie in New-Orleans, die Särge in feſtgemauerte Futterale einzuſchieben,

und diese dann mit Backsteinen und Kalk luftdicht zu verschließen. Vier übereinander bilden dann stets eine breite Mauer, die einen kleinen, für sich abgeschlossenen Hof umzieht, eine Art von geschlossener stiller Gesellschaft, die vollzählig, keine weiteren Mitglieder mehr aufnimmt, und deren Geister Nachts einen kleinen allerliebsten Privatcirkel auf dem gepflasterten Mittelhof halten können. Die reichen Todten wohnen auch im eigenen Hause, mit todeslänglichem Besitzrechte — die armen dagegen, wie das auch im Leben war, nur zur Miethe, und wenn ihre Zeit um ist und keine neue Nachzahlung für sie gemacht wird, müssen sie anderen Frischgekommenen den Platz gönnen.

Der hintere Theil des Kirchhofs sieht nicht so geschäftsmäßig aus, denn hier sind offene, von niederen Mauern umschlossene Stellen, in denen die Aermsten, die unentgeltlich begraben werden müssen, in den rauhen Boden nur eben eingescharrt sind. Der Boden selber besteht hier nur aus Sand und großen Kieseln, und zierliche Gräber sind deshalb auch nicht zu beschaffen — wären sie überhaupt für so arme Teufel nöthig. Ein rothes kleines Kreuz, oft nur aus zwei Splittern Holz zusammengebunden, bezeichnet die Stelle, wo sie liegen (nicht der Todten oder der Hinterlassenen, sondern nur des Todtengräbers wegen, um den Platz nicht zu verwechseln), und mit Kalk überworfen, scharrt man sie nach einigen Jahren, wenn der Platz wieder gebraucht werden sollte, aus und verbrennt hinter dem Kirchhofe die etwa noch vorhandenen Ueberreste.

Während ich in Lima war, hatten wir auch einige leichte Erdstöße, von denen der eine aber doch stark genug war, daß ich Nachts davon aufwachte und mein Bett wackeln fühlte. Ich wußte im Anfange, noch im Schlafe, nicht recht, was vorging; das sicherste Zeichen eines solchen Stoßes aber, besonders in der Nacht, ist das, daß alle Hunde zu bellen anfangen. In Lima befürchtet man aber wenig davon; die Gebäude sind alle schon darauf eingerichtet, und eine stete Gefahr stumpft auch den Menschen zuletzt vollständig gegen jedes Gefühl etwaiger Unruhe ab.

2.

Ein Ritt in's Innere.

Peru hatte ich besonders besucht, um die in Deutschland so oft besprochene deutsche Colonie am Pozuzu (oder Pozuzo, wie es jetzt in Peru geschrieben wird) zu besuchen. Nach Allem, was ich darüber gehört, glaubte ich auch annehmen zu dürfen, daß ich die Colonie von Lima aus in höchstens acht Tagen erreichen könnte, sollte aber hier bald zu meinem Schrecken, und zwar von Herrn Damian v. Schütz selber, erfahren, daß ich in der jetzigen Zeit (die Regenzeit in den Gebirgen) reichlich sechszehn bis achtzehn Tage gebrauchen würde. Dies war mir eigentlich ein wenig zu viel, und ich überlegte mir schon im Stillen, ob ich mir nicht vielleicht den ganzen bösen Ritt schenken könne, da ich es nicht für möglich hielt, daß mir das Resultat Anstrengung und Kosten eines solchen Marsches, über beide Cordilleren hinüber, lohnen könne. Sollte das geschehen, so mußte ich in Lima selber genaue Erkundigungen über den dortigen Stand der Dinge einziehen, und dazu bekam ich doch sicherlich genügende Gelegenheit. — Wie erstaunte ich jedoch, als ich fand, daß dies keineswegs der Fall sei, denn wenn ich auch ein paar Leute traf, die wirklich dort gewesen waren (Deserteure der Colonisten), so erhielt ich nach ihren Beschreibungen nur eine ganz verworrene Idee, und merkte auch, daß der Eine besonders die Verhältnisse nur so schwarz als möglich schildern wollte, um sein eigenes Desertiren zu entschuldigen. Die gebildete Klasse von Deutschen in Lima, selbst die zahllosen Consuln eingeschlossen, wußten *gar nichts* von der Colonie, als daß sie existire. Die meisten hatten in der That nur *das* darüber gehört, was in der Augsburger Allgemeinen Zeitung gestanden.

Da half also nichts, ich mußte selber hin, denn meinem ursprünglichen Plane wollte ich nicht gleich von allem Anfang

an untreu werden. Ich machte mich dabei auf alle nur möglichen Beschwerden gefaßt — aber noch auf lange nicht genug, wie ich bald zu meinem Schaden erfahren sollte. Besonders hatte ich nie gedacht, daß ich je in einem wilden Lande so viel Geld ausgeben müsse, nur um von der Stelle zu kommen, sowie zu existiren.

Vor allen Dingen mußte ich mir in Lima ein Maulthier kaufen, und hatte $6\frac{1}{2}$ Unze zu bezahlen, um nur ein einigermaßen gutes und dauerhaftes Thier zu bekommen; aber mein Entschluß war einmal gefaßt, und ich säumte nicht, ihn in's Werk zu setzen. — Am dritten Weihnachtsfeiertage, Morgens etwa um zehn Uhr, ritt ich aus, meinen Revolver vorn im rechten Holfter, meine Doppelbüchse ebenfalls geladen an der Seite, denn eine Menge Mordgeschichten waren mir von diesem Wege erzählt, und ich besonders gewarnt worden, die Tour nicht allein zu unternehmen. Thatsache ist es, daß viele Menschen schon in der Nähe von Lima, aber nicht weiter ab als 6 oder 8 Leguas, angefallen und ermordet wurden, und es war deshalb immer besser, sich vorzusehen. Außerdem treiben sich auch, seit Aufhebung der Sclaverei, eine Unmasse von Negern hauptsächlich in Lima und in dessen unmittelbarer Nähe umher, und diesen Burschen ist eben so wenig zu trauen, wie den Südamerikanern selber, denn sie sind schon zu lange im Lande gewesen, um nicht Etwas wenigstens davon zu lernen.

Es ist eine ganz eigenthümliche Thatsache, daß man die noch so getreue Beschreibung eines fremden, besonders überseeischen Landes auch mit der größten Aufmerksamkeit lesen mag, und sich doch ein ganz anderes und verschiedenes Bild von dem Lande selber machen wird, das man beschreiben hört, als man es später in der Wirklichkeit findet. Man mag dabei noch so viel Erfahrung von anderen Ländern auf seiner Seite haben, es hilft Alles nichts; die Phantasie, selbst des trockensten Menschen, spielt uns stets einen Streich, und wir sehen uns dann plötzlich in Scenen versetzt, mit denen wir von vornherein vertraut zu sein glaubten, und die uns doch jetzt vollkommen unbekannt und fremd sind. So ging es mir mit Peru, dessen Küste ich als dürr und steinig kannte, von

dem ich aber geglaubt hatte, daß ich, nur die ersten Hügel überschritten, die ersten Meilen hinter mir, ein herrliches, mit Vegetation bedecktes Land finden würde — und wie hatte ich mich darin getäuscht!

Mein nächstes Ziel, Cerro de Pasco, jene berühmte Silberstadt und auch zugleich die höchste der Welt, für die ich irrthümlicher Weise früher Quito gehalten, liegt 5000 Fuß höher als letztere Stadt, also etwa 14,500 Fuß über der Meeresfläche, schon an den Wassern des Amazonenstromes und in etwa nordöstlicher Richtung von Lima. Der Weg zieht sich auch aus Lima, wenn man die Brücke über den Rimack passirt hat, nördlich hinauf bis zu dem kleinen Bergstrom Chillon, den er von da an treu bis zu der Wasserscheide der Cordilleren entgegenführt.

In den Straßen von Lima selber sieht man natürlich nur wenig von dem Charakter des Landes draußen, die dürren Küstenhügel ausgenommen, die kahl und nackt herüberschauen, und eben nicht viel Tröstliches von der nächsten Umgebung versprechen. Und jetzt verläßt man die Stadt und betritt einen breiten Weg, der eben so gut ein trockenes Flußbett sein könnte, denn er ist mit großen, von Wasser rund und glatt geschliffenen Kieseln bedeckt, deren Zwischenräume allein mit grauem Staub gefüllt sind. An beiden Seiten ist er mit einer niedern, dicken Lehmwand eingefaßt, hinter der hier und da Weiden und auch wohl Fruchtbäume stehen, denn eine der Wasserleitungen, die Lima mit frischem und gutem Wasser versehen, führt hier durch und begünstigt einigermaßen die Vegetation. Sonst ist Alles kahl, Alles dürr, todt und wüst, und nicht ein Vogel — die ekten Aasraben Limas ausgenommen — zu sehen.

Draußen am äußersten Thor Limas steht noch ein Garten, in dem ein Deutscher einen Schenkstand hat; es ist heute noch Feiertag, und die schwarz-roth-goldene Fahne weht darüber. Gegenüber flattern die italienischen Farben im Winde — eine kleine scherzhafte Illustration, wie friedlich die beiden Flaggen dicht nebeneinander wehen könnten, wenn jede nur ihr eigenes Wohl im Auge hätte. Dahinter beginnt die Oede, und hier und da, noch nahe zur Stadt, stehen nur ein paar kleine

offene Lehmhütten, in denen Tschitscha, wie altbackenes Brod und Papiercigarren dem reisenden Publikum für schweres Geld zur Verfügung gestellt sind. Wer sich dadurch nicht verführen läßt, reitet weiter und sieht sich plötzlich am Ende des eingezäunten Weges und am Fuße jener dürren Hügel selber, die selbst da, wo sich ein Thal hinein öffnet, nichts, nichts weiter bieten, als Sand, Staub, Steine, sowie hartgebrannte, dürre, rothbraune Erde, auf der die Sonne niedersengend liegt. So weit das Auge die ebene Bahn bestrich, war kein menschliches Wesen zu sehen, nur hinter mir her kam in scharfem Trab ein einzelner Reiter, dessen Bahn aber von hier links ab nach einem kleinen Städtchen lag. Er zügelte sein Pferd ein, als er mich überholte, und frug, wohin ich so allein wolle. Ich nannte ihm mein Ziel, das weit hinter den Cordilleren lag, und er schüttelte den Kopf. „Ich sollte mich in Acht nehmen," meinte er, „denn es treibe sich wieder einmal böses Gesindel im Land umher, dem sie bis jetzt vergebens nachgespürt hätten." Damit bog er seitab und verschwand wenige Minuten später in der Staubwolke, die sein eigenes Thier aus dem trockenen Boden schlug.

„In Acht nehmen!" Ich hatte weiter nichts zu thun, zündete mir eine frische Cigarre an und trabte wohlgemuth meine Bahn entlang. Mich drängte es nur, die Nähe der Küste zu verlassen, und zwar nicht der möglichen Räuber, sondern dieser traurigen Scenerie wegen, die ja doch im Innern mit einer mehr freundlichen Umgebung wechseln mußte. Eine kleine halbe Stunde mochte ich so durch diese Einöde geritten sein, als ich vor mir Staub aufwirbeln sah, und gleich darauf erkannte ich drei Reiter, die auf meinem Wege Lima entgegensprengten. Es waren, wie ich bald fand, Neger, und ich lenkte mein Pferd nach der rechten Wegseite hinüber, um sie links an mir vorbeipassiren zu lassen. Eine feste Begrenzung des Weges fand aber hier gar nicht statt, wo die Bahn Hunderte von Fußen breit dalag. Die Reiter theilten sich, so daß ich zwei zur Linken und einen zur Rechten bekam; dicht bei mir zügelten sie plötzlich ihre Thiere ein, während Einer der ersteren seinen Arm ausstreckte und Feuer für seine Cigarre verlangte.

Die Möglichkeit ist nun, daß es ganz brave und harmlose Menschen waren, die nicht das geringste Böse im Schilde führten; nach allen früher gehörten Mordgeschichten war ich aber nicht gesonnen, ihnen hier allein, Einer gegen Drei, den geringsten Vortheil über mich zu gestatten, denn „Gelegenheit macht Diebe". Schon vorher hatte ich die Hand unter meinem Holsterdeckel, und den Revolver herausnehmend, sagte ich dem Mann vollkommen ruhig: „*Das* sei das einzige Feuer, das ich zu vergeben hätte." Er prallte mit seinem Maulthier rasch zur Seite, und die anderen Beiden lachten laut auf; ich aber gab *meinem* Thier die Sporen, fest entschlossen, mich auf keine weitere Unterhaltung in Arms Bereich einzulassen. Als ich gleich darauf den Kopf nach ihnen zurückdrehte, sah ich, wie sie noch im Wege hielten. Ich wußte aber recht gut, daß sie mir *jetzt* nicht mehr folgen durften, denn das wäre ein offener Beginn von Feindseligkeiten gewesen, bei denen sie, meiner Doppelbüchse gegenüber, bös den Kürzeren gezogen hätten. Das mochten sie auch recht gut selber wissen, denn ich wurde nicht weiter von ihnen belästigt und hatte sie bald aus dem Gesicht verloren.

Mit meinem Maulthier war ich ziemlich zufrieden; wie alle diese Thiere aber, die vortrefflich in Gesellschaft gehen, war es *allein* ziemlich faul, und ich hatte die Sporen nöthig. So erreichte ich denn auch bald den kleinen Bergstrom Chillon, dem ich von jetzt ab entgegenreiten sollte, und fand an dessen Ufer wenigstens etwas Vegetation; immer aber noch weit weniger, als ich erwartet hatte. Das Thal, dem ich aufwärts folgen sollte, lag zu beiden Seiten des Stromes dürr und kahl, und eine Menge von Einfriedigungen, die aus mauerartigen übereinander gelegten Steinen bestanden, gaben mir Stoff zum Nachdenken, weshalb um Gottes willen Menschen mit der größten augenscheinlichen Mühe und Arbeit eine Anzahl von Plätzen sorgfältig eingezäunt und abgegrenzt hatten, in denen auch nicht einmal ein einziger Grashalm wuchs.

Im „Winter" sollen diese Berge allerdings ein etwas freundlicheres Aussehen haben, denn obgleich es hier nie wirklich *regnet*, fällt doch dann und wann, wie mir gesagt

wurde, ein feiner Sprühregen, der, mit dem Thau der Nächte, das Gras aus dem dürren Boden ruft und die Hänge mit einem matten, durchsichtigen Grün deckt. Möglich, daß dann diese Einfriedigungen zu Weiden werden, in denen sich kurze Zeit ein paar Maulthiere vor dem Verhungern schützen können. So viel ist übrigens sicher, daß sich viele dieser Landstriche durch Bewässerung mit nur einiger Arbeit trefflich verwerthen ließen, denn an Wasser fehlt es selbst diesen trockenen Hügeln nicht. Eine Menge von Quellen entspringen darin, und der Fluß oder Bergstrom selber hat Fall genug, ihn nach vielen Seiten hin zu verwenden. Das aber kostete Arbeit, schwere Arbeit, und dazu ist diese faule spanische Race nicht gemacht. Nur den Fremden will sie für sich schaffen lassen, und scheint höchstens dazu gut, eine einträgliche Anstellung mit Würde zu verzehren oder den Tag über die Ellbogen auf dem Ladentisch abzureiben. Selber thätig sein wollen oder können sie nicht, und weite Strecken Landes, die reiche Ernten tragen könnten, werden deshalb so lange unbenutzt und dürr liegen, bis fremde Hände sich ihrer bemächtigen — was jedenfalls im Laufe der Zeit geschieht.

Ich passirte jetzt einige Haciendas, die, von Quellen und dem Chillon selber begünstigt, Pisang, Orangen, Futterkräuter und Zuckerrohr trugen. Ueberhaupt ist der Boden selber fruchtbar genug, und treffliche Gemüse werden hier und da, besonders von Deutschen, in der Nähe von Lima gezogen. Weiter oben verengte sich aber das Thal mehr und mehr, der vom Wasser getränkte grüne Streifen Land wurde schmaler und schmaler, und zog sich endlich nur noch wie ein Band dicht an den Ufern des Bergstromes entlang, während rechts und links die kahlen, nackten Höhen wild und traurig in die blaue Luft hineinstarrten und von ihren öden, sonngebrannten, ja gebratenen Flächen eine erstickende Hitze ausströmten. Ueberhaupt war der Weg — von keinem einzigen Baum gegen die Sonnenstrahlen geschützt — nichts weniger als angenehm zu reiten, und erst mit anbrechendem Abend wurde es kühl genug, um mein Thier zu schärferem Schritt antreiben zu können. Vor Dunkelwerden erreichte ich endlich eine Brücke über den Chillon, der hier viel zu reißend floß, als daß man ihn mit

)em Pferde hätte passiren können. An der andern Seite ag eine Hacienda, Macas, wo ich übernachten konnte, und ch fand dort wenigstens ein gutes Bett, um von den Be=chwerden des ersten Tages auszuruhen.

An der Brücke wurde mir von einem Chinesen Zoll abge=ommen, und ich sah dicht an der Hacienda eine Menge iedriger, schilfgeflochtener schmutziger Hütten, die von Chinesen vimmelten. Auf meine Erkundigung sagte mir der „Mayor lomo“ (der Eigenthümer wohnte in Lima, oder befand sich enigstens gerade dort), daß diese Chinesen sogenannte Kulies eien, die einen achtjährigen Contract hätten und nach dieser Zeit frei wären, um für sich selber etwas anzufangen oder ich auf eigene Hand zu verdingen. Diese hier hatten schon ünf Jahre ihrer Zeit abverdient, und der Mann versicherte, er sei mit ihrer Arbeit zufrieden“.

Von Macas, bis wohin ich noch ziemlich ebenen Weg ge=abt, brach ich am nächsten Morgen früh wieder auf und kam etzt bald in das eigentliche Bergterrain des Landes. Der hillon hat einen außerordentlich starken Fall, der gar nicht selten in kleine Wasserstürze ausartet. Das Thal verengte ch außerdem immer mehr und die Felsen liefen an vielen tellen schroff und steil bis in das Flußbett nieder. — Dicht ei Macas, am rechten Ufer des Flusses und ziemlich hoch am Berge hinauf, in einer wilden Oede von nackten, unfruchtbaren Bänden, liegt eine alte indianische Stadt mit einem ganz genthümlich gespenstischen Aussehen. Die Mauern scheinen, weit ich das aus der Ferne erkennen konnte, von Lehm zu in; trotzdem aber, daß die Dächer schon lange verfault und iedergebrochen waren, hatten sie doch in einem Lande, wo an keinen Regen kennt, der Zeit Widerstand geleistet, und nheimlich starrten noch jetzt die dunkeln, augenartigen Fenster nd Thüröffnungen, durch die schon lange, lange Jahre kein bendes Wesen geschaut hatte, aus den weißen leeren Wän=n heraus nach dem Wanderer unten. Noch ließ sich der ühere Marktplatz erkennen — noch die Ueberreste einer wahr=cheinlich von den Spaniern gebauten Kirche, aber kein Fuß trat mehr jene öffentlichen Plätze und Straßen, kein Haupt

neigte sich mehr in jener Kirche dem unbekannten, neugebrachten und furchtbaren Gott, dessen Name in diesem Erdtheil mit Blut getränkt und mit Schrecken umgeben worden. Die bleichen, kahlen Mauern, die von dort herüberschimmerten, kamen mir vor wie ein riesiges Menschengerippe, das dr drüben in der Sonne dörrte.

Aber auf diesen Wegen kann man sich nicht vielen Betrachtungen hingeben, denn man muß das Auge auf den Pfad selber halten, der von jetzt an bald steil aufläuft, bald tief abfällt, wie gerade das Terrain selber toll und wild seine Höhen aufgeworfen oder seine Tiefen gerissen hatte. Vom Wegbau haben die Südamerikaner nur eine sehr unbestimmte Idee, die sich darauf beschränkt, die Bahn für ein Lastthier nur möglicher Weise *passirbar* zu machen. Schwierigkeiten im Wege *wegzuräumen*, fällt ihnen nicht ein; sie umgehen dieselben, wenn auch auf noch so großen Umwegen und was ihre Thiere dabei unnöthiger Weise auf- und abklettern müssen, wird gar nicht geachtet. Sprengpulver sieht wie mir gesagt wurde, sorgfältig auf allen Rechnungen, aber wie ein Steinbohrer aussieht, wissen sie schwerlich, wenigstens ist er nie angewandt.

Enger und enger wurde das Thal, aber hier und da zeigten sich jetzt auch einige fruchtbare und angebaute Felder darin, und besonders üppig stand in diesen die Alfalfa, das Futterkraut für die Thiere. Auch Mais und Kartoffeln — denn das tropische Klima lag hinter mir — fand ich in der Nachbarschaft. Uebrigens hatte ich mir vorgenommen, heute noch das von Macas vierzehn Leguas entfernte Obragilio ein größeres Städtchen, zu erreichen, um in gutes Quartier zu kommen, und die Nacht brach ein, während sich der Weg noch steil am Flusse hinaufzog. Der Chillon bildete hier fast nur eine Kette von kleinen Wasserstürzen, und wundervoll sah es aus, wie die weißschäumende Fluth donnernd und kochend aus dem dunkeln Schatten der Felsen herausströmte und in tiefen Kesseln dann tief unten wirbelte und gährte. Der Pfad war dabei schmal und rauh, mein Thier mußte halbe Stunden lang über lose Felsstücken hinwegsteigen und selbst oft klettern; Maulthiere haben aber darin einen vor-

refflichen Instinct, und man kann sie sich selber vollkommen uhig überlassen, ja, je weniger man den Zügel führt, desto icherer gehen sie. Es wurde aber doch neun Uhr, ehe ich die Stadt selber erreichte, und mit Mühe konnte ich noch Quartier ür mich, Futter für mein Thier bekommen. An ein Bett ar freilich nicht zu denken, und ich schlief die Nacht — wie chon so viele in meinem Leben — mit dem Kopfe auf dem Sattel in meinen Poncho eingewickelt.

Der nächste Tag brachte für mich eine freundlichere Sceerie, denn der wilde Strom schien genug Wasserstaub umherustreuen, um den Thalboden feucht und fruchtbar zu halten; uch wurde mir gesagt, daß es hier sehr häufig regnen solle. Ich hatte also die dürren, trockenen Küstenhänge Perus hinter ir und durfte doch jetzt wenigstens auf grüne Hänge hoffen. Es giebt nichts Traurigeres, als durch ein so ödes Land zu eiten. Die Berge waren auch hier in der That mit grünen nd Blumen tragenden Büschen bewachsen, und am Wege lber stand in großen duftenden Sträuchern das reizende eliotrop (Vanille), das seinen Wohlgeruch mit der frischen Morenbrise ausstreute. Allerliebste Kolibris, purpurroth und grün nd von winziger Kleinheit, summten und surrten um die Weidenbüsche des Stromufers, und buntfarbige, zierliche Vögel achten schwache und meist unglückliche Versuche, ein Concert nzustimmen. Die Vögel Amerikas haben herrliche Farben, ber nur sehr wenige können wirklich singen, und unseren Waldsängern daheim kommt keiner gleich, den Mocking bird on Louisiana, der auch die amerikanische Nachtigall genannt ird, vielleicht ausgenommen.

Alfalfa, Mais und Kartoffeln wuchsen hier üppig, blieben ber auf das schmale Thal beschränkt, und nur hier und da atten sich die Bewohner in die Hänge hinaufgewagt und rdentliche Felder angelegt, die grün und fruchtbar aussahen. Wenn die Leute hier ordentlich arbeiten wollten, könnten e gewiß genug ziehen; wenig aber brauchen sie nur zum eben, und über das Wenige hinaus gehen dann auch ihre nstrengungen nicht, wie man es ja in ganz Südamerika, ie man es bei der ganzen spanischen Race findet. Gegen bend überholte ich einen Arriero, der mit Packthieren nach

Cerro de Pasco und weiter nach Huánaco zog. Den Thiere
waren die kupfernen Gefäße zu einer Branntweinbrenner
aufgeladen, und einzelne davon trugen riesige kupferne Kessel
die diese Leute mit großer Gewandtheit auf den Packsättel
festzuschnüren wissen. Rauh genug gehen sie freilich mit de
ihnen anvertrauten Gütern um, denn rauh ist auch der We
und rauh das Volk, und was sich eben nicht gutwillig mi
den rohledernen Schnüren befestigen läßt, muß entweder biege
oder brechen. Den Schaden trägt natürlich der Empfänge
weshalb also auch große Vorsicht damit brauchen? Mehrer
der kupfernen Gefäße und Röhren waren schon eingeboge
und ein paar der Abzugshähne vollkommen abgebrochen, s
daß ich in der That nicht weiß, wie sie das im innern Land
je wieder repariren können.

Da ich am vorigen Tag einen sehr weiten Ritt mit meinem
Thier gemacht und es etwas schonen wollte, so blieb ich a
diesem Tage bei den Arrieros, natürlich in der Voraussetzung
daß wir wieder irgend ein bequem gelegenes Haus erreiche
würden, in dem wir übernachten könnten. Darin sollte ic
mich aber getäuscht sehen. Höher und steiler stieg der We
hinan; fruchtbare, angebaute Felder hatten wir schon gege
Mittag hinter uns gelassen, und streckenweise mußte ich absteige
und zu Fuß gehen, um meinem Thier nur einigermaßen de
Weg zu erleichtern. Aber wir erstiegen auch jetzt den scheiden
den Bergrücken der Cordilleren, in die wir so allmälig hinein
gekommen waren, daß ich es gar nicht recht merkte, bis mic
die kältere Luft darauf aufmerksam machte. Einer Meng
von Maulthieren und Eseln begegneten wir dabei, oder über
holten sie auch, die theils leer von Cerro herunterkamen, theil
eine Menge der verschiedenartigsten Waaren hinaufschafften
Ganze Caravanen von Eseln besonders trugen jene schwere
eisernen, mit Schrauben versehenen Gefäße, in denen da
Quecksilber verschickt wird, das sie in Cerro zur Amalgamatio
gebrauchen. Große Fässer trugen andere und riesige Kister
ja eins der unglücklichen Thiere hatte sogar ein ganzes Pia
nino auf dem Rücken, das es von Lima aus in die 48 Legua
— circa 34 deutsche Meilen — entfernte Bergstadt hinauf
schleppen mußte. Wer die Wege selber kennt, sollte das fa

ür unmöglich halten, aber Maulthiere machen fast Alles mög-
ich, was in ihr Fach schlägt, und nicht sehr rasch, aber voll-
ommen sicher verfolgen sie ihre Bahn. Manchmal freilich
ird es ihnen doch zu viel, und besonders hier oben, wo die
Berge nur höchst dürftig Futter tragen und nichts auf der
Gotteswelt mehr zu kaufen ist, verlassen sie nicht selten ihre
Kräfte. Die Beweise dazu liegen in zahlreichen gebleichten
Maulthier- und Pferdegerippen auf den Höhen, und haupt-
ichlich an der Straße selber, denn so lange sie nur noch
riechen konnten, gönnte man ihnen keine Ruhe. Oft wird ja
gar erst dem todten die bitterschwere Last abgeschnallt, die
as arme, von Hunger ermattete Thier zu Boden drückte.
Arrieros können nämlich, oder wollen für ihre Thiere kein
utter kaufen, und sobald sie diese Höhe erreichen, wo deshalb
uch nie Jemand einen Vorrath an Futter einlegt, so treiben
e ihren Trupp von Thieren einfach auf die Weide. Wie ge-
nd die aber für sie sein muß, sah ich am nächsten Morgen,
o der ganze Boden weiß mit Reif bedeckt war.

Diese Nacht, die ich vollkommen im Freien zubringen mußte,
or mich furchtbar, denn eben erst aus einem heißen Klima so
cht mitten wieder in den Winter hinein zu kommen, wollte
einem Körper gar nicht zusagen. Du lieber Gott! ich wußte
nicht, was mir noch Alles bevorstand und wie oft ich in
n nächsten Wochen das Klima von heiß zu kalt und von
lt zu heiß wechseln sollte. Nahrungsmittel waren außerdem
enfalls keine zu bekommen. Nicht weit von dort, wo wir
sattelten, hatte allerdings ein Schäfer seine kleine, runde,
it Rasen gedeckte Hütte, in der er die Nacht warm genug
gen mochte, aber nichts weiter als sogenannte chupa oder
uppe, die er uns anbot, die ich aber, mit der frischen Er-
nerung an die ecuadorische Kochkunst, hartnäckig verweigerte.
h führte etwas Brod und Chocolade bei mir und hielt da-
n mein frugales Abendbrod. Am nächsten Morgen brachen
r ziemlich früh wieder auf, d. h. die Arrieros begannen
t ihren Thieren sehr früh; ehe sie aber allen die Sättel
fgelegt und die Päcke festgeschnürt hatten, verging doch eine
mlich lange Zeit und ein schöner Theil vom Tage. Mir
ber wurde dabei die Zeit lang, und sobald ich mein Thier

fertig gesattelt hatte (wobei mir die Hände so froren, daß ich sie abwechselnd in die Tasche stecken mußte), sagte ich dem langsamen Arrieros adios und trabte frisch in die wilde, öde Bergwelt hinein. Und wie wild, wie öde sah das hier aus! wie kahl und starr hoben sich die nackten, nur dürftig mit einem gelblichen Grase bewachsenen Kuppen empor, zwischen denen nur manchmal eine einzelne stille Lagune der Scene einige Abwechselung gab! — Und trotzdem war kein einziges wildes, d. h. jagdbares Thier zu sehen. Hoch, hoch über mir aber weit außer einer Kugel Bereich, kreisten wohl ein paar Condore, sonst aber — zwei schwarze Bläßenten ausgenommen, die auf der einen Lagune schwammen — fand sich kein einziges lebendiges Wesen, und ich und mein Maulthier schienen in der ringsum ausgestorbenen Schöpfung allein übrig geblieben zu sein.

Ein paar Mal, wo es ziemlich steil bergauf ging, stieg ich ab, um es dem Thiere zu erleichtern, und fand dann zu meinem Erstaunen, daß mir das Athmen sehr schwer wurde. Auch Kopfschmerz bekam ich, oder eigentlich keinen wirklichen Schmerz, sondern nur eine Art unangenehmes Zusammenpressen der Schläfe. Freilich war alle Ursache dazu vorhanden, denn ich befand mich hier, als ich die Höhe endlich erreichte, auf dem höchsten Passe der Cordilleren und 16,000 Fuß hoch über der Meeresfläche. Ich fühlte dabei besonders die beißende Schärfe der Luft, wenn ich den Athem durch die Nase zog, sonst aber von allen jenen Unannehmlichkeiten, von denen mir früher war erzählt worden, nichts. Es soll nämlich gar nicht so selten vorkommen, daß Menschen und selbst Maulthiere einen wirklichen Krankheitsanfall auf dieser Höhe bekommen, eine Art von Seekrankheit, die von furchtbaren Kopfschmerzen und tödtlicher Ermattung begleitet ist. Die davon befallenen Maulthiere stürzen plötzlich nieder, und wenn man sie nach einiger Zeit wieder in die Höhe bringt, zittern sie an allen Gliedern und können sich vor Mattigkeit kaum selber von der Stelle schleppen, viel weniger noch einen Reiter tragen. Man nennt diesen Anfall, wenn ich nicht irre, hier im Lande Wedde, und er muß, nach Allem was ich darüber gehört habe, weit eher in gasartigen Luftströmungen, als in der wirk

lichen Höhe seinen Ursprung haben, da er nie eigentlich auf dem höchsten Punkte des Passes, sondern mehr an dem östlichen Hange der Cordilleren vorkommt.

Der eigentliche Gipfel der Cordilleren zeigt sich aber hier keineswegs so scharf und entschieden ausgeprägt, wie weiter südlich und östlich von Valparaiso, wo man den wirklich scheidenden Gebirgsrücken in einer halben Minute passiren kann. Hier ist die Höhe weit mehr gebrochen und in kleine Hügel und Tiefen abgetheilt; sogar eine Lagune hat sich dort oben gesammelt, und ich fand eigentlich erst, daß ich den wirklichen Hauptgipfel erreicht hatte, als ich plötzlich wilde, mit Schnee bedeckte Hänge vor mir sah, deren weiße Flächen tiefer hinabreichten, als ich mich selber befand. Die Schneegrenze, das heißt die Linie des ewigen Schnees, die in der Schweiz auf etwa 9000 Fuß liegen wird, wenn auch einzelne von ihren Gletschern bis 8000 herunterreichen, liegt wunderbarer Weise unter und nahe den Wendekreisen viel höher, als unter der eigentlichen Linie selber, denn sie beträgt unter dem Aequator 15,000 und unter jenen 16—17,000 Fuß. Woher das kommt, ist noch nicht erklärt, wenn auch für Amerika allein eine Erklärung leicht würde. Gerade unter dem Aequator und in wenigen Graden davon liegen hier nämlich eine Menge sehr hoher, schneebedeckter Berge, und unter ihnen der riesige Chimborazo, der mit einer Masse von 5000 Fuß in die Schneeregion hineinreicht. Natürlich verbreiten diese ausgedehnten Schneefelder auch eine viel größere Kälte als dort, wo diese Kuppen nur vereinzelt emporragen, und müssen deshalb die Schneegrenze auch tiefer in das niedere Land drücken. Die nämliche Erscheinung, wenn auch natürlich in kleinerem Maßstabe, haben wir schon mit der Schweiz und Tyrol, denn in dem letzteren Lande, das keine so weite schneebedeckte Flächen hat, wie das erstere, liegt die Schneegrenze ebenfalls höher, und 9000 Fuß hohe Kuppen tragen hier nur im Winter Schnee, und auf dieser Höhe noch das zarteste und süßeste Alpengras.

Von hier ab senkte sich der Weg bald wieder bis zu etwa 14,000 Fuß nieder, führte aber nicht wieder, wie ich gehofft hatte, in fruchtbare Thäler hinab, sondern hielt sich auf diesen

Höhen, die man hier punas nennt, und wo nur allein ein dürftiges, vom Reif nicht selten wie gesengtes Gras Schaf- und Lamaheerden am Leben erhält. Die Schafe haben wahrhaftig kein leichtes Brod, wenn sie sich an den Hängen ihre Nahrung suchen wollen, und die Lamas halten sich lieber in den tiefer gelegenen und sumpfigen Stellen auf, die das Schaf vermeidet. Das Lama hat aber auch breite Hufe oder vielmehr Schalen, mit denen es nicht so tief in den weichen Boden einsinkt, kann auch vielleicht eher das im Wasser wachsende und mehr saure Gras vertragen, als das Schaf. — Diese Cordilleren sind die eigentliche Heimath des Lamas, das aber nicht mehr wild angetroffen wird, sondern überall in zahmen Heerden beisammen lebt. Das Vicunna dagegen, eine kleinere Gattung, kommt hier noch wild vor, und läßt sich entweder nicht zähmen, oder ist auch vielleicht zu schwach, irgend eine Ladung zu tragen. — Früher soll es auch Guanacos gegeben haben, deren eigentliches Vaterland Patagonien bis zum 30. Breitengrade hinauf ist, diese sind aber jetzt ausgerottet oder nach dem Süden hinuntergetrieben, wo man sie noch in zahlreichen wilden Rudeln findet.

Die alten Inkas, deren Erinnerung jetzt nur noch im Munde des Volkes lebt, während ihre einfachen Bauwerke selbst bis auf unsere Tage der Macht der Zeit getrotzt haben, hielten nicht selten große Jagden auf das Vicunna, und zwar auf eine höchst eigenthümliche Weise, indem sie dieselben „verlappten". Nach allen Beschreibungen nämlich scheinen sie wirkliche Federlappen gehabt zu haben, mit denen sie, wo sie ein Rudel dieser Vicunnas trafen, dasselbe einkreisten und den Ring immer enger und enger zogen, bis sie die einzelnen Thiere mit dem Lasso sichern oder mit ihren Pfeilen tödten konnten. Die Federlappen waren dabei gar nicht so hoch, aber kein Vicunna wagte es, sie zu überspringen. Nur wenn sich ein oder mehrere Guanacos mit im Rudel befanden, was ziemlich häufig der Fall gewesen zu sein scheint, so war die Jagd vergebens, denn diese letzteren übersprangen die Lappen, und sobald eins dieser Thiere hinübersetzte, blieben die Vicunnas auch nicht zurück, sondern folgten dem Beispiel. Die

Indianer hüteten sich auch deshalb wohl, ein Rudel einzukreisen, bei dem sie eins der klügeren Guanacos spürten.

Das wilde Guanaco hat eine bestimmte Farbe, wie überhaupt fast alle wilden Thiere — das gezähmte Lama dagegen findet sich von allen Farben, schwarz, weiß, braun, grau, gefleckt, ja selbst getigert, und es giebt kaum etwas Bunteres auf der Welt, als eine Heerde dieser hübschen, langhalsigen, zottigen Thiere, die nicht scheu, aber doch erstaunt den schönen Kopf emporwerfen, wenn ein einzelner Reiter auf diesen Höhen die stille Oede ihrer Weiden unterbricht. Es giebt aber gewiß nichts Herzigeres und Lieberes auf der ganzen Welt, als so ein junges Lama mit seiner seidenweichen und dichten Wolle, und ich hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn ich eins dieser prächtigen kleinen Dinger hätte mitnehmen können. Aber ich hatte Mühe genug, mich selber vorwärts zu bringen, und überhaupt können die Lamas auch das heiße, trockene Land der Küste gar nicht recht vertragen. Sie kommen allerdings dann und wann in einzelnen Heerden selbst bis nach Lima hinunter, aber man treibt sie stets wieder so rasch als möglich zurück in das höhere, kältere Land, das ihre eigentliche Heimath ist, und dessen rauher Luft zu begegnen sie einen ganz anständigen warmen Pelz auf dem Leibe tragen.

Mein Maulthier hatte sich oben in der feinen und dünnen Luft ziemlich gut gehalten; beim Bergsteigen schien ihm nur auch die Luft etwas zu fehlen, denn es schnaufte schwer und blieb oft stehen, um sich auszuruhen. Um es nicht zu sehr anzustrengen, machte ich deshalb einen kurzen Tagesmarsch und blieb in dem ersten Tambo, der unten am Fuße des obern Rückens ziemlich einsam in den Bergen lag. Diese Tambos, kleine, niedrige Lehmhütten, die in größeren Städten wohl auch dann und wann ein Bett für den Fremden und Reisenden haben, sind in dieser Wildniß natürlich nur einfache Nachtquartiere, in denen man höchstens Abends eine Kartoffelsuppe und — wenn man Glück hat — ein Stück Fleisch, aber sonst nicht die geringste weitere Bequemlichkeit findet. Wenn man schlafen will, wird Einem für die Nacht ein halbes Dutzend trockener Schaffelle anvertraut, auf denen man wenigstens vor der Feuchtigkeit des Bodens geschützt ist;

sonst muß man, wie gewöhnlich, seinen Sattel zum Kopfkissen, seinen Poncho zur Decke nehmen, und wenn die Luft recht kalt und eisig über die Schneeberge herüberstreicht, kann man nach Herzenslust unter der dünnen Decke schütteln und frieren.

Ueberreinlich sind dabei diese Nachtquartiere ebenfalls nicht, und wenn es nicht unumgänglich nöthig ist, sollte man sich nie in der Nähe des Herdes aufhalten — wo die Suppe bereitet wird — vorausgesetzt nämlich, daß man etwas eigen in Bereitung der Speisen wäre. Dennoch ist es kein Vergleich mit dem Innern von Ecuador, denn gegen die Bewohner dieses Landes sind die Peruaner wirklich wahrhafte Holländer. Das Hauptnahrungsmittel dieser Höhen sind Kartoffeln (die aber auch aus mehr „tropischen" Gegenden eingeführt werden müssen) und Schaffleisch. Mais bekommen sie ebenfalls dann und wann herauf, und dörren ihn mit Fett, wonach er ihnen als Brod dient.

Von diesem Hause aus, Casacaucha, wo ich übernachtete, brach ich am nächsten Morgen wieder ziemlich früh auf, um ein kleines Städtchen, Ualjay, zu erreichen. Der Weg dorthin, der noch immer auf der Puna fortführte, war aber heute sehr schlecht, denn obgleich hoch in den Bergen und an grasigen Hängen hinführend, zeigte sich der Boden doch so weich und sumpfig, daß mein Maulthier ein paar Mal zu versinken drohte und von da an nur mit der äußersten Vorsicht weiter gebracht werden konnte. Allerdings hat der Staat, da dies der Hauptweg der ganzen Republik ist, den Weg verbessern und an den schlimmsten Stellen ordentlich pflastern lassen. Da dies aber nur mit sehr rauhen Steinen geschehen konnte, die noch dazu kein festes Lager fanden, so drückten sie sich natürlich theils in den sumpfigen Boden ein, theils schoben sie sich auseinander, und eine schönere Gelegenheit, die Beine eines Maulthiers zu zerbrechen, giebt es wohl auf keiner Straße der Welt. Unterwegs sah ich nichts als zahlreiche Schaf- und Lamaheerden. Die Schäfer wohnen in kleinen runden Hütten, deren etwa vier Fuß hohe Mauer von Steinen aufgebaut ist, auf denen ein spitzes Dach von dick aufeinander gelegten Binsen ruht. Als Brennmaterial dient ihnen dabei der an sumpfigen Stellen abgestochene und in der Sonne ge-

trocknete Rasen, und sie haben im Innern aus Lehm roh zusammengeklebte und von ihnen selbst aufgestellte Oefen, die so trefflich geformt sind, daß sie tüchtig ziehen und eine höchst wohlthätige Temperatur im Innern verbreiten. Rings im Innern der Hütte läuft dann eine Bank, von eben solchen Rasenstücken aufgestellt, die über Tag zum Sitz und Nachts zur warmen Lagerstätte dient. Der Rauch zieht natürlich durch das Dach, oder wo er eben sonst einen Ausweg findet — Schornsteine kommen nicht vor.

Ualjay erreichte ich etwa drei oder vier Uhr Nachmittags, und da ich von hier aus noch etwa acht Leguas bis Cerro hatte, beschloß ich, da die Nacht zu bleiben. Ein guter Tambo sollte ebenfalls im Orte sein; vergebens frug ich aber dort um Nachtquartier, vergebens hielt ich bei jedem nur einigermaßen anständigen Hause, das ich in dem kleinen Städtchen fand, an, um quarto zu bekommen; Niemand wollte den Fremden beherbergen, und „no hay quarto" lautete der Bescheid.

Wäre ich nun ein schüchterner junger Reisender gewesen, so hätte ich jedenfalls diese Nacht unter freiem Himmel zubringen müssen — keinesfalls etwas Angenehmes, da es etwa eine Stunde später scharf zu graupeln anfing und die Nacht tüchtig fror. Ich hatte aber schon genug von der südamerikanischen Race gesehen, um zu wissen, wie man sie behandeln muß, und so wie ich meinen Rundritt gemacht und nirgends ein Nachtquartier gefunden, ritt ich vor das beste Haus der Stadt. Dort stieg ich einfach ab, schnallte meinen Sattel ab und trug ihn in das Haus, stellte meine Büchse in die Ecke und erklärte dem Besitzer, der mich vorher selbst ziemlich barsch abgewiesen, daß ich eingezogen sei. Er schien das auch vollkommen in der Ordnung zu finden; über meine vorherige Anfrage wurde kein Wort mehr gesprochen, und der Mann wurde von da an so freundlich, wie er er nur sein konnte. Ich bekam sogar etwas sehr Seltenes: Für mein Maulthier etwas Hafer und Mais, denn draußen auf der Weide war wenig oder gar nichts für dasselbe zu finden. Außerdem entdeckte ich eine Tienda, in der ich ein Licht, etwas Brod und ein Blech mit Sardinen in Oel kaufen konnte; Chocolade und etwas guten Cognac hatte ich selber

bei mir, und wenn der Leser wissen will, wozu ich solche luculliſche Vorbereitung an einer so öden Stelle machte, so muß ich ihm einfach sagen, daß es Sylvesterabend war, den ich an diesem Ort allein und einsam verbrachte. Natürlich wollte ich ihn auf eigene Hand feiern, und mir wenigstens einen ordentlichen Grog brauen, um die Gesundheit meiner Lieben und Freunde daheim zu trinken.

Wie dann die Zeit kam, daß daheim die Mitternachtsstunde schlug, und während ich im Geiste die fröhlichen Paare in den erleuchteten Sälen dahinfliegen sah, während ich manches stillen traulichen Stübchens gedachte, in dem sich gute Menschen ein fröhlich „Prost Neujahr" entgegenriefen — während ich wußte, wie — doch Alles läßt sich eben nicht so mit Worten sagen, wie man es in einer solchen Stunde fühlt; als es aber daheim zwölf Uhr war, und während in Ualjay der Hagel auf das Dach niederrasselte und auf das hölzerne Vordach der Veranda schlug, lag ich ausgestreckt auf meinen Schaffellen, den Kopf auf dem Sattel, den dampfenden Grogbecher neben mir, und ein herzlicher gemeintes „Prost Neujahr" hat Niemand aus der weiten Fremde in die Heimath gesendet, die guten Menschen dort zu grüßen.

Sonst schlaf' ich ein, so wie ich den Kopf auf den Sattel drücke — heute ging's nicht, und lange, lange noch lag ich träumend wach, rauchte eine Cigarre nach der andern und blies den Dampf in das neben mir stehende flackernde Licht hinein.*)

So lag ich, bis es da oben schon sicher zwölf Uhr war, aber in Ualjay blieb Alles still und stumm. Das alte Jahr war vorüber und ein neues fing an, das etwa wußten die Leute, und Weiteres kümmerte sie nicht. Wie hätten sie auch mit irgend einem bestimmten Gefühl das alte Jahr scheiden sehen sollen, da sie überhaupt gar kein bestimmtes Gefühl für Zeit haben. Sie wissen, daß das Jahr 365 Tage hat,

*) Der Mensch kann nämlich, wie bekannt, nicht im Dunkeln rauchen, so sonderbar das auch für einen Nichtraucher klingen mag. Sobald man den Dampf nicht sieht, weiß man nicht, ob Pfeife oder Cigarre brennt, und demzufolge wäre der Genuß des Rauchens also in der That nur eine Einbildung.

das ist Alles. Wie rasch diese fliegen oder wie langsam, bleibt sich völlig gleich, denn so wie ein Tag vorbei ist, kommt ein anderer, der genau so aussieht und ganz denselben Werth hat wie sein Vorgänger. Wozu die Tage etwa zu gebrauchen wären, und daß sie doch vielleicht selber in die Welt gesetzt sein könnten, derselben etwas zu nützen, fällt ihnen gar nicht ein.

Daß wir Europäer diesen Zeitabschnitten vielleicht ein wenig zu viel Nachdenken widmen, ihnen vielleicht etwas zu große Bedeutung beilegen, mag sein; aber so ein neues Jahr ist doch auch immer wieder ein Riesenschritt dem Grabe entgegen, nach dem gemessen unsere Bahn nicht eben lang erscheint, und wenn Einem bei einem solchen Schritt dann noch eine ganze Menge von anderen Dingen einfallen — wer kann's dem armen Menschenherz verdenken?

Mein Licht wehte endlich nieder, und als ich am nächsten Morgen aufwachte, stand die Neujahrssonne schon hoch am Himmel. Da ich übrigens keine Neujahrsvisiten zu machen hatte, störte mich das wenig, ich stand langsam auf, kochte meine Chocolade und sattelte dann mein Thier zum Weitermarsche. Als ich die Thür öffnete, schien und blitzte die Sonne auf die weiß bereiften und behagelten Wiesen und Dächer — Schnee und Eis unter 11° Süder-Breite in Peru, wo, allen authentischen Bildern nach, die Leute als einzige Kleidung einen Schurz von roth und gelben Federn und eine ebensolche Krone tragen. Wetter noch einmal, wie fest ich mich in meinen Poncho einwickelte, und wie oft ich die Finger wärmen mußte, bis ich den Sattel wieder aufgeschnallt hatte! Was half es mir jetzt, daß ich den Winter unter den Tropen zubrachte? Ich fror hier in meinen verhältnißmäßig dünnen Kleidern mehr, als ich in Deutschland im kältesten Winter gefroren haben würde. Die aufsteigende Sonne leckte aber bald den Reif von den Hängen, und erst einmal im Sattel, wurde mein Thier wie ich bald warm genug.

Von hier aus führte der Weg bis Cerro de Pasco nur durch eine weite Pampa — eine fast ununterbrochene Hochebene, auf der das Maulthier wacker austraben konnte. Trotz-

dem daß hier die eigentliche Regenzeit schon länger eingesetzt, war ich doch bis jetzt glücklich verschont geblieben, und selbst die jene Ebene durchströmenden Flüsse hatten sich so niedrig gehalten, daß ich sie alle an den verschiedenen Fuhrten passiren konnte. Ganz merkwürdig ist die Scenerie, die den Reisenden umgiebt, wenn er das enge Thal hinter sich läßt, in dem Ualjay noch liegt. Dort öffnet sich die Pampa vor ihm, und rechts und links weichen die niederen Berghöhen mehr und mehr zurück. Diese bestehen aber hier aus den wunderlichst geformten Steinen und Felsblöcken, die sämmtlich aussehen, als ob sie theils gemeißelt, theils durch Menschenhände sorgfältig aufeinander geschichtet wären. Dazu ist der ganze Berg nicht etwa Fels, sondern Rasenboden, aus dem die einzelnen Steine ordentlich wie herauswachsen, und was für sonderbare Gruppen bilden sie. Hier steigt ein einzelner Pfeiler, wohl sechzig bis achtzig Fuß hoch, vollkommen isolirt empor, dort sind vier oder fünf Felsblöcke zu einer Art riesigen Menschenfigur, die einen weitausstehenden Hut trägt, aufgeschichtet, und alle möglichen fabelhaften Ungethüme kann sich die nur einigermaßen lebhafte Phantasie aus ihren zerrissenen Gestalten und Formen zusammenstellen.

Man soll nie in der Welt etwas aufschieben! Als ich dort vorbeikam, wollte ich mir ein paar der sonderbarsten Gruppen abzeichnen, verschob es aber auf den Rückweg, und *als* ich zurückkam, regnete es gerade an der Stelle, was vom Himmel wollte, und ich mußte machen, daß ich nach Ualjay hineinkam.

Hier traf ich mit einer kleinen Reisegesellschaft zusammen, die ebenfalls von Lima kam und nach Cerro de Pasco wollte. Es war ein Kaufmann aus dieser Stadt mit seiner jungen Frau, einen kleinen fünfjährigen Burschen vor sich auf dem Sattel, und ein älterer Herr, der sie begleitete — möglicher Weise der Schwiegervater. Wir begegneten auch einer Menge von Arrieros, und besonders Lamatreibern, denn Cerro de Pasco ist eine nicht unbedeutende Stadt, die außerdem *nichts* selber erzeugt, sondern Alles, bis auf das Letzte, aus der Umgegend muß zugeführt bekommen. Nur das Silber, um dafür zu bezahlen, liegt um sie her im Bauche der Erde, und

die Menschen haben sich in einer kalten Einöde angesiedelt, um das herauszuwühlen.

Pasco war die frühere Minenstadt, etwa drei Leguas von dem jetzigen Cerro entfernt, die Minen dort gaben aber aus, und die Bewohner von Pasco zogen sich fast alle nach den reicheren Minen von Cerro hinüber, wo sie sich häuslich niederließen. Da aber Cerro ursprünglich von Pasco kam, nannten sie die Stadt, wie es auch daheim nicht selten unsere Schriftsteller thun, Cerro de Pasco. Pasco besteht solcher Art noch immer fort; wir konnten es vor uns an einem kahlen, trockenen Berghange liegen sehen, aber nur noch wenige Einwohner sind dort, mehr aus alter Gewohnheit als eines wirklichen Nutzens wegen, kleben geblieben, und weder Handel noch Gewerbe blühen in der Mutterstadt, die das junge silberreiche und geadelte Cerro lange überflügelt hat. Auch ein paar Haciendas sahen wir unterwegs; aber die Eigenthümer derselben müssen sich auf dieser Höhe einzig und allein auf die Viehzucht beschränken, denn allen Feldfrüchten sind die Nachtreife, die hier das ganze Jahr eintreten, stets verderblich. Auf dieser Höhe kann natürlich weder Sommer noch Winter einen Einfluß haben, und wenn die Sonne auch im Sommer, wo sie über Kopf steht, am Tage etwas wärmer scheinen mag und etwas mehr Schnee von den Gebirgen wegfrißt, so bleibt die Luft doch immer kalt und dünn, und die Nächte sind stets dem Frost und Reif preisgegeben.

Einen wundervollen Anblick hatten wir aber auf dieser Hochebene, denn wie sich gegen Mittag der auf den Flächen lagernde Nebel hob, sah ich das herrlichste Panorama von Schneegebirgen um mich her, das sich auf der Welt denken läßt. Diese schneebedeckten Kuppen schienen allerdings von dort aus, wo wir uns befanden, nicht übermäßig hoch — lag doch die Ebene selber wenigstens 14,000 Fuß über der Meeresfläche —, aber wie ein weißer zackiger Gürtel spannte sie sich um uns her, oft tüchtige Joche in die Wolken reckend, um deren scharfgerissene Spitzen dünne, schleierartige Nebel schwebten. Thätige Vulkane schienen übrigens nicht darunter zu sein, wenigstens konnte ich nirgends die dunkeln Rauchsäulen erkennen, die in Ecuador so manches Schneegefilde

überhängen. Die Pampa bildet hier solcher Art einen von mächtigen Hängen eingeschlossenen Kessel, der ebenfalls eine vier Leguas im Umfang haltende Lagune trägt. Alle die Wasser aber, die hier entspringen, nähren schon den Amazonenstrom und fließen in ihm dem Atlantischen Ocean zu.

Diese Lagune weit zur Rechten lassend, zieht sich der Weg, während die Stadt Pasco ebenfalls auf dem rechten Hügelhange liegen bleibt, mehr nach links hinüber, und etwa um drei Uhr Nachmittags erreichten wir die Minenstadt Cerro de Pasco.

3.

Cerro de Pasco.

Cerro de Pasco, auf der östlichen Hochebene der Cordilleren gelegen, wird wohl die höchste Stadt der Erde sein, und viel höher haben sich nirgends Menschen angesiedelt, oder könnten existiren, als hier, 14,500 Fuß über der Meeresfläche. Schon hier können Viele die feine, scharfe Luft nicht vertragen, und die meisten Krankheiten, die in den sonst gesunden Gegenden vorkommen, haben in der Lunge und in den Athmungsorganen ihren Sitz. Besonders klagt der neu hinauf Gekommene häufig über Kopfschmerzen und Uebelkeiten, und jenes unangenehme Zusammenpressen der Schläfe fühlte ich selber dort, und wurde es nicht eher los, bevor ich nicht wieder tieferes Land erreichte. Desto besseren Appetit behielt ich aber, trotz aller Prophezeiungen des Gegentheils, und blieb mit meinem Magen immer auf dem besten Fuße.

Ganz eigenthümlich ist der Anblick von Cerro, wenn man den Gipfel des nächstgelegenen Hügels erreicht, und die ganze weite, von ein paar Lagunen begrenzte Stadt dicht unter sich zu seinen Füßen sieht. Von dort aus erkennt man näm-

ich nichts weiter, als die dicht ineinander gedrängten braun-
rothen Ziegeldächer, mit den grauen Lehmmauern der äuße-
ren Häuser, während links davon, und durch eine blitzende
Lagune von der Stadt getrennt, die regelmäßigen und sau-
beren Gebäude einer großen, durch Dampf getriebenen Sil-
berwäscherei und die wie an der Schnur gemauerten runden
Behälter sichtbar werden, in denen die schon gemahlene silber-
haltige Erde von Pferden zu einem dünnen Brei getreten
wird.

Das Ganze schließen kahle, graue Bergrücken ein, an
denen man hier und da die Minenarbeiter beschäftigt sieht,
und Cerro liegt auf diese Weise in einem wirklichen Kessel
von reichem Gestein, ja, seine Mauern sind auf dem reichsten
selbst gebaut, so daß man sogar noch mitten zwischen den
Häusern die Einfahrten zu früheren Schachten und Stollen
finden kann. Die meisten dieser sind aber, so reich sie sein
mochten, ersoffen, und man hat noch nicht Geld genug auf-
treiben können, ordentliche Dampfwerke anzulegen, um sie
vom Wasser zu befreien und frei zu halten.

Diesen Minen verdankt Cerro seine Entstehung, denn
die ersten Arbeiter siedelten sich natürlich dicht bei ihren Ar-
beitsplätzen an, während neue Einwanderer fortwährend durch
neu entdeckte reiche Schätze herbeigezogen wurden und den Platz
vergrößerten. Jetzt zählt die Stadt etwa 12—15,000 Ein-
wohner, und viele Häuser sind, trotzdem daß Alles, was sie
beziehen, auf Maulthieren hinaufgeschafft werden muß, mit
jeder Art von europäischem Luxus ausgestattet.

Natürlich haben sich alle Arten von Handwerkern dort
ebenfalls niedergelassen, darunter auch viele Deutsche; ein
deutscher Arzt ist ebenfalls hier angesiedelt, wie ein deutscher
Uhrmacher und Juwelier, und das gesellige Leben in
Cerro scheint, nach Allem was ich darüber gehört und da-
von gesehen, freundlicher und anregender Art zu sein. Frei-
lich sind aber, wie überall, die Deutschen von Cerro ebenfalls
in zwei verschiedene Parteien getrennt, die sich einander nicht
sehen können. Vielleicht haben sie es nur gethan, um ihren
Nationalcharakter nicht zu verleugnen, vielleicht aus anderen

Gründen. Jedenfalls fand ich hier das Nämliche bestätig
wie schon in so vielen fremden Ländern, wo ich die Deutsche
auch entzweit und uneinig traf. Einzeln genommen sind e
Alle brave, gute Menschen, aber oft nur irgend ein kleine
Mißverständniß giebt Anlaß zu Häkeleien; Zwischenträge
finden sich immer, die ein rasch gesprochenes und vielleich
gar nicht bös gemeintes Wort auf *ihre* Weise deuten un
weiter tragen, und der Bruch ist unrettbar geschehen, nachder
sich natürlich beide Parteien für schmählich behandelt halter
Jeder glaubt sich im Rechte, Keiner will den Schritt zu eine
Versöhnung thun, die er selber für unmöglich hält, und de
Bruch wird unheilbar.

Die Gegend von Cerro de Pasco erzeugt, wie schon vor
her erwähnt, weiter gar nichts, als ein dürftiges Gras un
Silber. Alles Andere, von der Kartoffel, die ihre täglich
Nahrung bildet, bis zu dem Pianino, das die Eingeborene
mit stummem Staunen betrachten, trägt das Maulthier au
seinem Packsattel in diese unwirthlichen Höhen. Nichtsdesto
weniger ist der Markt von Cerro nicht allein mit alle
Früchten der gemäßigten, nein, sogar auch mit vielen de
heißen Zone versehen, und neben der Banane und Anana
liegt die Orange und Limone, die Weintraube, Quitte un
Feige, stehen Säcke mit Bohnen und Erbsen, mit Zwiebel
und Mais, und Massen von Kartoffeln aus den nächste
Thälern.

Entsetzlich schwer ist es aber, die Hülsenfrüchte auf diese
Höhe weich zu kochen. Wir machten nämlich den Versuch
einen Kessel mit großen Puffbohnen weich zu bekommen, abe
vergeblich. Von Morgens Acht bis Abends Vier kochte es
und Abends Vier waren die Bohnen noch genau so hart, wi
Morgens um Acht. Eier sind eben so schwer hart zu be
kommen und müssen lange kochen.

Eine eigenthümliche Speise bereiten die Eingeborenen hier
der wir Europäer aber keinen Geschmack abgewinnen können
und es sind dies *gefrorene Kartoffeln*, die absichtlich
dem Froste ausgesetzt werden, bis sie vollkommen wässeric
sind. Dann preßt man das Wasser, so gut es gehen will
heraus, wonach angeblich blos der reine mehlige Stoff zu

rückbleibt, und verzehrt sie dann, gekocht oder gebraten, mit großem Appetit.

Diese Zubereitungsweise klingt anfänglich ganz vernünftig, daß man nämlich nur die wässerigen Theile der Kartoffel ausfrieren läßt und das Beste und Mehlige zurückbehält. Es ist aber eine von den unzähligen Theorien, die in der Praxis nicht Stand halten, und wenn die Leute diese Kartoffeln doch essen und vortrefflich finden, so beweist das nicht etwa, daß sie wirklich vortrefflich sind, sondern daß das Volk einen ganz erbärmlichen und traurigen Geschmack hat, über den sich natürlich nicht streiten läßt.

Cerro selber ist indessen nicht wie die übrigen größeren Küstenstädte gebaut, die fast alle in regelmäßigen Quadraten ausgelegt sind, sondern die Häuser wurden errichtet, wie sich eben das Bedürfniß einer neuen Wohnung herausstellte. Daher kommt es denn auch, daß die Straßen alle, durch kleine enge Quergäßchen verbunden, wild und toll durcheinander laufen, daß kein ordentlicher Marktplatz in der Stadt selber ist, weil man erst an einen Markt dachte, als die Stadt schon in der Wirklichkeit fertig war und die Leute Lebensmittel brauchten. Die Stadt sieht auch eigentlich so aus, als ob sie einmal aus Versehen aus einem Sacke heraus über den Hügel ausgeschüttet wäre, auf dem sie jetzt steht, und dessen Eingeweide das gierige Menschenvolk schon längst in allen Richtungen nach edlen Metallen durchwühlt hat.

Die Häuser sind außerdem gar nicht in dem gewöhnlichen spanischen oder südamerikanischen Style gebaut, der mit seinen weiten und bequemen Hofräumen viel zu viel Platz des werthvollen Silberbodens eingenommen hätte. Der Hofraum ist eng, beschränkt und schmutzig, denn Regen und Schnee gehören hier zu den alltäglichen Ereignissen, die Zimmer sind niedrig, aber warm mit Oefen oder Kaminen gebaut, und die Wohnungen überhaupt, wenn sie auch in Peru liegen, doch dem kalten Klima angepaßt.

Glücklicher Weise wird dort in den Bergen eine ziemlich gute und brauchbare Steinkohle gefunden, ohne die Cerro in der That gar nicht bestehen könnte, denn Bäume wachsen nicht auf Leguas im Umkreise, nur in einigen tiefen Thälern un-

ten, und brauchbarer Rasentorf wäre in solcher Masse, wi
sie hier nöthig ist, gar nicht zu erschwingen.

Wie eine Insel im Weltmeere nur durch Schiffe ode
Boote erreicht werden kann, so ist Cerro de Pasco nur durc
Maulthiere oder Lamas zugänglich, und denen begegnet ma
denn auch nicht allein auf den Wegen, sondern selbst in de
engen Straßen der Stadt zu Hunderten. Maulthiere un
Esel sind auch daran gewöhnt, betreten Cerro, als ob si
darin zu Hause wären und ursprünglich dahin gehörten, un
stehen auch wohl Stunden lang allein und unbeachtet an de
Ecken der Straßen, ihrer Fracht oder eines Reiters harrend
und ohne sich weiter an das sie umgebende Leben un
Treiben zu kehren. Weit anders ist das aber mit den
Lamas, die noch immer, so zahm und gutmüthig sie auc
sonst sein mögen, etwas von ihrer ursprünglich wilden Natu
beibehalten haben.

Wenn sie in Schaaren von oft zwei- bis dreihundert Stüc
dichtgedrängt durch die engen Straßen ziehen, werfen sie den
zierlichen Kopf mit dem langen Halse bald hier, bald dor
hinüber, und werden sich nie gutwillig von einem Fremden
berühren oder streicheln lassen. Scheu drängen sie dann zu
Seite und geben Raum, und weichen selbst einem Maul-
thiere, das ihre Reihen durchbricht, schüchtern so weit aus,
daß sie es nicht streifen.

Zum Lasttragen sind sie übrigens nicht so besonders werth-
voll, denn 3 Arobes bis 80 Pfund ist das größte Gewicht,
das sie tragen, und bürdet man ihnen mehr auf, so legen
sie sich einfach nieder und gehen eben nicht weiter. Müßte
man sie auch wie das Maulthier füttern, so würden sie nie
die Unterhaltungskosten einbringen; so aber kostet ihre Un-
terhaltung nicht das Mindeste, da sie mit dem dürftigsten
und geringsten Futter zufrieden sind, und jede Arbeit, die sie
dabei leisten, ist Gewinn. Hier in Cerro werden sie beson-
ders dazu benutzt, theils grünes Futter aus den wärmer ge-
legenen Thälern in die Stadt hinauf zu schaffen, theils die
Erze nach den Wäschereien zu transportiren. Auf dem Wege
von Lima nach Cerro habe ich nicht ein einziges Mal bepackte
Lamas gesehen.

Etwas aber fiel mir in Cerro auf, und das war die Tracht der Eingeborenen und Indianer, die, mit einem spitzen Hute, ganz vortrefflich hätten für Tyroler gelten können. Sie trugen kurze dunkle Tuchjacken, kurze Tuchhosen bis zum Knie, manchmal auch über dem Knie, geknöpft, wollene graue Strümpfe, die oben bis über die Wade, unten bis an den Knöchel reichten, und nur statt der nägelbeschlagenen, schweren Tyroler Bergschuhe eine Art Sandale von ungegerbtem Leder, das über Hacken und Zehen durch einen Riemen desselben Stoffes zusammengeschnürt ist.

Auch runde Filzhüte trugen Viele von ihnen, und wäre es nicht ihrer braunen Hautfarbe wegen gewesen, man hätte sie recht gut für nachgemachte Tyroler halten können. Trug doch auch die Umgebung, mit jenen zackigen Schneebergen, nicht wenig dazu bei, die Täuschung zu vergrößern. So haben sich zwei Nationen, in zwei verschiedenen Welttheilen, die schwerlich etwas von einander wußten, ihren gleichen Bedürfnissen entsprechend die gleiche Tracht gewählt, und wenn diese sonngebrannten Arrieros das rothe oder hellgrüne „Regendach", den unvermeidlichen Schirm der wirklichen Tyroler unter dem Arme gehabt hätten, wäre selbst die Hautfarbe kein Hinderniß gewesen. Diese Burschen aber verschmähen den Schirm, und wenn es ja regnet, verwandelt plötzlich ein übergeworfener Poncho den Tyroler in den Peruaner.

Eine andere Verschiedenheit ist die, wie sie Lasten tragen. Der Tyroler hat seinen Bergsack oder die „Kraxen", beide mit Achselbändern; er trägt also blos mit den Schultern und behält dadurch den Kopf und die Brust frei. Der peruanische Bergbewohner dagegen trägt allein mit dem Kopfe — die einzige Kopfarbeit, die er thut, und diese allerdings eine angestrengte. Was sie zu tragen haben, knüpfen sie einfach in einen Poncho ein, und legen sich dann die beiden oberen, zusammengebundenen Eckzipfel vorn über die Stirn, daß ihnen das Gewicht unter die Schultern auf den Rücken zu liegen kommt.

Viel praktischer haben das die Ecuadorianer, die sich Körbe zu ihren Lasten flechten, und dann einen breiten Streifen Baumbast so daran befestigen, daß er ihnen an beiden Seiten

Achselbänder liefert und zugleich vorn über ihre Stirn geht. So vertheilen sie das Gewicht auf Schultern und Kopf, und erleichtern sich dadurch jedenfalls ihre Last.

Keiner dieser Leute geht aber irgend eine längere Strecke, ohne seine Coca bei sich zu haben, die dem Peruaner dasselbe zu sein scheint, was dem Indier sein Betel oder Sirih ist. Die Coca ist eine niedere Pflanze, die ein dem Theestrauche nicht unähnliches Blatt trägt. Auch der Geschmack desselben ist dem Thee gleich, und mit einem Aufguß von kochendem Wasser liefert es ebenfalls einen ganz vortrefflichen und starken, wohlschmeckenden Thee, der mir selber sogar noch viel angenehmer und kräftiger schmeckt, als der chinesische. In dieser Art benutzen sie es aber nie, oder doch nur höchst selten, sondern sie stecken sich eine Handvoll der getrockneten Blätter in den Mund, und kauen dann nach Herzenslust so lange darauf herum, bis einzig und allein die feinen Stiele des Blattes übriggeblieben sind. Den Geschmack noch dabei zu würzen, tragen sie einen kleinen langhalsigen Flaschenkürbis bei sich, der mit gereinigtem Kalk gefüllt ist. An dem Stöpsel des Kürbis befindet sich ein langes Hölzchen, das nach innen reicht — wie man an dem Stöpsel eines Pulverhorns oft eine lange Nadel angebracht hat. Dies Holz stoßen sie in den Kalk und lecken es, wenn sie den Mund voll Blätter haben, sauber ab. Stunden lang können sie in dieser Weise dasitzen, ihre Coca kauen, den Flaschenkürbis schütteln und das Stöpselholz ablecken, und selbst auf dem Marsche nehmen sie sehr häufig zu dieser „Erfrischung" ihre Zuflucht.

Man behauptet, daß die Coca etwas sehr Belebendes und Stärkendes habe; sie soll Hunger und Durst vertreiben und den Gliedern neue Elasticität geben — so sagen die Leute, aber ich weiß es nicht, denn ich wenigstens habe dergleichen wunderbare Eigenschaften nicht an ihr entdeckt. In den wilden, bösartigen Bergen, die ich später durchkletterte, habe ich Coca gekaut wie ein Indianer, und ich bin dabei hungrig und durstig geworden und müde, daß ich kaum einen Fuß mehr vor den andern setzen konnte. Als Thee dagegen kann ich ihr meine Achtung nicht versagen, und hierzu wäre sie auch in Deutschland mit Vortheil zu verwenden, wenn Peru nur

erst einmal ordentliche Straßen hätte, daß man sie mit einiger-maßen zu dem Preis in Verhältniß stehenden Kosten ver-schicken könnte. So aber kostet jetzt die Aroba (25 Pfund) im Innern 5 Dollars, und in Cerro schon wird sie mit 15 Dollars die Aroba bezahlt, also zweimal so viel für Fracht, wie der ursprüngliche Werth der Waare beträgt.

Allerdings wird die Coca auch an der westlichen Seite der Cordilleren gebaut und von dort nach Lima geschafft, sie hält aber auch da einen hohen Preis und wäre deshalb keinesfalls ein billiger Ausfuhrartikel, wie denn überhaupt Nichts billig ist, was man in Peru zu kaufen bekommt.

Cerro de Pasco ist, wie schon vorher erwähnt, seiner reichen Silberminen wegen berühmt und die Stadt selber steht auf den reichsten. Zum Theil aber sind diese ausge-beutet, zum Theil unter Wasser, so daß sie nicht eher wieder in Angriff genommen werden können, als bis man es der Mühe werth findet, Dampfmaschinen anzuwenden, um das Wasser auszupumpen. Was aber eine solche Dampfmaschine in Cerro de Pasco etwa kosten mag, davon kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man bedenkt, daß jedes einzelne Stück der Maschine auf dem Rücken von Maulthieren diese 48 Leguas geschafft werden muß, und daß keins der Thiere durchschnittlich mehr tragen kann als 280 bis 300 Pfund. Wie viele einzelne Theile gehören aber dazu, wie viele Ladungen müssen bezahlt werden, und keine unter wenigstens 20 Dollars, bis das Ganze an Ort und Stelle geschafft und aufgestellt ist. Bis jetzt befindet sich auch nur eine einzige Dampfmaschine in Cerro de Pasco, und zwar im Besitz einer englischen Firma Naylor und Conroy, die dort die bedeutendste Silberwäscherei haben. Die Maschine soll aber auch ein ganz rasendes Geld gekostet haben, und der Ertrag muß ein vortrefflicher sein, um die Zinsen zu decken.

Ein deutscher Schmied hat sich jetzt in Cerro nieder-gelassen, ein fleißiger, ordentlicher Mann, der wenigstens Kessel zusammenstellt und dadurch das Aufsetzen der Maschinen bedeutend erleichtert.

Sonderbar sieht es übrigens in Cerro aus, wenn man noch recht eigentlich in der Stadt, und von Häusern schon

umbaut, plötzlich noch irgend einen Stollen oder Schacht in den Berg hinein findet, um den man jetzt nur eine Schutzmauer gebaut hat. Wie aber die nächsten Minen ausgearbeitet oder selbst nur in Angriff genommen waren, begannen andere Mineurs in der nächsten Umgebung die Berge zu durchforschen, und bald klang der Hammer und die Brechstange von allen benachbarten Höhen wieder.

Außerordentlich viel Silber ist schon aus diesen Minen gewonnen worden, obgleich sie auf die wirklich primitivste Art bearbeitet wurden. Höchst interessant ist es dabei zu sehen, wie viel Mühe und Fleiß dazu gehört, das wirkliche Silber von dem eigentlichen Stein und den gemeineren Metallen, mit denen es verbunden ist, zu trennen.

Es kommt hier hauptsächlich in Verbindung mit Blei, Eisen oder Bronze vor, und das Mineral wird erst durch riesige Mühlsteine zermalmt und klein gemahlen, und kommt dann in runde, eingemauerte Plätze, wo man es mit Salz überstreut, um es dann durch Pferde ordentlich zusammentreten und vermischen zu lassen und mit dem Salz Chlorsilber zu bilden, das sich später am leichtesten mit dem zugesetzten Quecksilber amalgamirt.

Aus diesem Zustande, und von dem Quecksilber vollkommen angezogen und aufgenommen, läßt es sich durchaus rein darstellen, denn das Quecksilber selber ist mit geringer Mühe von dem Silber zu trennen. Zuerst wird diese Masse, die sich jetzt kneten läßt, durch Tücher gepreßt, wo sich ein großer Theil des Quecksilbers ausscheidet, und dann läßt man das Uebrige unter einer Glocke und über Feuer verdunsten, wodurch am wenigsten von dem Quecksilber verloren geht und das eigentliche Silber sich vollkommen rein herstellt.

Zuletzt wird es dann in große breite Barren gegossen, von denen jeder ungleich 130 — 150 Pfund wiegt, und von denen zwei eine volle Ladung für ein Maulthier bilden.

Fast alle diese Minen sind Privateigenthum, und so viel ich weiß, besteht in ganz Südamerika noch das altspanische oder mexikanische Minengesetz, das dazu gegeben wurde, den Bergbau zu begünstigen und Leute zu ermuntern, neue Minen aufzusuchen. Den Entdeckern von solchen wird da-

durch jede nur mögliche Erleichterung gewährt. Wo sie eine Mine finden, muß ihnen das Land von dem etwaigen Eigenthümer käuflich überlassen werden, und zwar nicht zu dem Preise, den das Land durch die Mine bekommt, sondern zu dem sonstigen Werthe — in Perus dürren Bergen also fast umsonst. Außerdem muß dem Entdecker von den benachbarten Haciendenbesitzern Holz — wenn es da ist — und Wasser, so weit es gebraucht wird — zu tarirten und mäßigen Preisen geliefert werden, und ist die Mine reich, so kann er seinen Nutzen daraus ziehen, ohne fürchten zu müssen, daß seine Arbeit an kleinlichen Schwierigkeiten oder Chikanen scheitert.

Zu bestimmten Zeiten nur werden die Barren in Cerro eingeschmolzen, und gehen dann in einem gemeinsamen Transport und unter hinreichender militärischer Bedeckung nach Lima hinunter. Die Wege in diesem gesegneten Lande sind nämlich so unsicher, daß man es gar nicht wagen dürfte, einzelne Barren mit einem Arriero abzusenden. Dieser Escorte schließen sich dann nicht selten noch Reisende an und bilden dadurch einen so Ehrfurcht gebietenden Trupp, daß das Gesindel nicht wagt, ihm ein Hinderniß in den Weg zu legen. Man hat wenigstens noch kein Beispiel, daß eine solche Escorte mit Erfolg angegriffen worden wäre.

Der Silberertrag wurde in dem letzten Berichte der peruanischen Regierung, also vom Jahre 1859, angegeben zu

gemünztem Silber	246,650
und Silberausfuhr in Barren	2,103,350
zusammen	2,350,000

Der wirkliche Ertrag soll aber viel bedeutender gewesen sein, und ziemlich ansehnlich über 3 Millionen ausgemacht haben. Dem Publikum braucht aber nicht Alles auf die Nase gebunden zu werden; viele Soldaten kosten auch viel Geld, und die Bilance zuletzt muß doch eigentlich stimmen, wenn die Kaufleute nicht einen Heidenlärm darüber machen sollen.

Ebenso behauptet man, daß der wirkliche Netto-Ertrag des Guano in Peru viel zu gering angegeben würde, und doch hat die Regierung über 15 Millionen eingestanden — ein

ganz hübsches Einkommen für ein Land von nur kaum 2 Millionen Seelen, wobei noch ganz hübsche Summen für Salpeter und einige andere Producte einlaufen.

Cerro de Pasco selber hat weiter keinen besondern Nutzen davon. Selbst dieser Hauptweg läßt noch außerordentlich viel zu wünschen übrig und ist weiter nichts, als ein einfacher, rauh genug angelegter Maulthierpfad, mit tausend Hindernissen, die außerordentlich leicht schon seit Jahren hätten beseitigt werden können, wenn man nur den kleinsten Theil des Silbers, das die armen Thiere zu Thal schleppen müssen, dazu verwenden wollte. Allerdings wird jetzt sogar davon gesprochen, eine Eisenbahn nach Cerro zu legen, und unmöglich wäre das keineswegs, aber — es wird eben nur davon gesprochen. Eine neue Präsidentenwahl oder eine neue Revolution, wo das Militär die Zinsen von dem abtragen soll, was es bis dahin gekostet hat, halten die Gemüther in steter Erwartung und Aufregung, und die Verbesserungen des innern Landes, die allein Peru heben und ihm eine Zukunft sichern könnten, werden nur stets in den Hintergrund gedrängt. Sie waren ja auch eben nur dem Lande versprochen worden.

In Cerro selber giebt es eine Menge von reichen oder doch sehr wohlhabenden Leuten, die natürlich nur den Minen ihr Geld verdanken. Solche Minen sind aber ein sehr unsicheres und gefährliches Geschäft, und ihr Ertrag steht nicht auf der soliden Grundlage fester Berechnung, sondern auf der höchst ungewissen jener geheimnißvollen Metalladern, die ungesehen durch das innere Mark der Berge laufen. Sie können — Niemand weiß es — noch unerschöpflichen Reichthum bergen und mit jeder Ruthe breiter und ergiebiger werden — sie können aber auch schon in der nächsten Klafter in taubes Gestein auslaufen, und dem Minenbesitzer, der vielleicht sein ganzes Capital auf diese Hoffnung gesetzt hat, zerfließt dann sein geträumtes Glück in der eben danach ausgestreckten Hand. Es hat wirklich Aehnlichkeit mit einem Hazardspiel und ist, durch seine theilweisen Erfolge, eben so gefährlich und ansteckend wie dieses. Deshalb finden wir aber auch nirgends einen so raschen und plötzlichen Wechsel von Reichthum zu Armuth

— und manchmal, wenn auch selten, umgekehrt — wie gerade in solchen Minenstädten, besonders wenn sie auf edle Metalle, wie Gold und Silber, ihren möglichen Erfolg gebaut.

Der Erfolg Einzelner reizt außerdem wieder Andere an, ihr Glück ebenfalls zu versuchen — haben sie doch die Hoffnung, mit wenigen hundert oder tausend Dollarn in ein paar Jahren ein Vermögen zusammen zu schlagen. Natürlich verstehen sie aber selber nichts vom Bergbau und müssen sich auf Andere verlassen, die sie nur durch ihre Mittel unterstützen können. Derartige Leute finden auch stets mit Leichtigkeit Männer, die eine fabelhaft reiche Mine entdeckt haben und nur wegen Mangel an ein paar hundert Dollarn die Schätze mußten unbenutzt liegen lassen. Jetzt soll nun die Arbeit unverweilt beginnen, und der Erfolg — was für Luftschlösser die Leute auch in die Wolken bauen! — der Erfolg ist nur zu oft der nämliche: das ausgelegte Capital verschwindet sicher, und hier und da werden vielleicht ein paar schwache Versuche gemacht, irgend ein nutzloses Loch mehr in den harten Boden zu brechen; dann ist das gemünzte Silber ausgegeben, anderes hat sich bis dahin nicht gefunden, und die Sache ist vorüber.

Trotzdem ist Cerro de Pasco eine ziemlich lebendige und auch reiche Stadt, denn das kleine Capital ist ja doch nun einmal auf der Welt, um das große vermehren zu helfen, wie der bescheidene Bach nicht den Fluß aufnimmt, sondern diesen nur vergrößern muß. So wird denn auch jährlich in Cerro eine Unmasse von Champagner, Sherry und Cognac verbraucht; in den Fondas stehen Billards, und allen Luxus größerer Städte schleppen die geduldigen Maulthiere auf ihrem Rücken dem unersättlichen Menschenvolk in diese Bergwildniß.

Das betriebsamste Volk von Allen sind dabei in Cerro de Pasco die Italiener, die hier sowohl wie in Lima selber sämmtliche Ecken der Stadt in Kaffeehäuser und Pulperien oder Materialwaaren-Handlungen verwandelt haben. Ueberall halten sie Getränke, Gebäck, Cigarren, Confituren und tausend andere Dinge, an die gar kein anderer Mensch denkt, feil, und ihre Wände schmücken jetzt überall theils gute, theils er-

bärmliche französische Lithographien der eben geschlagenen italienischen Schlachten. Sogar eine Menge derartiger Tapeten sieht man schon, sehr bequem gemalt, mit Pulverdampf in der Mitte, einer Reihe rother Hosen links und weißer Uniformen rechts, mit Bombenkugeln über die Landschaft gestreut, als ob es ein paar Wochen nichts weiter als eiserne, drei Fuß im Durchmesser haltende Kugeln geregnet hätte. — Es ist das ein äußerst billiger und doch sehr einträglicher Patriotismus.

Cerro treibt übrigens noch einen sehr bedeutenden Handel mit dem innern Lande, und kann wirklich als die Niederlage aller jener Haciendas und Pueblos betrachtet werden, die auf 50 Leguas im Umkreis am östlichen Hange der Cordilleren liegen. Alle nur erdenklichen europäischen und nordamerikanischen Waaren liegen in seinen Lagern und werden den Detailhändlern Cerros wieder von anderen Detailhändlern abgekauft, die sich sämmtlich für ungerecht vom Schicksal behandelt glauben, wenn sie nicht an jedem Artikel 2—300 Procent verdienen können. Die schlechtesten Waaren bekommen diese Binnenstädte überhaupt zugeschickt, Ladenhüter und ausrangirte Modeartikel, denn „für die Cordilleren ist es noch immer gut genug". Spottbillig und wahrhaft verschleudert ist das Modernste und Theuerste dagegen, was man in Regentstreet in London findet, wenn man diese Preise betrachtet, und man muß manchmal trotzdem noch froh sein, wenn man den einen oder den andern Artikel nur überhaupt bekommen kann.

Aus dem innern Lande kommt dafür Coca und Kaffee, die neben dem Silber eigentlich die einzige Rückfracht bilden, die von Cerro dann und wann verschickt wird, und selbst die Coca verträgt nur nach wenigen Plätzen doppelte Versendung. Die Maulthiere, die nach Lima zurückziehen, gehen auch deshalb fast immer leer, um dem Alles verzehrenden Cerro neue Beute zuzuführen. So ist dieser Ort, der früher nur einigen Minenarbeitern Wohnung gab und ganz allein von dem Ertrag der Bergwerke abzuhängen schien, im Laufe der Zeit ein ganz tüchtiger Handelsplatz geworden, der jetzt, wenn heute sämmtliche Bergwerke aufhörten, doch recht gut

auch ohne sie bestehen könnte. Nur Straßen muß die Regierung noch bauen, Straße auf Straße nach allen Richtungen von Cerro aus, und wenn sie dann wirklich einen Schienenweg nach diesem Centralpunkt des innern Handels legt, dann darf sie hoffen, daß sich ihre an den Quellen des Amazonenstroms gelegenen Ländereien auch einst verwerthen können. Auf diese Art aber, wie es bis jetzt betrieben, werden sie für ewige Zeiten Wildniß bleiben, und einzelne kleine Colonien wie eben so viele vollkommen isolirte Inseln nutzlos in ihren Armen halten.

Wo ich auch immer schon gewesen bin, so habe ich doch nur in sehr seltenen Fällen versäumt, den Begräbnißplatz zu besuchen, wo man gewöhnlich irgend etwas Interessantes und Neues findet — das ganz abgerechnet, daß es einen eigenen Reiz für mich hat, zwischen den Reihen der stillen Todten hinzuwandeln und sich die ausgestreckten starren Glieder unter dem Rasen zu denken, wie sie dort wieder in nichts zurückschwinden, oder — einer neuen Ewigkeit entgegenschlummern. Auch in Cerro de Pasco versäumte ich es nicht, und sollte mich dort reichlich dafür belohnt finden.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, um das Begräbniß eines Kindes mit anzusehen, ein, wie ich später hörte, hier sehr häufiger Fall, da die außerordentlich feine und kalte Luft dem zarten Kindesalter nichts weniger als zuträglich zu sein scheint. Es sollen dort ungemein viel kleine Kinder sterben.

Der Kirchhof selber ist für eine so volkreiche Stadt außerordentlich klein, und mit hohen Mauern umgeben. Schmucklos liegen auch die Todten in ihrer kalten, öden Gruft, denn keine Blume kommt in dieser Höhe im Freien fort, und nur dürres, hartes Gras wächst auf den niederen Hügeln. Auch die den Todten gesetzten Monumente lassen viel zu wünschen übrig. Sie mögen herzlich gut gemeint sein, daran zweifle ich nicht im Mindesten, ihre Ausführung ist aber nicht von carrarischem Marmor und nicht in italienischer Kunst, sondern weiß getünchter Lehm scheint hier so lange gekratzt und gestoßen zu sein, bis er eine oder die andere Form von Säule oder Urne angenommen hat, die im Ganzen auch nur dazu

bestimmt schien, unter irgend einer Gestalt mit darauf gemalten schwarzen Kreuzen, oder punktirten Kegelkugeln, mit zwei Knochen vorstellenden Kreuzstücken darunter, Namen und Todestag des Verstorbenen zu tragen.

Mein Begleiter, der schon lange Zeit in Cerro de Pasco lebte, erzählte mir von einigen der hier kürzlich Gestorbenen. Der Eine, den sie vorgestern hier eingegraben, war vor einiger Zeit einer der reichsten Minenbesitzer gewesen, der seine Schätze nach Millionen zählte. Natürlich hatte er mehr haben wollen, und war zuletzt so heruntergekommen, daß er von seinen Freunden unterhalten werden mußte.

Dicht daneben stand ein einfacher weißer Stein, das heißt ein viereckiges, von Lehm aufgebautes und weiß angestrichenes Monument mit schon abgestoßenen Ecken und noch ohne Inschrift. Unter diesem ruhten die beiden schönsten Mädchen der Stadt: zwei Schwestern, die nur wenige Tage hintereinander gestorben und hier gemeinsam begraben waren — und keine Blume konnte ihren öden Ruheplatz schmücken.

Meine Aufmerksamkeit wurde aber jetzt einer Gruppe zugewendet, die eben den Kirchhof betrat, und ich hätte sie nicht einmal gleich gesehen, wenn nicht ein brauner Bursche sehr lebhaft dazu die Violine gespielt. Ich drehte mich nach den hier nicht recht herpassenden Tönen um, und zwar eben noch zur rechten Zeit, um den Leichenzug anzusehen.

Voran ging eine Art Halbindianer, der einen kleinen Tisch auf dem Kopfe trug, und auf dem Tisch lag die Leiche eines kleinen Mädchens, vielleicht vier oder fünf Monate alt. Die Eltern waren zu arm gewesen, dem Kind einen Sarg zu kaufen, aber zu einem kleinen Seidenkleide hatte Rath werden müssen, und künstliche Blumen um die bleiche zarte Stirn ersetzten die fehlenden natürlichen.

Neben dem Tische, den der Träger auf dem Kopfe balancirte, ging der Mann mit der Violine, auf der er lustige Tanzweisen spielte, denn das kleine, in so zartem Alter gestorbene Kind war ja, dem Glauben der Südamerikaner nach, direct in den Himmel eingegangen und ein Engel geworden, wo es jetzt an Gottes Thron für die Eltern beten konnte.

Hinter dem Zuge folgten sechs oder acht ältere und jüngere Frauen; vergebens suchte ich aber unter diesen Eine als die Mutter heraus zu erkennen. Traurig sah Keine aus, und als sie das Thor eben passirt hatten, kauerten sie sich dort mit der kleinen Leiche nieder, holten die agua ardiente-Flasche vor und fingen an, ganz lustig mitsammen zu trinken. In der entgegengesetzten Ecke des Kirchhofs waren indessen ein paar Männer beschäftigt, ein kleines Grab zu graben, und darauf warteten sie, um die Leiche dann hineinzulegen.

Es dauerte ziemlich eine Stunde, bis die Leute das Grab tief genug hatten, denn sie sprachen dabei ebenfalls einer Branntweinflasche sehr fleißig zu. Endlich waren sie fertig, und der Zug mit der lustig geigenden Violine bewegte sich dem Grabe zu. Dort setzten sie dicht neben der ausgeworfenen Gruft, die kaum breit genug war, den kleinen, schmächtigen Leichnam zu halten, das Tischchen auf die Erde nieder, und die Todtengräber wollten dem Kinde die wahrscheinlich nur gemietheten Blumen abnehmen. Der Pathe des kleinen Leichnams aber — denn die Pathen spielen in Südamerika eine große Rolle — erklärte, daß er sie bezahlen wolle, und die kleine Todte wurde jetzt, nur mit einem schmalen Kopfkissen unter dem Kopfe, in ihr enges Bettchen hineingelegt.

Hier bemerkte ich etwas, das ich mir nicht erklären konnte, das mir aber mein Begleiter verständlich machte. Die Frauen bespritzten nämlich das leichte Seidenkleidchen des Kindes mit Oel, wodurch es natürlich eine Menge entstellender Flecke bekam. — Weshalb? — weil in Cerro de Pasco sehr viele Kinder sterben und die armen Leute dort die eben nicht hübsche Gewohnheit haben, solche kleine Leichen, die mit hübschen Kleidern beigesetzt sind, wieder auszugraben und ihres Schmuckes zu berauben. Es ist das kaum glaublich, aber es muß doch leider wahr sein. — Uebrigens scheint man in Cerro de Pasco noch kein Brönner'sches Fleckenwasser zu kennen.

Das Grab wurde jetzt mit Erde aufgefüllt, die ganze Gesellschaft ging gleich darauf wieder zur Branntweinflasche über, und dann mit Musik heim, um dort zu Ehren des „kleinen Engelchens" ein ordentliches Gelage zu beginnen.

Auf dem Kirchhofe lagen außergewöhnlich viel menschliche

Gebeine umher, mit denen man an solchen Stellen doch eigentlich keinen Staat macht, und sie eher aus dem Wege schafft. Ich konnte drei verschiedene Todtenköpfe und eine Menge anderer Knochen zählen, und einer der Todtenköpfe war noch außerdem oben auf ein Monument gestellt.

„Ich weiß nicht, ob das derselbe Kopf ist," sagte mein Begleiter; „am letzten Allerseelentage, wo die Katholiken alle ihre Kirchhöfe besuchen und eine Art Fest daraus machen, war ich auch hier auf den Kirchhof gekommen, und der Kopf da, oder ein anderer wie er, sah wunderlich genug aus. Irgend Jemand hatte ihm ein rothseidenes Taschentuch umgebunden und unter den Unterkinnbacken geknüpft, die Backenknochen waren ihm mit Ziegelfarbe roth gemalt, und zwischen den Zähnen hielt er eine kurze Thonpfeife. Es sah fürchterlich aus, die Leute aber, die vorbeigingen, lachten und amüsirten sich prächtig damit."

Das Wetter, das bis jetzt trocken gewesen, zeigte sich bald drohend. Der Wind begann, und in Nordosten thürmten sich schwere, dunkle Wolken rasch auf. Es sah aus wie ein richtiger Schneesturm, von dem wir fast jeden Tag eine kleine Probe bekamen, und wir hielten es an der Zeit, an den Heimweg zu denken. Gerade als wir vor den Kirchhof kamen, begegnete uns ein anderer Zug, wiederum mit einer Kinderleiche. Der Zug schien aber noch fideler als der vorige, wie das verstorbene Kind auch jedenfalls reicheren Leuten gehörte, denn es lag in einem mit rothem Zeug und gelben Nägeln beschlagenen kleinen Sarge. Voraus aber gingen drei Musikanten, zwei mit Violinen und einer mit einer kleinen Harfe, wie sie in Ecuador und Peru viel gespielt werden. Die Melodie war dabei die lebendigste, und außerdem ging der Harfenspieler nicht ruhig und ehrbar vor dem Zuge her, sondern tanzte richtig zu seiner Melodie, bald nach rechts, bald nach links, und bald sich im Kreise drehend. Ja, selbst der Mann, der den Sarg ebenfalls auf einem Tischchen trug, machte „pas" mit den Beinen und begleitete die Musik im Tacte.

Hinter dem kleinen Sarge folgten etwa zwölf Frauen und Mädchen, keine Männer, die etwas weiter zurück, ihre Papiercigarre rauchend, kamen.

Das vorher gedrohte Schneegestöber begann aber jetzt in vollem Ernst, der Wind pfiff über die kahle Höhe, und wir ritten, um in die Stadt hinabzukommen.

4.

An den Quellen des Amazonenstromes.

In Cerro de Pasco hatte ich einen einzigen Rasttag genacht, und zwar am 2. Januar 1861; mehr freilich meines Maulthiers, dem ich hier reichlich Futter kaufen konnte, als meiner selbst wegen. Am 3. Morgens war ich aber schon wieder reisefertig, denn auch hier hatte ich nichts Bestimmtes über die deutsche Colonie erfahren können, und mein Weg lag jetzt gen Osten in das ungeheure Quellengebiet des Amazonenstroms hinein, in dem sich, von der übrigen Welt und ihren Beziehungen vollständig getrennt, meine deutschen Landsleute niedergelassen. Schon der Name Pozuzu klang fremd und abenteuerlich, und daß jener Landstrich selbst von den Peruanern nicht oft begangen wurde und außer ihrem gewöhnlichen Geschäftskreise lag, bewies jenes erstaunte „Caramba!“ das man regelmäßig auf den Namen Pozuzu zur Antwort bekam, wenn ich diesen Platz als nächsten Bestimmungsort bezeichnete. — Caramba! die Leute hatten vollkommen Recht, und ich habe manchmal selber Caramba! gerufen, wenn ich in Sumpf und Dickicht stak, oder an steilen, dornengespickten Hängen auf und ab klettern mußte.

Leute übrigens, die das innere Land kannten, hatten mir schon in Lima den wohlmeinenden Rath gegeben, nicht ohne einen Regierungspaß die Reise anzutreten, da der Wanderer sonst, dem indolenten Volke gegenüber, weiter nichts als

Aerger und Noth hat, und unendlich viel kostbare Zeit ve
säumen muß, um die zur Weiterreise nöthigen Thiere zu k
kommen. Glücklicher Weise folgte ich dem Rath und fa
das Alles später in vollem Maße bestätigt. Da ich nämli
mein eigenes Maulthier nicht den ganzen Weg reiten konn
wenn ich es nicht schon auf der Hinreise todtmachen woll
so war ich genöthigt, unterwegs auf den verschiedenen St
tionen Thiere zu miethen, und ein Regierungspaß, besonde
noch mit einer groß gemalten Ueberschrift und einem schwa
zen Stempel, übte einen sehr wohlthätigen Zauber auf al
diese kleinen Unterbeamten aus. Ein Bursche, der sich son
nicht gerührt, und im Schatten liegend auf die Frage na
einem frischen Maulthier einfach und faul geantwortet hätte
„ist keins da — morgen vielleicht", sprang jetzt ordentlich
um der Forderung des Fremden zu genügen, und mit einig
Grobheit gelang es mir fast überall — natürlich gegen Vo
zahlung der gewöhnlichen Kosten — weiter befördert z
werden.

Von Cerro aus nach dem nächsten tiefer und wärme
gelegenen Pueblo muß ich übrigens mein Maulthier noc
reiten, weil in Cerro selber die Unterhaltung eines Thiere
erstlich enorm theuer ist, und dann die Thiere selber sich i
der feinen kalten Luft auch nicht wohl fühlen. Als der best
Platz dazu wurde mir Huariáco genannt, und als ich von
Präfecten in Cerro, der mich sehr freundlich aufnahm, meine
Paß nach dem Innern hatte, brach ich am Morgen des
3. Januar von Cerro auf, den Quellen des Huánaco
flusses in dessen Thal hinab zu folgen.

Höchst interessant war dieser Ritt, denn der Weg führt
unmittelbar zwischen steilen und mächtigen grauen Felswänden
hin, während dicht an dem kleinen raschfließenden Strom
Silberwäscherei neben Silberwäscherei angelegt war, um das
edle Erz zu zermalmen und auszuwaschen. Dicht an Cerro
de Pasco konnte nämlich solche Wäscherei auch an einer La-
gune liegen, weil die das Erz zermalmenden Steine durch
Dampfkraft in Bewegung gesetzt wurden. Wer aber diese
nicht zu seiner Verfügung hatte, mußte sich mit der Wasser-
kraft begnügen, von der hier wirklich und im wahren Sinn

s Wortes kein Eimer voll unbenutzt vorüberlief, ja jeder imer voll, noch müde von der letzten Arbeit, und über und er von gelbem Lehm beschmutzt, schon wieder in die Speichen es neuen Rades springen mußte, um den Schaft zu ehen, der den Mühlstein trieb.

Diese Räder liegen dabei alle unterirdisch, und das Jasser fällt nicht von oben auf das Rad, oder läuft darnter hin, wie bei uns, sondern es schießt, vielen Raum sparend, an der einen Seite vorbei, dadurch eben so leicht e Speichen des Rades drehend. Auf ähnliche Weise habe auch im Lande, und ebenso in Ecuador, mehrere Mühlen sehen, die alle über einem Brückenbogen gebaut sind, unter em das Wasser dahinschießt und seitwärts das Rad mit em aufwärts stehenden Schafte treibt.

Zahllose Lamas schleppten dazu theils das Gestein her-i, theils die zermahlene Masse in große rundgemauerte nd unten dichtgepflasterte Watten, durch welche fließendes Jasser geleitet war, — und hier begann das eigentliche Geschäft einer Menge kleiner, ruppig genug aussehender Ponies die zu fünfzehn und zwanzig in diesen engen, kaum 8—20 Fuß im Durchmesser haltenden Raum getrieben nd darin viele Stunden lang herumgepeitscht wurden.

Aller Anfang ist schwer! Zuerst keuchen und schnaufen e über die noch harte, bröckliche und rauhe Masse, je länger e aber darin herumarbeiten, desto weicher wird der Boden, s sie zuletzt in einem dünnen Brei einfach spazieren gehen.

Die Umgebung sah freilich trostlos genug aus und bestand nur aus kleinen, dürftigen und schmutzigen Hütten, on denen die meisten noch ein kleines peruanisches roth nd weißes Fähnchen ausstecken hatten, zum Zeichen, daß ort auch jene erbärmliche agua ardiente ausgeschenkt wurde. Der Weg aber fiel scharf zu Thal, so scharf, daß ich mich ach einigen Stunden schon in einem verhältnißmäßig trosischen Klima befand, denn hier wuchsen die ersten Kartoffeln, ier begann schon etwas Futter für die Maulthiere, das auf sseln und Lamas nach Cerro hinaufgeschafft wird, hier bedann schon freundlich grünes Gras an den Hängen, und icht an dem Bergbach standen wieder Sträucher und tauch-

ten ihre überhängenden Zweige in die rasch vorbeischießen
Fluth.

Noch etwas weiter unten fand ich Mais und verschied
Gartengemüse, und gegen Mittag schon öffnete sich das T
etwas mehr und zeigte breitere grüne Flächen, in der
ganze Schaaren von Maulthieren und Rindern grasten. D
peruanische Wegebau präsentirte sich aber auch hier
eiserner Consequenz, denn wo es mit ein paar Pfunden P
ver möglich gewesen wäre, kleine hindernde Felsblöcke lei
hinweg zu räumen, hatte man es hartnäckig vorgezogen,
Bahn steil daran hinauf oder hinab zu führen — die arm
Lastthiere mochten dann sehen, wie sie über solche Stell
hinwegkamen.

Etwa um drei Uhr Nachmittags erreichte ich Huariá
ein kleines freundliches Städtchen, dicht am Ufer des schä
menden Bergstromes gebaut, und mit grünen Felde
ringsum, ja selbst die Berghänge hier und da mit grün
Buschstreifen geschmückt, die der Gegend etwas Freundlich
gaben. Hier also mußte ich Unterkommen für mein Mau
thier suchen, das dadurch Gelegenheit bekam, sich von de
siebentägigen Ritt etwa vier Wochen ordentlich auszuruh
und zu erholen. Das Futtergeld, das man gewöhnlich d
für bezahlt, ist ebenfalls mäßig und beträgt nur 1 Doll
die Woche.

Ueberhaupt verläßt der Reisende hier, sehr zum Vorth
seiner Kasse, die riesigen Preise der Westküste, die sich b
nach Cerro de Pasco erstrecken, und besonders in den Mieth
von Thieren fühlbar sind. Von Lima bis Cerro de Pas
muß man für 48 Leguas 16—18, ja oft 20 Dollars b
zahlen. Von hier ab kostet die Legua 1 Real (8 Realen d
Dollar), und für einen Führer, der das gemiethete Pfe
wieder zurücknimmt, hat man noch 1 Medio oder $^1/_2$ Re
die Legua extra zu bezahlen. Ein doppelter Vortheil f
den Reisenden, der hier nicht allein einen fest bestimmte
sondern auch billigen Preis erhält.

In Huariáco, da die ganze Stadt keine Fonda oder P
sada (im Lande Tambo genannt) besitzt, blieb ich bei de
sogenannten gobernadór. Der Titel eines solchen Mann

ngt sehr hoch und voll, die Spanier wie die Deutschen
ben aber volltönende Titel, und der gobernadór hat etwa
selbe Bedeutung, wie bei uns der Schulze eines Dorfes.
Mein Gobernador also war ein dicker, kleiner, gemüthlicher
ann, der in seinem eigenen Hause von der Frau, einer
rren, langen, bissigen Gestalt, nur geduldet schien, und in
r That bei jeder wichtigen Handlung seines Lebens erst bei
r anfragen mußte. Diese schien auch mit meinem Dasein
r nicht recht einverstanden, denn nach Vorzeigung meines
sses hatte sie eine lange und sehr lebhafte Unterhaltung
t dem Gatten, der durch häufiges Achselzucken sich voll-
nmen einverstanden mit ihr zeigte, aber zugleich auch die
möglichkeit darzuthun suchte, anders zu handeln.

Hätte ich meinen alten Grundsatz befolgt, nie mit Leuten
her zu verkehren, deren Gesicht mir beim ersten Anblick
cht gefällt, so wäre ich wahrscheinlich besser gefahren; so
er erbot sich der Mann, mir mein Maulthier die vier
ochen hindurch auf der Weide zu halten, und da ich mein
hier hier wenigstens gut aufgehoben glaubte und von ihm
ch am nächsten Morgen ein anderes bekommen mußte,
ochte ich mir weiter keine vielleicht unnöthigen Umstände
achen.

Die Frau machte endlich gute Miene zum bösen Spiel,
nn der Regierungspaß ließ sich nicht wegleugnen. Sie
ies mir nun zum Schlafen eine Lehmbank ihrer Vorraths-
mmer an, ohne ein einziges Schaffell zur Unterlage, wie
sonst die ärmlichste Hütte bietet. Ich schlief aber die
acht trotzdem vortrefflich, kochte mir Morgens selber einen
echer Thee, und ritt dann auf einem schon bereit gehaltenen,
emlich lebhaften Pony den von hier weit besseren Weg
ach Huánaco zu.

So sehr ich aber gehofft hatte, hier unten ein breites,
usgedehntes Thal zu finden, so sah ich mich doch darin im-
ier wieder getäuscht. Bei Huariáco hatte es sich etwas ge-
ffnet, weiter unten zog es sich wieder mehr und mehr zu-
mmen, nichts mehr als eine grüne Schlucht bildend, in der
urze Strecken urbar gemachten Landes lagen. — Aber wär-
ier wurde das Land, höher wurden die Bäume, und hohe,

prächtige blüthenbedeckte Büsche standen überall am We
und am Rand des Bergstroms. Auch Aloe und Cact
stiegen höher und höher, bis die ersteren ihren baumartig
Schaft mit Blüthen bedeckt in die blaue Luft hinaufstreckt
Ebenso wurden die Stiele des schon in hübschen Felde
gepflanzten Mais stämmiger, und gegen Abend sah ich d
erste Zuckerrohr.

So fruchtbar diese einzelnen Stellen aber auch sein moc
ten, so stellte sich doch auch dadurch der Charakter des ganz
peruanischen Landes immer deutlicher heraus. — Schma
sehr schmale Thäler mit herrlicher Vegetation, und rin
darum her weite, endlose Bergstriche, die an den westlich
Hängen der Cordilleren nur Sand und Steine tragen, u
an den östlichen höchstens dazu dienen können, einzeln
Schafheerden Nahrung und Weide zu geben. Das Land
ungeheuer groß, und wahrscheinlich noch an vielen, viel
Stellen von reichen Metallen erfüllt, aber der Ackerbau h
dort mit vielen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen, d
gerade da am mühsamsten zu überwinden sind, wo der Ve
kehr wie Export der gezogenen Güter am leichtesten wär
an der Westküste. Dort aber muß das Land künstlich b
wässert werden, wenn es wirklich eine Frucht tragen soll, un
solche Stellen sucht sich der europäische Auswanderer selte
aus, da er eine Menge von anderen Ländern findet, wo ih
die Natur das mehr erleichtert hat.

Diese Nacht blieb ich in dem kleinen Städtchen Ambo
wieder bei dem Gobernador oder Alcalden — ich habe de
richtigen Titel leider vergessen — und befand mich hi
schon eigentlich recht inmitten des wirklich reizenden un
fruchtbaren Huánacothales, das eigentlich die Kornkammer fü
die Umgegend auf viele, viele Leguas weit bildet.

Hier breitet sich das Thal wirklich zu einer grüne
Ebene aus, das der bis dahin schon ganz ansehnlich gewac
sene Huánaco durchströmt und bewässert. Reiche Zuckerroh
felder stehen überall. Mais, Kartoffeln, Futterkräuter, G
müse gedeihen ebenfalls vortrefflich neben einander, und diese
Strich Landes könnte mit dem reichsten der Welt wetteifer
wenn irgend ein Wetteifer überhaupt in dem ganzen Chara

r der Peruaner läge. So aber arbeiten sie wirklich nur so enig wie irgend möglich, um sich eben am Leben und in nem Poncho zu halten, und ein Streben nach mehr und eiter kennen sie gar nicht, oder machen wenigstens, wenn e es kennen, keinen Gebrauch davon. In jedem andern ande der Welt wäre dort auch, wo Peru besonders Mangel n fruchtbarem Boden hat, kein Fußbreit mehr unbebaut, hier agegen harren noch viele Aecker des Pfluges, um das tau=endfältig wiederzugeben, was ihrem Schooße anvertraut ourde.

Von Ambos hierher sind nur fünf Leguas vollkommen benes Land, und der Weg größtentheils zwischen Haciendas der Feldern und Gärten führend. Das war schon an und ür sich interessant genug, außerdem aber ritt ich auch heute Morgen ein Maulthier, das noch nie Zügel oder Sporen gefühlt zu haben schien, sondern wahrscheinlich immer im Trupp mit irgend einem Kasten oder Sack auf dem Rücken gegangen war. Dabei beliebte es von Anfang an, so wie ich es nur mit dem Sporn berührte, rückwärts aus Ambos hinaus und über die ziemlich lange Brücke zu gehen, was einer Anzahl von jungen peruanischen Tagedieben das größte Vergnügen zu gewähren schien. Ich ließ ihm aber ruhig seinen Willen, bis wir draußen hinter Ambos eine Höhe hinauf zu reiten hatten. Dort hielt ich es scharf im Zügel, stachelte es tüchtig und unerbittlich mit den Sporen, bis wir in gestreckter Carrière ziemlich auf der Höhe waren, und hatte die Genugthuung, mein Maulthier, oben angelangt, völlig zahm und brauchbar zu haben.

In Huánaco mußte ich den Subpräfecten sprechen, der mir meinen vom Präfecten ausgestellten Paß weiter zu visiren hatte. Der Subpräfect von Huánaco war aber der reichste Mann dieser reichen Provinz, besaß eine herrliche Hacienda in einer der schönsten Lagen, etwa $1^1/_2$ Leguas von der Stadt entfernt, und schien hier ziemlich unumschränkt zu herrschen.

Da es ein Sonnabend war, hielt ich es nicht für unnöthig, auf seiner Hacienda, die ich passiren mußte, anzufragen, ob er sich vielleicht schon heute den dringenden Regierungsgeschäften entzogen habe und in die stille Ruhe des

Landlebens zurückgeflüchtet wäre. Ich hatte mich auch nicht getäuscht und wurde von dem Herrn auf das Freundlichste aufgenommen.

Besonders erfreulich war mir aber die Nachricht, die ich hier auf meine Anfrage nach dem eigentlichen Weg in die deutsche Colonie bekam, von dem mir in Lima gesagt worden daß er Vieles zu wünschen übrig lasse.

„Der Weg?" rief der Subpräfect, „deshalb machen Sie sich um Gottes willen keine Sorgen. Sie haben von hier aus einen ganz vortrefflichen Weg und können mit der größten Leichtigkeit in drei und einem halben Tage nach Ihrem Pozuzu kommen. Der Weg von hier aus ist gar nichts."

Das war ein Trost; vergebens suchte ich aber meinen Paß visirt zu bekommen. — „Ja wohl, mit dem größten Vergnügen," sagte der Subpräfect, aber er that es nicht. Erst hatte er noch einen kleinen Gang durch den Garten zu machen, der ihm etwa anderthalb Stunden raubte, dann mußten wir vor allen Dingen frühstücken, und zuletzt packte er eine alte unglückselige englische Wanduhr aus, zu der er glücklicher Weise keinen Schüssel hatte, und suchte den Perpendikel in Gang zu halten.

Es war indessen drei Uhr Nachmittags geworden und ich hatte die Hacienda, die in ihrer innern Einrichtung in der That nichts zu wünschen übrig ließ, schon nach allen Seiten betrachtet. Jetzt konnte und wollte ich nicht länger mehr warten, aber erst auf mein ernstliches und entschiedenes Drängen, indem ich mein Maulthier sattelte, aufstieg und erklärte, ich würde im andern Falle *ohne* den Paß wegreiten — was ich aber nicht gethan hätte —, bekam ich denselben. Die Leute haben wirklich, Alle ohne Ausnahme, keinen Begriff von irgend einem Werth der Zeit — glückliche Sterbliche, die es jedenfalls sein müssen, denn sie können ja dann auch ihr Fliehen nicht bemerken!

Von hier aus brachte mich ein kurzer Ritt durch einen wahren Fruchtgarten in die eigentliche Stadt selber, die groß und weitläufig genug angelegt ist. Schade aber um das Terrain, das sie auf dem fruchtbaren Boden unnöthiger Weise einnimmt denn der Platz mit den öden Häusern der Vor-

stadt sah wirklich so aus, als ob die halbe Stadt eben durch eine furchtbare Seuche entvölkert wäre.

Jener Ausspruch eines Proletariers 1848 in Berlin fiel mir ein, der da behauptete, es könne nie besser in Deutschland werden, so lange noch Jemand in der ersten Etage wohne. Der Mann hätte hier sein Paradies gefunden, denn in Straße nach Straße, durch die ich ritt, fand ich wunderbarer Weise die erste Etage leer und verödet, und fast überall schaute die blaue Luft aus den leeren Fensterrahmen auf das Pflaster nieder.

Ein paar dieser Etagen hatten Fenster, aber auch hier wohnte Niemand; Alles hielt sich parterre, und die erste Etage schien den Lüften und Fledermäusen völlig preisgegeben.

Huánaco könnte eine bedeutende Stadt sein, so ist es ein breitgedrücktes Landstädtchen, das in der vollen Sonnenwärme einem Badeort im Winter gleicht, wo Tausende von Wohnungen um ein Billiges zu vermiethen sind.

Das Land aber zieht fast alle tropischen Producte, und vorzüglich einen ganz ausgezeichneten Kaffee, der nach Lima geschafft und dort außerordentlich theuer bezahlt wird. Selbst in Lima kostet das Hundert-Pfund oder Quintal gewöhnlich bis 40 Dollars, während man den brasilianischen Kaffee mit Fracht und Steuer um die Hälfte billiger kaufen kann. Die Westküste Amerikas liefert aber auch ein weit besseres Product als die Ostküste, und der Kaffee von Huánaco sowohl, wie der Ecuadors steht dem Mocca an Güte nicht nach, und hat selbst den diesem eigenthümlichen Geschmack, wenn auch vielleicht nicht so entschieden.

Zuckerrohr gedeiht ebenfalls vortrefflich hier, aber es braucht längere Zeit zur Reife, als in den tiefer und wärmer gelegenen Districten, und wird nicht so stark und saftreich.

Für die Coca ist es hier nicht heiß genug; denn diese verlangt noch weit wärmeren Boden, als selbst Zuckerrohr und Kaffee.

Alle diese Gegenden bewohnt ein ganz eigenthümlicher Menschenschlag, — keine Weißen und auch keine Indianer, sondern ein wenig von beiden, und oft ein wenig von

diesem, oft von dem mehr, bei denen sich der Peruaner dann mit dem Namen Cholo abfindet.

Cholo bedeutet hier das Nämliche, was im Norden von Amerika Mestize heißt — Abkömmling von Indianer und Weißem. Des indianischen Blutes, wenn es auch nicht gerade von einem Kazikenstamme kommt, brauchen sich aber die Leute wahrhaftig nicht zu schämen; denn es war jener Zeit edler, als das des spanischen Gesindels, das diese Küsten überschwemmte, und das aus wenig besserem Stoffe, als Piraten und Mordbrennern bestand. Daß sie sich dabei Christen nannten, kann die Sache nur noch verschlimmern.

Huánaco hat wenigstens den Vortheil eines ziemlich guten Hotels, an welches man in Südamerika nur folgende Bedingungen stellt: ein tapeziertes Gastzimmer mit einem den ganzen Raum ausfüllenden Billard, und einem kleineren Tische mit ein paar Stühlen in die eine Ecke gedrückt, schlechte, theure Küche, und eine Art Bett in eine Rumpelkammer gestellt, wo man noch sehr zufrieden sein kann, wenn Einem das Ungeziefer die Nacht *die* Ruhe auch gönnt, für die man schwer genug bezahlen muß. Nur der Kaffee war ausgezeichnet, und das entschädigte wieder für manches Andere.

Am nächsten Morgen hatte mir der Gobernador (der in Abwesenheit des Subpräfecten die Zügel der Regierung in der Hand hielt) fest zugesagt, daß ich zu früher Stunde ein Pferd haben sollte. Wer aber nicht Wort hielt, war natürlich der Gobernador, und als ich um halb Sieben zu ihm ging, lag er noch im Bett. Wäre ich nun ein ächter Deutscher von altem Schrot und Korn gewesen, so würde ich mich ganz höflich erkundigt haben, wann der Herr Gobernador geruhten aufzustehen, um dann später wieder einmal nachzufragen. Leider hatte ich mich aber zu lange in diesen südamerikanischen Ländern herumgetrieben, um nicht zu wissen, wie man mit diesen Leuten umgehen müsse. Den Regierungspaß, nach dem die Beamten verpflichtet wurden, mir unverweilt Pferde zu schaffen, trug ich in der Tasche, geschah das nicht, so war natürlich nur die Faulheit der einzelnen Beamten daran schuld. Diese zu überwinden, gab es aber nur ein einziges Mittel: Grobheit — und ich ward grob.

In zwei Minuten hat ich den Gobernador aus seinem Bett und auf der Straße, gleich darauf wetterte ich vor der Polizei, in einem noch dazu sehr bösartigen Spanisch, die Polizeidiener ebenfalls zusammen, daß sie noch kein Thier herbeigeschafft hätten, und brachte endlich das zeitliche Oberhaupt dieses Theils von Peru dahin, daß er selber in den Sattel stieg und in gestrecktem Galopp die Straße hinabflog. Eine halbe Stunde später hatte ich auch richtig ein ziemlich gut gehendes Thier, und trabte auf dem das freundliche Thal hinab, einem andern kleinen Städtchen Panao zu, das ich noch an diesem Abend erreichen sollte.

Die Gegend hier ist wunderhübsch; denn die hohen und kahlen Berge liegen zu weit im Hintergrund, um störend einzuwirken, während tausend Blüthenbüsche den Weg umstehen und fruchtbare, grüne Felder überall dem Blick begegnen. Außerdem befleißigen sich hier die Leute, einen ganz vortrefflichen „Guarapo" aus dem Saft des Zuckerrohrs zu ziehen, und da er in einer Menge von kleinen Häusern am Wege um ein Billiges feilgeboten wurde, so versäumte ich nicht, häufigen Gebrauch davon zu machen.

Der Guarapo hat aber nur zwei oder drei Tage seines kurzen Lebens, in denen er gut, süß und genießbar ist: seine schöne Jugend — nachher wird er alt und sauer, verbittert in seinem ganzen Dasein, und zieht sich, noch zwei Tage später, als Essig in das Innere alter steinerner Kruken und Calabassen zurück.

Uebrigens sehe ich nicht ein, weshalb nicht aus unserem Runkelrübensafte ein eben so guter Guarapo zu machen wäre, wie aus dem Safte des Zuckerrohrs; läßt sich doch ein eben so guter Zucker daraus kochen, und ich will unseren deutschen „Pflanzern" wenigstens das sehr einfache Recept angeben, nach dem sie dann selber mit Leichtigkeit einen Versuch machen können:

„Der Zuckersaft wird mit einem Drittheil Wasser gemischt, dann gekocht und viel abgeschäumt, bis er auf die ursprüngliche Quantität des Saftes eingekocht ist. Dann läßt man ihn abkühlen und gießt ihn in ein irdenes oder hölzernes Gefäß zum Gähren.

„Nach drei Tagen ist er gewöhnlich gut; das erste Mal aber, wenn das Gefäß noch keine Säure angenommen hat, geht die Gährung etwas langsamer vor sich. Das Gefäß ist oben zugedeckt."

Das tropische Klima, in dem das Zuckerrohr gedieh, ließ ich aber bald hinter mir, wie ich nur einmal erst rechts von dem Huánacostrom abbog und wieder in die Berge und die gemäßigte Zone hineinkam. Wieder einmal das Klima gewechselt, und zwar in wenigen Tagen aus der kalten Zone von 14,500 Fuß über der Meeresfläche durch die gemäßigte in die heiße, und jetzt wieder in die gemäßigte hinein, um auf's Neue bis an die Grenze der kalten hinauf- und zu der wirklich heißen wieder hinabzusteigen. Der Mensch wird auch durch diesen ewigen Wechsel so confus, daß er zuletzt gar nicht mehr weiß, in welchem Lande der Erde er sich befindet. Heute muß man den Rock ausziehen, um in der Hitze marschiren zu können, morgen steckt man die Hände in die Taschen und läßt sich den Schnee in's Gesicht peitschen — aber, lieber Gott, unser deutsches Aprilwetter hat uns die letzten Jahre Aehnliches gebracht, ohne daß man sich deshalb weit zu bemühen brauchte, und das war auch vielleicht die Ursache, daß ich den Wechsel so leicht und bequem ertrug.

An diesem Abend hatte ich bis zu einem kleinen Städtchen, Panao, zu reiten, wo mir dann dessen Gobernador ein neues Thier verschaffen sollte. Der Weg zog sich aber furchtbar in die Länge, und das fruchtbare Land dahinten lassend, erreichte ich wieder schlechten Weg, Berge und — etwas Neues für mich in Peru — Bäume — die ersten wirklichen Bäume, die ich bis dahin gesehen, wenn ich die wenigen Weidenbäume am Chillon ausnehmen will.

Hier begann Wald, allerdings noch etwas dürftig und das Holz nicht übermäßig stark, aber es war doch Wald, und der lange nicht gehabte Anblick that den Augen wohl. Ich dachte damals gar nicht daran, daß ich der Bäume über und über genug bekommen könnte, ehe ich mit ihnen wieder fertig wäre.

Gegen Abend überholte ich einen jungen Burschen auf einem Schimmel, der ebenfalls nach Panao wollte, und da

sich die Sonne schon dem Abend zuneigte, frug ich ihn, wie weit wir noch bis nach dem Städtchen hätten. Wir hielten gerade auf einem Berghang, der sich tief und steil in das Thal hinabzog, und ich vermuthete, daß Panao wohl irgendwo da unten am Strom liegen würde. Der junge Bursche deutete aber lachend gerade über das Thal hinüber und rief aus: „Da drüben liegt es ja groß und breit!"

Und da drüben lag es wirklich „groß und breit", denn wie ein weiter ziegelrother Fleck, von feinen dunkeln Linien die Kreuz und Quer durchzogen, klebte die Stadt mit ihren ausgedehnten Straßen an dem grünen Hang. Aber was für ein Weg noch in das tiefe Thal hinab und an der andern Seite wieder bis zu der Stadt hinauf! — Doch half es nichts; ich sah jetzt wenigstens mein Ziel und gab meinem Thier die Sporen, um nicht unnöthige Zeit durch Schauen zu versäumen. Nichtsdestoweniger war es schon stockdunkel, als ich endlich die Stadt erreichte, und da ich den jungen Burschen auf dem Schimmel schon lange hinter mir gelassen hatte, frug ich jetzt Einen und den Andern, denen ich noch in der Straße begegnete, nach dem Gobernador. — Lieber Himmel, was half es mir, daß ich mein bestes Spanisch versuchte und mir mit der Aussprache die größte Mühe gab, die Leute verstanden mich alle miteinander nicht, denn wie ich zu meinem Schrecken jetzt fand, redeten sie nur die Kitchuasprache oder die Sprache der Inkas, und von der verstand ich selber kein Sterbenswort.

Glücklicher Weise hatte ein Mann aus einem der benachbarten Häuser meine Noth gehört, denn sehen konnten wir einander nicht. Er kam heraus und erbot sich freundlich, mich nach dem Gobernador zu begleiten, da ich denselben nicht in seinem eigenen Hause antreffen würde — heute sei Fest (es war der heilige Dreikönigstag), und da befänden sich sämmtliche Honoratioren zu einem Ball versammelt.

Zu einem Ball! Dazu paßte ich prächtig mit Staub und Schweiß bedeckt, und todmüde und hungrig. Ich frug den Mann auch, da ich diese Nachricht bekam, nach einer Posada, um lieber vor allen Dingen etwas zu essen und zu trinken. Er versicherte mir aber, daß wir gerade nach der

Posada hinwollten, denn dort befänden sich die Gäste, und längeres Weigern hätte nichts geholfen. Wir hatten auch nicht weit zu gehen, denn schon um die nächste Ecke biegend, hörte ich die scharfen Töne einer Violine, und fand mich gleich darauf an der Schwelle einer so wunderlichen, wie eigenthümlichen Scene. — Ich wollte, ich könnte dem deutschen Leser einen recht deutlichen Begriff davon geben.

Der Ballsaal bestand aus einem nicht übergroßen Zimmer, etwa zwanzig Fuß im Quadrat, und wie ich hineinsah, glaubte ich, daß es stockfinster darin sei. Bei längerem Hinschauen erkannte ich aber das Schimmern zweier Talglichter, die an verschiedenen Seiten angebracht waren und ein höchst dürftiges Licht verbreiteten.

In diesem Duster wimmelte es indeß von dem Vermuthen nach heiteren Menschen, denn Alles sprang und hüpfte durcheinander, und die schon vorher gehörte Violine quietschte den Tact dazu. Wie schon gesagt, konnte ich, als ich das Zimmer betrat, nicht das Geringste sehen; ich hörte nur, wie ich Jemandem vorgestellt wurde, fühlte, wie mir eine oder zwei Personen die Hand schüttelten, und fand mich plötzlich, mit einem großen Glas agua ardiente in der Hand, auf einer sehr niedern Bank sitzen.

Den Branntwein leerte ich auf einen Zug, denn ich war wirklich erschöpft und bedurfte irgend einer Stärkung oder wenigstens Aufregung. Wenn ich aber geglaubt, die Empfangsfeierlichkeit damit beendet zu haben, so hatte ich mich geirrt, denn ein zweites Glas agua ardiente folgte dem ersten, und diesem ein drittes, und Alle schienen sich verabredet zu haben, mich so rasch als möglich unter den Tisch zu trinken.

Nach und nach erkannte ich aber meine Umgebung etwas besser, und fand jetzt, daß ich zwischen dem Gobernador und Cura oder Priester, also den Honoratioren des Ortes, saß, die dem Feste beiwohnten, um seine Feier wahrscheinlich zu erhöhen. — Aber ich habe hier keine Zeit, die Schrecken dieser Nacht alle zu erzählen, nur so viel will ich noch sagen, daß ich lange Zeit umsonst versuchte, etwas zu essen zu bekommen. Man trank hier, aber man aß nicht, und endlich, als ich fest darauf bestand, brachte mir eine der Frauen einen schon jeden-

falls vorher abgenagten Schafknochen mit einem Stück trockenen Brodes. Ich verschlang die spärlichen Ueberreste, die ich noch vorfand, schärfte dem Gobernador ein, mein Pferd morgen um sechs Uhr bereit zu halten, und ließ mir dann einen Platz anweisen, wo ich schlafen konnte und nicht fortwährend durch neue Aufgüsse von Branntwein gestört wurde.

Am nächsten Morgen mußte ich den Gobernador allerdings noch aus dem Bett holen, ehe ich mein Thier bekam, denn der Mann hatte nach den Genüssen der letzten Nacht noch nicht ausgeschlafen. Ich kam aber doch verhältnißmäßig früh fort, und trabte bald, an einem prächtigen und frischen Morgen, in das höher gelegene und ziemlich bergige Land hinein.

Die Cordilleren, die östlich von Chile nur einen einzigen compacten Gebirgsstock bilden, liegen hier fast wie in zwei Züge gespalten. Der bedeutendste von diesen ist allerdings die eigentliche Wasserscheide, westlich von Cerro, und dort überschreitet man auch den höchsten Paß. Dennoch zieht sich hier wieder eine zweite Kette hin, die aber nicht ununterbrochen fortläuft, sondern in ihren Zwischenthälern die am Osthange jener Hauptkette entspringenden Wasser dem Amazonenstrom zufließen läßt. Den Thälern selber kann man jedoch nicht folgen, denn ihre Hänge sind an vielen Stellen nichts weiter als steile, schroffe Felsen, die starr und eisern in den zwischen ihnen dahinstürzenden Strom hineinreichen. Deshalb zieht sich der Weg den höheren Kuppen zu, die leichter einen Uebergang gewähren.

Der peruanische Wegebau zeigte sich aber auch hier wieder in all' seiner Glorie, denn auf und ab führte der schmale Pfad, kein einziges Hinderniß durchschneidend, sondern sie alle überkletternd. Einem einzigen kleinen, aber unbequemen Felsblock auszuweichen, der mit ein paar Pfund Pulver leicht beseitigt wäre, mußte man oft weite Strecken gerade am Berge hinauf und dann wieder eben so steil hinab, und es sah aus, als ob sich nicht Menschen, sondern nur die Thiere der Wildniß diese Bahn ausgesucht und begangen hätten.

Nach kurzem Ritt — denn meine nächste Station war heute nur drei Leguas, wo ich ein anderes Thier bekommen sollte — erreichte ich endlich ein kleines ärmliches Pueblo,

Chagles genannt, und holte hier den Alcalden aus dem Bett, um mir rasch ein Thier zu verschaffen. Er wollte erst nicht aufstehen und behauptete, er sei sehr krank; ich bewies ihm aber, daß er völlig gesund wäre, und eine Stunde später fand ich mich glücklich wieder im Sattel, einen Führer an der Seite, der mich bis Munia, einem andern Pueblo, bringen und mein Thier dann wieder zurücknehmen sollte.

Die Zwischenzeit, bis das frische Thier kam, benutzte ich zum Frühstück, denn ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts Ordentliches gegessen, und bekam hier ein herrliches Gericht frischer Puffbohnen — im Norden von Deutschland „große" oder „Saubohnen" genannt — an denen ich mich vollständig erholen konnte. Das Klima hier gehört schon ganz dem gemäßigten an, ja war eigentlich mehr kalt als warm, und das Haupterzeugniß des Bodens die Kartoffel. Mais hatten sie ebenfalls an einigen Stellen gepflanzt, und er gedieh gut; überhaupt schien der Boden fruchtbar, so weit man es eben für gut befunden, ihn urbar zu machen. Da aber diese Menschen alle nur sehr wenig Bedürfnisse kennen und selbst die nöthigsten Arbeiten nur ungern und gezwungen thun, so versteht es sich von selber, daß sie den Pflug in keine Scholle Erde brachten, die sie nicht unumgänglich nothwendig zu ihrem Leben brauchten — alles Andere war vom Uebel. Zum Verkauf hatten sie deshalb gar nichts auf der Welt, wie etwas agua ardiente, von dem der Alcalde oder Teniente nur zwei Flaschen auf Speculation von Panao bezogen.

Um elf Uhr etwa ritt ich wieder von Chagles fort und bekam jetzt diesen „herrlichen Weg" zu sehen, von dem mir der Subpräfect in Huánaco nicht genug zu rühmen wußte. So vortrefflich war er angelegt, daß ich von Chagles fort eine Legua steil bergauf und zwei Leguas wieder vollkommen steil hinab mußte. Dort kreuzte ich einen Bergstrom und stieg jetzt wieder eine Legua wie an einer Mauer hinauf, um an der andern Seite gerade so hinab zu klettern. Von da ab zog sich der Weg nochmals eine Legua steil zu Munia auf, und von da eben so schroff noch drei und eine halbe Legua höher auf den Gipfel der zweiten Cordillera, dem sogenannten Alto Tambo.

Der Pfad mußte natürlich den ganzen Tag im Zickzack
ald auf-, bald abwärts führen, und ich konnte unmöglich
m Sattel bleiben, wenn ich das Thier nicht umbringen oder
enigstens zu Schanden reiten wollte. Dadurch rückte ich
ur sehr langsam von der Stelle, und der Abend dämmerte
hon, ehe ich nur die zweite Höhe vollständig erstiegen hatte.

Den Wald ließen wir schon lange wieder zurück; nur
nten am Bergstrom stand dichtes, ziemlich üppiges Gehölz.
ier oben waren die Berge vollkommen kahl, aber mit vor-
refflicher Viehweide, wenn die Bewohner dieser Gegend nur
ben hätten Vieh halten wollen. So sahen wir kaum ein
albes Dutzend Kühe und ein paar Pferde und Maulthiere,
ie sich in der entsetzlichen Einsamkeit zu langweilen schienen.
iemlich oben am Hange des Berges begegneten wir aber
uch Wild, und ein Hirsch äs'te sich dort vollkommen vertraut
uf etwa hundert Schritt Entfernung. Jedenfalls mußte er
ns auf dem offenen Boden, an dem wir mühsam und im
ickzack aufwärts klommen, schon lange bemerkt haben; ich
lber wurde aber erst auf ihn aufmerksam, als er den Kopf
ob und nach uns herabäugte.

Rasch riß ich die Büchse von der Schulter, setzte ein Zünd-
ütchen auf und zielte; aber, lieber Gott! durch das mühselige
teigen erschöpft und vollständig außer Athem, konnte ich das
orn keinen Moment ruhig auf einem Fleck halten, und mußte
st wieder Luft schöpfen, ehe ich abdrücken durfte. Der Hirsch
deſſen, durch unser Stillstehen beunruhigt, zog langsam an
m Hange hin, und ich mußte ihn vielleicht fünfzig Schritt
eiter fortlassen. Endlich schoß ich — meinem Begleiter war
e Zeit schon furchtbar lang geworden — der Hirsch zeichnete,
id wir konnten deutlich sehen, wie er die Kugel mitten auf
m Wanst sitzen hatte — er war waidwund geschossen, denn
) hatte beim Abdrücken noch geschwankt. Mit dem Schuß
hr er herum und wollte den Berg hinauf — doch das ging
cht mehr; nur zwei Sprünge machte er der Richtung zu,
id stürmte und stürzte dann halb den ganzen steilen Hang
ieder hinunter, an dem wir eben eine volle Stunde Arbeit
habt hatten, um bis hierher zu kommen.

Das war ein verwünschter Streich, denn der Abend dunkelte bereits, und ich durfte gar nicht daran denken, ihm zu folgen, und doch hätte ich sein kleines, aber hübsches Geweih gern gehabt. Um das wenigstens zu retten, sagte ich meinem Begleiter, er solle das Wildpret morgen auf dem Rückwege für sich mit nach Chagles nehmen, für mich aber den Kopf mit dem Geweih aufbewahren, das ich, wenn ich selber wieder zurückkäme, bei ihm abholen wolle. Das versprach er, und hat es vielleicht auch gehalten; da ich aber später von Pozuzu aus meinen Reiseplan änderte und einen andern Weg nach Cerro einschlug, sah ich Chagles und meinen Hirschkopf nicht wieder.

Durch das Alles hatten wir uns aber so aufgehalten, daß wir Munia an dem Abend unmöglich mehr erreichen konnten, wenn wir nicht den steilen Pfad in völliger Dunkelheit zurücklegen wollten. Von dem Rücken des Berges aus arbeiteten wir uns deshalb nur noch in das tiefe und dunkle Thal hinab, in dem eine kleine Hacienda Cormieles lag, und blieben dort über Nacht.

So tief waren wir dabei wieder gestiegen, daß wir uns auf's Neue in dem Bereich der Plátanos oder Bananen und des Zuckerrohrs befanden, und von hier aus zog sich der Weg steil und ununterbrochen $4^1/_2$ Legua an die Grenze der kalten Zone, auf den Rücken der zweiten Cordillera hinauf.

Am nächsten Morgen, etwa um neun Uhr, erreichte ich Munia, und da von hier aus eine öde Wildniß mit keiner menschlichen Wohnung bis zum Pozuzu vor mir lag, gedachte ich, dort Provisionen zu kaufen und den Marsch spätestens am andern Morgen anzutreten — und wie hatte ich mich geirrt!

Munia ist ein kleines Städtchen, aber in reizender Lage auf einer schmalen Ebene am Berghange, die wie eine Art von Terrasse ausläuft. Das Klima scheint dabei vortrefflich; ich sah ein allerdings sehr kleines Maisfeld, in dem der Mais aber außerordentlich üppig stand, eine einzige Bananenpflanze trug ebenfalls eine große, fast reife Fruchttraube, und der Platz sollte außerdem das Paradies der Kartoffel sein, und

was für ein Volk lebte dort, oder vegetirte vielmehr blos von gedörrtem Mais und Kartoffeln, ohne sich einen Deut weiter um die übrige Welt zu kümmern!

Einen Alcalden gab es hier ebenfalls nicht, nur einen sogenannten Inspector — einen Indianer —, der augenblicklich „draußen im Walde" war, um Tablas oder Planken zu „hauen". Hier begann nämlich wieder Wald, der sich an dem vor uns liegenden Hange bis hoch hinauf in den Nebel zog — wie hoch, ließ sich nicht erkennen, da weiße Schwaden den obern Theil des Berges dicht umlagerten.

Des Inspectors Frau, die einen riesigen Kropf trug und entsetzlich häßlich war, aber die schönsten Pockennarben hatte, schickte ich augenblicklich aus, ihren Mann zu suchen, und wo möglich mit einem Maulthier und Führer zurückzukommen, und machte dann selber die Runde, um Provisionen einzukaufen. Ja — Provisionen — nichts — nichts auf der Gotteswelt war zu bekommen; die Häuser standen alle öde und leer, kein Mann war im ganzen Ort zu sehen, nur ein paar Frauen mit Kröpfen, und nach was ich auch frug: Eier, Hühner, Fleisch, Bohnen, Brod, die Antwort lautete unfehlbar in dem ewigen „no hay" (ist nicht da), was den Reisenden in Südamerika wirklich zur Verzweiflung bringen kann. Nicht einmal eine Mahlzeit war zu bekommen, ein paar abgekochte Kartoffeln ausgenommen, und ich wartete jetzt nur die Ankunft des Inspectors ab, um diesen auf Fouragirung auszuschicken.

Dieser kam endlich und versprach mir, noch an dem Tag ein Pferd zu schaffen, ein Führer würde jedoch, wie er meinte, sehr schwer zu bekommen sein, denn die Leute wären alle im Walde drin, um Planken zu hauen, und er wisse nicht einmal, wo sie stäken — ohne Führer konnte ich aber diesen Weg gar nicht zurücklegen, da oben auf Alto Tambo, wie ich schon gehört, eine weite Pampa lag, die von Hunderten von Pfaden durchkreuzt würde. Nicht einmal eine Himmelsrichtung, der ich folgen konnte, waren die Leute im Stande mir anzugeben, denn sie hatten gar keinen Begriff von Nord und Süd — und Lebensmittel? — no hay! sagte der Mann und steckte sich den Mund voll Cocablätter.

No hay! — ich wußte das besser; Hühner hatte ich genug gesehen und wußte ein Mittel, die zu kaufen; schickte also meinen Inspector vor allen Dingen aus, ein Pferd zu holen und, wenn irgend möglich, einen Führer mitzubringen, nahm dann meine Büchse und ging auf das nächste Haus zu, an dem ich Hühner fand. Natürlich weigerten sie sich dort, mir eins zu verkaufen, aber ich hatte am Pailon gelernt, mit diesen Leuten umzugehen. Ruhig nahm ich einen halben Dollar aus der Tasche und zeigte ihn der Frau, wobei ich ihr sagte, daß ich ihr das Geldstück für ein Huhn geben wolle — verweigere sie es, so schösse ich das erste beste todt und bezahlte gar nichts dafür. Das half; sie sträubte sich zwar noch ein wenig, wie ich aber die Büchse hob und mich nach einer sehr schönen weißen Henne umdrehte, besann sie sich anders. Ich kaufte jetzt hier ein junges Huhn und im nächsten Hause auf dieselbe Art ein anderes, außerdem etwas Mais, um ihn zu dörren, und war so wenigstens gegen unmittelbaren Hunger gesichert.

Mein Inspector kam aber an dem Abend erst spät, wohl mit einem Pferde, aber ohne Führer zurück. Er versprach freilich, am nächsten Morgen sicher einen zu bringen — aber auch das gelang ihm nicht, wenn er sich überhaupt danach bemüht und nicht irgendwo die Zeit in einem Busch geschlafen hatte. Ich versäumte hier noch einen zweiten Tag und mußte, wenn ich nicht noch länger müßig liegen bleiben wollte, endlich mit einem etwa zehnjährigen Jungen fürlieb nehmen, der allerdings den Weg kannte, mir aber auch sonst auf der Welt nichts weiter nützen konnte.

Drei volle Tage mußte ich außerdem, der Beschreibung dieser Leute nach, darauf rechnen, im Walde zuzubringen, denn was mir der Subpräfect von Huánaco von der Kürze und Güte dieses Weges erzählt, war Alles, um das mildeste Wort zu gebrauchen — erfunden. Lebensmittel gab es ebenfalls nicht, denn nur noch ein Huhn war ich im Stande aufzutreiben, und ich konnte mich nur auf mein gutes Glück verlassen, das mir bis dahin noch immer treulich beigestanden. So brach ich denn am nächsten Morgen mit meinem Diminutivführer sehr früh auf, und konnte mich jetzt im Bergsteigen ein wenig

üben, denn diese Zickzackhöhe hinauf hätte ich mein Pferd gleich in den ersten Stunden ruinirt. Von sieben Uhr Morgens bis Nachmittags drei Uhr stiegen wir langsam, aber stets bergauf, und erreichten erst ziemlich auf der Höhe wieder offene, von wellenförmigen Hügeln geschwellte Grasflächen, die nur hier und da mit kleinen Büschen und einzelnen Felsbrocken überstreut waren.

In meinem Leben habe ich aber kein herrlicheres Bürschterrain gesehen, und da ich außerdem eine Menge Hirschfährten fand, beschloß ich, jedenfalls hier oben zu lagern und heut Abend einen Bürschgang zu machen. Auf der Hochebene, die den Gipfel dieser Cordilleren bildete, stand ein alter Rancho, ein paar in den Boden gesteckte Pfähle, mit dem langen, binsenartigen Grase nothdürftig bedeckt. Diesen stellte ich wieder her, zündete ein Feuer an, schleppte eine Quantität trockenes Holz herzu, und war eben damit fertig, als ein tüchtiger Regenschauer niedergoß.

Wir befanden uns mitten in der Regenzeit, glücklicher Weise war ich aber bis hierher trocken durchgekommen, und durfte mich jetzt wahrlich nicht beklagen, wenn ich auch ein paar Mal tüchtig ausgewaschen wurde — hatte ich das Alles doch vorher gewußt. Aber auch der Regen war mir nur zum Vortheil, denn etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang klärte es sich wieder auf, und ich hatte die herrlichste Gelegenheit zum Bürschen, die ich auch wahrlich nicht versäumte. Es war ein wirklich lang' entbehrter Genuß, mit der wackern Büchse im Arm in diesem wundervollen Terrain hinzuschreiten, nur der Jäger kann das ganz mit mir fühlen, und ich kam eigentlich viel zu früh zum Schuß. Ein geltes Thier hatte in einem der kleineren Seitenthäler gesessen, und stand eben auf, als ich mich hinter einem rauhen Felsblock auf einen der ihm nächsten Hügel bürschte. Da ich vortrefflichen Wind hatte, konnte es mich natürlich nicht wittern und fing an, sich zu äsen; ich durfte aber die Gelegenheit nicht vorbeilassen; denn wir mußten Lebensmittel auf unserem langen Marsche haben. — Nach dem Schuß sprang es noch etwa zwanzig oder dreißig Schritt hinter den nächsten Hügel, wo ich es aber gleich darauf, als ich den abgeschossenen Lauf wieder geladen

hatte, schon verendet fand. Ich nahm jetzt die beiden Keulen und den Ziemer heraus und mit zum Feuer, das Uebrige irgend einem Condor überlassend, der zuerst am nächsten Morgen hier vorbeistreichen würde. Auf dem Rückwege hätte ich noch einen Spießer schießen können, an den ich auf etwa hundert Schritt hinankam, aber das wäre Mord gewesen, und ich wanderte geraden Weges zum Lager zurück, wo mein kleiner Führer nicht wenig über die schnelle Jagd staunte.

Jetzt hatten wir zu leben, und wenn ich auch die Nacht auf dieser Höhe schmählich fror, brauchten wir doch nicht dabei zu hungern. Das Pferd fand hier oben gleichfalls reichliche Weide, und da wir von hier ab den ganzen Weg bergunter haben sollten, glaubte ich die Reise von jetzt ab rasch beenden zu können — aber ich kannte die peruanischen Wege noch nicht vollständig. Allerdings ging der Weg bergab, und steil genug, was man aber hier im Lande einen Weg nennt, das würde in Europa zum Beispiel eine Wolfsschlucht heißen, und ich fand bald, daß mein Pferd, selbst ohne Reiter, kaum im Stande war, dieser furchtbar rauhen Bahn zu folgen. Ein Weg war allerdings durch den jetzt wieder beginnenden Baumwuchs gehauen, aber der ganze steile Hang bestand einzig und allein aus einzelnen Felsblöcken, über die hinab die Bahn — vollkommen rücksichtslos, wer dabei den Hals brach — führte. Nach einem etwa stündigen Marsch hielt ich jedoch einer Felsblock von nur 4 Fuß Höhe nicht mehr für das geringste Hinderniß, um ein Pferd darüber hin zu führen, und wenn es nicht unten, wo es wieder auftreten mußte, bis an die Knie in den Schlamm sprang, konnte man ganz zufrieden dami sein. Wo der Weg dabei nur auf eine ganz kurze Streck eben wurde, war jedesmal ein tiefer flüssiger Schlamm, in den das arme Pferd oft bis an den Gurt einsank und sich nur mit der furchtbarsten Anstrengung wieder herausarbeiten konnte.

Das war der vortreffliche Weg, von dem der Subpräfect in Huánaco so rühmlich gesprochen, und ich fand auch später aus, weshalb das geschehen war, denn die Südamerikaner thun nichts ohne Grund. Es galt nämlich, der neuen deutschen Colonie am Pozuzu den kürzesten Weg nach Cerro

der für sie einzig und allein von Nutzen sein konnte, zu entziehen und ihren Verkehr auf einem gewaltigen Umweg über Huánaco zu lenken, und ich bekam später Beweise, wie man kein Mittel verschmäht hatte, das in's Werk zu setzen.

Der Wald war hier ziemlich dicht, wo er sich aber einmal, durch eine plötzliche Felsspitze unterbrochen, lichtete, so daß man einen etwas freieren Blick gewann, zeigte sich überall ein tiefes enges Thal, in dessen zusammengepreßter Schlucht wilde Bergwasser dahinströmten. Hier hatte ich auch den Pozuzu erreicht, dessen gelbe, regengeschwellte Fluth ich dann und wann unter mir erkennen konnte. Gegen Abend kreuzten wir gleichfalls einige Bergströme, die noch von dem letzten Regen angeschwollen, aber doch zu passiren waren — freilich durfte man sich nicht scheuen, nasse Füße bis zu einer ungewöhnlichen Höhe zu bekommen.

Mein kleiner Führer versicherte mir, er kenne den Weg genau und wir würden die Nacht eine gute Hütte erreichen; als es aber dunkelte, fanden wir nur die Pfähle einer früheren Hütte vor, und es war jetzt nicht mehr daran zu denken, ein ordentliches Dach herzustellen. Die Nacht regnete es, was nur vom Himmel herunter wollte; wir wurden durch und durch naß. Zu meinem nicht geringen Staunen hörte ich aber in der Morgendämmerung, ganz dicht bei uns, einen Hund bellen. Es zeigte sich jetzt, daß wir kaum hundert Schritt vor einer guten, trockenen Hütte gelagert hatten, die wir noch recht wohl hätten erreichen können. Ein Indianer war von Pozuzu gestern Abend hier herüber gekommen, nach Vieh zu sehen, das hier weidete, und hatte ein vortreffliches Feuer angezündet. Dort frühstückten wir zusammen, und setzten dann, da er ebenfalls zurückging, in seiner Begleitung unsern Weg, nur oberflächlich abgetrocknet, fort.

Da wir die steilsten Höhen hinter uns hatten, wurde der Weg hier etwas besser. Der Baumwuchs war prachtvoll, und die überhaupt üppige Vegetation verrieth schon gegen Mittag, daß wir uns wieder den Tropen näherten.

Besonders häufig stand hier eine weiße, sehr schöne lilienartige Kelchblume, freilich geruchlos. Unser neuer Begleiter nannte sie Asafran, und es zeigte sich, daß es wirklich der

ächte Safran sei. Die Wurzel war hellgelb, mit safranähnlichem Geschmack, und der Aussage des Indianers nach wurde auch viel davon gesammelt und nach Cerro de Pasco und Huánaco versandt, wo man die Arobe (25 Pfund) mit 8 Dollars bezahlte. — Man hätte hier eine Arobe in ganz kurzer Zeit sammeln können.

Außerdem zeigte sich hier, während das Gestein bis jetzt meist Porphyr und Granit gewesen war, der hier und da von sehr feinen Quarzadern durchzogen wurde, häufig ein feiner Röthel, der zunahm, je mehr wir uns dem Pozuzu näherten. Besonders bös war dieser an Abhängen zu passiren, denn der Fuß glitt davon ab, als ob man auf nasse Seife getreten wäre.

Der Charakter des peruanischen Landes, wie ich es bisher gefunden, hatte sich überhaupt hier ganz verändert und glich der westlichen Küste nicht mehr im Mindesten. Das Land hier aber lag auch unter dem Einfluß häufiger Regen, und glich mit seiner üppigen Vegetation schon weit eher den atlantischen Küstenländern, zu denen es ja auch, seiner geographischen Lage nach, eigentlich gehörte. Nur den Uebergang bildete es zwischen den kahlen, steinigen Höhen der Cordilleren und den fruchtbaren, aber ungesunden Niederungen des gewaltigen Amazonenstromes.

Nur Eins begriff ich nicht recht, wo in diesen engen Thälern eine ordentliche Colonie Platz haben sollte, und weit konnten wir überdies nicht mehr davon entfernt sein. Oeffnete sich vielleicht das Thal weiter unten? denn der Indianer zeigte mir schon den Einschnitt, in dem die Colonie liegen sollte. Wenn ich mich aber auch einmal umschauen wollte, so tauchten wir immer gleich wieder in solche Dickichte und Schluchten ein, daß ich alles Uebrige der Zeit zur Entwickelung überlassen mußte. An dem Abende waren wir auch gar nicht mehr im Stande, die Colonie zu erreichen, aber zu dem Pozuzu kamen wir hinunter, der, wild und reißend in sein enges Bett gezwängt, über eine Menge zerstreuter Felsblöcke hinüberbrauste, die er sich selber in toller Laune in den Weg gerollt. — Wie ähnlich dem Leben manches Menschen, der sich in blinder Wuth und Leidenschaft selber die größten Hin-

dernisse in den Weg wirft und dann, indem er darüber hinstolpert, tobt und raisonnirt!

Die Nacht blieb ich bei dem Indianer — oben im Hause waren zwei Frauen, die ebenfalls ganz anständige Kröpfe hatten — und der braune Bursche erzählte mir viel von der Colonie: wie die Leute im Anfang viel Mangel und Sorge ausgestanden, und sich jetzt so tüchtig herausgearbeitet hätten, daß sie die besten Lebensmittel in Masse zögen. Er war auch am Mairo gewesen — 15 Leguas von hier, bis wohin man den Amazonenstrom mit Dampfbooten befahren kann — und schilderte das Land als außerordentlich fruchtbar, aber — auch heiß und ungesund, mit sehr vielen Mosquitos und Indios bravos, das heißt: bösen und wilden Indianern, in der Nähe.

Das Wort bravo hat überhaupt im Spanischen — wenigstens hier in Südamerika — eine sehr ausgedehnte Bedeutung, und heißt nicht allein gut und tapfer, sondern wird auch jeder recht entschieden ausgesprochenen Eigenschaft beigelegt. Ein recht ungezogenes Kind, recht zäher, nichtswürdiger Schlamm, recht böse Dornen, die fassen und nicht so leicht wieder loslassen, sie alle sind bravos, und für uns, die wir dem Worte doch eigentlich einen andern Sinn beilegen, kommen da oft sehr komische Zusammenstellungen heraus.

Die Nacht regnete es wieder, was vom Himmel herunter wollte, gegen Morgen klärte es sich aber auf, und wenn es auch seine Schwierigkeit hatte, das Pferd an den nassen Lehmwänden hinunter zu bringen, erreichten wir Beide doch ohne Arm- und Beinbruch die untere Thalsohle. Dort konnte ich jetzt Betrachtungen über die Schiffbarkeit des Pozuzu anstellen, an dem ich nur sehr wenig Stellen sah, wo ich es hätte selber wagen mögen, hinüber zu schwimmen. Er bildete fast eine ununterbrochene Reihe von Stromschnellen, in denen nicht einmal das leichteste Boot oder Canoe hätte leben können.

Das Thal blieb ebenfalls noch immer so eng, daß der Weg an einzelnen Stellen bis in den Rand des Flußbettes selber hineingedrängt wurde, während er an anderen wieder, wie in Verzweiflung, den schroffen Hang im Zickzack steil hinauf-

lief. Nur an einer Stelle breitete es sich ein wenig aus, und dort lag auch eine kleine Farm, in der Zuckerrohr, Platanos und Papayas gezogen wurden. Wieder mußte ich mehrere sich in den Pozuzu ergießende Bergströme kreuzen, die ich, jetzt im Sattel, passirte, und das Pferd hatte Mühe, den starken Strom derselben zu stemmen. An Brücken schien man aber noch nie gedacht zu haben, und wenn ja einmal eine hinübergeworfen war, hatten sie doch immer in der nächsten Regenzeit die mächtig anschwellenden Wasser wieder mit fortgerissen.

Um zehn Uhr Morgens etwa führte der Weg plötzlich gerade in das Strombett hinaus, auf eine weite Bank dort zusammengewaschener Kiesel und Felsblöcke, und hier zum ersten Mal sah ich die merkwürdige Brücke über den Pozuzu, von der ich schon so viel gehört, und die ich jetzt selber passiren sollte.

Auf der Kiesbank war ein hohes Gestell von jungen Bäumen, Stangen und gedrehten Bastseilen errichtet, und von diesem aus eine einzige starke Rebe nach dem gegenüberliegenden steilen Felsufer gespannt. Sie mochte etwa so stark sein wie eines Mannes Arm, jedenfalls stark genug, um einen Mann zu tragen. Das Unangenehme war nur, daß sie über den ziemlich breiten Strom auch sehr weit gespannt sein mußte, wodurch sie in einem beträchtlichen Bogen hing, an dem man bei fortwährendem Schwanken erst hinab und dann wieder hinauf mußte. Daß schon ein paar Leute heruntergefallen waren, trug ebenfalls nicht dazu bei, eine Art von unangenehmem Gefühl zu beseitigen — doch hier am Ufer war ich einmal, hinüber mußte ich, und je schneller das also gegeschah, desto besser.

Am andern Ufer konnte ich schon urbar gemachte Felder, mit Zuckerrohr und Platanos bepflanzt, erkennen; vergebens schrie und rief ich mich aber heiser, vergebens schoß ich selbst ein paar Mal meine Büchse ab, die Colonisten aufmerksam zu machen, daß Besuch kam — es hörte Niemand, und bis drei Uhr Nachmittags lag ich dort auf der Kiesbank, abwechselnd in der heißen Sonne und dann wieder unter einem Gewitterschauer, bis endlich ein paar Indianer zufällig von

dort kamen und auf unsere Seite wollten. Diese mußten nämlich von dort herüber eine Art Bock mitbringen, der an die Rebe gehängt wird und in den man sich setzt, wodurch der Uebergang bedeutend erleichtert wird. Wird dann noch von der andern Seite mit einem Seil durch Ziehen nachgeholfen, so kann man sich auf der Welt gar nichts Bequemeres wünschen. — Alle diese Vorbereitungen wurden jetzt getroffen, mein Gepäck mit Zaum und Sattel in zwei Packen geschnürt und zuerst befördert, daß ich doch sehen konnte, wie ich mich ungefähr da draußen ausnehmen würde, und dann befahl ich meinen Leib meinem alten getreuen Schutzgeist, der wahrlich schon ein saures Brod bei mir gehabt hat, und glitt in höchst unangenehmen Rucken auf die andere Seite hinüber.

Dicht am andern Ufer machte ich dazu die eben nicht behagliche Entdeckung, daß die Rebe eigentlich zu kurz gewesen war, weshalb man sie einfach schräg abgeschnitten und angestückt hatte. Leichtsinniger Weise schien das nur durch ein paar eingeschlagene Drahtstifte geschehen, wonach man das Ganze mit etwas Messingdraht verband. Dieser hatte sich aber zum Theil aufgewickelt und der Stiftverband ebenfalls so weit nachgegeben, daß der Schnitt fast einen halben Zoll auseinander klaffte. Jetzt war es aber zu spät, etwas an der Sache zu ändern — noch ein Ruck, und ich war darüber, zwei mehr, und ich konnte den äußersten vorstehenden Pfahl des andern Ufers berühren, und noch ein Ruck, und ich war sicher am andern Ufer in der lang' und mühselig genug erstrebten deutschen Colonie Perus — am Pozuzu!

5.

Die deutsche Colonie am Pozuzu.

Ich muß gestehen, daß mich ein ganz angenehmes Gefühl der Sicherheit beschlich, als ich diese Ironie einer Brücke hinter mir hatte, und wieder einmal festen Grund und Boden unter den Füßen fühlte. Jetzt begriff ich auch, weshalb mir Niemand, weder in Lima, noch selbst in Cerro de Pasco, genaue Auskunft über dies Fleckchen Erde geben konnte, denn der Weg, den ich hierher zurückgelegt, war wahrlich keine Vergnügungstour. — Und der Subpräfect in Huánaco, der mir so freundlich versicherte, ich würde einen ausgezeichneten Weg hierher finden! — das aber hätte ich vorher wissen können, und dessen Erklärung war natürlich nichts weiter gewesen, als eine jener liebenswürdigen peruanischen Phantasien, die den Fremden so oft und angenehm durch ihre Extravaganzen überraschen.

Doch ich erging mich dort am Ufer natürlich nicht in langen Betrachtungen. Pferd und Führer hatte ich selbstverständlich am andern Ufer lassen müssen, um von dort ihren Weg so gut als möglich zurückzufinden, und es galt jetzt vor allen Dingen, in die deutsche Ansiedelung einzudringen, denn bis jetzt hatte ich noch kein deutsches Wort gehört, und fand mich bitter getäuscht, als ich selbst die erste Farm erreichte und dort erfuhr, daß sie das Eigenthum eines Peruaners sei. Da ich aber den ganzen Tag nichts gegessen, als früh am Morgen mein letztes Stück Wildpret, so stärkte ich mich hier erst an einer Tasse wahrhaft köstlichen Kaffees, auf dem Grund und Boden selbst gewachsen, und an den herrlichsten Bananen, die ich in meinem ganzen Leben gekostet — und ich hatte diese Frucht doch in Brasilien, Ecuador, Indien wie auf den Südsee-Inseln in aller Vollkommenheit gefunden. Auch traf ich ein paar deutsche Jungen hier, die in die Colonie gehörten, und einer von diesen erbot sich, meine

Satteltasche und Ponchos hinüber zu tragen. Die Sonne war noch etwa eine Stunde hoch, und er meinte, wir könnten die Colonie bis dahin noch recht gut erreichen.

Dorthin brachen wir jetzt auf — denn ich schlug das gastliche Anerbieten des Peruaners, bei ihm zu übernachten, aus — und kamen, nicht weit von dort entfernt, wieder ziemlich nahe an der Brücke vorbei, wo ich die verschiedenen Hütten gesehen.

Hier wohnte ein Tyroler an der äußersten Grenze der Colonie, und wenn ich auch einen kleinen Umweg machen mußte, um ihn aufzusuchen, wollte ich doch an seinem Hause nicht vorbeigehen.

Ich hatte es nicht zu bereuen, und es war ein wunderliches, halb wohlthuendes, halb schmerzliches Gefühl, hier, mitten unter den breiten Bananenblättern und Kaffeebäumen, einen ächten Tyroler, mit spitzem Hut und Joppe, in seiner Sonntagstracht zu finden, der mit einem etwas verblüfften Gesicht, aber darum nicht minder herzlich, mein „Grüß Gott" erwiderte.

„Ja, wo kömmet denn Sie her?" rief er endlich aus; „das ist ja fast eine Ewigkeit, daß kein deutscher Landsmann bei uns gewesen ist. Waren denn Sie das, der da drüben heut den ganzen Tag geschrieen hat?"

„Das ist nicht übel, also habt Ihr hier mein Schreien gehört, und Keiner ist zur Brücke gekommen."

„Ja, ich hab' mer wohl gedenkt, daß es ein Deutscher sein könnt," meinte der Mann gutmüthig, „weil er halt „Hol über!" gerufen hat."

„Und geschossen hab' ich wie viele Male."

„Ja, schnellen haben wir's auch gehört," lachte der Tyroler, „ein paar Mal ist's halt net losgange."

Hatte der Bursche sogar das Versagen meiner abgeblitzten Zündhütchen gehört, wußte, daß ein Deutscher da drüben sei, der herüber wollte, aber dennoch keinen Fuß gerührt, „denn mit der Wurzel (wie sie die Brücke nennen) hab' ich net gern 'was zu schaffen," sagte er, „das ist ein verflirtes Ding von einer Brucken."

Patroß, wie der Mann hieß, war wirklich ein Charakter

und hatte, wie ich später erfuhr, hier in Peru schon ganz wunderliche und interessante, ja sogar romantische Schicksale durchgemacht, wenn er selber auch nichts weniger als romantisch aussah.

Bald nach ihrer Ankunft hier war ihm die Frau mit dem jüngsten Kind davongelaufen und in das weite Land hineingezogen, er wußte selber nicht wohin. Aber das Kind zog ihn nach. Er folgte und suchte umher, fand endlich die Spur und traf nach langer Irrfahrt sein treuloses Weib todt und sein Kind bei fremden Leuten, die es aber lieb gewonnen hatten und bei sich behalten wollten. Aber er mochte sich nicht wieder von ihm trennen und zog mit dem Kinde in die Colonie zurück, wo er jetzt eine Art Junggesellenwirthschaft führt.

Einen ganz ähnlichen Fall hatte ich einst in Australien gehört, nur daß dort dem nacheilenden Vater das Kind gestorben war, und der arme Mann allein zu seinem kalten Herde zurückkehren mußte.

Von hier ab zog sich der Pfad gerade in den Wald hinein: hohe, herrliche Bäume, die mit tropischer Ueppigkeit die nicht zu steilen Berge bestanden. Ein paar Mal lief der schmale Pfad allerdings auch ächt tyrolisch und etwas halsbrechend an der steilen Bank eines andern, sich in den Pozuzu ergießenden Flusses hin, weiter oben konnte ich aber schon die offenen Felder der eigentlichen Colonie erkennen, und noch vor Sonnenuntergang hatte ich die ersten freundlichen Gebäude derselben erreicht. Und doch, wie ganz anders hatte ich mir diese Colonie gedacht — auf einer weiten, prächtigen Ebene ausgebreitet, die Häuser nach Art eines deutschen Dorfes, aber von Gärten umgeben, die Kirche und das Wirthshaus — die in jedem deutschen Dorfe dicht bei einander stehen — in der Mitte. Ein so geeigneter Platz mußte auch nach meiner Meinung für eine Colonie ausgesucht sein, die man sonst doch wahrlich nicht hätte, über beide Cordillerenrücken hinweg, in eine richtige Wildniß zu legen brauchen. Und wie ganz anders fand ich hier die Situation!

Die Colonie lag, wie ich jetzt fand, nicht in einer weiten Ebene, wo die Colonisten genügenden Raum gefunden hätten,

ihre Felder und Weideplätze nach allen Seiten auszudehnen, sondern in einem ganz engen Thale, einer sogenannten quebrada oder Schlucht, wo an vielen Stellen das steile Ufer bis zum Wasserrande lief, zu dem es sich schroff hinabsenkte und an solchen Stellen natürlich jede Niederlassung unmöglich machte. Da nur, wo die Biegung des Flusses nach der andern Seite hinüberdrängte, ließ sie auf dieser Seite kurze, aber immer beschränkte ebene Stellen, und auf diesen, in langer Reihe den Strom hinauf, war die hier und da durch scharfe Hügelrücken unterbrochene Colonie angelegt und schlängelte sich auf etwa anderthalb Leguas Entfernung am Ufer hinauf.

Der erste Theil der Colonie, den ich an diesem Abend erreichte, war in eine solche kleine Böschung der Berge, wenn ich sie so nennen darf, gebaut. Jeder der Colonisten hatte einen schmalen Streifen Land mit gleich breiter Front am Flusse erhalten, auf dem er, so weit er wollte, auch zurück und in die Berge hinauf arbeiten konnte. Für jetzt aber war die Colonie noch zu jung, als daß sie schon so schwer zu bearbeitendes Land in Angriff genommen hätte. Die Colonisten begnügten sich vor der Hand, das flache Land urbar zu machen, das um ihre Hütten lag, und hierin war für die wenigen Jahre Unglaubliches geleistet.

In Lima hatten mir einige Leute gesagt, die Colonisten am Pozuzu wären ein faules Volk; die Männer rauchten den ganzen Tag ihren selbstgebauten Tabak und die Frauen müßten alle Arbeit verrichten.

Der erste Theil war allerdings richtig. Die Männer rauchen in der That den ganzen Tag ihren selbstgebauten Tabak — und die sechsjährigen Jungen ebenfalls — aber mit der kurzen Pfeife im Munde haben sie in den wenigen Jahren den ganzen Wald von ihrem Flachlande rein abgefegt und den Boden in einen Fruchtgarten verwandelt. Die Frauen legten dazu auch nicht die Hände in den Schooß, und wo sie nicht daheim mit den Kindern zu thun hatten, jäteten sie und pflanzten draußen im Felde, und man brauchte wirklich nur einen Blick auf diese Felder zu werfen, um auch zu wissen, daß deutsche Hände darin thätig gewesen.

Hier nun, in dem ersten Theile der Colonie, wohnten die Tyroler. Die ganze Colonie besteht nämlich nicht allein aus Tyrolern, sondern auch aus Rheinländern, die sich aber, wenngleich dicht an einander grenzend, doch, jede Landsmannschaft für sich, angesiedelt haben. Ich werde aber nie den Eindruck vergessen, den mein plötzliches Erscheinen auf die eine Frau machte, deren Hütte ich betrat.

Die Hunde schlugen an, als ich mit meinem Führer näher kam, und sie stand in der Thür. Ich war ihr aber schon zu nahe, als daß sie Zeit zum Schauen oder Ueberlegen gehabt hätte. Mit einem „Grüß Gott" trat ich jetzt auf sie zu und bot ihr die Hand, und halb ihre Hand mir entgegenstreckend, sagte sie fast erschreckt: „Ja — grüß Gott? — seid denn Ihr ein Deutscher von daheim?" und ein paar große Thränen traten ihr in die großen guten Augen. „Ach," fuhr sie nachher fort — „wir sitzen hier so weit weg in der Welt, daß ich schon gar nicht mehr geglaubt habe, noch ein anderer Deutscher könnte zu uns kommen!"

Es lag etwas ungemein Rührendes in den wenigen, leise gesprochenen Worten. Die Frau selber war eine junge Tyrolerin, schlank gewachsen, mit dunkeln, vollen, in Zöpfen geflochtenen Haaren. Sie wäre hübsch gewesen, wenn sie nicht ein ziemlich dicker Hals, fast wie ein Kropf, entstellt hätte. Der Mann kam gerade vom Felde herein, ein junger flinker Tyrolerbursch mit ein paar Spielhahnfedern am Hute — ebenfalls mit einem verdächtig dicken Halse. Welch ein herzliches „Grüß Gott" mir der entgegenrief, und wie er mir die Hand drückte! Natürlich sollte ich gleich hinein und Kaffee trinken — die jungen Kaffeebäume standen schon als Aushängeschild, mit Früchten dicht bedeckt, um die Hütte herum — aber ich entschuldigte mich für heute, da ich noch den Mittelpunkt der Ansiedelung, die Pfarrwohnung, aufsuchen wollte, und es war indessen spät geworden. Ich sagte aber den Leuten, daß ich einige Zeit in ihrer Colonie bleiben wolle und sie jedenfalls auf ein ander Mal zum Kaffee besuchen würde.

Nicht hundert Schritt davon war die nächste Hütte, der Mann war ebenfalls ein Tyroler, die Frau aber, wie ich

äter erfuhr, die einzige „Protestantin" in der Colonie, mit einen schwarzen Augen, dichten Augenbrauen und schwarzen aaren, sprach den ächten Frankfurter Dialekt.

Wieder eine Einladung zum Kaffee und dieselbe Entuldigung — ebenso im dritten Hause, wo eine andere yrolerfamilie mit entschieden ausgesprochenen Kröpfen wohnte.

Gleich dahinter war die Wohnung des Gobernadors, nes Peruaners, dessen Titel wichtiger klang, als die beheidene Stellung eigentlich rechtfertigte. Wieder eine Einidung zum Kaffee — es war, als ob mich die guten Leute t Kaffee ersäufen wollten.

Für den Gobernador hatte ich einen Brief von seinem ohne, der ihn krank verlassen und den ich unterwegs getroffen. Er freute sich sehr, gute Nachricht von ihm zu kommen, und ich mußte wenigstens ein Glas Cognac inken.

Von hier aus lief wieder ein scharfer Hügelrücken bis cht zumFlusse nieder, der die Ansiedelung eine kurze Strecke nterbrach. Auf der andern Seite öffnete sich dagegen eine hmale, aber etwas längere Ebene, und dort zeigte mir jetzt ein Führer ein einzelnstehendes niederes Holzgebäude, das mir als die Kirche der Colonie vorstellte. Gleich danter lag die Wohnung des Pfarrherrn.

Die Scenerie war wundervoll. Zur Linken floß der trom, weiße Schaumwellen über die ihm im Wege liegenen Felsen schleudernd, und steil, aber mit dichter Vegetation wachsen, stiegen seine gegenüberliegenden Ufer bis zu den hen, wunderlich ausgeschnittenen Kuppen empor — zur echten lag ebenfals dichter Wald, aber auf leise ansteigenden öhen, und der ebene Strich in der Mitte, über den das uge frei und unbehindert schweifte, war durch deutschen leiß in einen Fruchtgarten verwandelt.

Wohl zeigten noch, besonders rechts nach dem Walde zu, ne Masse abgestorbener Waldriesen, die ihre nackten Arme ie zornig gegen den Himmel ausstreckten, daß hier die ultur erst begonnen, sich einen Weg zu bahnen, und ineswegs schon alle Hindernisse beseitigt habe; aber in dem

tiefen und kühlen Schatten breitblätteriger Bananenstämme lagen tief versteckt die Hütten der Ansiedler, rechts und links von niederen Kaffeewäldern und Yukabüschen umgeben, deren dunkles Blaugrün durch die lichten Felder hochwüchsigen Maises gehoben wurden.

Und aus den Bananen heraus scholl ein frischer, herzlicher Jodler, der mir fast so vorkam, als ob ich in einen unserer beschneiten Fichtenwälder den Ruf eines Papageien gehört hätte. Bananen und Jodeln — es paßt eigentlich nicht recht zusammen, und Auge und Ohr müssen sich erst daran gewöhnen, um solch' widersprechende Dinge zu vereinigen.

Alles verrieth übrigens den vollkommen tropischen Charakter des Landes, nicht allein die warme, milde Luft und der tiefblaue Himmel, sondern auch die zahlreichen Palmenkronen, die überall aus dem Laub der Wälder herausschauten und gar wunderlich gegen das sie dicht umschließende Laubmeer abstachen. Zum Ueberfluß schrie auch noch ein Trupp schwarzer Affen am andern Ufer drüben ihr melodisches Abendlied. Das Thal herab kam ein großer Schwarm von Papageien, ihren gewöhnlichen Schlafplatz für die Nacht aufsuchend, leise flüsterte dazu der Wind in den feinen, zitternden Blättern des Zuckerrohres.

Und wie still das Thal hier, von hohen Bergen eingeschlossen, lag, wie weit ab von der Welt, wie weit ab von daheim jene Tyroler, die sonst so fest an *ihren* Bergen hängen. Es überkam mich ordentlich ein wehmüthiges Gefühl — ein Gefühl, als ob ich selber jetzt hier bleiben müsse und — wie diese armen Auswanderer — jede Hoffnung auf Rückkehr nach der Heimath hinter mir abgeschnitten sähe. Aber das war auch nur ein Moment; ich konnte mich heut Abend überdies nicht lange bei Betrachtungen aufhalten, denn es fing an zu dunkeln, und ich eilte raschen Schrittes der nicht mehr fernen Pfarrwohnung zu.

Der Pfarrer, noch ein ziemlich junger Mann, empfing mich allerdings etwas erstaunt — denn die Leute hier sind nicht eben gewohnt, Fremde bei sich zu sehen — aber doch freundlich, und bald saß ich in seinem kleinen, allerdings et-

oas beengten, aber gemüthlichen Häuschen, in dem sich in urzer Zeit eine ganze Menge Nachbarn sammelten. Das Gerücht, daß ein Fremder angekommen sei, hatte sich rasch enug verbreitet, und Jeder wollte etwas Neues von der Welt — von daheim hören.

Aber, lieber Gott, was konnte ich ihnen Neues bringen. Daß ich selber schon acht Monate von daheim fort war, wäre das Wenigste gewesen; keine Nachricht drang in diese Einöde, keine Zeitung, nicht einmal ein Brief war seit Jahren ür irgend Einen der Colonie angekommen, und Alles, was ch ihnen von da draußen hätte erzählen können, wäre ihnen eu gewesen, aber — es interessirte sie nicht, denn es be=caf lauter Dinge, die sie nicht kannten. Ich brachte das Gespräch auf eine Menge von Dingen, und wollte im An=ng selber nicht glauben, was ich mit eigenen Augen sah, ber ich mußte mir zuletzt eingestehen — daß diese Leute in rer eigenen Heimath nie mehr abgelegen von der übrigen Welt gelebt hatten, wie hier am Pozuzu.

Ueber ihr eigenes Dorf und dessen nächste Nachbarschaft nnte ich ihnen keine Auskunft geben, kannte keinen Men=hen, dessen Namen sie mir nannten — und von der übrigen Welt wußten sie nichts und — mehr noch — kümmerten sich icht darum.

Wie ich später fand, bestand die Bibliothek dieser Leute ur aus ein paar Gebetbüchern, Brevieren, mit vielleicht einer anisch=deutschen Grammatik — weiter lasen sie nichts, tten nie etwas weiter gelesen, und lebten jetzt hier wieder demselben engen Kreise, den sie daheim verlassen, und mit m sie nur jener dünne Faden verband — der Strich, den über das Meer gezogen.

Es ist bekannt, wie viel damals in Deutschland beson=rs gegen diese Auswanderung der Tyroler nach Peru ge=hrieben wurde, wie man Gründe und Thatsachen hervorhob, n ihnen von einem solchen Schritte abzurathen. Die All=meine Zeitung und andere Blätter brachten diese Artikel;) selber hatte mit daran gearbeitet, und wir Alle hielten ne Tyroler, als sie trotzdem gingen, für ein entsetzlich stinates Volk, das eben auf keine Vernunftgründe hören

wollte, und mit Palmen und Affen im Kopfe der alten Heimath ruhig den Rücken kehrte — und wie unschuldig waren diese Leute!

Die Entdeckung hatte auch für mich etwas Demüthigendes, aber die Thatsache kam klar zu Tage, daß kein einziger der ausgewanderten Tyroler, und selbst der Rheinländer, auch nur ein Wort von unseren Ermahnungen und Warnungen gelesen hatte.

Der Pfarrer sagte mir allerdings etwas zögernd, er glaube, er habe einen Artikel darüber gelesen, aber es war das jedenfalls nur eine Höflichkeit, entweder gegen mich oder gegen sich selber.

Das ist der faule Fleck in unserem deutschen Vaterlande, daß die unteren, oder vielmehr die arbeitenden Klassen fast gewaltsam davon fern gehalten werden, sich selber zu belehren, ein Uebel, das, wie ich fast fürchte, in den katholischen Theilen des Landes noch schlimmer ist, als in den protestantischen. Das Buch, das sie in ihren Mußestunden in die Hand nehmen, ist nur ein Gebetbuch, und ihren Katechismus mögen sie auswendig können; aber was über die Grenze hinaus reicht, die ihr Pflug durchläuft, das ist und bleibt ihnen ein verschlossenes Gebiet. Kommt dann einmal die Zeit, in der sie selber urtheilen sollen, so stehen sie rathlos da, und bricht ein solches Volk einmal den Damm alter Gewohnheit, der es bis jetzt noch in Schranken hält, dann wälzt es sich auch wie ein verheerender Strom durch das Land.

Ich kenne recht gut die Politik der kleinen Herren, der Rittergutsbesitzer und Pfarrherren, die sich darüber oft deutlich und aufrichtig genug gegen mich ausgesprochen. „Es ist gar nicht gut," sagen sie, „daß der Bauer mehr weiß, als er für seine Arbeit braucht, denn er bekümmert sich nachher gleich um Dinge, die ihn gar nichts angehen und ihn nur von seinen Geschäften abziehen." Haltet ihn aber in diesen geistigen Banden, und er kann sich auch nicht um die Dinge bekümmern, die ihn angehen und die von ihm in unserer vorgeschrittenen Zeit erwartet werden.

Das sind nachher die Leute, die nur ihre Pfarrer auf den Landtag wählen, weil Keiner aus ihrer Mitte tüchtig genug

ist, ihre eigenen Interessen zu vertreten, oder den Mund aufzuthun, wo es gilt, ein festes Wort zu sprechen. Das sind die Leute, die eine hohe Obrigkeit nicht als zu ihrem Schutz und Schirm, sondern als zu ihrer Plage geschaffen betrachten, die sich vor jedem Beamten bücken und gegen jeden Andern grob sind, und wohl noch einige Zeit in einem solchen Zustande können hingehalten werden. Ob das aber wirklich vortheilhaft ist, mögen die Herren später aus Erfahrung selber lernen.

In England, in Amerika liest jeder Arbeiter in müßigen Stunden seine Zeitung; er weiß Alles, was in seinem Lande geschieht, und ist in den meisten Fällen auch im Stande, ein Urtheil darüber zu fällen. In Deutschland ist er gar nicht im Stande, einen politischen Artikel zu *verstehen*, und liest höchstens die humoristischen politischen Neuigkeiten der Dorfzeitung, die ihm als Anekdoten aufgetischt werden, und die er für nichts weiter nimmt.

Man hat dabei Sorge getragen, daß ihm die particularistischen Interessen von früh auf tüchtig eingeimpft wurden; dabei aber kann er sich natürlich nicht (und soll es da auch gerade nicht) zu der Größe seines ganzen Vaterlandes aufschwingen. *Er hat* eben kein Vaterland, als das Dorf, in dem er geboren wurde, und was er — aber das ist ein trauriges Capitel, und wenn mir selber auch oft das Herz recht schwer darüber wird, sehe ich kein Mittel, es zu bessern.

So viel ist sicher: die guten Deutschen hier hatten nichts, gar nichts in der Welt von all' unseren Warnungen und Ermahnungen gelesen oder gehört, und mit den Schilderungen des fremden, freien Landes vor sich, von Steuern gedrückt, von unteren unverschämten Beamten aus der Haut geärgert, mit keiner Aussicht dabei, es in der Heimath je zu etwas zu bringen, ja noch ohnedies fortwährend in Sorgen und Schulden, ein Wunder, daß sie ihre sonst so schöne Heimath verließen und dem für sie fabelhaften Peru zuwanderten.

Und fühlten sie sich hier glücklich? — Es war mir interessant, sie Alle einzeln zu verhören, und ich beschloß deshalb, in den nächsten Tagen einen Ausflug durch die ganze

Colonie zu machen. Den nächsten Tag mußte ich freilich schon für einen Ruhetag lassen, denn ich war von dem langen Ritt und furchtbar beschwerlichen Marsche der letzten fünf Tage wirklich zum Tod erschöpft.

Eine andere wunderbare Thatsache sollte ich aber hier noch ebenfalls erfahren: in der ganzen deutschen Colonie war — kein Wirthshaus, und weder Branntwein noch Bier, von Wein gar nicht zu reden. Der Pfarrer selber hatte keinen Platz für mich in seinem kleinen Hause, aber einer der Tyroler, eine Art Autorität unter den übrigen, erbot sich freundlich, mich aufzunehmen, und in seinem Hause hatte ich zugleich erwünschte Gelegenheit, eine Musterwirthschaft des Pozuzu kennen zu lernen.

Ein ordentlich gutes Gebäude stand eigentlich noch nirgends, denn die Colonie war zu jung, und alle diese Wohnungen hatten die Ansiedler nur in der ersten Zeit gebaut, um ein nothdürftiges Unterkommen zu haben. Mein Gastfreund Gstier, hatte jedenfalls das beste von allen. Es war groß und geräumig, aus Holz zwar, aber stark, wenn auch dem Klima angemessen luftig gebaut, mit einem großen Raum unten, in dem auch der ächte Tyroler Kochherd stand, einer Schlafkammer daneben, und oben, neben dem Boden, eine andere Kammer für die Mädchen. Der ganze Boden war dazu gedrängt voll mit schweren trefflichen Maiskolben behangen; Bohnen und Tabak gab es ebenfalls genug, und über dem Herd schwangen zum Gebrauch im Hause zwei mächtige Fruchttrauben der Bananen mit ihren herrlichen goldgelben Schoten. Etwas getrocknetes Fleisch fehlte auch nicht; Fleisch schien aber im Ganzen rar zu sein, obgleich dafür die Hühnerzucht desto üppiger blühte.

Ich esse sehr gern junge Hühner und frische Eier, aber die alten lebendigen Hennen und Hähne soll der Henker holen, denn unverschämteres Gesindel giebt es nirgends, wenn sie nur je einmal Zutritt zu einem Hause gewonnen haben. So gewöhnte sich denn auch ein alter Hahn daran, mir Morgens, noch vor Tagesgrauen, auf das Bett zu steigen und dermaßen in die Ohren zu krähen, daß ich jedesmal wild und erschreckt in die Höhe fuhr. Selbst die Hühner scharrten und gackerten

um mich herum, weil sie die Hobelspäne meines Bettes gebrauchten, ihr Morgenei hineinzulegen, bis ich endlich in Verzweiflung aufstand.

Und wie trefflich hatten sich die Leute schon mit ihrer Kost eingerichtet und hineingefunden. Daß die deutschen Colonisten, was Lebensmittel betraf, über nichts zu klagen hatten und noch weniger Mangel litten, sah ich überhaupt.

Freilich war das nicht immer so gewesen, und wenige Colonisten haben eine schwerere Zeit durchgemacht, um es zu etwas zu bringen, als diese armen Leute, und keine andere Nation der Welt hätte so ruhig und geduldig dabei ausgehalten, wie diese Deutschen.

Die erste Veranlassung zu ihrer Auswanderung gab ein Deutscher, Damian v. Schütz, dessen Name damals so häufig in deutschen Blättern genannt und angegriffen wurde. Die peruanische Regierung wünschte nämlich, so rasch als möglich ihre Ländereien an den Wassern des Amazonengebietes, also an dem östlichen Hange der Cordilleren, zu colonisiren und eine regelmäßige Verbindung d u r c h den Amazonenstrom mit dem Atlantischen Ocean herzustellen; und die Deutschen sind in der ganzen Welt als die „besten Colonisten" bekannt: ein Compliment und zugleich eine Grobheit, denn fremde Regierungen verstehen darunter genau dasselbe, was unsere deutschen Regierungen unter „guten Unterthanen" verstehen, i. e. die Deutschen sind enorm fleißig, und bekümmern sich nicht im Geringsten um Politik. Die peruanische Regierung war deshalb auch gern erbötig, einen Contract einzugehen, nach welchem auf ihre Kosten eine große Anzahl von Auswanderern nach Peru befördert werden sollte, und Herr v. Schütz erbot sich, dieselben hinüber zu liefern.

Die Versprechungen der peruanischen Regierung waren auch ausgedehnt genug — und wer die Peruaner kennt, wird mir zugestehen, daß sie es an Versprechungen nie fehlen lassen. Man ist aber bei diesen Regierungen nie sicher, daß das Versprochene auch gehalten wird, besonders wenn sich die Erfüllung einige Zeit hinausschieben kann — ja, man ist nicht einmal gewiß, ob in der Zeit die besagte Regierung noch am Ruder ist, und nicht vielleicht schon eine zweite und dritte

ihre Stelle eingenommen hat, die sich natürlich an keine der von dem vorigen Regime eingegangenen Verpflichtungen gebunden glaubt. Alle solche Contracte mit südamerikanischen Republiken bleiben deshalb stets ein sehr unsicheres Ding, bei dem der ehrliche Mann vielleicht nicht immer, aber doch gewöhnich den Kürzeren zieht.

Damian v. Schütz beging den großen Fehler, daß er nicht allein an den Bestand, sondern auch an die Zuverlässigkeit der peruanischen Regierung glaubte; er hätte aber wissen müssen, daß der Präsident selber, wenn er auch zu diesem das größte Vertrauen hatte, die Leitung der Geschäfte nicht in Händen hat, und gnade Gott Jedem, der mit einem südamerikanischen Minister irgend einer Republik zu thun bekommt.

Eine Hauptbedingung, die Herr v. Schütz stellte, war die, daß in jenem fernen Landstriche, bis zu der Zeit, wo er mit den Colonisten eintreffen würde, eine gute Straße hergestellt werden sollte, damit die Colonisten mit ihrem Gepäck den Ort ihrer Bestimmung leicht erreichen könnten. — Das wurde ihm natürlich bestimmt zugesagt, und er warb jetzt in Deutschland für die Colonie.

Als er endlich — ich glaube, es war im Jahre 55 oder 56 — das erste Schiff mit Colonisten, 300 an der Zahl, unterwegs hatte und vor ihnen in Peru eintraf, fand er noch keinen Spatenstich an dem neuen Weg gethan. Der Präsident Castilla sagte ihm aber, daß das Geld dem Präfecten in Cerro de Pasco — bis wohin ein Maulthierpfad bestand — angewiesen sei, und veranlaßte v. Schütz, selber hinauf zu gehen und den Weg in Angriff zu nehmen. Das geschah; in Cerro de Pasco stellte sich aber heraus, daß der Präfect das ihm angewiesene Geld eigenmächtig zu anderen (angeblich militärischen) Zwecken verwendet habe. v. Schütz mußte jetzt nach Lima zurück, um neues Geld anzuschaffen, und damit verstrich natürlich die kostbare Zeit — die Auswanderer trafen ein, und der lange, überdies schwer herzustellende Weg war kaum begonnen.

Die Auswanderer waren aber einmal da und mußten in das Innere geschafft werden, denn die Regierung hatte

eine Ahnung, daß sie, wenn in Lima oder an der Küste gelassen, sich bald zerstreuen, keinesfalls aber eine Colonie im innern Lande bilden würden. Geschah das, so war das ganze Ueberfahrtsgeld nutzlos aus dem Fenster geworfen.

Von da begann die schwere Zeit für die armen Colonisten: der Marsch in's Innere, in dem man nicht einmal einen genauen Platz wußte, auf dem sie vor der Hand untergebracht werden konnten. So nahe nur als möglich schaffte man sie zu der Stelle, wo man ihre Niederlassung wünschte, und suchte dann ihre eigenen Kräfte zu benutzen, um an Ort und Stelle zu gelangen, indem man sie, natürlich gegen versprochenen Lohn, zu dem Straßenbau selber verwandte.

So gelangten sie endlich in etwa acht oder neun Leguas Entfernung von ihrem jetzigen Aufenthalt, wo sie, durch die Ungeschicklichkeit der Beamten, zeitweilig an dem Abhang eines Berges einquartiert wurden. Von dort aus sollten sie den Weg zu dem Pozuzu selber machen, und hier war es, wo sie das Allerschwerste zu durchleben hatten.

Hier blieben sie fast zwei Jahre, und von hier aus begannen sie ihre erste Ansiedelung am Pozuzu, zu dem Einzelne die nöthigen Lebensmittel auf dem Rücken hinabtrugen, und dort das Land urbar machten, so wie die verschiedenen Früchte auspflanzten, bis ihre mitgebrachten Provisionen aufgezehrt waren. Dann mußten sie wieder den langen beschwerlichen Weg zurück, um sich neue zu holen.

Ein Unglück betraf sie hier ebenfalls. Eines Nachts, bei einem furchtbaren Unwetter, hatte sich der Bergstrom, der dicht an ihnen vorbeischoß, wahrscheinlich durch eingeschwemmte Baumstämme oder Felsblöcke gedämmt. Plötzlich brach er los, und Alles mit sich fortreißend, was er erfaßte, begrub er sechs der Unglücklichen in seiner zischenden Fluth und wusch Anderen die Hütten zusammen, daß sie Alles verloren, was sie auf der Welt besaßen, und nur mit großer Mühe noch das nackte Leben retteten.

Eine Frau wurde durch die Fluth nach unten gespült, aber es gelang ihr, eine Wurzel zu erfassen, und dort hing sie bis Tagesanbruch über dem kochenden Strudel und den

unter ihr hinschießenden Wassern, bis sie am nächsten Morgen von den Gefährten entdeckt und heraufgezogen wurde.

Der Jammer soll herzzerreißend gewesen sein, als in der Dunkelheit der Nacht und dem Aufruhr der Elemente, bei dem Rauschen und Donnern des Wassers und dem Brechen der Bäume Frauen ihre Männer und Kinder ihre Eltern, Männer ihre Weiber und Lieben suchten. Und hier und da zwischen all' dem Jammer und Elend eine jubelnde Scene des Wiederfindens, die alles Andere um sich her in dem einen Moment von Glück und Seligkeit vergaß.

Arme Menschen — so weit von Eurer Heimath entfernt, mit Noth und Mangel kämpfend, und dann noch diesen Jammer zu ertragen! Wie Mancher mag in der Zeit schwer bereut haben, daß er die Heimath je verlassen hat, und hätte der Schritt *dann* noch ungeschehen gemacht werden können, Wenige von ihnen, vielleicht Keiner wäre in dem verheißenen Peru geblieben. Aber das war zu spät; jetzt galt es auszuharren und das Unvermeidliche eben zu ertragen.

Noch später kam eine andere arme Frau, die *dieses* Unglück überlebte, auf höchst traurige und eigentlich viel schrecklichere Weise um, denn hier war es zum Theil mit die Herzlosigkeit ihrer Gefährten, die ihren Tod herbeiführte, oder doch wenigstens beschleunigte.

Ein Theil der Auswanderer war von dem zeitweiligen Aufenthaltsorte in den Bergen nach dem Pozuzu hinuntergestiegen, um dort auf ihren begonnenen Farmen zu arbeiten. Die Lebensmittel wurden aber aufgezehrt, und fünf oder sechs von ihnen mußten zurückkehren.

Unter ihnen war eine kleine schwächliche Frau, die lange schon krank und noch nie recht stark gewesen war, deren Körper aber jetzt den Beschwerden zu erliegen drohte. Ihr Mann selber war noch am Pozuzu, und Alle riethen ihr ab, den langen beschwerlichen Weg zu unternehmen; aber sie *wollte* fort. Die Leute dort sagen jetzt, ihr Mann, ein Schmied seiner Profession nach, habe sie immer rauh und schlecht behandelt, und ihr Herz sei mehr gebrochen gewesen als ihr Körper. Wie dem auch sei, ihr Mann ließ sie, schwach wie sie war, ziehen, und die Leute rückten zusammen aus.

Ich bin den Weg später selber gegangen; es war ein schmaler, rauher Waldpfad, der sich noch einige Leguas weit in dem warmen Thal hinzieht. Dann, nachdem er einen Bergstrom gekreuzt, steigt er etwa fünf Leguas steil an dem Rücken der zweiten Cordillera auf, höher und höher, bis hoch oben in der kalten Luft die unten so mächtigen Bäume zu niederem, verkrüppeltem Buschwerk zusammenschrumpfen und hartes Gras und eine stachelige Zwergaloe allein den Boden bedecken.

Der Weg ist für einen gesunden und kräftigen Menschen beschwerlich, denn ich weiß mich selbst nicht zu erinnern, daß ich je auf einem Marsche müder geworden wäre, als hier. Die arme Frau fühlte denn auch bald, wie ihre Kräfte nachließen, und sie konnte nicht so rasch vorwärts kommen als die Uebrigen. Drei Frauen waren noch bei ihr und zwei Männer, und eine Zeit lang trieben diese sie an, sich zusammen zu nehmen, daß sie bei ihnen bleiben könne, denn sie wollten noch vor Nacht ihre Hütten in den Bergen erreichen. Die Unglückliche that ihr Möglichstes, bis es zuletzt nicht mehr ging.

Von allen ihren Gefährten hatte keiner Herz genug, bei ihr auszuharren, und als sie fanden, daß ihnen die arme Frau zu langsam ging, riefen sie ihr nur zu, bald nachzukommen, und ließen sie allein in der öden, kalten Wildniß zurück.

Die Leute erreichten spät in der Nacht ihre Hütten — aber die Frau folgte ihnen nicht — kam auch nicht am andern Morgen, und gegen Mittag machten sich ein paar von ihnen mit Lebensmitteln und etwas Branntwein auf, um ihr entgegen zu gehen und sie heim zu geleiten — sie hatten nur nöthig, sie dort zu *begraben*, wo sie ihre Leiche fanden.

Von der Stelle, wo sie gestern allein zurückgeblieben, hatte sie sich noch aufgerafft und war in Nacht und Dunkelheit höher und höher den steilen Berg hinauf geklettert — bis sie nicht weiter konnte. Dort war sie mitten im Wege liegen geblieben, und so fanden sie die Gefährten mit ausgestreckten Armen auf dem Gesicht liegend.

Dort am Wege ist jetzt ihr einsames Grab; freudlos, wie sie in der Welt gestanden, liegt sie in dem peruanischen Walde,

der ihr Alles geboten, was er ihr versprochen — eine neue Heimath.

Das schien aber das letzte Unglück zu sein, das die Colonisten betroffen hat. Von da ab besserte sich ihr Zustand merklich, denn die am Pozuzu gepflanzten Früchte reiften rasch, und sie konnten endlich in die wärmer und bequemer gelegene Colonie selber hinabziehen, um dort ihre Arbeit mit Ernst und Erfolg zu beginnen.

Die peruanische Regierung schien damit allerdings noch immer nicht recht einverstanden, denn der Pozuzu war eigentlich gar nicht der Ort, den sie im Anfang im Auge gehabt, da er nicht unmittelbar an einer schiffbaren Stelle der Tributarien des Amazonenstromes lag. Die Deutschen ließen sich aber auf keine weiteren Verhandlungen ein, denn Jahre waren vergangen, in denen sie ein elendes, unstätes Leben geführt, und die noch überdies bei der Colonie ausgehalten, sehnten sich danach, endlich einmal eine feste Häuslichkeit zu bekommen.

Die Colonisten waren nämlich lange nicht mehr alle beisammen, denn viele derselben, besonders die jungen, unverheiratheten Leute, die durch keine Familienbande gehalten wurden, waren durch die überstandenen Beschwerden abgeschreckt worden und hatten sich, irgendwo im Lande ein Unterkommen suchend, nach allen Richtungen hin zerstreut. Von den 300 Colonisten (Männer, Frauen und Kinder gerechnet), von denen, wenn ich nicht irre, 296 gelandet und 4 unterwegs gestorben waren, zählte die Colonie jetzt nur noch 143 Köpfe, und zwar etwa zwei Drittheile Tyroler und ein Drittheil Rheinländer. Viele von den Weggelaufenen leben gegenwärtig in Lima, wo es ihnen ganz gut geht, und sie scheinen sich auch weiter keine Gewissensbisse darüber zu machen, ihren Contract gebrochen zu haben. Der Staat hatte ihnen ebenfalls nicht gehalten, was er *ihnen* versprochen, und die Regierung mochte auch wohl einsehen, daß sie „rechtlich" nichts gegen die Contractbrüchigen ausrichten könne; es wurde wenigstens keinem derselben etwas in den Weg gelegt.

Was nun die Colonie selbst betrifft, so liegt sie auf 10° südl. Breite, meiner Schätzung und der dortigen Vegetation

nach zwischen 3- und 4000 Fuß über der Meeresfläche — eher vielleicht noch etwas höher als niedriger. Das Klima ist — überall von hohen bewaldeten Bergen umschlossen — ziemlich heiß, aber doch nicht zu heiß zur Arbeit. Es muß auch gesund dort sein, denn trotzdem, daß die Colonisten jetzt schon drei Jahre in dem Thale leben, ist noch keine ernstliche Krankheit unter ihnen vorgekommen und kein Erwachsener gestorben. Vielleicht trägt das aber auch viel dazu bei, daß sie gar keinen Arzt in der Colonie haben.

Nur kleinen Kindern scheint das Klima nicht zuträglich zu sein, denn fast alle, die dort geboren, sind auch, mit Ausnahme von einem oder zweien, bald wieder nach der Geburt gestorben. Doch mag das auch in zufälligen Ursachen seinen Grund haben, und müßte sich jedenfalls erst nach längerer Erfahrung bestätigen.

Daß die Colonisten übrigens keine ärztliche Hülfe haben, ist keines Menschen Schuld als des Arztes selber, der es ebenso machte wie verschiedene Handwerker: sich nämlich die Passage bezahlen ließ und dann sein Glück auf eigene Hand zu finden suchte. Was scherten ihn die Colonisten, bei denen er früher einmal versprochen hatte auszuharren, was die Colonie, an der er selber kein Interesse nahm. Es giebt aber leider viele solche Menschen, die in sich selber gar keine moralische Verpflichtung tragen, und so lange vollkommen mit sich zufrieden sind und glauben recht gehandelt zu haben, so lange sie nicht vor Gericht gebracht und verurtheilt werden.

Natürlich hat die Colonie auch keine Apotheke, nicht die geringste Medicin, und ein Peruaner — derselbe, bei dem ich zuerst einkehrte — scheint der Einzige zu sein, der bis jetzt bei vorkommenden leichten Krankheiten die Leute wieder zusammengedoctert hat. Es versteht sich von selbst, daß er Naturcuren mit ihnen vornimmt.

Die Luft ist, wie gesagt, über Tag, und besonders bei Sonnenschein, sehr warm, die Nächte sind dafür kühl und angenehm, denn die mit Schnee bedeckten Cordilleren liegen zu nahe, um ihren Einfluß nicht auch auf dies Thal auszuüben. Natürlich wirken kühle Nächte in einem heißen Klima

immer wohlthätig auf den Menschen, denn der Körper kann nie so erschlaffen und von Kräften kommen.

Sonst ist aber auch die Lage der Colonie so unglücklich gewählt, wie nur irgend möglich, denn von Lima, der Haupt- und Seestadt des Landes, viel zu weit entfernt, um ihre Producte dorthin absetzen zu können, liegen auch noch acht bis neun Leguas auf der andern Seite zwischen ihr und den schiffbaren Wassern des Amazonenstromes. Der Pozuzu selber ist nicht schiffbar und kann nicht schiffbar gemacht werden, denn selbst bei niedrigem Wasser ist es mit Lebensgefahr verbunden, mit einem Canoe von einem Ufer zum andern überzusetzen. Wie alle diese Bergwasser der Cordilleren, besteht er aus einer Reihe von Stromschnellen und kleinen Kataraften, die, so romantisch und wild sie aussehen, und so interessant sie für den Reisenden und Maler sein mögen (wenn er sie nicht zufällig zu passiren hat), jeden Verkehr auf ihnen unmöglich machen und dem Handel sogar nicht selten ein vollständiges Hinderniß in den Weg legen.

Für die Colonie am Pozuzu besteht aber in diesem Augenblick noch nicht einmal ein Maulthierpfad als Verkehrsstraße, ausgenommen *über* diesen Strom hinüber und nach dem Thal von Huánaco, das ebenfalls alle die Producte des Pozuzu erzeugt, und wohin also ein Absatz derselben gar nicht möglich oder doch keineswegs vortheilhaft ist. *)

Die damalige Lage der Colonie war insofern ungünstig, als sie nicht Raum genug bot, sich auszubreiten, denn das *flache* Land derselben ist sehr beschränkt, und die ganze Colonie, wie schon gesagt, eigentlich in wenig mehr als eine Schlucht hineingelegt. Doch sind die sie umschließenden Berge an den meisten Stellen nicht übermäßig steil und werden sich jedenfalls zu Kaffee- und Cacaopflanzungen eignen. Der Cacao wächst nämlich an vielen Stellen wild und der Kaffee, von der *besten* Qualität, gedeiht außerordentlich.

---

*) Die Verhältnisse haben sich seit der Zeit am Pozuzu *sehr* gebessert. Es führen zwei gute Wege dorthin. Der Weg zum Mairo ist ebenfalls vollendet — Dampfschiffe befahren schon den Strom, und die Colonie hat sich kürzlich von Lima selbst aus sehr verstärkt.

Der peruanische Kaffee ist überhaupt berühmt, wenn er bis jetzt auch noch sehr wenig exportirt wird. Man bezahlt in Lima selber den Quintal (100 Pfund) Huánacokaffee mit 40 Dollars, während der brasilianische zu einem viel billigeren Preise um Cap Horn gebracht werden kann. Der Pozuzukaffee aber, der erst in diesem Jahr bei den Deutschen zur Reife gekommen ist, steht dem Huánaco in keiner Hinsicht nach, ja übertrifft ihn eher noch an Güte, und gedeiht ganz außerordentlich. Die jungen Bäume waren fast alle erst drei Jahre alt, aber mit Kaffeekirschen im wahren Sinne des Worts bedeckt, und versprachen eine außerordentlich reiche Ernte.*)

Das Thal ist aber nicht an allen Stellen gleich weit, und den engsten und steilsten Theil haben eigentlich die Tyroler bekommen, und zwar nach ihrer eigenen Wahl — freilich waren sie unschuldig daran. Als nämlich die ersten Colonisten hinübergingen, um sich den Platz anzusehen, war noch Alles so mit dichtem Urwald bestanden, daß man eigentlich gar nichts sehen konnte. Durch das Dickicht nach den verschiedenen Seiten hinzudringen, war eben so schwer, und die Leute begnügten sich damit, ein wenig links und rechts von dem schmalen indianischen Pfade, den sie vorfanden, abzuschweifen.

Unterwegs nun hatten sich die Rheinländer und Tyroler, wie es scheint, nicht besonders vertragen können — damals waren es noch „Oesterreicher und Preußen", und man kam aus dem Unfrieden nicht heraus. Um hier nun, an Ort und Stelle, alle Häkeleien zu vermeiden, beschloß der Pfarrer, ein sehr vernünftiger und auch ziemlich freisinniger Mann, beide Nationalitäten soviel als möglich von einander getrennt zu halten, und dazu eignete sich dies enge Thal vollkommen. Die Kirche sollte mit der Pfarrwohnung zu diesem Zwecke soviel als möglich in die Mitte gelegt werden, und auf einer Seite von ihr die Tyroler, auf der andern die Rheinländer wohnen.

---

*) Die den Mairo heraufkommenden Dampfer haben den Pozuzukaffee an Ort und Stelle mit 5 Dollars per Aroba (25 Pfund) bezahlt.

Den Tyrolern wurde von den Rheinländern, die mit dieser Eintheilung außerordentlich zufrieden waren, die Wahl gelassen, und sie entschieden sich für diesen Theil, zunächst der Brücke, während die Rheinländer hinter ihnen ihre Plätze angewiesen bekamen. Wie sich aber später herausstellte, öffnete sich dort das Thal beträchtlich, so daß manche der Rheinländer noch einmal so viel brauchbares und bequem zu bearbeitendes Land bekommen haben, wie ihre Nachbarn. Die Eintheilung war aber einmal geschehen, und die Tyroler zeigten sich vernünftig genug, nicht gegen eine Wahl zu murren, die sie selber getroffen.

Dies Alles selber zu sehen, führte ich am zweiten Tage meines Aufenthalts am Pozuzu meinen Plan aus, die ganze Colonie von Anfang bis zu Ende zu besuchen und mit allen Leuten mich einzeln zu besprechen. Ich bekam dadurch am besten und leichtesten einen Ueberblick.

Das Wetter begünstigte mich dabei ebenfalls; der Himmel war klar, der Weg trocken, und die einzige Schwierigkeit, die ich auf meinem Zuge zu überwinden hatte — so komisch das auch klingen mag — der Kaffee.

Ich weiß nicht, wie viel Hütten und Häuser ich an dem Tage besuchte, ich weiß aber, daß ich nicht aus dreien von ihnen fortkam, ohne Kaffee getrunken zu haben, und so herzlich boten es die Leute an, so weh schien es ihnen zu thun, wenn sich der „deutsche Herr" weigerte, etwas bei ihnen zu verzehren und ihre Gastfreundschaft zu kosten, daß ich das Angebotene zuletzt nicht ausschlagen konnte und wollte.

Dabei hatten sie noch außerdem keine Tassen, sondern kleine Humpen von der Größe eines mäßigen Waschbeckens, die ohne Erbarmen bis zum Rande gefüllt wurden. — Ich bin ein ganz vortrefflicher Kaffeetrinker und kann meine Portion vertragen; an dem Tage war es mir aber doch beinahe zu viel geworden, und ich dankte meinem Gott, als ich es Abends glücklich überstanden hatte.

Die Colonisten leben dort aber gar nicht so schlecht. In den meisten Häusern war Milch und Butter. Zucker machen sie ebenfalls Alle von ihrem Zuckerrohr, einen ziemlich gereinigten braunen oder gelben Zucker, hier Chankaka genannt (der

apadura Ecuadors). Die Yukawurzel gedeiht ebenfalls wun-
erbar, und enthält viel mehr Nahrungsstoff und ist viel
hmackhafter als die Kartoffel. Für Kartoffeln selber scheint
as Klima zu warm zu sein, obgleich sie fortkommen, und
benso kann im Thal kein Weizen gebaut werden. Die Ansied-
r sprechen aber davon, auf den benachbarten Höhen Land
rbar zu machen, wo sie jedenfalls beide Feldfrüchte ganz vor-
efflich ziehen können.

Ihr Brod backen sie jetzt von Maismehl, und da sie
ier in Menge haben und von dem guten Yukamehl darunter
ischen (unvermischt eignet sich das letztere nicht zum Backen),
o gewinnen sie dadurch ein ganz vortreffliches Brod.

Eine andere Frucht, die sie mit Vortheil bauen, ist der
eis, und zwar in trockenen Feldern. Bohnen gedeihen eben-
lls sehr gut, Zuckerrohr hat hier seine Heimath, und der
Nais läßt eben so wenig etwas zu wünschen übrig.

Der Baumwuchs der Colonie ist außerordentlich üppig,
nd es stehen mächtige Bäume nicht allein in der Niederung,
ondern auch an den Hängen der Berge. Viele davon haben
reilich ein leicht faulendes, schwammiges Holz, das besonders
asch von den Würmern angegriffen wird. Das aber bietet
enigstens den Vortheil, daß sie in den Feldern nicht lange
n Wege liegen, sondern rasch von Wurm und Wetter zer-
ört werden. Es giebt aber auch viele harte und feste Hölzer,
ie sich vortrefflich zum Häuserbau und zu Pfosten eignen.

Ein wunderbarer Baum steht auch noch dort, den die An-
iedler, da sie keinen andern Namen haben, den Giftbaum
ennen. Der Baum kommt dort sehr häufig vor und wächst
u großer Höhe und einem gewaltigen Umfang; seine merk-
ürdige Eigenschaft aber — denn das Holz scheint werthlos
— ist der Saft, der in großer Menge, wenn angebohrt,
erausquillt. Dieser Saft ist giftig; er zieht wenigstens, wo
r die bloße Haut berührt, große Blasen, und überraschte einen
er Colonisten auf das Unangenehmste. Die Leute hatten
ämlich einen dieser Bäume umgehauen, und Einer der Leute
etzte sich vertrauungsvoll mit seinen dünnen Kleidern auf den
ben abgehauenen Stumpf. Die Folgen waren für ihn höchst

nachtheilig, und er hatte über eine Woche daran schwer
leiden.

Dieser Baumsaft soll aber zugleich auch medicinische Kräf
besitzen und vorzüglich ausgezeichnet gegen Zahnschmerzen wi
ken. Die Leute behaupten sogar, daß ein damit gefüllter hohl
Zahn vollständig auseinander bricht. Leider konnte ich ni
Zeuge einer solchen Cur sein, habe mir aber ein Fläschch
davon mitgenommen, um ihn in Deutschland untersuchen
lassen.

Außerdem wächst noch dort in der Nähe die Safranwurz
die in Cerro de Pasco mit 8 Dollars die Arobe (25 Pfun
bezahlt wird und sich gewiß mit Vortheil anpflanzen ließ
Manche andere werthvolle Pflanzen und Kräuter mag es ebe
falls geben, aber es bleibt dies jedenfalls erst einer später
Zeit vorbehalten, um diese alle kennen zu lernen und zu b
nutzen.

Es ist dabei erstaunlich, wie rasch Alles wächst. D
Zuckerrohr giebt schon nach sechs Monaten überreichen Sa
um Chankaka und Guarapo, ein angenehmes Getränk, dav
zu machen; der Mais liefert in drei Monaten junge Kolb
zum Genuß und reift vollkommen in vier; der Reis brauc
sechs Monate; die Yukawurzel ist im ersten Jahre vollkomme
und selbst die Banane oder der Pisang (platano) braucht n
zwölf Monate, um aus einer kleinen schmächtigen Pflanze
einem mächtigen Schaft emporzusteigen und ihre prachtvol
Fruchttraube zur Reife zu bringen.

Eine dieser Fruchttrauben war kürzlich gewogen word
und hatte das enorme Gewicht von 4 Aroben und 9 Pfun
oder 109 Pfund gegeben.

Meine Wanderung fing ich heute von der Pfarre an, d
da die Colonie mehr Tyroler als Rheinländer hat, nicht ga
genau zwischen beiden Nationalitäten, sondern noch zwisch
Ansiedelungen der Tyroler steht. Der Erste, den ich hier b
suchte, war ein alter Böttcher, der mit seiner Frau und zw
Töchtern in einer kleinen, aber ganz nett hergerichteten Hüt
wohnte und mehr auf seinem Geschäft als in der „chagra
arbeitete.

Chagra heißt hier nämlich eine kleine Ansiedelung ob

n Gut, und eben so wenig als der Deutsche in Amerika
ir seine Ansiedelung dort je einen deutschen Namen ge-
rauchen würde, und stets farm und statt ja yes sagt, so
ennt es der deutsche Ansiedler unerbittlich chagra und sagt
statt ja.

Hier übrigens, wie in allen den anderen chagras, um
as Wort denn einmal beizubehalten, konnte man deutlich ge-
ug sehen, was deutscher Fleiß geleistet hatte. Ein peruani-
her Urwald an dieser Seite der Cordilleren ist kein Kinder-
iel; die Bäume stehen dick und mächtig; der Boden ist mit
Burzeln durchzogen, und selbst, wenn gefällt, strecken sie die
arren, weitastigen Arme über ein breites Terrain von nieder-
equetschtem Unterholz. Die Deutschen hatten aber alle diese
indernisse mit ihren keineswegs musterhaften Werkzeugen
eseitigt. Der Grund war „klar" gemacht worden, Unterholz
nd Gebüsch weggeräumt und Alles regelmäßig und ordentlich
epflanzt worden, wie es unsere Landsleute von daheim schon
cht anders gewohnt sind.

Daß sie nicht alles das in der kurzen Zeit hatten allein
achen können, versteht sich von selbst, denn zwei Hände sind
i solcher Arbeit wenig. Aber die deutschen Bauerfrauen
issen eben so gut mit anzugreifen, und das besonders scheint
en Peruanern imponirt zu haben, daß sie die Frauen bald
en so fleißig mit im Feld arbeiten sahen, wie die Männer.
ie Pflanzen, als sie nur Licht, Luft und Boden bekamen,
uchsen von selber, und keine dieser Familien braucht jetzt
ehr Nahrungssorgen zu fürchten, denn einmal ihr Land in
tand, und sie ziehen mit leichter Mühe weit mehr, als sie
gend verzehren können.

Die einzige wirkliche Arbeit macht ihnen jetzt nur noch
as Unkraut, das in dem fruchtbaren Boden natürlich außer-
dentlich wuchert. Sind ihre Kaffeebäume freilich nur erst
nmal ein paar Jahre älter, so hält deren Schatten schon das
nkraut von selber unter, ebenso wie in den Bananengärten
ine Schmarotzerpflanze mehr aufkommen kann. Mais- und
eisfelder sind aber stets der Sonne zu sehr preisgegeben,
nd in diesen wird sich die Arbeit immer gleich bleiben. Es
t indeß ein altes Sprüchwort das: wo viel Unkraut wächst,

da wächst auch gute Frucht, denn auf dürrem, schlechtem Bod
hätten sie diese Ernten nimmer erzielen können.

Diese Leute nun befanden sich vollkommen wohl und sch
nen — worüber ich schon nicht mehr erstaunt war, da
manche andere der Colonisten getroffen hatte — sich durcha
zufrieden auf diesem von der Welt abgeschiedenen Platze
fühlen. Ja, je weiter ich zwischen die Colonisten hineinka
desto mehr und fester fand ich diese Ansicht bestätigt.

„Wenn wir nur eine Straße nach Cerro de Pasco hätten
sagten sie, und es war das die einstimmige Klage von All
— „eine Straße, daß Jemand zu uns kommen und wir etw
verkaufen könnten — und nachher vielleicht einen Doctor" (so
derbar, Niemand wünschte sich einen Advocaten), „so verlan
ten wir es auf der ganzen Welt nicht besser."

Den nämlichen Ausspruch hörte ich von allen Colonist
und wenn ich auch in ihrer Abgeschiedenheit von der W
nicht hätte mit ihnen tauschen mögen, muß man doch imm
berücksichtigen, welche Leute hier von Deutschland versamm
waren. v. Schütz hatte in Tyrol wie in den Rheinlanden
ärmste Klasse der Bevölkerung ausgesucht, Leute, die genöth
gewesen waren, sich ihr Brod mit schwerer Handarbeit zu v
dienen, und dabei aus der Hand in den Mund lebten. Di
kannten freilich keine anderen Bedürfnisse als eben solche,
ihren unmittelbaren Lebensunterhalt betrafen, und wo ihn
der so leicht und vollkommen wie hier geboten wurde, war
sie zufrieden.

Aber ich machte auch hier noch eine andere, schon früh
erwähnte Entdeckung, die mich, wenn ich aufrichtig sein s
überraschte. Ich hatte nämlich, nach allen den in Deutschla
über Damian v. Schütz erschienenen Berichten und Anklag
nichts Anderes erwartet, als das Schlimmste über ihn bestät
zu hören: daß er nämlich die Leute hierher nur gegen ein
wisses Kopfgeld geschafft und, nachdem dieses einkassirt,
nicht weiter um sie bekümmert habe.

Daß er ganz und gar kein Kopfgeld für die Auswande
bekam, sondern nur bei dem Erfolg der Colonie dadurch
theiligt war, daß ihm eine gewisse Strecke Land in de
Nachbarschaft versprochen wurde, ersah ich erst später

ma aus dem Contracte selber. Hier aber, wo ich auch das
iespräch auf v. Schütz brachte, versicherten mir die Leute,
ß er brav und ehrlich an ihnen gehandelt und sein Mög-
chstes gethan habe, ihre Lage zu erleichtern und die Regie-
ng anzuhalten, ihre Versprechungen zu erfüllen. Lange
eit hatte er unterwegs mit ihnen gelebt, ihre Entbehrungen
etheilt, ja selbst kein Opfer gescheut, ihnen dann und wann,
enn die Regierung mit ihren Lieferungen lässig war, per-
inlich auszuhelfen. So war er gezwungen gewesen, da es ihm
lber an Geld fehlte, seine Uhr zu verkaufen und selbst sei-
en Siegelring zu versetzen, nur um Lebensmittel für die
oloniſten anzuschaffen, und manche derselben konnten ihn
icht genug rühmen.

„Ich wollte nur," sagten mir Mehrere, „er besuchte uns
nmal wieder am Pozuzu, daß wir ihm sagen könnten, wie
nkbar wir ihm sind. Er möchte dann bei uns bleiben, so
nge er nur irgend wollte."

In Cerro de Pasco hörte ich ebenfalls das günstigste
rtheil über ihn; die Deutschen dort versicherten mir, er sei
n Ehrenmann und habe gethan, was in seinen Kräften
and — und selbst mehr, da er seine eigenen pecuniären
Mittel völlig dadurch erschöpfte. Die Regierung habe ihn
ber schmählich im Stiche gelassen, und weder den Einwan-
erern noch ihm selber den zehnten Theil von dem gehalten,
as sie versprochen. Der damalige Präfect aber (der jetzt
Minister ist) und der Secretär der Finanzen hatten die Gel-
er, die von dem Präsidenten regelmäßig ausgezahlt wurden,
i ihre Taschen gebracht, und der Finanzsecretär wahrscheinlich
uch jene Summen unterschlagen, die als Arbeitslohn für den
Begebau den Deutschen geschickt wurden. Diese konnten
enigstens für einen Theil ihrer Arbeit die Bezahlung nie
halten.

Der Finanzsecretär mußte allerdings bald nachher seine
Stelle niederlegen, da ein kleines Deficit von 26,000 Dollarn
niges Aufsehen machte. Seine Freunde, die mit ihm unter
ner Decke staken und das nämliche Schaf schoren, ließen ihn
ber nicht im Stiche, und er hat jetzt wieder einen viel besseren
oſten in Lima selber.

Welche Fehler nun Damian v. Schütz auch in der Wa der Colonie und darin gemacht haben mag, daß er den peru nischen Versprechungen traute und das Schicksal von so viele Deutschen auf die Erfüllung südamerikanischer Versprechunge setzte, man kann und darf ihm nie den Vorwurf machen, da er unehrlich gegen seine Landsleute gehandelt und seinen eig nen Vortheil dabei allein im Auge gehabt habe.

Er selber hat auch seinen Glauben an die Regierung a theuersten bezahlen müssen, denn diese hielt ihm eben wenig ihre Versprechungen, wie den Colonisten, und er woll damals gerade, mit Hülfe eines Consuls, versuchen, das M nisterium zu zwingen, ihm wenigstens die gemachten Auslage wieder zu erstatten — mit Hülfe eines Consuls!

Unter den Tyrolern fand ich übrigens auch einen junge Mann, der, wie es deren überall giebt, eigentlich nur desha unzufrieden schien, weil er über nichts wirklich zu klagen hatt Er lebte allein mit seiner jungen Frau auf seinem klein Grundstück, das er fleißig bearbeitet hatte und wo Alles vo trefflich stand und gedieh. Er war gerade mit seiner Frau i Felde beschäftigt, Mais abzunehmen, den er vor vier Monat erst gepflanzt hatte, und prachtvolle Kolben standen dort, d er jetzt einzuheimsen hatte.

„Und wie geht's hier? — wie gefällt Euch das Land frug ich ihn.

„Oh! es geht halt nicht schlecht," meinte der Mann, „w sind gesund und haben zu leben, wenn — wenn es halt n ordentlich wachsen wollt' hier."

„Ordentlich wachsen wollt' — das war ein neuer Einwu denn das schien mir bis jetzt das Allereinzige, was eben Gunsten dieser Colonie sprach: die ungeheure Keimkraft u Fruchtbarkeit dieses Bodens, auf dem man sich kaum an ei Jahreszeit zu binden brauchte und Jahr ein und aus n pflanzen und ernten konnte — „aber, um Gottes willen, J Leute," warf ich dem Mann ein, „über das Wachsthu könnt Ihr Euch doch kaum beklagen. Zuckerrohr reift in sec Monaten, Mais in vier, die Banane giebt Euch in eine Jahr ihre wundervolle Frucht und treibt in der Zeit ein

chtzehn Fuß hohen Baum oder Schaft von zwölf bis vier-
hn Zoll im Durchmesser."

„Ja, schon recht," sagte der Tyroler — „es wachst;
enn's aber bei uns in Tyrol so langsam wachsen thät, so
üßten wir halt Alle verhungern."

Dagegen ließ sich nicht streiten, der Mann schien das
ber ganz ernstlich zu meinen und selber zu glauben, und die
anze ihn umgebende üppige Vegetation konnte ihn keines
essseren belehren.

Weiter hin wohnte ein anderer Tyroler, dessen Haus
h aber nicht betrat, denn er galt als das „schwarze Schaf"
r der Gemeinde. Seine Lebensgeschichte war wie die so
anches Andern, der „freiwillig" nach Amerika auswandert;
he left his country for his countries good," das heißt:
ie Gemeinde, in der er lebte, schoß die Reisekosten bis zum
Einschiffungshafen zusammen, um ihn nur los zu werden, da
r ihnen dort wohl genug Sorge und Aerger gemacht haben
ochte.

Auch hier in der Colonie hatte der Bursche schon wieder
ine Menge böser Streiche verübt, sich Veruntrauungen zu
Schulden kommen lassen, und wenige Tage vorher eine Eng-
änderin, deren Mann gerade in Cerro de Pasco war, im
Felde draußen mit einem Stocke geschlagen. Die Colonie
ollte ihn jetzt los sein, und der „Gobernador" war an-
egangen worden, eine Eingabe deshalb zu machen.

Von hier an kamen mehrere Stellen, wo man Viertel-
tunden weit durch den Wald gehen mußte, ehe man wieder
Colonisten antraf, und die Colonie der Rheinländer war
adurch etwas weiter auseinander gezogen. Dafür weitete sich
ber auch hier das Thal so viel mehr, und ich fand bald, daß
neine rheinischen Landsleute keineswegs an Fleiß den Ty-
olern nachstanden. Ihre kleinen Ansiedelungen waren wacker
earbeitet, viele Aecker Land klar gemacht, und die Ernten
tanden überall vortrefflich.

Nur ein Mann schien hinter den Uebrigen zurückgeblieben
u sein. Er hatte erst sehr wenig Land urbar gemacht, auf-
allend weniger als alle Uebrigen, und zog deshalb auch keinen
olchen Ueberfluß an Lebensmitteln wie die Uebrigen. Er

trug aber keine Schuld dabei, denn er hatte schon einen kränklichen Körper mit herübergebracht, und war die ganze Zeit über leidend gewesen, so daß er eben nur das Nothwendigste arbeiten konnte.

Ich war in der letzten Ansiedelung angekommen, bei Leuten, die eine Anzahl erwachsener Söhne hatten, und deshalb auch im Stande gewesen waren, ihr kleines Gut von allen Seiten zugleich in Angriff zu nehmen. Sie hatten das meiste Land urbar gemacht, weite Anpflanzungen von Mais, Reis, Tabak, Zucker, Kaffee und Bananen, und befanden sich vollkommen wohl und behaglich in ihren neuen Verhältnissen.

In Deutschland waren es arme Leute gewesen, die, wie sie mir selber sagten, aus Schulden und Sorgen nicht herausgekommen und täglich mehr das Wenige schwinden sahen, was sie noch als Eigenthum betrachten konnten. Hier dagegen fanden sie, daß sich ihre Aussichten von Tage zu Tage besserten; ihre Lage war vollkommen sorgenfrei, und ihre Kinder gingen einer freundlichen und gesicherten Zukunft entgegen.

Der ärmere und kränkliche Nachbar, der etwas vom Wege abwohnte, kam zu ihnen, während ich dort war. Sein Bericht über sich selber klang wahrhaft rührend.

„Ich bin krank und elend," sagte er, „und es ist möglich, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe; wenn ich aber wüßte, daß ich morgen schon sterben müßte, würde ich ruhig und zufrieden aus der Welt gehen, denn ich weiß jetzt, daß meine Kinder nach meinem Tode — nicht zu *betteln* brauchen, wie das in Deutschland der Fall gewesen wäre. Auf meiner kleinen chagra ist noch nicht viel gethan, aber doch schon genug, um uns Alle am Leben zu erhalten, und wenn sie nachher nur halbwege fleißig sind, können sie leicht etwas Ordentliches daraus machen."

Es war das gerade kein Compliment für Deutschland, aber charakteristisch genug für die gegenwärtigen Verhältnisse der deutschen Colonisten.

Körperlich wohl befanden sich die Leute fast alle, Eins ausgenommen, das dem Fremden um so mehr und schneller

auffallen mußte, da es sich unmöglich verstecken ließ: sie hatten nämlich fast alle, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, ganz anständige Kröpfe.

Bei den Tyrolern war mir das nicht so aufgefallen, denn ich wußte, daß besonders in Steiermark der Kropf daheim ist, und glaubte natürlich, die Leute hätten sich dieses etwas überflüssige Anhängsel mit herübergebracht. Als ich aber die Grenze der Rheinländer — ein kleiner klarer Bergbach — überschritt, fand ich hier das Nämliche, und zwar hatten alle diese den Kropf erst bekommen, seit sie sich an dem Pozuzu niedergelassen, viele von ihnen sogar erst im letzten Jahr. Einige wollten auch nicht einmal eingestehen, daß es ein wirklicher Kropf sei, und meinten nur: „sie könnten ihren Hemdekragen nicht mehr zuknöpfen". Der Kropf war aber da und ließ sich nicht wegleugnen, und die Ursache ließ sich eben nur in dem Wasser vermuthen, das sie tranken.

Selbst an den Kindern zeigten sich bereits die Spuren dicker Hälse, bei manchen ganz entschieden ausgesprochen, und vollkommen frei davon war fast kein einziger Erwachsener. Wie man sich aber mit der Zeit an Alles gewöhnt, so schien der Kropf auch den Colonisten nicht die geringste Unbequemlichkeit zu verursachen, besonders da sich Keiner vor dem Andern zu geniren hatte; sie klagten wenigstens nicht darüber.*)

Schon früher habe ich erwähnt, daß ich fast bei allen Ansiedlern Milch und Butter fand. Die Kühe dazu verdanken sie aber nicht der Sorge der Regierung, sondern der Freigebigkeit eines deutschen Landsmannes, Renner mit Namen — wenn ich nicht irre, ein Hamburger, der schon lange in Lima lebt und sich dort ein Vermögen erworben hat.

Auf die uneigennützigste und edelste Weise nahm er sich der deutschen Colonisten an, und nicht allein mit Worten, sondern in der That, indem er ihnen das Beste gab, was

*) Es scheint, daß die Kröpfe in der Colonie jetzt nachlassen; neuere Nachrichten darüber bestätigen es wenigstens, und die Leute befinden sich wohler, da sie nicht mehr wie früher auf dem Erdboden schlafen.

ihnen in jener Zeit ein Mensch hätte geben können: Milch für ihre Frauen und Kinder.

Er setzte ein Capital aus, mit dem jede Familie oder vielmehr jeder Ansiedler eine Kuh, ein paar Schweine und ein paar Ziegen bekommen sollte. Größere Familien bekamen sogar zwei Kühe, und so gründete er den ersten Viehstand in der Colonie und sicherte sich die Dankbarkeit aller dieser armen Leute, denen er damit eine ganz unbeschreibliche Wohlthat erwies. Allerdings hatte es noch bedeutende Schwierigkeiten, das geschenkte Vieh, das in Huánaco angekauft wurde, über den Pozuzu zu schaffen, obgleich das bei niedrigstem Wasserstande geschah. Ein Canoe mit fünfundzwanzig kleinen Schweinen wurde auch gegen die Felsen geschleudert und zerbrach, so daß sich die darin rudernden Indianer nur mit genauer Noth retten konnten. Alles Andere aber kam glücklich hinüber, und die Kühe und Schweine schienen sich vortrefflich zu befinden.

Nur mit der Schweinezucht sah es nicht besonders aus, denn sonderbarer Weise wollten die jungen Ferkel nicht recht gedeihen und starben rasch wieder weg. Nur wenige blieben am Leben, um den einmal gewonnenen Stamm wieder fortzupflanzen, während sich die schon ausgewachsen herübergeschafften vollkommen wohl zu befinden schienen.

Ganz verunglückt war die Zucht der Ziegen in diesem warmen Thale. Die meisten starben bald nach ihrer Ankunft, oder wurden so hinfällig, daß sie ohne Weiteres geschlachtet werden mußten. Das Klima sagte ihnen nicht im Geringsten zu, und in die dichtbewaldeten Berge konnten sie ebenfalls nicht hinauf, denn dort würden sie sich wohler befunden haben.

Es ist das ein großer Nachtheil für die Colonie, daß sie keinen Weidegrund für ihr Vieh hat. Selbst die wenigen Kühe müssen eingesperrt gehalten und gefüttert werden, und die Ansiedler sprechen davon, oben auf dem nächsten Gebirgsrücken den Versuch zu machen und Land frei zu arbeiten, das dann nachher vielleicht recht guten Weidegrund für wenige Stücke geben könnte. Das Alles ist freilich mit vieler Mühe und Schwierigkeit verbunden. — Aber auch hier unten

im Stalle gedeihen die Kühe vortrefflich, da genug Mais und anderes treffliches Futter für sie vorhanden ist, und für das Uebrige wird auch mit der Zeit Rath werden.

In dem letzten Hause fand ich übrigens, was in den anderen Ansiedelungen fehlte, Fleisch genug, denn die jungen Leute gingen hier fleißig auf die Jagd, und hatten noch wilde Schweine und eine große Art Wald- oder Rebhühner häufig genug in ihrer Nachbarschaft, um die Jagd zu lohnen.

Auch der Tapir hält sich hier auf und drückt seine Fährten manchmal dem weichen Boden ein. Die Indianer nennen ihn „die große Bestie", und sein Fleisch soll ausgezeichnet wohlschmeckend sein. Da er aber gewöhnlich nur Nachts seine tiefversteckten Schlupfwinkel verläßt, so kommt er dem Jäger nur höchst selten und zufällig zu Gesicht. Vor einiger Zeit wurde einmal in der Nähe des Pozuzu ein Junges gefangen und als Merkwürdigkeit nach Cerro de Pasco, 14,500 Fuß über der Meeresfläche, geschafft. Natürlich konnte es die dortige feine und kalte Luft nicht vertragen und starb gleich den nächsten Tag.

Wie ich schon früher erwähnt habe, so liegt die Kirche, ein kleines, sehr einfaches hölzernes Gebäude, ziemlich im Mittelpunkte der Colonie, um keinem der Colonisten den Kirchweg zu weit zu machen. Der „Pfarrer" ist ein Tyroler und, so weit ich Gelegenheit hatte ihn kennen zu lernen, ein für die Colonie vortrefflich passender und sehr vernünftiger Mann, der auch bei seiner kleinen Gemeinde sehr beliebt zu sein scheint. Ganz ohne Häkelei kann aber auch selbst am Pozuzu eine deutsche Colonie nicht bestehen; die bis jetzt vorgekommenen Mißverständnisse beschränkten sich aber immer nur auf Kleinigkeiten und waren durch das verständige Betragen des Pfarrers rasch beseitigt worden. Rheinländer und Tyroler hatten sich hier auch — nicht mehr in so gezwungen enger Berührung mit einander, wie an Bord des Schiffes — näher und besser kennen lernen, und vertrugen sich jetzt prächtig mit einander. Gab es deshalb eine Zänkerei, so war es nur unter den eigenen Nationalitäten, nie gegen einander.

Uebrigens hatten sie auch ihre *weltliche* Obrigkeit, um

etwaige Mißhelligkeiten zu schlichten. Als oberste weltliche Behörde am Pozuzu galt allerdings der Gobernador, ein verunglückter Minenspeculant, der von seinen Freunden diesen Posten mit 50 Dollars monatlichem Gehalte bekommen hatte, und dafür wenig oder gar nichts that. Die Deutschen nämlich haben für sich selber zwei sogenannte „Bürgermeister" gewählt, die Rheinländer einen und die Tyroler einen andern, die bei schwierigen Fällen zusammentreten und mit dem Pfarrer eine Art von Dreigericht bilden, und dies System hat sich bis jetzt vortrefflich bewährt und als ausreichend gezeigt.

Schädlicher für sie war die Ernennung des Gobernadors, von Regierungs wegen, zum „Director der Wege", wozu er einzig und allein gemacht wurde, um noch weitere 50 Dollars Gehalt beanspruchen zu können, ohne daß er das Geringste von irgend einem Wegebaue verstand, oder sich auch die kleinste Mühe deshalb gegeben hätte. Er sagte mir selber einmal, daß er nirgends hinginge, wohin er nicht reiten könne, was so viel hieß, als daß er sein Haus nicht verließ, denn es gab am Pozuzu weder Pferde noch Maulthiere und Esel. Natürlich waren die 50 Dollars, welche die Regierung zum Nutzen der Colonie ausgab, geradezu aus dem Fenster geworfen.

Alle Klagen der Colonisten, die ich auf meiner Wanderung hörte, waren aber nie gegen die Centralregierung oder den Präsidenten gerichtet, sondern stets gegen die unteren Beamten. Die Leute wußten, daß Geld genug für ihre Colonie bewilligt sei, aber mit Recht beschwerten sie sich darüber, daß die unteren Beamten, ohne Controle gelassen, eben thun konnten, was sie wollten, und keine von ihren Klagen zu dem Präsidenten selber gelangte.

Die Ursache war auch klar genug, denn den Ministern konnte nichts ungelegener kommen, als derartige Dinge, in welche sie selber vielleicht verwickelt waren, oder die doch andere ähnliche aufrühren konnten, zur Sprache zu bringen, und das Bequemste blieb für sie immer, sie einfach todt zu schweigen. So war zum Beispiel den Leuten versprochen worden, ihr Gepäck, als sie sich endlich am Pozuzu niederließen, gut und

sicher an Ort und Stelle hinunter zu schaffen. Das geschah auch, indeß, wie alles Andere, ohne die geringste Aufsicht der Regierung, so daß jenes peruanische Gesindel, in dessen Nähe die armen deutschen Auswanderer gewohnt hatten, von deren Gütern plünderten, was sie irgend konnten, sobald die Eigenthümer nur den Rücken kehrten. Solcher Art war einem der Colonisten sein ganzes Eigenthum in fünfzehn Koffern und Kästen gestohlen worden, ohne daß er bis jetzt das Geringste wieder bekommen hätte.

Was den Colonisten mit ihrem Wegebau besonders zum Schaden gereichte, war, daß die meisten der unteren Beamten in dem fruchtbaren Huánacothale theils selber Besitzungen, theils intime Freunde hatten, für die es zu einer Lebensfrage wurde, wenn die Colonie wuchs und gedieh und selbstständig mit der zunächst gelegenen größeren Stadt Cerro de Pasco in directe Verbindung trat. So oft deshalb auch ein solcher Weg in Angriff genommen wurde (und er war schon an drei verschiedenen Stellen begonnen), so oft vereitelten ihn die Intriguen der Huánaco-Haciendenbesitzer. Einmal wurden die Arbeiter sogar durch Militär fortbeordert, und bis jetzt hatten sie erreicht, was sie wollten, daß nämlich der einzig passirbare Weg — und Gott weiß es, der war schlecht genug — vom Pozuzu aus über Huánaco, und noch dazu etwa 20 Leguas aus der Richtung, nach Cerro de Pasco führte.

Alle Waaren nun, welche die Colonisten nothwendig brauchten, mußten sie, statt in Cerro de Pasco, in Huánaco kaufen, während sie die Huánaco-Kaufleute erst selber von Cerro holten. Natürlich hatten sie doppelte Preise dafür zu zahlen, und ihre eigenen Producte waren in Huánaco fast werthlos, da dies Thal genau das Nämliche erzeugte, wie das am Pozuzu.

Daß der Präsient von diesen Verhältnissen nichts wußte, glaubten Alle, und ich versprach den Colonisten, nach Lima zurückgekehrt, den Präsidenten selber aufzusuchen, und ihm ehrlich und unumwunden den Stand der Dinge auseinander zu setzen. Es war dies das einzige Mittel, um eine Abhülfe für alle diese Uebelstände zu finden, denn der Präsident hatte die deutsche Colonie begünstigt und es dem Staate viel Geld

kosten lassen, sie herüber zu bekommen. Es konnte ihm also jetzt nicht gleichgültig sein, daß sie, so behandelt, einfach vegetirte und dem Staate Peru eben so wenig Nutzen brachte, als ob sie oben im Monde läge.

In der ganzen Colonie war, aus dieser Ursache, auch wirklich nicht ein einziger Dollar baar Geld, das ausgenommen, was der Gobernador und der Pfarrer als Gehalt beziehen. Der Geistliche ist nämlich vom Staate besoldet und bekommt 50 Dollars festen monatlichen Gehalt, den er, da er nicht selber im Felde arbeitet, auch ziemlich wieder für Arbeitslohn verausgabt. Dort allein können die Ansiedler dann und wann ein paar Dollars Geld verdienen, wenn sie eben auf kurze Zeit bei ihrem Pfarrer in Tagelohn gehen, und das geschieht denn auch, wenn sie einmal nothwendig Geld gebrauchen.

Mit den Colonisten waren eigentlich zwei Geistliche über See gekommen; der eine von ihnen hatte es aber für vortheilhafter gehalten, auf eigene Hand zu leben und Privatmessen zu lesen, wobei er mehr Geld zu verdienen glaubte. Jedenfalls ist der eine für die Colonie vollkommen genügend, und auch jetzt schon im Stande, der peruanischen Nachbarschaft beizustehen, da er sich die spanische Sprache rasch angeeignet hat, und sie ziemlich fließend spricht und schreibt.

Der Geistliche hier in diesem abgelegenen Thale ist aber auch für die benachbarten Indianer eine große Hülfe, da sie Alle der katholischen Kirche angehören, und besonders an den Formen derselben hängen. Einen Theil ihres alten Glaubens tragen alle diese Stämme auf den neuen über, und es gehört ein gewisser Tact des Geistlichen dazu, mit ihnen zu verkehren. So lassen sie außerordentlich gern Messen für Verstorbene lesen, oder einfache Gebete für sie sprechen, bei denen aber der Name des Verstorbenen stets laut und deutlich genannt werden muß. Und selbst das genügt ihnen noch nicht, denn um ja kein Mißverständniß möglich zu machen, halten sie es für unumgänglich nöthig, daß irgend ein Theil des Verstorbenen bei dem Gebete gegenwärtig sei. Manchmal begnügen sie sich mit einem Kleidungsstücke, das er getragen; für weit wirksamer halten sie aber das Gebet, wenn

ein Körpertheil der Leiche dabei gegenwärtig ist, und kurz vorher, ehe ich an den Pozuzu kam, hatte einer der benachbarten Indianer den Geistlichen angesprochen, für einen verstorbenen Verwandten eine Messe zu lesen, und ihm zu diesem Zwecke den Schädel des Todten, in ein Tuch gebunden, mitgebracht.

So bildete die Colonie hier, mit Allem fast erzeugend, was sie selber brauchte, eine kleine abgeschlossene Welt für sich, denn selbst Kleider und Schuhe konnten sich die Leute selber schaffen, wenn sie nur erst einmal die nöthigsten Feldarbeiten hinter sich hatten; die Baumwolle gedieh vortrefflich, und jedenfalls war Gerbstoff genug in den Wäldern, auch ihre Häute zu gerben und Schuhe daraus zu bereiten. Eine Menge Hülfsmittel, die ihnen zu Gebote standen, kannten sie nur noch gar nicht, und mußten erst, von Tyrol nach den Tropen verpflanzt, lernen, welche Reichthümer die Natur ihnen hier zur Verfügung stellte.

So hatten sie bis jetzt die wildwachsenden Cacaobäume, ohne sie zu kennen, abgehauen, und der Gobernador, der etwas mehr, aber doch nicht genug davon wußte, eine Anpflanzung von jungen Stämmen auf freiem Felde und mitten in der Sonne gemacht. Natürlich waren die Pflanzen alle eingegangen, und er hatte jeden weiteren Versuch eingestellt, weil er das Klima dem Cacao nicht für zuträglich hielt. Ich konnte ihnen darüber genaue Auskunft geben, da ich den Cacaobau ja in seiner Vollkommenheit in Ecuador kennen gelernt, und die neuen Versuche, welche die Ansiedler jetzt mit dieser lohnenden Nutzpflanze machten, sind später auf das Günstigste ausgefallen.

Außerdem liefert die Schale der Cacaofrüchte einen vortrefflichen Gerbstoff, den die Colonisten sehr gut verwerthen können.

Auch der Tabak gedeiht vortrefflich am Pozuzu, leider haben die Leute aber mit sehr schlechtem Samen angefangen, Tabaksamen, den die Tyroler aus ihrer eigenen Heimath mitgebracht hatten, und der nur einen sehr leichten und mittelmäßigen Tabak liefert. Mit gutem Havanasamen bin ich überzeugt, daß sie ein recht gutes und kräftiges Blatt ziehen

könnten, wenn es auch dem westindischen nie gleichkommen wird. Sonderbar, daß in Südamerika kein guter und aromatischer Tabak gezogen werden kann, denn selbst der beste von Neu-Granada und Ecuador — Ambalema und Esmeraldas, hält nicht einmal einen Vergleich mit dem Domingo aus, und ist, wenn auch wohlschmeckend, doch zu leicht und ohne Gehalt.

Die Coca gedeiht dagegen am Pozuzu vortrefflich, jene eigenthümliche Pflanze, die das Haupterfordernis des peruanischen Indianers und Eingeborenen bildet, und wird einmal später einen der bedeutendsten Ausfuhrartikel des Pozuzu bilden.

Ein Vortheil für die Colonisten ist es jedenfalls, daß kein Wirthshaus existirt. Jede Familie hat dagegen ihr kleines Stück Feld mit Zuckerrohr bepflanzt, aus dessen Saft sie ihren Zucker für den Kaffee kochen und ihren guarapo brauen. Ist aber erst einmal ein directer Weg nach Cerro de Pasco eröffnet, und können die Leute erst ihre Producte für baares Geld verkaufen, dann wird auch ein Wirthshaus nicht fehlen, um ihnen das baare Geld, oder doch einen Theil desselben, wieder abzunehmen.

Unter so vielen Tyrolern hatte ich natürlich geglaubt, ein paar tüchtige Zitherspieler zu finden, und mich eigentlich schon darauf gefreut. Wie ich hörte, waren auch ein paar mit herübergekommen; aber die jungen Leute hatten fast alle die Colonie verlassen, als sie sich gerade in Trübsal befand, und die Verheiratheten, wie das nun einmal so in der Welt geht, spielten keine Zither mehr. Ein einziges solches altes Instrument war übriggeblieben und hing, mit noch vier oder fünf Saiten bespannt, bei Gstier im Rauch, „um die feuchte Luft davon abzuhalten". Sie war vollkommen schwarz geräuchert und heiser, und weigerte sich hartnäckig, irgend eine Stimmung wieder anzunehmen.

Ich blieb über eine Woche in der Colonie und machte mehrere kleine Abstecher nach den verschiedenen „chagras"; die Leute nahmen mich aber überall und immer gleich freundlich auf, und ich hätte ihnen keinen größeren Gefallen thun können, als recht viel bei ihnen zu verzehren und über Nacht

u bleiben. Fast Alle erzählten mir dabei ihre Lebens-
eschichten, und so einfach diese waren, so rührend waren
ie oft.

Bei Allen dasselbe alte Lied — Arbeit und Schulden,
us denen sie sich nicht herausfinden konnten, und die sie
ich Jahr nach Jahr mehr über dem Kopf zusammenwachsen
ahen. Was half es, daß sie dagegen ankämpften; Alles,
as sie thun konnten, war, sich über Wasser zu halten, und
ie Strömung nahm sie dabei weiter und weiter mit. „Da
ind wir denn ausgewandert," lautete der stete Refrain; „wir
ußten, schlechter konnt's einmal nicht werden, und wenn
ir hier auch gerade keine Schätze sammeln, haben wir doch
u leben."

Unsere deutschen Regierungen klagen immer über die Aus-
anderung und betrachten die Auswanderer selber gewöhnlich
ls unzufriedene, böswillige Leute, die das segensreiche Regi-
ent, unter dem sie leben, nicht anerkennen wollen. Sie
ätten sollen die einfache Erzählung dieser armen Leute
ören, die Niemanden anklagten und nur mit schwerem
erzen ihre Heimath verlassen hatten; aber sie konnten
icht mehr jene stets wachsenden Steuern und Taxen er-
chwingen, und mußten zuletzt ihren lieben Bergen den Rücken
ehren. Am leichtesten wurde es ihnen noch, sich von ihren
egierungen zu trennen.

Was nun einmal hier aus ihnen werden sollte, wußten
e selber noch nicht recht. Die Kinder wuchsen außerdem fast
in wenig zu frei auf, denn eine eigentliche Schule hatten sie
ar nicht, und der Pfarrer unterrichtete die Kinder nur zu
nregelmäßigen Zeiten in dem Nothwendigsten, was sie
rauchten. Allerdings war ein wirklicher Lehrer in der
olonie, der aus der Rheingegend mit herübergekommen war,
nd den die Rheinländer jetzt zum Bürgermeister gewählt
atten. Er mochte des Schulamtes aber wohl schon — was
h ihm auch eigentlich nicht verdenken kann — in Deutsch-
and überdrüssig geworden sein, und schien nicht gesonnen,
ier in Peru wieder mit der nämlichen Quälerei anzufangen.

Die Kinder lernten aber arbeiten, und nebenbei ein wenig

Schreiben, Lesen und Rechnen, und das Uebrige fand sich vor selber. Während sie heranwuchsen, wuchsen auch die Felder um sie her, und ihre Eltern, während sie den Wohlstand der heraufschießenden Jugend sicherten, sahen selber mit Ruh einem sorgenfreien Alter entgegen. Sie konnten ihre Kräft auf keine besseren Zinsen legen.

Es that mir ordentlich leid, wie ich von den guten Leuten wieder Abschied nahm. Es hatte mich viele Mühe und viel Geld gekostet, sie in ihrer Abgeschiedenheit aufzusuchen, ich hatte einen schweren Rückweg vor mir, um Lima wieder zu erreichen, aber ich bereute die darauf verwandte Zeit dennoch nicht, denn ich glaube, daß meine Anwesenheit ihnen in mancher Hinsicht genützt hat, und daß sie mir ein freundliches Andenken bewahren werden.

6.

Der Rückmarsch aus dem Amazonengebiet.

Den Colonisten am Pozuzu hatte ich versprochen, für ihre Interessen, hinsichtlich des neuen Wegbaues, einzustehen. Um das aber auch wirksam thun zu können, war es unumgänglich nöthig, das für den Weg bestimmte Terrain selber zu sehen. Dann erst konnte mein Bericht bei dem Präsidenten auch Berücksichtigung verdienen.

In dieser Richtung war ich aber nicht einmal im Stande, ein Packthier mitzunehmen (wie sich später zeigte hätte mir kaum ein Hund diese Bahn folgen können), sonder ich mußte meinen Sattel und unsere Provisionen von be zahlten Trägern schleppen lassen. Glücklicher Weise bekam ic aber einen Indianer, Leon Carthagena, zum Führer, und da war, wie mir alle Colonisten sagten, der einzige Mann i

ber ganzen Umgegend, der jene Berge genau kannte — und was dazu gehörte, fand ich später selber.

Daß ich dabei wieder bösartige Strapazen durchzumachen hatte, wußt' ich voraus, denn es war mir schon zu viel von diesem erst begonnenen Wege erzählt worden. Ich machte mir aber weis, daß sich das nicht ändern lasse, und brach am 21. Januar mit einem Führer und zwei Lastträgern, die meine Sachen und Provisionen tragen mußten, nach dem nächsten, fünf Tagereisen entfernten Städtchen Huancabamba auf. Alle Colonisten hatten mir auf's Freundlichste Provisionen für den Weg angeboten, und ich hätte genug bekommen können, um ein halbes Jahr davon in den Bergen zu leben; natürlich nahm ich aber nur das Nothwendigste, und selbst dies auf die kürzeste Zeit berechnet, denn nach Allem, was man mir über diesen neuen Weg erzählt, sollte es nicht geringe Schwierigkeit haben, nur mit einem kleinen Pack durch dessen Dornen und Gestrüpp zu kommen.

Zum Führer hatte ich glücklicher Weise einen Mann, der jede Schlucht dieser wilden Berge kannte. So viel hatte er sich aber doch schon den Sitten der weißen Race angepaßt, daß er — nicht Wort hielt. Er versprach mir nämlich, schon den Abend vorher an den bestimmten Sammelplatze zu sein, um mit Tagesgrauen dem Marsch antreten zu können, kam aber erst am nächsten Nachmittag. Trotzdem wanderten wir doch aus, die Reise wenigstens zu beginnen, und lagerten die Nacht etwa eine Legua von der Colonie entfernt, an dem ersten Bergstrom, den wir erreichten — zugleich auch dem einzigen, den wir bis Huancabamba zu passiren hatten.

Hier war Alles dichter Wald, und zwar fast ausschließlich Laubholz, mit verhältnißmäßig nur sehr wenigen Palmen. Selbst vom Fluß ab zog sich aber der Weg auf der scharfen Kante eines abzweigenden Hügelrückens steil, sogar das Zickzack verschmähend, hinauf, und dadurch ließen wir denn auch bald die tropische Natur hinter uns und gelangten wieder in ein gemäßigtes Klima, mit einer ganz ungemäßigt kalten Nacht. Auf dieser scharfen Bergkante konnte sich außerdem auch keine Quelle halten, und wir waren genöthigt, an dem Abend das Wasser zu benutzen, das, einer braunen Pfütze

gleich, in einer Vertiefung des Bodens aus Gefälligkeit stehe geblieben war.

Leon Carthagena phantasirte dabei sehr viel von Wild von Hirschen, Truthühnern, Bären und Tapiren (hier „da große Beest" genannt), ja ließ sogar ein paar Mal ahne daß wir möglicher Weise einen Tiger, ganz sicher abe einen Kuguar oder Löwen in unserem Weg finden würde — Es war Alles nicht wahr; der Wald — eine Wildnis die nur selten eines Menschen Fuß betritt — schien wie aus gestorben, und nicht einmal einen Affen sahen wir den ganze ersten Tag — nachher hätten sie überdies in der Kälte nic mehr leben können.

Allerdings kreuzte ich den ersten Abend, wo ich noch eine kleinen Bürschgang machte, die Fährte eines Tapirs, der hi ziemlich hoch in die Berge geklettert war, bekam den alte Burschen natürlich nicht zu sehen, und mußte leer und ohn Beute zu unserem Lager zurücksteigen. Später fand ich au noch einmal die Spur eines Bären, aber nicht das leise Zeichen eines Kuguar oder Jaguar. Desto reichlicher traf wir unten dicht am Pozuzu noch die Stellen, wo die Seyno die es hier wie in Ecuador giebt, den Grund aufgebroch hatten, die Seynos selber aber waren nicht zu Hause, u wir durften uns auch nicht ihretwegen in der ungewiss Hoffnung länger aufhalten, einem Rudel etwa zu begegne Meine Reise war ja überhaupt kein Jagdzug, und mit eine nützlicheren Zweck im Auge, mochte ich meine Zeit nicht u nöthig verschwenden.

Mir war früher gesagt worden, ich würde die Reise vo Pozuzu nach Huancabamba in drei Tagen machen könne darin sollte ich mich aber getäuscht sehen, denn das stellte s bald als unmöglich heraus. Ueberhaupt bestand hier g kein eigentlicher Weg, sondern nur ein schmaler, oft kau erkennbarer Pfad, den man früher einmal mit dem Mes ausgehauen und über dem die Büsche schon lange wieder z sammengewachsen waren. Nicht einmal eine Art schien hi thätig gewesen. Wo ein Baum umgestürzt lag, mußte m entweder darüber hinwegsteigen oder darunter hinkriechen, u an vielen Stellen bildete dichtgeflochtenes und mit Mo

ollkommen ausgefülltes Wurzelwerk den alleinigen Boden, uf dem man hinschritt. Das war das unangenehmste Karschiren, denn man konnte nie deutlich erkennen, wohin an trat; der Bergstock glitt fortwährend an den glatten Wurzeln ab und fuhr wie in das Bodenlose hinein, und utschte man einmal mit dem Fuße, so konnte man sich auch st darauf verlassen, daß man im nächsten Augenblicke mit em Beine in irgend einem Loche stak, während man darüber uf einer Wurzel ritt. Natürlich regnete es die ganze Zeit, nd wenn es auch einmal ein paar Stunden aufhörte, blieb ch das vollkommen gleich, denn durch die nassen Büsche ußte man sich überall drängen, und bekam das, was sie ch an schweren Tropfen aufgehoben, redlich überliefert.

Der ganze Weg war überhaupt nur eine Bahn, die sich ndianer und Eingeborene gesucht hatten, um von dem ozuzu aus Huancabamba zu erreichen. Dabei folgten sie em Bergrücken, wie dieser sie führte, und erkletterten jede ur erreichbare Spitze, um von dort aus wieder einen freieren leberblick zu bekommen und die Richtung nicht zu verlieren. Dorthin mußte man ihnen überall nachklettern, und das ein= ige Interessante blieb dabei, den regelmäßigen Wechsel der Vegetation zu beobachten, während man mit einer Unbefangen= eit durch die verschiedenen Klimate fortwährend auf und ab tieg, die wirklich rührend schien.

Unten im Lande der dichte, bösartige Wald mit seinen ber den Pfad geworfenen Stämmen, aber doch wenigstens nit festem Boden. In diesem Walde kam man dann noch n einer bestimmten Höhe, durch die man bald hinauf=, bald inabstieg, in einen Streifen breiten Rohrgrases, eine Art ohes Schilf mit weichem, dickem Stiel. Darüber kam lich= erer Wald mit vielem Wurzelwerk, und in diesem, nur etwas öher, begann das nichtswürdigste, zäheste und längste Rohr as Unterholz zu füllen. *) Wie unzerreißbare harte Stricke egte es sich überall quer über den Weg, oder hing von oben ie Schlingen herunter, in denen man sich den Hut, manch=

*) Das nämliche, was ich später in Chile unter dem Namen tia fand.

mal auch den Kopf fing. Alle zehn Schritt weit, während man ununterbrochen beschäftigt war, es aus dem Weg zu biegen, blieb man sicher mit Arm oder Bein oder Gewehr darin hängen, und es war völlig genügend, selbst den geduldigsten Menschen zur Verzweiflung zu bringen. Wo dies Rohr aufhörte, wurde der Boden schon kälter und die Vegetation mehr verkümmert. Niederes, knorriges Knüppelholz stand hier mit verwachsenem, immergrünem Gebüsch, und die höchsten Bergrücken, Cuchillos oder Messer genannt, waren ganz offen, nur mit langem Gras oder einer andern vegetabilischen Malice bedeckt. Diese bestand in einer Art von Aloe, die den Boden an manchen Stellen dicht bedeckte, und ihre kleinen feinen, dunkelbraunen Stacheln wie bröckelige Nadelspitzen in Fuß und Hand des Wanderers bohrte. Gnade Gott, wenn man einmal auf dem oft glatten Boden ausglitt und sich mit der Hand irgendwo stützen oder halten wollte, man konnte sich dann sicher darauf verlassen, daß diese wie gespickt von den feinen Nadeln war.

So ging es die ganze Strecke bergauf und bergab, durch alle Streifen dieser wechselnden Vegetation hinauf und hinunter, und die Nächte lagen wir regelmäßig auf irgend einer kalten Höhe unter einem höchst mittelmäßigen Grasdach entweder im fluthenden Regen oder schneidend kalten Winde, und froren daß die Zähne klapperten.

Doch ich will den Leser nicht mit den Einzelheiten dieses traurigen Marsches ermüden, auf dem ich naß und fast mit zerfetzten Kleidern, sonst aber vollkommen gesund, Huancabamba endlich am fünften Tage erreichte. Auf dem ganzen Wege stand kein Haus, obgleich wir einige reizende, wenn auch kleine Thäler kreuzten, in denen sich recht gut eine Plantage hätte anlegen lassen, und erst in den letzten Leguas kamen wir auf besseren Weg, wo man nämlich begonnen hatte, diesen ordentlich und bequem anzulegen.

Huancabamba gehört schon wieder der warmen Zone an und ist ein reizendes breites Thal, in dem eine Unmasse von Producten gezogen werden könnte. Selbst jetzt liegen dort mehrere Hacienden, in denen Zuckerrohr und Platanos gebaut werden. Im Verhältniß wird aber doch noch wenig genutzt

ıngepflanzt, und die Leute begnügen sich eben mit dem, was ie zum eigenen Leben brauchen. Beständen freilich gute Wege, wäre der Verkehr ein leichterer und sicherer, so würden uch hier mehr Anstrengungen gemacht werden, denn einem ichern Gewinn widersteht selbst die Faulheit des Südmerikaners nicht. Wo aber Alles auf Maulthieren mühselig ransportirt werden muß und die Wege oft so schlecht sind, aß die Maulthiere unterwegs stürzen, ist neben dem Gewinn as Risico zu groß, und dem sind sie nicht gewachsen.

Von Huancabamba aus konnte ich jetzt doch wenigstens ieder in den Sattel, wenn ich mich auch die beiden ersten eguas mit einem Esel begnügen und daneben herlaufen nußte. Drei Leguas von dort aber erreichte ich ein kleines Städtchen — wenn ein Platz mit fünf Häusern so genannt verden kann —, das Lukanow hieß, und von wo ich ein Maulthier bekommen sollte. Von hier aus hatte ich zwölf eguas weit keine menschliche Wohnung und mußte dort übernachten. — Bis Lukanow war auch das Thal ziemlich weit, nd einzelne Hacienden lagen dort entlang. Huancabamba elber besteht eigentlich nur aus Hacienden, die zerstreut über inen ziemlichen Flächenraum liegen, und herrliche Weiden beonders wässert der Huancabambastrom. Von Lukanow aus ıber wird das Thal wieder ganz eng, die schroffen, jedoch ichtbewaldeten Uferhänge ragen steil in den schäumenden Bergstrom nieder, und an einzelnen Stellen stürzen kleine Wasserfälle von dem äußersten Gipfel der Seitenwände so äh nieder, daß sie nur an wenigen Plätzen die Wand selber erühren.

Dicht am Flusse, über den oberhalb Huancabambas eine chmale Brücke führt, läuft der Weg hin, seiner Fluth aufwärts folgend, bis er seine aus dem Schnee der Cordilleren prudelnde Quelle erreicht, und ein einsamer Ritt war das urch den wilden Wald, durch den der Bergstrom schäumte, nd die einzigen lebenden Wesen, die ich traf, waren unten im wärmeren Thale einzelne Schwärme von Papageien, während weiter oben in der kälteren Luft auch diese verschwanden. Stunde nach Stunde ritt ich so einsam und ohne Führer fort, und spähte dabei vergebens umher, in dieser öden Wildniß

doch wenigstens irgend einer Jagdbeute zu begegnen — umsonst, es war Alles wie ausgestorben, und ein einzelner Condor, der hoch über mir den Cordilleren zustrich, schien ebenfalls nach Beute ausgewesen zu sein und die Sache in Verzweiflung aufgegeben zu haben.

Je höher ich stieg, je niederer wurde aber die Holzung; schon näherte ich mich wieder der kalten Zone mit ihren gelben, glatten Grasflächen und kalten Regen und Winden, und um Mittag etwa erreichte ich das vollkommen offene Land, wie zugleich ein hochgelegenes langes Thal, das eingeschlossen in zwei kahlen Hügelketten lag. Auch der Bergstrom war jetzt so klein geworden, daß man ihn überall hätte mit Leichtigkeit kreuzen können. Leise nur murmelte er durch die trostlose Oede hin und schien ordentlich ungeduldig dem tieferen Thale zuzudrängen, wo er wußte, daß er mehr tolle und wilde Spielkameraden bekam und mit ihnen in lustigen Sätzen über die Felsen fliegen konnte.

Um zwölf Uhr ließ ich mein Thier ein wenig rasten und frühstückte selber etwas, denn ich hatte in Lukanow auf ähnliche Weise ein Huhn gekauft, wie in Munia, und gleich abkochen lassen; dann ritt ich wieder weiter, und hatte wenigstens die Abwechselung meines Weges, daß ein feiner kalter Regen fiel. Und was für eine furchtbar öde Wildniß lag hier um mich her! — kein Baum mehr, kein Strauch, nur starres, durcheinander geworfenes Granitgestein mit gelben, halb abgestorbenen Grasflächen um mich her, neben mir den rieselnden Bach und über mir den grauen bleiernen Himmel. Ein paar Raubvögel waren dazu meine einzigen Gefährten, die irgend einer verirrten Maus vielleicht nachspähten, oder auch selber nur aus Versehen in diese Einöde gekommen waren. Wie kalt der Regen mir dabei entgegenschlug! Ich wickelte mich fest in meinen Poncho, es dem Maulthier überlassend, sich den festesten und besten Pfad auszusuchen; denn da der Berghang keinen bedeutenden Fall mehr hatte, sammelte sich hier oben das Wasser und bildete eine Unzahl jener gefährlichen Stellen, die auf der Oberfläche hart und sicher aussehen, wo aber das Maulthier plötzlich bis an den Bauch versinkt und oft kaum sein eigenes Gewicht wieder in die Höhe bringen kann.

Stunde nach Stunde verging so, Meile nach Meile legte ich zurück, und fand mich plötzlich in einem Felskessel, an dem der Weg steil empor zu führen schien. Rechts thürmten sich außerdem hohe Schneegebirge auf, aus denen die Luft eiskalt herüberstrich, und als ich unter diesen hinzog, donnerte gerade eine Lawine in eine der Schluchten nieder. Ich hörte den furchtbar prasselnden Laut, der die Felsen erdröhnen machte, und sah die Lawine selber, wie sie oben einen steilen Hang niederschoß und dann hinter aufragenden Bergspitzen verschwand oder zerstiebte. So hoch aber lagen diese Berge noch über mir, daß mir das Ganze nicht größer schien, als wir daheim gewohnt sind, die Schneemassen bei Thauwetter von steilen Dächern niederschießen zu sehen. Wo ich mich übrigens befand, war ich außer aller Gefahr, denn so weit herüber hätten sie nie ihre stürzenden Massen senden können.

An dem Fuße dieser schneebedeckten Höhen, wie fast überall an solchen Stellen in den Cordilleren, lag eine grüne Lagune, die das Schneewasser der Kuppen sammelte und in den Huancabamba hineinleitete. Hinter ihr zog sich der Pfad über den eigentlichen Rücken der Cordilleren hin, und daß ich dabei bedeutend höher stieg, merkte ich schon an dem schneidenden Schneegestöber, in das sich hier der kalte Regen verwandelte. An manchen Stellen deckte sogar noch alter Schnee den Boden und füllte die Schluchten aus, in die er hineingeweht worden, ohne daß ihn die Sonne je wieder erreichen konnte. Die Luft war außerdem sehr fein und scharf, und mein Thier, das ich kaum am Zügel nachziehen konnte, keuchte und schnaufte und wollte kaum von der Stelle. Endlich erreichte ich die Höhe, ohne selbst nur durch irgend eine Aussicht belohnt zu werden, denn die Wolken lagen dicht um mich her und verdeckten mir selbst die allernächsten Hänge.

Wo der Weg die äußerste Spitze erreichte, steht, wie bei allen solchen Stellen in Peru, ein einfaches hölzernes, oft nur aus zwei Stücken zusammengebundenes Kreuz, und diese Sitte hat mir immer sehr gefallen. Es kam mir stets vor wie ein verkörpertes, aus voller Brust heraufgeholtes „Gott sei Dank!" das da oben in der freien Luft steht, und weit leuchtet es dem Reisenden schon oft entgegen. Der schlichte Südamerikaner

— der „civilisirte" reitet natürlich gleichgültig vorbei — zieht auch jedesmal seinen Hut vor diesem einfachen Zeichen unserer Religion, und murmelt auch wohl ein kurzes Gebet, und wie deutlich beweist dies, daß, um den Sinn des Wanderers auf kurze Zeit einer andern Welt zuzulenken, eben nur solch ein einfaches, schmuckloses Symbol nöthig ist, und das Auge des Wanderers nicht, wie in Europa, bei jedem Schritt und Tritt durch Carricaturen beleidigt wird, die, gemalt oder in Holz geschnitzt, unsern Heiland vorstellen sollen. Was ihnen an Wahrheit der Form abgeht, sucht dabei der Künstler durch aufgestrichenes Blut zu ersetzen, und wo er vielleicht bezweckt, das Mitleid zu erregen, erregt er nur Ekel und Widerwillen. — Ich dachte an jene sogenannten „frommen" Bilder, als ich das einfache hölzerne Kreuz hier oben auf der Kuppe dieser Cordillere stehen sah, konnte mich aber weder bei dem Gedanken, noch bei dem Kreuze lange aufhalten, denn die Zeit verging, und ich vermuthete noch eine weite Strecke Weges vor mir, ehe ich, aus Schnee und Eis hinaus, wieder warmes und cultivirtes Land erreichen konnte.

Beim Hinunterreiten von der Cordillere — denn als ich die steilste Stelle hinter mir hatte, war ich wieder aufgestiegen — hätte mir aber leicht ein böser Spaß geschehen können, denn die Schnalle an dem Schwanzriemen meines Sattels hatte sich, ohne daß ich es bemerkt, gelöst, und gerade an einem recht unangenehmen Platze, wo mein Maulthier plötzlich stehen blieb und eine steile Wand von vielleicht 60—80 Fuß Höhe niedersah, glitt der Sattel nach vorn, und ich behielt eben nur Zeit, mich an der Seite hinunter zu werfen. Sonst sind diese Berge aber lange nicht so bös zu passiren, wie die Cordilleren Chiles; sie sind beschwerlicher, aber haben sehr wenige wirklich gefährliche Stellen, noch dazu, da hier der Schnee nicht so überhand nehmen kann.

Den eigentlichen Rücken der Cordillere bildete eine schroffe, bröckelige Felsmasse, auf der nur hier und da selbst dürftiges Gras wuchs; dann, von einer langen Lagune der andern Seite ab, flachte sich das Thal wieder etwas aus, und ein kleiner Bergstrom begann hier nach Westen zu strömen. Er that aber nur so, als ob er dem Stillen Ocean zuwollte, denn

weiter unten mußte er wohl gegen die compacten Massen der Hauptcordillere anprallen, die ihn wieder zurückwarfen, dem Amazonenstrom zu.

Und wilder und wüster wurde nun die Bahn, der ich zu folgen hatte; der Schnee verwandelte sich wieder in einen scharfen, peitschenden Regen, der mir die Glieder erstarren machte, und mit der weiten, trostlosen Oede, die mich umgab, hätte man mit größter Leichtigkeit verzweifeln können. Endlich, es mochte vier Uhr Nachmittags sein, entdeckte ich eine menschliche Gestalt, etwas seitab vom Wege, in einem bunten Poncho und mit einem schwarzen Hunde hinter sich. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es ein Indianer sei, und rief ihn an, um zu erfragen, wie weit ich noch bis zu den nächsten Häusern hätte. Kaum hörte der Bursche aber meine Stimme, als er auch scheu herumfuhr und nach ein paar Sätzen wie in den Boden hinein verschwand. Der Lump kam auch nicht wieder zum Vorschein und mußte sich mit seinem Hunde hinter dem einen oder andern Felsen versteckt haben.

Ich weiß mich kaum zu erinnern, daß ich je, körperlich wie geistig, einen elenderen Tag verlebt habe, und ich war fast gleichgültig dagegen geworden, als ich gegen Abend endlich die Vegetation sich bessern und sogar über dem jetzt größer gewordenen Strom, an der andern Seite desselben, Kartoffelfelder sah. Aber keine menschliche Wohnung zeigte sich noch, und als ich mit Sonnenuntergang endlich das erste Haus erreichte, schien es ein so wüster Aufenthalt, wie die Scenerie selbst, die es umgab. Ich beschloß auch, lieber noch weiter, bis zu dem nächsten Pueblo Watschong zu reiten, wo ich jedenfalls mehr Bequemlichkeiten erwarten durfte — ich hätte eben so gut die Nacht hier bleiben können.

Die Leute hier sagten mir allerdings, es sei nur noch eine Legua, aber sie rechnen hier die Legua zu 100 Quadras, was 30,000 Fuß, also ein Fünftel mehr als eine deutsche Meile macht, während die eigentliche Legua nicht einmal voll drei Viertel einer solchen hält. Ich ritt auch Stunde nach Stunde bergauf und bergab an dem schäumenden Bergstrom so dicht hin, daß dessen Fluthen über den Weg spritzten, und dann

wieder hoch über ihm einem schmalen Pfade folgend, daß er unter mir aussah wie ein blitzendes weißes Band. Mein armes Thier war zuletzt so todmüde geworden, daß ich abstieg und es führte, und ein paar sehr schmale schwankende Brücken, die wir zu passiren hatten, zwangen mich fast, bei ihnen liegen zu bleiben, denn mein Maulthier scheute sich anfangs, darüber hinzuschreiten. — Und weiter, immer weiter führte der Weg. Es mußte schon zehn Uhr sein, denn der Mond ging auf, und da sich der Pfad ein paar Mal getheilt hatte, konnte ich jetzt kaum anders glauben, als daß ich den rechten verfehlt und einen falschen betreten hätte. Unter solchen Umständen war es jedenfalls das Beste, die Nacht zu bleiben, wo ich mich eben befand. Nur um vorher noch einen letzten Versuch zu machen, ob ich nicht doch vielleicht in der Nähe einer Wohnung sei, in der ich wenigstens vor dem Regen geschützt blieb, schoß ich den einen Lauf meiner Büchse ab — erschrak aber auch fast über den plötzlichen Erfolg, denn dicht neben mir schlug ein Hund an. Ich befand mich unmittelbar an Watschong und hatte wenige Minuten später ein ordentliches Haus erreicht, in dem ich zu übernachten beschloß. Allerdings schlief Alles, und die Leute im Innern schienen auf mein Anklopfen wenig zu achten; dagegen gab es aber ein Mittel. Dicht vor dem einen Fenster feuerte ich meinen andern Lauf ab, und bearbeitete dann die Thür dermaßen mit meinem Kolben, daß ich in kurzer Zeit die ganzen Inwohner entsetzt und im tiefsten Negligé um mich versammelt sah. Ich war auch nicht blöde genug, diesen Moment unbenutzt vorüber zu lassen.

Einen der Leute schickte ich augenblicklich ab, um den Alcalden aus dem Bette zu holen, ein Anderer mußte mein Maulthier übernehmen, um es in einen Portrero zu bringen, und einen Dritten hielt ich fest, mir einen Platz zu zeigen, wo ich etwas zu essen kaufen könne, denn ich war nicht allein fast erstarrt von Nässe und Kälte, sondern auch fast verhungert. Der Bursche, den ich mir ausgesucht, wollte allerdings Schwierigkeiten machen und meinte, es sei schon fast Mitternacht, und da wäre nichts mehr in Waschtong zu kaufen — aber vergebens, ich wußte das besser, und eine Viertelstunde

später hatte ich richtig wenigstens eine Flasche agua ardiente und eine Quantität hartes Brod erbeutet, mit dem ich mich diese Nacht begnügen mußte. Bei dem Alcalden fand ich dann ein Nachtquartier, nahm ihm das Versprechen ab, mir früh am andern Morgen ein frisches Thier zu verschaffen, und verbrachte die Nacht elend genug in meinen nassen Kleidern und auf ein paar dürftigen Schaffellen.

Diesen ganzen Tag war ich ohne Führer geritten, für den nächsten Morgen aber bedung ich mir einen solchen aus, denn wie ich hörte, führte der Weg über die offenen Punas nach Cerro de Pasco und war bei den vielen Beipfaden leicht zu verfehlen.

Zehn Leguas bis Cerro — aber ich kannte schon die entsetzlichen, endlosen Leguas, wo man an einer Stunden lang reiten konnte, und wegmüde durch die weite, traurige Oede verfolgte ich den ganzen Tag meine Bahn, um die Nacht, noch anderthalb Leguas von der Minenstadt entfernt, in einer Schafhütte zu verbringen. Diese Punas dehnen sich auf ganz ungeheure Strecken in den Cordilleren aus und sind weiter nichts als mächtige Hochebenen, die aber zu kalt liegen, um irgend eine Vegetation zu gestatten. Nur ein ziemlich dürftiges Gras wächst dort, denn alles Andere würde den häufigen Nachtfrösten erliegen, die hier das ganze Jahr herrschen und weder Sommer noch Winter anerkennen. Für Weiden eignen sie sich aber vortrefflich, und Schaf wie Lama scheinen sich sehr wohl auf ihnen zu befinden. — Ganze Heerden von Lamas trafen wir auch hier an, und ich hatte meine Freude an den schönen schlanken und zierlichen Thieren, die der todten Landschaft doch einen etwas lebendigeren Ausdruck gaben. Schafe weideten ebenfalls hier zu Tausenden, und ihre Weiden sind, der natürlichen Formation dieser Gebirge nach, sehr bequem durch einzelne Seitenthäler abgetheilt, von denen jedes sein frisches Wasser und gewöhnlich auch eine Lagune hat.

Diese Punas sehen auch gar nicht so aus, als ob man sich in den Cordilleren eines Tropenlandes befände, denn mit dem steten Nebel, der darauf lagert, bleibt selbst von einem der Hügelrücken aus die Fernsicht auf die benachbarten Schneekuppen stets verdeckt, und da sich der Weg ziemlich eben darin

fortzieht, kann man sich des Gefühls kaum erwehren, daß man in irgend einem nordischen, verwünscht kalten Land und auf einer Haide sei, die eben so gut Lüneburg wie Peru heißen könne.

Hier oben, hoch hineingebaut in die kalten, öden Punas, ohne irgend eine bestimmte Jahreszeit, ohne Sommer, ohne eigentlichen Winter, ohne Vegetation, ohne Baum, ohne Strauch, nur von den starren grauen Felsen überragt, zu denen die Schneekuppen in grimmer Majestät niederstarrten, fand ich die Ruinen einer alten Indianerstadt, deren Inwohner nur allein von Jagd und Viehzucht gelebt haben mußten. Deutlich waren noch die Mauern ihrer früheren Hütten zu erkennen — rund gebaut, wie sie die Schäfer noch jetzt hier aufstellen, deutlich noch die Mauern, die den ganzen Platz umgeben und vielleicht auch gegen die Einfälle anderer Stämme geschützt hatten, denn der Mensch kann nun einmal nicht friedlich neben dem Menschen wohnen. Rechts hatte die alte Plaza gelegen, mit einem größeren Gebäude für den Inka, oder auch vielleicht für den Tempel, und westlich, außerhalb der Stadtmauer, hatte ein weiter, runder, ebenfalls abgeschlossener Raum gelegen, in dem sie vielleicht ihre Spiele hielten oder ihre Feste feierten.

Sehr zum Erstaunen meines Führers, der sich wahrscheinlich gar nicht denken konnte, was ich an den dürftigen Ueberresten vergangener Heiden so zu bewundern fand, hielt ich eine lange Weile an der Stelle, und ritt dann langsam durch diese alten Wohnplätze der Todten, bis mich der kalte Wind endlich weiter trieb. Sonderbar aber, daß sich Menschen auf solcher unwirthlichen Höhe ansiedeln, daß sie einen solchen Platz zu ihrer Heimath wählen sollten, wo sie in den warmen Thälern doch eben so viel Weide für ihr Vieh und ein viel milderes Klima fanden — oder war auch hier das Klima in früheren Jahrhunderten wärmer gewesen, wie wir eine solche Veränderung in Europa nachweisen können; hatten sich vielleicht die Berge selber höher und höher in die kalte Luft hineingehoben? Es sind das Räthsel in der noch immer schaffenden und immer thätigen Natur, die der Mensch eben nicht im

Stande ist zu lösen, und über die er sich höchstens den Kopf zerbrechen kann.

Die Lagunen könnten der Landschaft etwas Freundlicheres geben, wenn sie eben im Stande wären, Anderes wiederzuspiegeln, als grauen Himmel und grauen, rauhen Fels. Nicht einmal Flug- oder Wasserwild belebt sie, denn ein paar Bläßenten ausgenommen, sah ich nie etwas auf ihrer Fläche schwimmen. Es giebt dort oben in den Bergen eine große, weiß und schwarze, wilde Gans, aber sie geht sonderbarer Weise nie auf das Wasser, sondern hält sich stets an den höheren Berghängen auf, wo sie sich wahrscheinlich das junge und feinste Gras zu ihrer Nahrung aussucht. Der sonderbare, trompetenartige Ton, den sie zu Zeiten, besonders Morgens und Abends, ausstößt, tönt dann von allen Seiten, und im Anfang konnte ich gar nicht herausbekommen, wo er eigentlich herrühre, bis ich die weißen Punkte an den Wänden entdeckte. Auch ein mövenartiger Vogel kommt an einzelnen Lagunen, aber nicht häufig vor. Sonst fand ich weder die Fährte eines Hirsches, noch die Spur eines einzigen wilden Thieres auf diesen Höhen, Reinecken ausgenommen, der an dem Rande der Lagunen gern auf- und abzuschnüren schien, um vielleicht eine der armen Bläßenten zu belauern, die ebenfalls am Ufer ihrer Nahrung nachgehen.

Mit einbrechender Dunkelheit sahen wir wieder mehrere Schäferhütten beisammenliegen und hielten darauf zu, um in einer von ihnen die Nacht, so gut das eben anging, zu verbringen. Mein Führer schritt neben mir her, und ich warf zufällig einmal den Blick nach dem rechts neben uns hinlaufenden Hang hinauf, als ich dort einen Fuchs bemerkte, der mit der größten Ruhe den Hang herunter und gerade auf uns zugeschlendert kam. Er mußte dabei ganz in Gedanken sein, denn er sah uns nicht einmal, obgleich wir kaum mehr als zwanzig Schritt von ihm entfernt waren und uns doch auf der vollkommen freien Puna fortbewegten. Mein Führer hatte den Fuchs ebenfalls nicht bemerkt, denn ich mußte ihn ein paar Mal leise anrufen, ehe er stehen blieb und aufsah. Sowie ich mein Thier aber anhielt, wurde Reinecke stutzig, hob rasch den Kopf, äugte scharf herüber und drehte sich dann

langsam ab, um den Weg, den er gekommen, zurückzugehen. Er schien aber dabei keineswegs in Eile, und glich auf's Haar einem Menschen, der auf einem Spaziergange ganz unerwartet Jemandem begegnet, dessen Gesellschaft ihm nicht gefällt, und der langsam umdreht, um einen andern Weg einzuschlagen.

Rasch war ich indessen aus dem Sattel gesprungen, denn ich wußte nicht, wie mein Maulthier das Feuern vertragen würde. Vergebens suchte ich aber in allen Taschen nach einem Zündhütchen; das einzige, das sich fand, hatte sich mit irgend einer Krume vollkommen ausgefüllt, und Reinecke ging indeß ruhig seiner Wege — es war zum Verzweifeln. Mein Begleiter indessen, der wohl merkte, woran es fehlte, rief plötzlich, nicht sehr laut, aber doch deutlich genug, daß es der Fuchs hören konnte: „Tom!" Reinecke blieb auch richtig stehen — ob er nun selber Tom hieß, oder sich nur für den Namen interessirte —, äugte herum und schien sich die Sache eine Weile zu überlegen, die Gesellschaft gefiel ihm aber noch immer nicht, und er setzte seinen Weg wieder fort. „Tom!" rief mein Führer noch einmal, und er hielt noch einmal, aber selbst diese Gefälligkeit half mir nichts, denn ich fand durchaus kein Zündhütchen und gab den Fuchs auf.

Dieser hatte auch in der That lange genug auf mich gewartet und wäre wenige Minuten später außer Schußweite gewesen. Da mußte er plötzlich irgend ein Mauseloch oder sonst einen interessanten Gegenstand ganz in seiner Nähe entdecken, denn er drehte sich plötzlich, ohne weiter die geringste Notiz von uns zu nehmen, rechts ab und verschwand hinter einer niedern Erhöhung an jener Stelle. Jetzt sprang ich an meine Satteltasche, wo ich die Schachtel mit Zündhütchen stecken hatte, fand diese und wollte jetzt versuchen, mich an den Erdrand, der indeß kaum achtzig Schritt entfernt war, anzubürschen. Sobald aber mein Führer sah, daß ich schußfertig war, rief er einfach wieder: „Tom!" und wahrhaftig, der Fuchs trat im nächsten Augenblick so gehorsam auf den Rand des kleinen Erdwalls, als ob er auf den Ruf dressirt wäre. Armer Reinecke! Es war Dein letzter Spaziergang gewesen, denn die Kugel traf ihn mitten auf den Stich

und schlug ihm das Rückgrat entzwei. Niemand war übrigens mehr erfreut über den Schuß, als mein Führer, der den Fuchs augenblicklich holte und mich um das Fell bat. Es war sehr hübsch grau und roth gemischt, der Fuchs aber kleiner als die unsrigen, sonst diesen aber vollkommen ähnlich.

Bis wir jetzt die Hütten erreichten, war es völlig dunkel geworden, trotzdem wurden wir aber ganz freundlich von ein paar Frauen, welche die erste bewohnten, aufgenommen, und sie bereiteten uns nach besten Kräften eine recht gute Suppe von Kartoffeln und Schaffleisch, ihre gewöhnliche uud alltägliche Kost.

Diese Hütten sind übrigens dem rauhen Klima jener Punas vollkommen angemessen, denn ringsum fest verschlossen, haben sie einen so schmalen und niedern Eingang, daß ich kaum meinen Sattel hindurchzwängen konnte und seitwärts folgen mußte. Ein recht dicker alter Herr wäre auch rettungslos ausgeschlossen, und könnte sich höchstens die Nacht, indem er den Eingang verstopfte, die Füße wärmen. Das einzige Unangenehme in diesen Hütten ist der Rauch, der das ganze Innere des spitzen und dicken Binsendaches vollkommen ausfüllt und bis etwa vier Fuß über dem Boden in dichter, die Augen beißender Schicht lagert. Man ist deshalb auch kaum im Stande, aufrecht darin zu stehen, und die Bewohner kauern in diesen Höhlen, die sie Nachts mit ihren Hühnern und Hunden theilen, stets auf den Boden nieder.

Mitten in der Nacht weckte mich mein Führer, um mit dem vollen Mondschein unsern Weg fortzusetzen und Cerro de Pasco früh am Morgen zu erreichen. Dem Monde nach war es etwa drei Uhr Morgens, und bald darauf schritten wir durch die stille, öde Wildniß unsere einsame Bahn entlang. Es war ein prachtvoller Morgen, oder eher eine prachtvolle Nacht; kein Luftzug ging, kein Regen oder Schnee fiel, und da ich in der warmen Hütte meine den Tag über vollkommen durchnäßten Kleider wieder ordentlich getrocknet hatte, konnte ich den Marsch doch wenigstens etwas behaglicher fortsetzen.

Um sieben Uhr Morgens erreichten wir denn auch endlich

den letzten Felsenrücken, zu dessen Füßen das eng zusammengedrängte Cerro so freundlich liegt, wie eine Stadt in einem Felsenkessel liegen kann. Die dicht darangeschmiegte Lagune giebt ihm aber etwas Lebendiges, was noch durch zahlreiche Lamaheerden vermehrt wurde, die in die Stadt zogen, theils um Futter hinein zu bringen, theils um von dort aus an ihre tägliche Arbeit geschickt zu werden. Auf dem Felsrücken spazierten ein paar Raubvögel umher, die sich hier oben ziemlich häufig aufhalten, und die mich deshalb besonders interessirten, weil sie genau so aussahen, als ob sie einen schwarzen Frack und eine weiße Weste trügen. Ich habe schon vier von ihnen auf einem großen Stein beisammensitzen sehen, als ob sie da eben zu einer Partie Whist zusammengekommen wären.

Von Cerro aus schickte ich noch an dem nämlichen Tag einen Boten nach Huariáco ab, um mein eigenes Maulthier von dort zu holen, und da ich meinem Gobernador dort nicht recht traute, erbat ich mir einen Brief von dem Subpräfecten (der Präfect selber war abwesend), daß mir der Herr in Huariáco keinen Streich spielen konnte. Es zeigte sich später, daß es nicht unnöthig gewesen war.

Mit ein paar Worten muß ich aber des Subpräfecten erwähnen, der in Cerro de Pasco Nachmittags und Abends oft Stunden lang an irgend einer beliebigen Hausecke in das Blaue starrend, als ein lebendiger Beweis gilt, wie in diesen Republiken öffentliche und einträgliche Stellen besetzt werden. Schon bei meinem ersten Besuch in Cerro war er mir aufgefallen. Ich saß in der Stube des Präfecten, als ein wohlbeleibter Mann mit einem furchtbar dummen Gesicht, einem struppigen, gemeinen Schnurrbart, schwarzen, glatten und über die Stirn gekämmten Haaren, die Augenbrauen und den Hut weit zurückgeschoben, in das Zimmer schweigend eintrat und hinter sich einen Stuhl herschleifte, auf den er sich, ohne eine Silbe zu sagen, ohne einen Menschen zu grüßen, niederließ. Er legte dabei seine flachen Hände vorn auf die Kniee und schien sich zu überlegen, zu welchem Zweck er eigentlich geboren wäre. Eben so schweigend stand er etwa nach einer Viertelstunde wieder auf, schleifte den Stuhl fort und verschwand spurlos von der Scene.

Die in Cerro allgemein verbreitete Meinung war, daß er — nen Sparren habe, und man erzählte sich von ihm die komisch- en Geschichten. So hat er einem Maulthier, das nach einem iner Bekannten geschlagen, Fünfundzwanzig aufzählen und es erundzwanzig Stunden einsperren lassen. Ein auf der Straße hendes Wasserfaß, an dem er sich im Vorbeigehen den Rock mutzig machte, wurde ebenfalls für zweimal vierundzwan- g Stunden auf die Polizei geschafft und dann dem Eigen- ümer zurückgesandt, und eines Nachts, als ihm die Mäuse n Zwieback anfraßen, den er auf einem Tische in der tube liegen hatte, warf er seine goldene Uhr nach ihnen. - Man erzählt sich noch viel mehr Tollheiten von ihm, ich hre aber nur das an, was mir fest verbürgt wurde. — id kann ein solcher Mann Subpräfect sein? — Und warum cht, wenn sein Vetter Vicepräsident ist? Wenn sein Vetter ch t Vicepräsident wäre, stäke er vielleicht in einer Irren- stalt. —

Den dritten Tag erst kam mein Maulthier zurück, und ar als ein neuer Beweis peruanischer Ehrlichkeit. Jener mp von Gobernador nämlich, anstatt es in seinem Port- o zu füttern und auszuruhen, wie er es versprochen, hatte arbeiten lassen oder geritten, denn es war mager und — s Schlimmste — der Rücken aufgerieben. Dabei verlangte r unverschämte Bursche noch mehr Futtergeld, als ich mit n ausgemacht. Ich schrieb ihm statt dessen einen sehr undlichen Brief.

Am nächsten Tage sattelte ich mein Maulthier sehr vor- tig, daß ich den Schaden nicht schlimmer machte und dem nen Thiere nicht wehthat, und ritt durch die offenen Pam- s der nächsten Station Ualjay zu. Dicht vorher, ehe ich i Platz erreichte, bekam ich aber ein furchtbares Beispiel ruanischer Rohheit und Grausamkeit zu sehen, das kein ide der Welt teuflischer hätte ausführen können, als diese enschen, die sich Christen nennen und vor jedem Kreuz i Hut abziehen. In Peru ist es Sitte, daß, wenn unter- gs ein Maulthier stürzt oder verendet, ohne daß der Eigen- mer dabei ist, der Arriero oder der, der das Thier ge- thet hat, ihm die Ohren ab- und das gebrannte Zeichen

aus der Hüfte schneidet, um dieses als Beweis dem Eigen
thümer zurückzubringen. Dicht am Wege nun fand ich ei
Maulthier, das etwa zehn oder zwölf Schritt links von
Pfade lag. Die Ohren waren ihm abgeschnitten, ebenso ei
viereckiges Stück Haut aus der Hüfte gelöst, auf dem da
gebrannte Zeichen gestanden hatte. Jetzt arbeiteten ein paa
ekelhaft zottige Schäferhunde an dem Leibe des Thiere
herum und hoben, als sie mich ankommen hörten, die blu
tigen Schnauzen gegen mich. Von Weitem hatte ich scho
gesehen, daß sich die Beine des Maulthieres bewegten, abe
auch zugleich die Hunde bemerkt und geglaubt, daß diese e
durch ihr Zerren und Reißen bewirkten. Jetzt, wie ich fa
dicht hinankam, wieherte in der Ferne ein anderes Maulthie
und entsetzt griff ich meinem Thier in die Zügel, denn do
arme unglückliche Geschöpf vor mir lebte und antworte
mit kläglich winselnder Stimme dem Laut.

Scheu und verdrossen, den Schweif eingekniffen, als
die Canaillen recht gut wüßten, was sie da verübt, zoge
sich die beiden Hunde von dem Opfer menschlicher Niede
trächtigkeit zurück, bereit natürlich, so wie ich den Platz ve
lassen würde, zu ihrem Mahl zurückzukehren. Das ab
mußte ich jedenfalls vorher seiner Qual entheben. Wo
hatte ich meine Büchse, ehe ich Cerro betrat, abgeschossen un
gereinigt, und noch nicht wieder geladen, denn es war nic
wahrscheinlich, daß ich hier irgend ein Wild zum Schuß k
kommen würde, aber ich stieg augenblicklich ab, lud den ein
Lauf und machte mit einer Kugel den Leiden des unglü
lichen Geschöpfes ein rasches Ende. Das Maulthier muß
jedenfalls einem Zuge Arrieros gehört haben, denen ich
diesem Tage begegnet war, und die von Obrajilio kamen.

In Ualjay blieb ich die Nacht und wollte von dort ein
Führer durch die fatalen Sumpfstellen haben, die auf die
Strecke lagen, aber es war nicht möglich, denn jedes mär
liche Wesen war in dem ganzen Ort betrunken. Wie m
gesagt wurde, feierten sie das Fest Candelaria auf eine jed
falls sehr würdige Weise. Nachdem ich ein paar alten Frau
eine Menge Geld hatte geben müssen, um nur etwas Fut
für mein armes Thier zu bekommen, übernachtete ich diesm

in dem Tambo, und setzte am nächsten Morgen meinen Ritt allein und ohne Führer fort. Ich mußte eben sehen, wie ich durchkam.

Unterwegs schoß ich eine von den wilden Gänsen, mehr eigentlich, um einmal ein Exemplar ordentlich in der Nähe zu besehen, als um es zu essen, was mir auch später, trotz mehrfachen Versuchen, nicht gelang. Ich fand zwei zusammen in der Puna und schoß den Gänserich, der mit ausgespannten, halb schwarzen, halb weißen Flügeln etwas über fünf Fuß maß. Auffallend kurz war der Schnabel, aber breit wie bei jeder andern Gans. Auch die Schwimmhäute fehlten nicht, obgleich ich den Vogel, wie schon früher erwähnt, nie im Wasser gesehen habe. Ich schnitt mir die besten Stücke heraus, und ließ sie mir an dem Abend in Pacamayo, am Fuß der Cordillera, erst kochen und dann braten — doch umsonst. Das Fleisch, das einen leisen Thrangeschmack hatte — nicht zu viel, nur eben genug, um es unschmackhaft zu machen — ließ sich nicht kauen; es war wie Gummi-elasticum, und ich mußte es zuletzt wegwerfen, was ich zum Besten eines Schäferhundes an der andern Seite der Cordillera that. — An diesem Tage fand ich in der Puna einen sehr hübschen, weiß und roth gestreiften Poncho, und machte es möglich, den Eigenthümer desselben, der in Obrajilio wohnte, zu erfragen. Zum Dank dafür wurde mir später in einem andern kleinen Städtchen, unter Obrajilio, mein Regenmantel vom Sattel gestohlen, als ich nur eben abgestigen war, um mir ein paar Cigarren zu kaufen. Ein würdiger Peruaner, der ebenfalls die dreitägige Candelaria feierte, schien ihn gebraucht zu haben.

Die Cordillera passirte ich diesmal vortrefflich und bei günstigem Wetter — viel besser als mein Maulthier, dem, ziemlich auf der Höhe, etwas Blut aus den Nüstern kam, und das ganz entsetzlich schnaufte. Ich stieg natürlich ab und führte es, und es schien sich auch bald wieder zu erholen. — Was für ein einsamer Ritt über diese wilden Berge, wie todt, wie öde Alles um den Wanderer, und wie viel lange, lange Tage hatte ich schon in diesen weiten, kalten und trostlosen Punas zugebracht! Ich bekam eine ordentliche

Sehnsucht nach grünen Büschen und Blumen, und schrit
wacker aus, um den westlichen Hang der Cordillera zu er
reichen, wo ich ja wußte, daß von da an der Weg scharf un
ununterbrochen in's wärmere Land führte. Auch mein Maul
thier schien zu wissen, daß wir jetzt wieder besserem Futte
entgegen gingen, denn es ließ sich heute weit besser führen
als es je gethan, und bald hatten wir die in den Gipfe
eingesenkten Lagunen erreicht, ließen den Schnee der hohe
schroffen Kuppen mit seinem rauhen Luftzug hinter uns, un
mit ihnen die Quellen des Amazonenstromes. — Aber nich
mit traurigem Herzen schied ich von ihnen, rief ihnen nu
noch einen Gruß zu, den sie dem alten Atlantischen Ocean
von mir bringen sollten, pflückte zum Andenken an den Plat
ein paar, selbst dort oben in 16,000 Fuß Höhe wachsend
Alpenblumen, und zog dann fröhlich meines Weges thalab

Und kaum war ich hundert Schritt gezogen, so traf ic
auch schon einen alten Bekannten von früher her: den junge
Chillon, der hier als kleine sprudelnde Quelle aus dem Fel
sen sprang und mir versprach, mich treulich bis nach Lim
zu geleiten. Hinter mir drein sandten die rauhen Berg
freilich noch einen kalten Gruß von Hagel und Regen; abe
es dauerte nicht lange, der Himmel klärte sich wieder auf
und rasch näherte ich mich jetzt wenigstens der gemäßigte
Zone, der kalten auf Monde hin den Rücken kehrend.

Was für ein eigenthümlich prächtiges Gefühl das ist, au
solch kalter Höhe nach so langer Zeit hinab zu steigen un
nun das allmälige Wachsen der Vegetation zu beobachten
deren Zunehmen man bei rasch sinkendem Wege fast mi
jedem hundert Schritt bemerken kann! Hier wird eine kleine
lebendig gefärbte Blume sichtbar, die man lange nicht gesehe
und schon fast vergessen hatte, dort ein Strauch, der sich a
der vor dem Luftzuge geschützen Seite irgend eines Fels
brockens herausgedrängt. Das Gras wird dazu grüner un
höher, und ganze Büschel großer gelber Sternblumen hänge
plötzlich über den Weg herab. — Und immer Neues komm
dazu; einzelne kleine Vögel haben sich schon bis hier herau
gewagt und zwitschern gar so lieb ihr einfach schmucklos Lied
und zwischen ihnen freute mich besonders ein kleiner, gan

allerliebster sächsischer Briefträgervogel, gelb mit blauen Aufschlägen, der eine ganze Weile mit mir am Wege dahinzog, als ob ich ihn ebenso interessire, wie er mich.

Jetzt schlängelt sich der Pfad zum Flußbett nieder, und wo die Fluth den Boden netzen konnte und die tiefere Schlucht vor den rauhen Winden der Schneeberge geschützt blieb, da keimt es grün und üppig hervor, höher und höher, so daß schon in kurzer Zeit die Zweige der Weiden den Hut streifen und immer stärkere und vollere Stämme zeigen. — Und hier beginnt auch wieder der Mensch dem Boden Nahrung abzuzwingen. Die Kartoffel ist da immer die erste Frucht und fängt mit kleinen eckigen Feldern an, wie der schmale Grund den ersten Anbau gestattete; schmale Streifen von Alfalfa, dem Futterkraut, folgen, und ganz allmälig findet man sich jetzt den spitzen Blättern des Mais gegenüber, der in der Pflanzenwelt das Verbindungsglied zwischen gemäßigter Zone und den Tropen bildet und seine Felder später mit denen des Zuckerrohrs vermischt. Jetzt hat man keine Kälte mehr zu fürchten, kein Schneegestöber mehr und keinen Hagelsturm, und das Maulthier selber trabt rascher dahin, wo es der Weg nur irgend gestattet, denn es weiß jetzt, daß es an diesem Abend endlich wieder einmal gute und süße Nahrung findet.

Ueberall trifft man hier an dem Wege die Ruinen vergangener indianischer Städte: kahle Steinmauern mit eingestürzten Dächern und Wänden, aber nicht selten durch ihren Umfang große, volkreiche Dörfer kündend, und deren Bewohner mußten jedenfalls fleißiger gewesen sein, als die jetzigen, sonst hätten sie den dürren Bergen schwerlich die genügende Nahrung abzwingen können. Damals lebten Tausende in diesen Thälern, die jetzt fast wie verödet liegen, und hier kann man wirklich nicht einmal sagen, daß sie die Cultur vertilgte, um einem thätigeren, frömmeren Volke Raum zu geben. Die Cultur hatte nichts mit jenem Raub und Mord zu thun, mit dem die ersten Eroberer über dies arme Land herfielen. Es war allein die Gier nach Gold, die jenen Unglücklichen die Bibel entgegenhielt, und hinter dieser Dolch und Schwert in ihr Herzblut tauchte.

Die Nacht schlief ich in Obrajilio, wo ich die Silberescorte von Cerro de Pasco überholte. Die mächtigen Barren waren in einem der kleinen, zu diesem Zwecke besonders mit starken Eisengittern versehenen Häuser aufgeschichtet, die bestimmten Beamten hielten dabei Wache, und vor der Thür stand eine Anzahl Militär mit seinen rothen Hosen und schmutzigen Gesichtern zum Schutz. Man traut den wackeren Leuten unterwegs nicht und gebraucht jede nur mögliche Vorsicht, um das Silber sicher zu stellen — und zu dieser Sicherstellung wird so ziemlich das ganze Silber — auf gesetzlichem Wege natürlich — verwandt.

Früh von dem kleinen Städtchen wieder aufbrechend, von wo der Pfad dem steil abstürzenden Bergstrom eben so steil und rauh folgt, kam ich nicht allein in die üppige Vegetation, die den Fluß umdrängte, hinein, sondern auch fast wieder hinaus, denn weiter nach Lima zu, wo er ganz aufhört, fällt schon sehr wenig Regen, und der Pflanzenwuchs hält sich deshalb nur dicht zum Strom. Nur wo sich das Thal manchmal weitet, findet man freundliche und grüne Felder, die von den kahlen, nackten Höhen überragt werden. An diesem Tage sah ich eine Menge von Condoren, die um die Kuppen der Nachbarhöhen kreisten. Ich zählte einmal acht von ihnen zusammen auf einer Stelle, aber sie blieben viel zu hoch, als daß ich ihnen mit einer Kugel hätte beikommen können. Wild giebt es hier gar nicht; in den kahlen Bergen kann sich nichts Lebendiges halten, und es ist ein ganz eigenes trostloses Gefühl, mit dem man diese weiten öden Strecken überschaut, die wie gestorben und getrocknet in der Sonne dörren — Berg-Leichen. — In den Museen liegen die getrockneten Ueberreste des Volkes, das sie einst bewohnte, sorgfältig als Mumien aufbewahrt, viel sorgfältiger, als man die Lebenden einst behandelte, und draußen um sie her liegt das todte Land, die Hände auf der Brust gefaltet, und starrt den blauen, wolkenlosen Himmel mit den leeren Augenhöhlen an.

Die nächste Nacht blieb ich diesmal in Magdalena, einer größeren Estanica mit großen Räumlichkeiten und Preisen für Reisende. Ich bekam aber wenigstens ein gutes Bett

und sattelte mit Tagesanbruch wieder, um Lima so früh als möglich am nächsten Tage zu erreichen. Noch vor mir war die junge Dame vom Hause, ein allerliebstes Frauchen mit rabenschwarzem Haar und feurigen Augen, aufgestanden. Die Sonne war noch nicht heraus, und jenes durchsichtige Dämmerlicht füllte die Luft, das dem kommenden Tage vorhergeht. Leise rauschte der Morgenwind durch die hohen Bäume, die eine vor dem Hause heraussprudelnde Quelle überschatteten, und unter der breiten, von einer niedern Lehmmauer umgebenen Veranda stand das junge schöne Weib, das Haar aufgelöst, dessen dichte Massen sie mit einem Kamm zu theilen suchte, und neben ihr auf dem Tische stand — ein großes, blau geblümtes Nachtgeschirr, das sich als ein Lavoir herausstellte, und in das die junge schöne Frau den Kamm dann und wann mit einem sinnenden Lächeln eintauchte — es war ein reizendes Bild, das ich nie vergessen werde.

Nachtgeschirre spielen überhaupt in Südamerika eine bedeutende Rolle. Man sieht sie nicht allein da, wohin sie gehören, sondern auch oft unter Blumen halb versteckt, auf Stühlen und Tischen, an Hausecken und auf Dächern. Keine eingeborene Frau der Cholos steigt an Bord eines Dampfers, ohne ein solches Instrument in der einen Hand und ein oder zwei Kinder auf dem andern Arm zu tragen, und im Geiste sehe ich die alte würdige Mulattin auf der Plaza in Lima noch in diesem Augenblicke vor mir stehen, die, am linken Arme einen Korb, mit einem ältlichen Herrn sich unterhielt, und mit der rechten Hand, in der sie ein solches Hausgeräth offen trug, auf das Lebhafteste dabei gesticulirte.

Eine Quelle, die bei Magdalena ziemlich armstark aus dem Berg herausbricht und krystallhelles kaltes Wasser hat, soll trotzdem eine sehr böse und gefährliche Eigenschaft besitzen. Wie mir nämlich mehrere Aerzte versichert haben, erzeugt sie sehr häufig einen bösartigen, warzigen Hautausschlag über den ganzen Körper, der mit der größten Vorsicht curirt sein will, wenn er nicht schlimme Folgen und für Jahre einen siechen Körper hinterlassen soll. Da ich übrigens nie Wasser trinke — wenn ich nicht nothgedrungen muß —, so

fürchtete ich mich nicht vor der Quelle und trabte ruhig vorbei, der Seeküste zu.

Und heute fand ich auch wieder etwas, was ich lange nicht gesehen — Staub, von dem ich mich bald vollkommen eingehüllt sah. Es war ein heißer, trockener Ritt in der Sonne, die tüchtig von ziemlich über Kopf niederstach; aber ich hatte mein Ziel jetzt auch bald erreicht. Die peruanischen Cordilleren mit ihren kalten öden Punas lagen hinter mir, die Bahn lag eben voraus, das Thal weitete sich mehr und mehr. Schon konnte ich die Stelle erkennen, wo sich die letzten Berge im Westen dem Ocean zu abdachten, und jetzt — Nachmittags um drei Uhr etwa — erkannte ich die Kirchthürme von Lima, von denen ich nie geglaubt hatte, daß ich sie je mit solcher Freude begrüßen würde.

7.

Ein Ueberblick über die jetzigen Verhältnisse Perus.

So lange der Carneval dauerte, war es nicht möglich, in Lima etwas auszurichten. Man traf in der That keinen Menschen zu Hause; alle Geschäfte waren geschlossen, und die Leute, die sich nicht selber an dem Unfug betheiligen wollten, sämmtlich nach Chorrillos geflohen.

Nach dem Carneval ging ich aber ernstlich daran, den Präsidenten der Republik, wie ich es den Colonisten versprochen, aufzusuchen, wenn ich auch damals gar nicht geglaubt, welche Schwierigkeiten ich dabei würde zu überwinden haben.

Zuerst wandte ich mich an verschiedene Minister, um mir eine Audienz zu verschaffen, und der eine von ihnen, der Minister des Innern, Señor Morales, weigerte sich sogar entschieden, mich anzumelden, und frug mich, was ich denn

so Wichtiges mit dem Präsidenten zu sprechen hätte, daß es nicht durch den natürlichen Kanal, die Minister, gehen könne. Zwei andere waren schon mehr Peruaner und versprachen mir fest, mich einzuführen, dachten aber natürlich gar nicht daran, ihr Wort zu halten.

Mit diesem Hin- und Herfahren und Herumlaufen rückte der Tag heran, an dem ich mit dem Dampfer Peru verlassen wollte, um nach Valparaiso und Chile zu gehen. Mit der gehörigen Zähigkeit aber begabt, einen einmal gefaßten Plan nicht so leicht aufzugeben, beschloß ich, lieber diesen Dampfer zu versäumen und den nächsten erst zu benutzen, aber den Präsidenten jedenfalls zu sprechen. Ich vermuthete nicht mit Unrecht, daß er von den Lumpereien seiner Beamten nichts wisse, und der Colonie, die er immer begünstigt hatte, selber beistehen würde, wenn er erst einmal wirklich erführe, wie die Sachen ständen.

Kurz vorher war ein neuer Posten in Peru geschaffen und ein Director der öffentlichen Bauten ernannt worden. Dieser Herr, der auch etwas Englisch sprach, interessirte sich besonders für den Straßenbau der neuen Colonie, und war mir, wie er mir sagte, dankbar für die Notizen, die ich ihm darüber gab. Ihm wie dem Sohn des Kriegsministers, einem jungen tüchtigen Manne, der sich lange in England aufgehalten und sich von dort auch eine Frau mit herübergebracht, hatte ich es besonders zu danken, daß ich meinen Zweck endlich erreichte. Es wäre aber wahrhaftig mit weniger Schwierigkeiten verbunden gewesen, eine Audienz beim Kaiser von China zu erlangen.

Jedenfalls mußte ich nach dem Badeort Limas, nach Chorrillos hinausfahren, wo ich dort beim Präsidenten zum Thee eingeführt wurde, und Zeuge sowohl als Mitwirkender bei einer der langweiligsten tertulias oder Theegesellschaft des Landes war. Der Präsident hatte aber trotzdem keine Zeit für mich, und nachdem ich bis halb elf Uhr gesessen und endlich aufstand, um fortzugehen, versicherte mir der Director, Seine Excellenz sei jetzt gerade mit dem brasilianischen Gesandten beschäftigt, und morgen würde sich gewiß eine andere und passendere Zeit finden.

Seine Excellenz war auch in der That dringend mit dem brasilianischen Gesandten beschäftigt, — aber am Spieltisch, wie ich durch eine offene Seitenthür erkennen konnte. Heute war also wirklich nichts mehr zu machen, und ich mußte die Nacht in dem theuern, langweiligen Chorrillos bleiben. Uebrigens wollte ich am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge nach Lima zurück, denn wenn ich irgend etwas auf der Welt hasse und mich nie dazu verstehen würde, so ist es das Antichambriren, zu dem eine ganz besondere Leibesbeschaffenheit gehört. Am Bahnhofe schon fing mich aber der Director, der sich wirklich für die Sache zu interessiren schien, noch ab und lud mich beim Präsidenten zum Frühstück ein, wo ich dann Alles viel leichter und ungenirter mit ihm besprechen konnte.

Den alten Herrn fand ich denn auch heute nichts weniger als grob, wie er mir früher geschildert worden, und wovor ich mich nicht im Mindesten fürchtete, denn ich wollte nichts von ihm für *mich* erbitten, sondern ihm nur selber und seinem Lande nützen. Er war freundlich und vollkommen ungenirt, wie ich die Menschen am liebsten habe, und wie man am besten mit ihnen verkehren kann. Ich konnte mit ihm offen von der Leber weg sprechen, und wenn auch der vorsichtige Director, der manchmal dolmetschen und aushelfen mußte, Manches zu mildern suchte, arbeitete ich mich mit meinem eigenen Spanisch doch, so gut das eben gehen wollte, durch.

Er wußte, wie ich es mir gedacht hatte, nicht ein Wort von den Intriguen, die gegen einen directen Weg der Colonie im Werke waren, und beauftragte in meiner Gegenwart den Director der öffentlichen Bauten, dafür zu sorgen, daß der Weg jetzt unverweilt in Angriff genommen werde. Außerdem hatte ich ihm auch, als einzigen möglichen Menschen, um die Sache wirklich mit Erfolg durchzuführen, meinen indianischen Führer Leon Carthagena zum Weg-Inspector vorgeschlagen, denn der bisherige Weg-Director, ein verunglückter Minenspeculant, der nicht das Geringste von solcher Arbeit verstand, und sich noch weniger darum bemühte, verzehrte auf Kosten der Colonisten seine fünfzig Dollars monatlich, und

that auf der Gotteswelt weiter nichts, als daß er sich selber am Leben erhielt.

Damit war meine Audienz beim Präsidenten Castilla beendet; aber ich freue mich bestätigen zu können, daß er wenigstens sein Versprechen wirklich gehalten, denn noch in Buenos Ayres erhielt ich einen Brief von einem Freund aus Lima, worin mir dieser schrieb:

„Ihr Besuch bei dem Präsidenten scheint Erfolg gehabt zu haben. Es sind für den Weg nach dem Pozuzu über Huánaco monatlich 1000 Dollars und für den (directen) Weg über Huancabamba monatlich 500 Dollars bewilligt worden. Auch ist Leon Carthagena zum Weg-Inspector ernannt worden."

So war denn alle meine Mühe und Ausdauer doch nicht vergebens gewesen.

So weit meine eigenen Fahrten in Peru, denn dies abgemacht, dachte ich an weiter nichts, als mich so rasch als möglich wieder einzuschiffen. Vorher aber möchte ich noch einen Rückblick auf Peru werfen, denn ein Gesammtbild des Gesehenen kann man sich immer am allerleichtesten entwerfen, wenn dasselbe als abgeschlossenes Ganzes hinter uns liegt.

Wenn man einen Blick auf die Karte wirft, so scheint die Lage Perus mit seinem breiten Küstenstrich am Stillen Ocean, mit seinen ungeheuern Landstrichen im Amazonengebiet, der auch östlich von den Cordilleren einen Verkehr zu Wasser gestattet, eine außerordentlich günstige zu sein, und doch hat wohl kein Land der Welt mit größeren Terrain- und Bodenschwierigkeiten zu kämpfen, als gerade Peru.

Die ganze ausgedehnte Westküste schon, mit all' ihren Häfen und breiten Hängen, ist ohne künstliche Bewässerung fast vollkommen nutzlos, da hier, im äußersten Norden des Reiches vielleicht ausgenommen, nie ein Tropfen Regen fällt. Das eigentlich fruchtbare und bewaldete Land liegt fast sämmtlich an dem Osthange der Cordilleren, und alle die für die Küste bestimmten Producte, Alles, was zu Schiffe ankommt und nach dem Innern geht, muß durch das Maulthier, und deshalb mit großem Kostenaufwand und Zeitverlust, transportirt werden.

Dazu sind die Thäler dieser Cordilleren zum Theil sehr schmal, die Hänge dagegen steil und geschluchtet, und nur auf dem Gipfel derselben, wo weite Hochebenen liegen, findet sich viel flaches Land, aber in so großer Höhe, daß die kalte, eisige Luft keine andere Vegetation gestattet, als dürftiges Gras.

Der reichste Theil des weiten Landes liegt jedenfalls in Südosten, wo breite Thäler und ausflachende Ebenen mit reicher Vegetation eine Menge der kostbarsten Producte erzeugen. Der Nutzen aber, den sie jetzt dem Staate selber damit bringen, ist verhältnißmäßig ein sehr geringer, denn die wenigsten davon vertragen den weiten Transport nach der Westküste, und die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom stößt immer noch auf eine Menge theils vorhandener, theils erst erschaffener Schwierigkeiten.

Trotzdem hat keine südamerikanische Republik reichere Einkünfte, als gerade Peru, und was ihm die Natur auf der einen Seite entzogen, hat sie ihm auf der andern wieder durch jenes wunderbare Rohproduct, den Guano, zurückerstattet. Freilich ist der Guano ein Geschenk, das dem Staate nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren gemacht zu sein scheint, um sich in dieser Zeit herauszuarbeiten und selbstständig zu werden, wie man einem Knaben und jungen Mann die Kosten der Erziehung bestreitet, damit dieser im Alter für sein eigenes Fortkommen sorgen kann. — Wehe ihm, wenn er die Zeit versäumt und das ihm ausgesetzte Capital nutzlos vergeudet, er wird im Alter schwer dafür zu büßen haben — und eine solche Vergeudung findet jetzt in der That in Peru statt.

Der Staat bezieht jährlich, ohne seine Einnahmen des Zollhauses wie der verschiedenen anderen Sporteln und Monopole, nur vom Guano allein einen Nettogewinn von zwischen 16—20 Millionen jährlich, und das Geld, richtig verwandt, könnte dem ganzen Lande zum Segen werden. Alle diese 16 Millionen aber — mit Ausnahme des „Wenigen", was Präsident und Minister für sich selber brauchen — verschlingt das Militär und die Flotte, und außerdem werden dem Lande, das kaum $2\frac{1}{2}$ Million Einwohner hat,

durch das nutzlos gehaltene Militär gerade die besten Arbeitskräfte hartnäckig entzogen.

Peru hat von keinem andern Lande etwas zu fürchten, denn selbst seine Grenzstreitigkeiten mit Bolivia ließen sich auf eine vernünftige Art regeln und ausgleichen; aber es bedroht alle anderen, unterstützt heimlich und offen durch Geld und Kriegsschiffe die Revolutionen in benachbarten Staaten, und läßt dadurch diese, während es sich selber aufreibt, nie zu Ruhe und Frieden kommen.

Ecuador zum Beispiel, ein Land mit reichen Mitteln, aber schwachen Kräften, könnte jetzt, da es seine Revolution hinter sich und den damals von Peru unterstützten Usurpator Franco vertrieben hat, seine ganze Energie auf Ackerbau und Cultur richten; Peru aber hat seine Kriegsschiffe vor Guajaquil liegen und droht fortwährend mit einem neuen Ueberfall, wenn Ecuador nicht so gut sein und ihm die südöstliche Hälfte seiner ganzen Republik abtreten will.

Peru selber wird durch diese kriegerische Stellung allerdings nicht im Geringsten beunruhigt, und da der Präsident als unumschränkter Herrscher Niemanden bei seinen Plänen zu Rathe zieht, so weiß und erfährt das übrige Land auch nur sehr wenig davon. Desto mehr aber spürt es den directen Schaden, der ihm dadurch erwächst, denn mit all' seinen ungeheuern Einkünften rückt es in fünfzig Jahren nicht so weit vor, wie andere in fünf.

Es ist wahr, in Lima selber ist manche Verbesserung geschehen, manche nützliche Einrichtung in's Leben gerufen, wie zum Beispiel Gas, Wasserleitungen und die beiden kurzen Eisenbahnstrecken nach Callao und Chorrillos; das ganze innere Land liegt aber vollkommen hülflos da, und erbärmliche Maulthierpfade verbinden allein die verschiedenen Districte mit einander, die natürlich nur sehr wenig Verkehr halten können. Und selbst auf diesen Maulthierpfaden sind die Brücken über reißende Bergströme nur schmal und ohne Geländer, und überhaupt auf das Dürftigste hergestellt, so daß die sonderbarer Weise an jeder Brücke fast aufgestellten kleinen Holzkreuze gar nicht so fälschlich den Reisenden ermahnen, ein Vaterunser zu beten und seine Seele Gott zu empfehlen.

Zu gemeinnützigen Unternehmungen hat der Staat überhaupt, trotz all' seinen Millionen, kein Geld, und wo man wirklich einmal etwas darauf verwendet, fällt es einem ganzen Schwarm von raublustigen Beamten in die Hände, so daß wenig davon sein eigentliches Ziel erreicht, oder zu seiner eigentlichen Bestimmung verwandt wird.

In keinem Lande der Welt ist wohl auch in dieser Hinsicht die Corruption größer als in Peru, und das Unglaublichste soll darin geleistet worden sein, als vor einiger Zeit die Regierung jenes Gesetz erließ, das den in dem spanischen Kriege Geschädigten vollen Ersatz ihrer Verluste gewährte. Die Betrügereien liefen damals nicht mehr in die Hunderte und Tausende, sondern in die Hunderttausende, und von den verschiedensten Seiten wurde mir in Lima erzählt und bestätigt, daß man Denen, die Ansprüche zu machen hatten, mit klaren Worten sagte, welche Summe sie *fordern* müßten, wenn sie die wirkliche erhalten wollten. Wer zum Beispiel nur 5000 Dollars glaubte geschädigt zu sein (und die Frage, ob er 500 Verlust erlitten), wurde angewiesen, 20,000 anzugeben, und konnte sich dann darauf verlassen, seine Interessen in den besten Händen zu wissen. Der Guano bezahlte dann bald darauf 20,000 Dollars, der Mann bekam seine 5000 und das Uebrige verschwand.

Jetzt ist freilich kein so profitables Engrosgeschäft zu machen, und die Sache muß mehr im Kleinen betrieben werden, was sie natürlich viel mühsamer und undankbarer macht — und was hätte mit diesen Millionen für Peru selber ausgerichtet werden können! Die Entdeckung einer Betrügerei in diesen Staaten ist aber fast unmöglich, weil Alles so fest zusammenhängt und so tief verwickelt in irgend eine derartige Sache ist, daß Keiner wagt, an dem faulen Balken zu rütteln, aus Furcht, das ganze Gebäude könne ihm selber bei der Gelegenheit auf den Kopf fallen.

Bei uns in Europa mag auch manches Derartige vorfallen, und die neuere Geschichte hat sogar manche höchst fatale Data der Welt übergeben. Der Unterschleif wird aber wenigstens nicht so offen, nicht mit einer so bodenlosen Frechheit betrieben, und die entlarvten Betrüger nicht noch

hinterher, anstatt sie zu bestrafen, belohnt, wie zum Beispiel ein Kassenbeamter von Cerro de Pasco, der seinen Posten dort, bedeutender Unterschleife wegen, niederlegen mußte und eine viel bedeutendere Stellung in Lima selber dafür bekam. Das natürlich kann die Ehrlichkeit nicht ermuthigen, noch vor Unterschleifen abschrecken.

Ueberhaupt hab' ich, so leid es mir thut, das einzugestehen, nicht die geringste Achtung vor dem Charakter nicht allein der Peruaner — denn die Ecuadorianer scheinen mir nicht um ein Haar besser — sondern dieser sämmtlichen spanischen Republiken, Chile vielleicht ausgenommen. Welche Achtung kann man auch vor einem Menschen haben, der sein gegebenes Wort bricht? Er wird selbst einen feierlichen Schwur nicht halten, und die Herren dieses Bodens sind so daran gewöhnt, Alles zu versprechen, was man von ihnen haben will, oder um einer augenblicklichen Unbequemlichkeit aus dem Wege zu gehen, daß sie in der nächsten Minute schon gar nicht mehr daran denken, viel weniger sich verpflichtet erachten, das Versprochene zu halten.

So weit es sie nun selber betrifft, ist das gar nicht so gefährlich, denn sie kennen einander zu genau, und wenn ein Peruaner von dem andern ein Versprechen bekommt, so weiß er vorher, daß das Alles ist, was er erwarten darf. Der Europäer dagegen, der mit anderen Grundsätzen herüberkommt, befindet sich diesen Leuten gegenüber im größten und entschiedensten Nachtheil, und das ist es besonders, was jeder deutschen Colonie im Wege stehen wird.

Ein anderer Uebelstand ist der schnelle Wechsel der Regierung, die völlige Unsicherheit irgend eines bestehenden Gouvernements, von denen jedes einzelne nicht auf das Gefühl des Volkes, sondern nur auf seine Macht und die Furcht vor seinen Bajonnetten begründet ist. Irgend eine Gesellschaft oder ein einzelner Unternehmer, der eine Colonie gründen wollte, mag heute mit der Regierung einen festen Vertrag über alle zu erfüllenden Bedingungen abschließen, aber bis die neuen Einwanderer ankommen, liegt das Regiment in anderen Händen, die dieser Sache völlig fremd gestanden. —

Ich will damit keineswegs gesagt haben, daß die frühere Regierung das erfüllt hätte, was sie zugesagt, aber die jetzige braucht sich nicht die geringste Unbequemlichkeit zu machen, da sie gar nicht bei der Sache betheiligt war, und alle Reclamationen fallen in den bodenlosen Abgrund der Papierkörbe.

Trotz alledem bietet das Land dem Einwanderer viele und große Vortheile, wenn er nur eben selbstständig auftreten kann und von den Eingeborenen nichts erwarten oder erhoffen will. Er darf aber auf keine Theilnahme für sich rechnen, denn die südamerikanischen Republiken verachten nun einmal die arbeitenden Klassen, die für sie nur noch immer die Stelle der freigegebenen Sclaven ersetzen. Mit Stolz sieht ein solcher guter Mann auf einen noch so tüchtigen Handwerker nieder, während er einen Ladenschwengel, der sich den ganzen Tag hinter seinem Ladentisch herumräkelt und Ellen Band abmißt, mit der größten Achtung behandelt. Aber die Sache ist, er hat den Arbeiter, und besonders der europäischen, nöthig, er kann in der That gar nicht mehr ohne ihn existiren, da er nicht allein dessen Hände, sondern auch seine Intelligenz braucht, und deshalb muß er sie nicht allein in das Land lassen, sondern auch darin zu erhalten suchen, oder aller Reichthum des Bodens würde ihm von da an wenig nützen.

Europäische Hände treiben mit den Nordamerikanern seine Mühlen und Maschinen, legen seine Schienenwege an und halten sie in Gang, bauen seine Wasserleitungen, bearbeiten seine Bergwerke, liefern ihm alle Bequemlichkeiten, die er nun einmal zum Leben nöthig hat, bringen alle Erfindungen der alten Welt in seinen Bereich und müssen ihm doch endlich wohl die Ueberzeugung verschaffen, daß er ohne sie in seinem eigenen Lande verwünscht wenig ausrichten könnte.

Kommt nun ein deutscher Arbeiter in dieses Land, und kann er sich nur im Geringsten dazu verstehen, seine ihm angeborene Schüchternheit und die verdammte Höflichkeit gegen Alles, was einen besseren Rock trägt, abzugewöhnen, wird er sich nur ein wenig seines eigenen Werthes bewußt, und hat er nur die erste Zeit überstanden, in der er Alles glaubt was man ihm dort verspricht, dann hab' ich auch nicht den

eringsten Zweifel, daß er sich sein eigenes Fortkommen grün-
en und es selbst in Peru weit rascher und sicherer zu etwas
ringen wird, als im alten Vaterlande.

Trotz seiner dürren und unfruchtbaren Westküste ist Peru
in reiches Land, das recht gut selbst ohne den Guano be-
ehen und gedeihen könnte, aber freilich nicht so, wie die
rbeit dort jetzt betrieben wird. In seinen Bergen liegen
och Massen kostbarer Metalle, selbst seine kältesten Hoch-
benen können noch Millionen von Schafen und Lamas Nah-
ung geben, und in seinen schmalen Thälern sogar, die breiten
uchtbaren Pampas des Ostens gar nicht gerechnet, hat noch
ine große ackerbauende Bevölkerung Platz.

Auch das Klima des ganzen Landes, seine tropischen
benen sowohl wie seine kalten Höhen, ist nicht ungesund,
usgenommen vielleicht sumpfige Strecken im Norden und
as flache Land an den dem Amazonenstrom zufließenden
assern, wo in den Pampas häufige Fieber herrschen sollen.
ie Hitze ist selbst in den sonngebrannten Höhen Perus nicht
groß, wie man sich denken möchte, denn die riesigen Schnee-
erge der Cordilleren liegen zu nahe und kühlen die Luft ab,
die Nächte sind gewöhnlich selbst in der heißesten Zeit
isch und kühl, so daß man recht gut eine Decke vertragen
nn. Die ganze schmale Westküste wird durch die Nähe der
ebirge abgekühlt, deshalb möchte ich es aber doch keinem
uropäer rathen, in der Nähe Limas schwere Feldarbeit zu
errichten; er würde es nicht lange aushalten und einen
echen Körper davontragen. Weiter im Lande drinnen darf
sich aber jeder Arbeit ungescheut unterziehen, ohne schlimme
olgen fürchten zu müssen.

Die Producte Perus sind ziemlich mannigfacher Art —
lles natürlich nur Rohproducte — aber doch noch lange
icht genügend erzeugt, um mit ihrem Export den Import
decken — den Guano freilich nicht dabei gerechnet. Silber,
upfer und Gold sind die wichtigsten Erze, deren Gewinnung
er noch auf die roheste Weise betrieben wird. An Wolle
ird jährlich für etwa eine Million Dollars verschifft, aber
e meiste Wolle so weit von der Küste entfernt gezogen, daß

es auf den erbärmlichen Wegen nicht möglich ist, ein an und für sich so billiges Product zu transportiren, ohne es unmäßig zu vertheuern.

General Castilla beabsichtigt allerdings, eine Eisenbahn nach Cerro de Pasco über die 16,000 Fuß hohen Cordilleren anzulegen, und ich bin fest überzeugt, daß die Ausführung möglich ist; dann aber muß freilich anders als auf die gewöhnliche Art damit verfahren werden. So hat ein Weg, welcher von dem etwa 200 Fuß hoch gelegenen Chorrillos hinunterführt, und zwar durch ganz einfachen Lehmboden, auf einer Ausdehnung von vielleicht 600 Schritt, dem Staat über 90,000 Dollars gekostet, während er selbst mit den schweren Arbeitslöhnen in Peru mit 6000 Dollars leicht und einfach herzustellen gewesen wäre. Soll diese Eisenbahn also nicht wieder einen Vorwand für die Unterbeamten bis zum Minister hinauf liefern, ihre eigenen Säckel auf Kosten des allgemeinen Wohles zu füllen, so muß die Ausführung eines solchen Werkes ehrlichen Händen übergeben werden, die der Präsident dann freilich wird zusammensuchen müssen.

Eine Eisenbahn aber, nach Cerro geführt, würde einen fabelhaften Umschwung in dem Export der peruanischen Producte hervorbringen, denn alle die in der Nähe dieser Stadt liegenden tiefen und herrlichen Thäler der Osthänge fänden dann auf einmal den reichsten Markt für ihre Producte, und könnten mit Leichtigkeit das Zwanzigfache von dem ziehen, was sie jetzt liefern. Aber eine solche Bahn kostet viel Geld, besonders in Peru, und wenn sie selbst mit Hülfe der ungeheuern Guano-Einnahmen errichtet werden soll, muß der kriegerische Präsident für ein paar Jahre das Soldatenspielen sein lassen und sich den segensreicheren Arbeiten des Friedens widmen. Er braucht dann auch nicht mehr die steten Mordversuche zu fürchten, sondern das Land wird ihn noch in späteren Jahren segnen und sein Andenken ehren.

Einen wunderbar vortheilhaften Boden hat Peru ebenso wie das Nachbarland Ecuador für den Kaffee, der hier in ausgezeichneter Qualität gezogen wird. Besonders ist das Huánacothal seines Kaffees wegen berühmt, den man in Lima selber gern mit 40 Dollars das Hundert Pfund bezahlt, und

der dem Moccakaffee an Güte vollkommen gleichsteht. Auch die deutsche Colonie am Pozuzu hat Kaffee gebaut. Die Bäume waren aber noch zu jung und trugen in diesem Jahr zum ersten Mal Früchte, mit denen sie im wahren Sinne des Wortes bedeckt standen. Der Kaffee am Pozuzu — denn es besteht auch dort eine ältere Plantage, die schon Kaffee zieht — steht dem von Huánaco in nichts nach, und alle jene Thäler der Osthänge, bis an die Pampas des Mairo und der übrigen Zuflüsse des Amazonenstroms hinab, würden durch den Bau einer Eisenbahn bis Cerro plötzlich der Seeverbindung und dem Welthandel zugänglich gemacht.

Auch der Cacao ist ein Product, das einen nicht zu langen und theuern Maulthiertransport verträgt, und in vielen Theilen des Landes wächst er wild, wäre also dort mit Leichtigkeit ordentlich anzupflanzen und zu cultiviren.

Darin steht aber Peru sehr im Nachtheil gegen Ecuador, daß dieses letztere, neben einem noch größeren Reichthum an Producten und viel umfangreicheren Flächenraum fruchtbaren Bodens, eine Menge cultivirten Landes mit einer nicht unbedeutenden und fleißigen Bevölkerung besitzt, die durch das Eröffnen eines ordentlichen Weges bis zur Küste dieser zugeführt wird, und für die dadurch das in der Nähe des Hafens liegende Land einen höheren Werth erhält. Peru dagegen muß erst einen weit kostspieligeren Weg in das Innere bauen — denn die jetzt bestehenden Maulthierpfade können wahrhaftig nicht Wege genannt werden —, um den verschiedenen Ländereien Menschen und Cultur zuzuführen, und sein bestes Land liegt noch immer mit seinen Producten viel bequemer für den Atlantischen als für den Stillen Ocean.

Peru ist ebenfalls reich an vortrefflichen Hölzern, diese aber sind sämmtlich so gelegen, daß an Export nicht gedacht werden kann.

Vortheilhaft für das Land sowohl wie für den Pflanzer wäre der Anbau von Baumwolle, die in Peru vortrefflich gedeiht und selbst an der Westküste gezogen werden könnte. Allerdings müssen die Felder künstlich bewässert werden, was in vielen der nördlich von Lima gelegenen Theilen mit ziemlicher Leichtigkeit geschehen könnte. Aber die Baumwolle ver-

langt, so wenig Schwierigkeit ihr Anbau hat, bei der Ernte und zum Pflücken viele Hände, und ist aus dem Grund am vortheilhaftesten mit Sclavenarbeit zu ziehen; ja diese Thatsache bildete früher das wichtigste Bollwerk der Sclavenstaaten Nordamerikas gegen die nördlichen Staaten und fiel am allerschwersten wider die armen Schwarzen in's Gewicht.

Peru hatte früher einen enormen Reichthum an Alluvialgold, der die Spanier damals zuerst hinüberlockte und so vielen tausend unglücklichen Indianern das Leben kostete. Es wird auch jetzt noch Gold dort gewaschen, und der in den jährlichen statistischen Berichten angegebene Betrag beläuft sich auf etwa eine Million Dollars. Vor einiger Zeit tauchte auch einmal das Gerücht auf, es seien neue Goldfelder in Peru entdeckt worden und lieferten enorme Schätze, so daß der alte goldberühmte Name Perus*) selbst viele so oft getäuschte und vorsichtig gemachte Californier verleitete, in die peruanischen Berge „prospectiren" zu gehen. Das Land scheint aber die gehegten Erwartungen nicht befriedigt zu haben, denn sie Alle kehrten, nachdem sie sich in den öden Bergen eine Zeit lang ohne Erfolg herumgetrieben, vollkommen enttäuscht zurück.

Desto reicher ist das Land an Silber, Eisen, Kupfer, Salpeter, Kohle, deren Minen ordentlich auszuarbeiten aber erst einer späteren Zeit vorbehalten bleibt. Nur der Salpeter wird schon jetzt fleißig in Angriff genommen und jährlich etwa für drei Millionen Dollars ausgeführt.

Ein großer Uebelstand war damals in Peru das schlechte Geld, das allein cursirte und die Kaufleute fast zur Verzweiflung brachte. Alles Gold, alle Dollars waren nämlich wie in den Boden hinein verschwunden, aus dem sie nur mit den furchtbarsten Procenten und einzeln wieder hervorgezaubert werden konnten, und die einzige Verkehrsmünze bildeten halbe Dollarstücke. Aber auch von diesen waren die wenigsten Peruaner, sondern das Meiste Boliviamünze, und von den peruanischen Halbdollars wurden sogar die von Arequipa nicht

*) Auf den Südsee-Inseln hat sogar das Gold überhaupt den Namen dieses Landes bekommen, und heißt Perú.

einmal in Lima genommen. In Bolivia scheint zugleich eine recht einträgliche Industrie von falschen halben Dollarn zu bestehen, die man in Masse auf den Markt wirft, und da selbst das ächte und sogenannte peruanische und bolivianische Gold zum großen Theil mit Kupfer versetzt ist, und bedeutend weniger Werth hat, als ein halber Dollar Chiles, Mexikos oder Nordamerikas, so kann man sich denken, welche traurige Confusion daraus erwachsen mußte, mit diesem werthlosen Gelde fortwährend zu verkehren, und wie schwierig und zeitraubend nur allein das Zählen, Sortiren und Verschicken war.

Kleines Geld zum Wechseln ließ sich fast gar nicht auftreiben, und als ich nach Lima kam, cursirten dort statt halber Realen oder Medios und Quartidios oder Viertelrealen einzig und allein durchschnittene Realen und Medios, und zwar nicht etwa die gleichen Hälften, sondern mit einem tüchtigen Stück aus der Mitte heraus minus. Als ich aber sechs oder sieben Wochen später aus dem Innern zurückkehrte, waren diese durchschnittenen Medios und Quartidios plötzlich außer Curs gesetzt, ohne der Bevölkerung irgend einen Ersatz dafür zu bieten. Kleine Münze mußten indeß die Leute haben, und einige der angesehensten Gasthäuser, „Hotel Maury" und „American", prägten selber kupferne Medios mit ihren Namen, die gern und willig in der Stadt genommen wurden.

Die Regierung Perus ist allerdings erbärmlich, aber ich glaube auch, daß es außerordentlich schwer ist, dieses Volk in einer republikanischen Form zu regieren, die für dasselbe eher zum Fluch geworden. Die Masse ist zu roh und ungebildet, und muß von einer stärkeren Hand und einem klügeren Kopfe geleitet werden, die ganze schöne Bedeutung einer wirklichen Republik fällt also schon von vornherein über den Haufen. Da die Beamten dagegen nur immer auf sechs Jahre gewählt werden, also nur eine sehr kurze Zeit haben, Reichthümer zu sammeln, so hat sich dadurch ein System gebildet,

*) In neuerer Zeit ist übrigens eine neue Münze in Silber und Gold eingeführt, und die einzelnen Silbersols haben allerdings nicht den vollen Werth der mexikanischen Dollars, aber sind doch ziemlich gut.

welches das Land zu Grunde richtet, indem es wenige Einzelne nach der Reihe mit seinem Herzblut auffüttert und erhält. Was an Geld aufgebracht werden kann, geschieht, aber nur um in die Taschen gewissenloser Menschen zu wandern, und das Volk selber, welches den Namen zu seiner Regierung hergiebt, sieht Alles vor seinen eigenen Augen geschehen, ohne ein Wort hineinreden zu dürfen.

Bei einer Monarchie träte ein ganz anderes Verhältniß ein, und zwar nicht für das Volk im Allgemeinen, für das nur eben der Name verändert würde, sondern für das Heer von Stellenjägern, die jetzt um die eine Regierung her wie beutegierige Wölfe auf der Lauer liegen, um zu warten, bis sich die eine Partei satt gefressen hat und sie selber an die Reihe kommen. Bei einer Monarchie bleibt die Regierung festbestehend, der Fürst selber hat ein Interesse daran, das Land zu heben und zu verbessern, das einst sein Sohn erben soll, und der Staat wird nicht, wie jetzt nach vollendeter Präsidentenwahl, als ein erobertes Terrain betrachtet, in dem die Soldaten sechs Jahre Zeit bekommen, um zu plündern und Beute zu machen.

Bolivar selber soll noch vor seinem Tode bereut haben, daß diese Staaten durch ihn frei wurden, denn er sah schon damals, wie sich Alles gestaltete. Da aber war es zu spät, und die Sache muß jetzt ihren Gang gehen — zum Verderben der Republiken, die mit ihrem jetzigen Treiben, ihren ewigen Revolutionen und Corruptionen auf die Länge der Zeit nicht selbstständig bestehen können.

Die in München angefertigte vortreffliche Reiterstatue Bolivar's hätte einen besseren Platz auf der Plaza gefunden, als dort, wo sie jetzt steht, auf dem nicht einmal gleichwinkeligen Constitutionsplatze (die frühere Plaza de la Inquisicion). Man hat ihr aber die Stelle vor dem Hause der Abgeordneten angewiesen, und das würde in jedem andern Lande der Welt eine hohe Bedeutung haben, den Abgesandten des Volkes den Befreier ihres Vaterlandes stets vor Augen zu halten. Hier geht es an den Herren ziemlich spurlos vorüber; sie wollen frei sein, ja, und viel Geld verdienen, Vaterland und Volk aber mag zum Henker gehen.

Ein betriebsames Volk hätte das ganze Land schon lange in „einen Fruchtgarten verwandelt", die jetzigen Herren des Landes benutzen die Fruchtstämme aber allein zu Feuerholz, um ihren eigenen Herd zu wärmen, und das Volk muß seine Bäume noch dazu selber abhauen und herbeischleppen.

Ein Hauptproduct Perus ist der Wein, der schon von den Spaniern hier außerordentlich gepflegt, und dessen Cultur sogar durch grausame Mittel, auf Unkosten anderer Provinzen, beschützt wurde. So ließ die spanische Regierung damals in Ecuador alle Weinstöcke ausrotten und verbot die Cultur der Rebe dort auf das Strengste, nur damit Peru das Monopol des Weinbaues behielt.

Die Weintrauben, die ich in Pisco oder vielmehr in dessen Hafen fand, war eine sehr süße rothe und eine ganz vortrefflich schmeckende Malagatraube mit länglichen weißen, großen Beeren.

8.

Von Callao nach Valparaiso.

Wieder in See! — Was für ein wechselndes Leben das eines Reisenden ist — das heißt eines Reisenden, der eben nicht in Wein oder Knöpfen macht. Heute hoch auf der Cordillere, fest in den Poncho eingehüllt, um einem wüthenden Schneegestöber Trotz zu bieten, und die Zügel des Maulthieres fest in den halb erstarrten Fingern — und wenige Tage später wieder an den heißgebrannten, sonngedörrten Küsten des unfruchtbarsten Tropenlandes der Welt hinfahrend, von jeder europäischen Bequemlichkeit umgeben.

Freilich, dieser Wechsel des Klimas hält den Körper, dieser Wechsel der Scenen den Geist frisch und kräftig, und wenn

man so recht mitten in dem fremdartigen, thätigen Leben schwimmt, erträgt sich ein solches Dasein auch am leichtesten. — Erträgt sich? — ich weiß mich noch recht gut der Zeit zu erinnern, daß ich mich mit allen Kräften meiner Seele danach sehnte — aber daß ich mich ihr eben nur zu erinnern weiß, zeigt ja, wie sie hinter mir liegt, und daß ich die eigentlich tolle Wanderlust, die ein ächter Reisender immer haben sollte — verloren. Ich bin seit der Zeit älter, ich bin ruhiger geworden; die fremden Länder haben außerdem jenen unbeschreiblichen Reiz der Neuheit verloren — ich finde überall Aehnliches, schon Gesehenes, und fange an, eine Menge von Dingen mit Gleichgültigkeit zu betrachten, die einen noch neuen Reisenden in Entzücken versetzen würden.

Früher nahm ich mir auch mehr Zeit und fuhr mit Segelschiffen dorthin, wohin sich gerade eine passende Gelegenheit bot, jetzt gehe ich mit Dampfern von Land zu Land. — Wie aber jede Blume fast ihren Honig hat, so suche ich mir den auch nach Kräften herauszuziehen, und eine Dampferfahrt gewährt neben Anderem auch den Vortheil, daß man sich von allen gehabten Strapazen ordentlich und entschieden ausruhen kann, ehe man ein neues und vielleicht wieder wildes und mühsames Leben beginnt.

Mit diesem Gefühl war ich auch am 20. Februar auf der Eisenbahn von Lima nach dem etwa drei Leguas entfernten Seehafen Callao gefahren. Ich hatte Alles hinter mir, ganz Peru, und eine zehntägige Seereise auf einem ziemlich großen und bequemen Dampfer konnte mir die von dem langen Ritt und mühseligen Marsch wie zerschlagenen Glieder wieder ordentlich stärken und kräftigen.

Indessen ich mich ausruhe, können wir uns aber doch ganz bequem umsehen, denn eine solche Mischung von Passagieren bietet stets manches Interessante.

Der Dampfer selbst, die Lima, ist einer der größten, die den Stillen Ocean befahren, kommt aber trotzdem denen des Atlantischen Oceans nicht gleich. Auch die innere Einrichtung desselben ist, wenn auch geschmackvoll und elegant, doch lange nicht so bequem wie die des La Plata. Das einzige wirklich Unangenehme war das Zusammenschlafen Vieler in einem

großen Salon. Allerdings sind die einzelnen Betten durch Seitenwände von einander getrennt und durch Gardinen abgeschieden, aber die Seekrankheit Aller — dieses furchtbarste Seeungeheuer — hört man so deutlich, als ob die Leidenden alle dicht vor dem Bette lägen, und der Mensch muß da schon einen recht guten Magen und sehr gesunden Schlaf haben, wenn er das Alles ohne schlimme Folgen überdauern will.

An Bord des Dampfers Nachmittags um vier Uhr etwa angekommen, fand ich schon eine ganz hübsche Partie Passagiere daselbst. Es schien aber noch bequem Raum für Alle, denn nichts ist schrecklicher an Bord eines Fahrzeugs, als wenn es vollgedrängt von Passagieren ist. — Plötzlich feuerte der Dampfer einen Kanonenschuß ab — das Zeichen der baldigen Abfahrt —, der die unglücklichsten Folgen für uns hatte. Die weite Bai schwärmte nämlich plötzlich von kleinen und größeren Booten, von denen die meisten leichtgekleidete Damen trugen — ganze Schwärme lieber, herziger Gesichter kamen herangeschwommen, Einzelne darunter mit verweinten Augen, die weißen Taschentücher noch dann und wann dagegen gedrückt, Andere, um ihnen das letzte Geleit zu geben und bei der Gelegenheit auch selber einmal eine kleine Bootfahrt auf Salzwasser zu machen.

Das Boot eines französischen Kriegsschiffes, von dessen Capitain selbst geführt, brachte ein junges Ehepaar an Bord; der Mann Franzose, die junge Frau Peruanerin. — Das arme kleine Weibchen war noch blutjung und hatte jetzt wahrscheinlich zum ersten Mal im Leben die Ihrigen verlassen, zum ersten Mal im Leben wirklichen Schmerz empfunden, und sie weinte wirklich wie ein Kind schon im Boote, die Treppenleiter herauf und bis hinein in die Koje. — Aber die Glocke läutete, die Schaluppe des französischen Kriegsschiffes schoß jetzt heran, um die Koffer der jungen Leute auszuladen — rasch nur die Sachen an Bord, die Räder fangen schon an zu arbeiten, die Glocke hat zum zweiten Mal getönt. — Ein Boot mit drei oder vier peruanischen Officieren legt noch an, und der Oberste derselben sucht augenblicklich den Capitain auf. Ein Papier wird übergeben, das der Capitain kopfschüt-

telnd lieſt. Die Räder ſtehen wieder, und über die ſtille Bai herüber ſchwimmt ein mit rothen Hoſen und blauen Jacken bis zum Rande gefülltes großes, unförmliches und faſt rieſenhaftes Ding von einem Boot, aus dem noch zum Ueberfluß eine Menge von Bajonnetten und blanken Knöpfen herausblitzen.

Eine ganze Schiffsladung peruaniſcher Soldaten! — und die ſollen wir doch nicht etwa Alle an Bord nehmen? — gewiß — den ganzen Wald aufrecht ſtehender, wild genug ausſehender Geſtalten, zu denen die an dem Boden des Fahrzeugs kauernden Frauen und Kinder recht gut das Unterholz bilden konnten.

Ein peruaniſcher Krieger zieht nie ohne ſeine Familie in den Krieg, und die Regierung weiß das auch ſchon, denn bei allen Transporten ſpielen Frauen und Kinder, die wieder ihrerſeits Schafe und Hunde mitführen, eine ſehr bedeutende Rolle.

Das Boot, oder die Launch, wie ein ſolches unförmliches Fahrzeug genannt wird, kam indeſſen langſam näher und mußte dabei noch von einer kleinen Jolle bugſirt werden — und was für ein buntes, tolles Gemiſch von menſchlichen Weſen bildete den Inhalt. — Nach einer flüchtigen Zählung enthielt es etwa 100 Soldaten und die entſprechende Anzahl Officiere — in Peru etwa 18—20, denn auf je 40 Mann gehört ein General. Einige 30 Frauen kletterten jetzt ebenfalls zu Tage, jede ohne Ausnahme mit einem Kinde wenigſtens auf dem Rücken, manche auch noch eins oder zwei an der Hand. Was ſie aber auch trugen oder ſchleppten, als die Launch endlich langſeit lag und dieſe menſchliche Fracht ausgeladen wurde, mit was ſie überhaupt auch immer bepackt ſein mochten — ein Nachtgeſchirr trug noch jede in der Hand, ſei es von Porzellan oder Blech, und eine höchſt komiſche Caravane bildeten ſie, als ſie nach Einſchiffung der Soldaten in langer Reihe, alſo bepackt, folgten.

Die Soldaten hatten ihre Gewehre — ziemlich gut ausſehende Musketen — faſt alle in rothe Tuchfutterale eingeſchlagen, und die ſämmtliche Mannſchaft wurde jetzt auf das Vorcaſtle oder Vorderdeck beordert, um dort überzählt

zu werden. Dann überließ man die „Familien" sich selber, ihre eigene Einrichtung nach besten Kräften zu treffen.

Die Officiere kamen natürlich in die Kajüte zu liegen, und ein trauriger aussehendes Corps ist mir im ganzen Leben nicht vorgekommen. Der ganze Platz wimmelte aber von ihnen, und wenn auch nur auf drei Tage — denn sie gingen nach einem der südlich gelegenen peruanischen Häfen, nach Ysley — genügte das doch vollkommen, um das ganze Dampfboot ungemüthlich zu machen.

Die Lima hatte indessen kaum ihre lebendige Fracht an Bord, der nur noch ein verhältnißmäßig sehr kleines Zubehör an Reisesäcken und eingeschnürten Bündeln folgte, so wurde das Tau abgeworfen, die Räder fingen an einzuschlagen, und der Koloß bewegte sich langsam durch das Wasser. Wir hatten auch in der That keine Zeit mehr zu versäumen, denn es war indessen schon fast dunkel geworden, und die Ausfahrt aus der Bai von Callao erfordert, einer weit vorstehenden und unter Wasser fortlaufenden Landzunge wegen, viele Vorsicht.

Auf dieser Landzunge stand früher das alte Callao, als im Jahre 1746, wenn ich nicht irre, ein furchtbares Erdbeben diese Gegend heimsuchte. Callao war damals eine Festung und von Mauern umschlossen, so daß der Commandant die Thore schließen konnte. Dies geschah aus irgend einem Grunde, vielleicht nur weil sich der Altspanier über die Furcht seiner Gefährten oder der Indianer, die wohl flüchten wollten, hinwegsetzte. Er mußte das aber schwer büßen, denn entweder *stieg* die See, oder das Land *sank*. Die Meinungen darüber sind noch getheilt, nur das Resultat blieb dasselbe, denn Callao verschwand in derselben Minute vom Erdboden, und die Wellen schlugen und wälzten sich darüber hin.

Von allen Bewohnern der Stadt wurden nur ganz zufällig ein paar gerettet, alle anderen kamen in dieser fürchterlichen Stunde um.

Eine versunkene Stadt! — aber es kann sich an eine versunkene *peruanische* Stadt keine poetische Erinnerung knüpfen, denn man weiß, daß die Häuser in diesem Klima,

in dem es nie regnet, alle aus Lehm bestehen, und nach ein paar Tagen etwa war diese versunkene Stadt also schon jedenfalls zu einem sanften Brei zusammengewaschen, der weiter keine Spur hinterließ, als Schmutzstreifen am Ufersand.

Das Quarterdeck der Lima wimmelte indessen von Damen und Officieren — welcher Unterschied freilich mit unseren geschniegelten Lieutenants und diesen ruppig aussehenden Burschen — und das Boot schoß in dem vollkommen glatten Wasser der Bai lustig dahin. Jetzt hatten wir die Landzunge, die sich bis dahin der Schwellung des Oceans entgegen gestemmt, hinter uns, und die Lima fing an, sich auf den gewöhnlichen breiten Dünungswellen des Oceans zu heben und zu senken. Die Bewegung war auch eine so gemäßigte, wie sie möglicher Weise nur auf See stattfinden kann; dennoch verschwanden Damen wie Officiere plötzlich durch die natürlichen Versenkungen, die ersteren vollständig aus Sicht, bis nach Tagen selbst ihre Züge aus der Erinnerung verwischt waren, die letzteren zu einem ganz entsetzlichen öffentlichen Leben unter Deck, bei dem sie „Jesus Christus" stöhnten und unbeschreibliche Dinge ausführten. — Ich habe in der That, bei vollkommen ruhiger See, nie ein so vollständig seekrankes Corps gesehen, wie diese armen unglücklichen Landofficiere mit ihrer ganzen Truppe — denn auf das Vorderdeck durfte man gar nicht gehen, wenn man sich nicht auf acht Tage den Appetit verderben wollte. — Glücklicher Weise hatte ich einen gesunden Schlaf, und die Schrecknisse dieser Nacht glitten harmlos und still an mir vorüber.

Am nächsten Morgen näherten wir uns einem der interessantesten Punkte der Küste, der Schatzkammer Perus, jenen kleinen, dürren und doch so wichtigen Chincha-Inseln, von denen der berühmteste Guano kommt.

Eigentlich ist es das wunderlichste Einkommen, das ein Staat möglicher Weise haben kann, und das nicht das am wenigsten Auffallende dabei, daß die unfruchtbarste Küste der Welt fernen Welttheilen Fruchtbarkeit liefern konnte. — Schon von Weitem sahen wir die trockenen Höhen der Inseln von einer großen Anzahl von Masten umgeben, und nur der

auf dem Wasser liegende Dunst verhinderte, daß wir sie deutlich erkennen konnten. Es bildete sich sogar eine Art von Fata Morgana, die in einer Luftspiegelung die Berge auf den Kopf stellte und die einzelnen — wie sich später zeigte, gar nicht sehr spitzen Gipfel zu langen Thürmen in die Höhe zog. Näher gekommen, nahm die rothgraue Erde der Inseln aber bald ihre natürliche Form an, und ich konnte nach und nach einige fünfzig Schiffe zählen, die zum Theil eben ihre Ladung einnahmen, zum Theil schon im Begriff standen wieder auszusegeln.

Eigentlich hatte ich mir den Guano bis dahin vollkommen weiß gedacht, denn die Plätze, die ich bis dahin mit geringen Ablagerungen dieses „Productes" gesehen, sahen wie beschneit aus. Die wirkliche Farbe des Guano ist aber eine Art lichten Rothbrauns oder Braunroths, und wie viele Jahrtausende gehörten dazu, diese mächtigen Schichten aufzuhäufen, an denen jetzt das rührige Menschenvolk hackt und gräbt, und schaufelt und karrt, um die Umrisse jener Insel wieder herzustellen, wie sie vor Jahrtausenden waren von der Sonne beschienen worden.

Das zu bewerkstelligen, und mit dem Guano so rasch als irgend möglich aufzuräumen, hat man sogar schon Schienenwege da oben angelegt, und der Staub des aufgeschütteten Düngers hängt wie eine leichte Wolke über den Inseln und fällt, noch weit draußen in See, schon stark auf die Geruchsnerven — überhaupt soll es für die Schiffe das Unangenehmste sein, was es nur an Ladung giebt.

Von See aus kann man übrigens recht deutlich die eigentliche Guanodecke erkennen, die jetzt in verschiedenen Schichten abgestochen wird, und ich taxirte sie an der höchsten Stelle, nach den daran arbeitenden Menschen, auf etwa 90—100 Fuß, das aber nur an der höchsten Stelle, der eigentlichen Bergspitze, während sie nach rechts und links ablief.

Der Guano schlägt sich theils in staubigen Brocken, theils in großen harten Stücken los, die nur durch das auf sie pressende Gewicht so fest zusammengedrückt wurden und sich, ein paar Mal umhergeworfen, wieder lösen und bröckeln. Von oben hat man dann Leinwandschläuche angebracht, die

in die unten anlegenden Boote führen, und der trockene Guano stürzt durch diese rasch hinab, unten angelangt nur eine feine gelbliche Wolke des scharfen Staubes in die Höhe sendend. Da aber eine ganze Menge von Booten zugleich ihre Ladung haben wollen — und es soll Zeiten geben, wo Hunderte von Schiffen an den Inseln liegen, so mußten auch die verschiedensten Vorkehrungen getroffen werden, um sie alle zu befriedigen. So sieht man denn hier und da hohe hölzerne Werfte ausgebaut, von denen ab Schienenwege nach der schon tief ausgegrabenen Guanoschicht führen. Dort stehen die Arbeiter, den Guano loszuhauen und auf große zweiräderige Karren zu laden, die auf dem Schienenwege durch ein einzelnes Maulthier gezogen werden. Am Ende des Werftes dann, und über dem Boot, zu dem ein Schlauch hinunterführt, angekommen, wird der Karren, der oben im Gleichgewicht ruht, in die Höhe gekippt, und die Ladung schießt ohne weitere Mühe von selber in die Tiefe.

An anderen, bequemer und näher gelegenen Stellen arbeiten die Leute mit Schiebkarren, und noch andere liegen so bequem und dicht zu der Ladung, daß der Guano an der einmal glatt gehauenen Wand nur eben losgestoßen zu werden braucht und von selber hinunterrutscht.

Draußen vor den Inseln nehmen indessen die etwas vom Ufer abliegenden Schiffe ihre Ladung ein. Die Launchen oder Schaluppen führen ihnen nacheinander den Guano langseits, und der Rumpf des Schiffes ist schon darauf eingerichtet, um die Ladung so rasch als möglich an Bord zu bringen. Man hat nämlich dicht über der Wasserlinie eine Luke hineingeschnitten, unter dieser legen die Boote an, der Guano wird in Körbe geschaufelt und dort eingehoben und ausgeschüttet, und im Innern des Schiffes dann zu gleicher Zeit von schon bereit stehenden Arbeitern ausgebreitet und festgestampft.

Schiff nach Schiff füllt sich so mit dieser wunderlichen Fracht, und wenn eine solche Schiffsladung auch nur ein sehr kleines Loch in den Berg macht, so macht sie doch eben ein Loch, und wo Tausende von Schiffsladungen jedes Jahr an diesem kleinen Raume hacken und wühlen, läßt sich das

Ende dieses reichen Schatzes nicht allein schon voraussehen, sondern auch ungefähr berechnen. Einige haben freilich den Vorrath noch als so bedeutend taxirt, daß er, selbst bei gesteigertem Bedarf, ein volles Jahrhundert ausreichen würde. — Andere aber, und das Resultat von deren Berechnungen klingt sehr verschieden, schätzen die vorhandene Masse auf höchstens noch für zwanzig Jahre ausreichend.

Die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte, denn eine Berechnung einer solchen Bergkruste, von der man gar nicht genau wissen kann, wie die Felsen darunter liegen, und ob sie steigen oder abfallen, kann natürlich nur höchst ungenau und auf das Gerathewohl sein. Jedenfalls kommt mir aber der peruanische Staat mit diesem Guanoverbrauch wie ein Mann vor, der nicht von den Zinsen seines Capitals lebt, sondern das Capital selber schon angegriffen hat, im Stillen dabei seine Berechnung machend, wie lange er wohl noch leben kann, und ob das Vermögen zu seinem Leben ausreicht. — Nach ihm dann die Sündfluth.

Ungeheure Summen bringt der Guano jedenfalls ein, und trotzdem daß die Regierung in der letzten officiellen Zusammenstellung der Einnahmen und Ausgaben des Guano 15,875,350 Dollars als Nettogewinn angiebt, behauptet man doch, daß an dieser Summe noch drei oder vier Millionen fehlen, die irgendwo, vielleicht in den Uniformen, stecken, oder nach Neu-Granada, Ecuador oder Bolivia gewandert sind, um die Nachbarstaaten in einer gesunden und angenehmen Aufregung zu halten.

Interessant ist es nach diesem Bericht, zu sehen, welche Massen in den verschiedenen Ländern verwerthet sind. Aus England und den nord-europäischen Staaten sind demnach 9,459,114 Dollars gewonnen worden, in Frankreich 1,851,869. — Die Vereinigten Staaten stehen mit 3,707,785 Dollars auf der Liste; Mauritius — wozu wahrscheinlich andere Inseln noch gehören, mit 709,731. — Diverse andere Verkäufe lieferten außerdem noch 146,851, um die Summe rund zu machen, und wenn man bedenkt, daß dazu auch viele Schiffsladungen an die peruanische Küste selber gehen, die der Staat

für das eigene Land unentgeltlich abläßt, so kann man sich etwa berechnen, welch' enorme Quantität dieses Stoffes nur in einem Jahr verladen und verschickt wird.

Die eigentliche Guano tragende Gruppe der Chinchas besteht aus drei nicht sehr großen Inseln, die durch schmale Kanäle von einander getrennt sind und es den Schiffen verstatten, ziemlich dicht unter dem Land zu ankern. Aehnliche Inseln liegen noch in der Nachbarschaft, aber sie tragen eben keinen Guano — wenigstens nicht so viel, daß es sich der Mühe lohnte ihn zusammen zu kratzen. Uebrigens hat sich schon eine ordentliche kleine Colonie auf der Hauptgruppe niedergelassen, und eine Stadt ist entstanden, die fast eben so viele Schenkstände enthält wie Häuser. Natürlich herrscht hier, durch die ewig wechselnden Schiffe, ein sehr reger Verkehr, und von Lima selbst aus besteht schon eine regelmäßige Postverbindung. Diese wird auch dadurch sehr erleichtert, daß sich eine der bedeutendsten Küstenstädte, Pisco, seines Weines und seiner Früchte wegen berühmt, den Chinchas gerade gegenüber befindet.

Pisco selber liegt allerdings eine Strecke weit im Lande drin, und der eigentliche Hafen besteht nur aus einer kleinen Gruppe sonngedörrter, schattenloser Häuser. In den Hafen ist aber ein treffliches eisernes Werft hinausgebaut, das das früher erschwerte Landen von Passagieren und Gütern sehr erleichtert. Wenn der Staat nur mehr solcher Bauten für die Millionen seines Guano anlegen ließe, so könnte das eigene Land doch wirklichen Nutzen davon haben.

In Pisco kamen eine Anzahl Frauen an Bord gefahren, die Körbe voll herrlicher Weintrauben und Pfirsiche, Apfelsinen und Bananen mitbrachten. Die biederen Töchter des Landes wissen aber vortreffliche Preise für ihre leichtgewonnenen Güter zu fordern, und man kann keineswegs sagen, daß sie blöde sind. In Pisco wurden wir übrigens eine Menge von Passagieren los, die theils ihre Einkäufe in Lima gemacht hatten, theils von Lima hierher gingen, um Landesproducte aufzukaufen und nach den verschiedenen Häfen zu verschicken. Pisco erzeugt besonders einen vortrefflichen Wein, der, aus Xerestrauben gezogen, diesem spanischen Weine,

wenn er dem ächten auch nicht gleichkommt, doch außerordentlich ähnlich ist. Der beste davon heißt nach dem Eigenthümer einer sehr bedeutenden Weinhacienda, Eliaswein, und wird in Lima in Masse, unter Xeres-Etiketten, als ächter Sherry verkauft und getrunken.

Gern hätte ich Pisco selber einmal besucht und mir seine Weingärten angesehen, aber es war nicht möglich, denn die Stadt liegt zu weit von der See ab, und wir selber hielten uns nur kurze Zeit da auf. Dem Fremden mag es dabei sonderbar vorkommen, daß alle diese Hauptstädte der Küste nicht unmittelbar als Hafen an der See liegen, sondern alle noch ihren besondern und eigenen Hafenplatz haben, wie ja auch Lima, zu dem als Hafen Callao gehört. Das aber hat noch seinen Grund aus den Zeiten der Spanier, als die Küsten selber durch häufig da herumkreuzende Seefahrer unsicher gemacht wurden, und die Piraten nicht selten die zunächst der Küste gelegenen Städte überfielen, plünderten und zerstörten. Da zog man es vor, die eigentlichen Städte mit ihren Niederlagen von Waaren und aufgehäuften Reichthümern weiter in das Land zu verlegen, und da die Freibeuter es doch nicht wagen durften, ihre Schiffe so lange zu verlassen, um einen größeren Raubzug zu unternehmen, blieben sie von da an ziemlich sicher.

Nun sollte man glauben, daß, als die Ursache dieser Furcht wegfiel, die Städte auch im Laufe der Zeit ihre natürliche Lage dicht an der See wiedergewonnen hätten, indem sich die Kaufleute alle dorthin zogen und die bisherige Hauptstadt dadurch von den wohlhabenderen Leuten verlassen wurde. Dem ist aber nicht so, denn der eigentliche reiche Stand der Eingeborenen hatte einmal in den alten Landstädten Fuß gefaßt, und die europäischen Kaufleute, besonders die Detailhändler, mußten schon an diesem Orte bleiben, wo alle ihre besten Kunden wohnten. Die Engroshändler allerdings hätten es erzwingen können, denn die Detailhändler *mußten* zu ihnen kommen, und mit den sonstigen Käufern hatten sie ja doch nichts zu schaffen. Da einige aber in die Hauptstadt zogen, um es den Detailhändlern bequem zu machen, wollten sich die übrigen nicht zu weit aus dem Weg halten und

blieben ebenfalls dort, so daß die eigentlichen Hafenstädte nach wie vor zu wenig mehr als Niederlagen benutzt wurden, neben denen sich Schiffsmäkler und Kaffee- und Schenkwirthe ansiedelten. Wo es ging, wurde dann die Hauptstadt mit der Hafenstadt sogar durch Eisenbahnen verbunden, wie zum Beispiel in Lima und Arica, und diese behielten trotz dem benachbarten Hafen ihre Bedeutung und Größe als Hauptstadt fort.

Von Pisco aus legten wir nicht wieder an bis Ysley, dem Hafen der im Innern des Landes gelegenen größeren Stadt Arequipa, und hier wurden wir glücklicher Weise die Soldaten mit dem Generalstab los. Die Ausschiffung war dabei viel interessanter als die Einschiffung, und die unglücklichen Landsoldaten, die wenig gute und gesunde Stunden an Bord gehabt, schienen selber froh, wieder festen Grund und Boden betreten zu können. Und wie bleich und hohlwangig sahen die Meisten von ihnen aus!

Vom Land aus war wieder eine große Launch abgestoßen, um die sämmtlichen Soldaten aufzunehmen, während die Frauen, Kinder, Schafe und Hunde in Privatbooten befördert wurden, und von diesen aus ein förmliches Raubsystem nach Passagieren eingeleitet ward. Drei bis vier von diesen legten sich nämlich mit dem scharfen Bug dicht an die Treppe des Dampfers, und so wie die armen Frauen, ihre Kinder auf den Rücken gebunden oder im Arme, vorsichtig die schwanke Schiffsleiter niederstiegen, wurden sie auch von dem Nächsten und Behendesten ohne Weiteres um den Leib gefaßt und in eins der Boote mehr hineingeworfen als gehoben. Die Hunde flogen meist gleich vom Deck herunter, und mußten zusehen, wie sie mit unzerbrochenen Beinen unten ankamen.

Und wie traurig lag dazu der öde Ort in der brennenden Sonne, wie traurig und verloren sieht überhaupt diese ganze peruanische Küste aus, an der das ganze Jahr kein einziger Tropfen Regen fällt, und die Sonne nicht heißer auf den dürren Boden brennen kann, als ihr die Strahlen von dort zurückgeworfen werden. Ueber die Stadt hinüber, auf der eine dicke Staubkruste lag, dehnten sich die zerrissenen trockenen Berge aus, und in den einzelnen Vertiefungen konnte

man Maulthiertrupps erkennen, die müde auf ihre Ladung warteten, und gar nicht daran dachten, in dieser Gegend nach einem Grashalm zu suchen.

Links von der Stadt lag eine Partie hellgelber Guano aufgeschichtet, den Fahrzeuge dort gelandet hatten, und der jetzt auf Maulthieren in das Innere geschafft wurde. Schon die alten Inkas hatten das gethan und recht gut die vortrefflichen Eigenschaften dieses Düngmittels gekannt, wenn sie es auch natürlich nicht in solchen Massen verwenden konnten. — Ein paar Schiffe lagen ebenfalls dort, die theils Güter für Arequipa gebracht, theils eine Partie Wollballen an Bord nehmen wollten, die da drüben aufgeschichtet waren. Wolle bildet überhaupt einen der Hauptausfuhrartikel des Landes, die sonst im Ganzen ziemlich beschränkt sind: Wolle, Salpeter, Silber, Guano und etwas Gold. Alle anderen Producte werden im Lande verbraucht, oder doch nur so unbedeutend ausgeführt, daß sie kaum gerechnet werden können.

Mich dauerten die armen Soldatenfrauen, die jetzt mit ihrer Last auf den Schultern und mit bloßen Füßen über diese kahlen, sonngebrannten Höhen hinüber mußten. Doch sie sind daran gewöhnt — ist doch ihr Loos von Jugend auf ein hartes, und Beschwerden wie Mangel gehören zu ihrem Leben wie Licht und Luft.

Der Capitain des Dampfers, ein alter, prächtiger Engländer, stand, als ich ihnen nachschaute, neben mir und sagte: „Well, Sir, ich fahre nun schon lange Jahre an dieser Küste, und habe Hunderte und Tausende von diesen Leuten in meiner Zeit herüber uud hinüber befördert, aber nie Noth und Aerger mit ihnen gehabt, nie einen Streit unter ihnen selber gesehen. Sie sind immer gut gelaunt, folgsam und ruhig, und folgen ihren Oberen auf das Wort."

Er hatte ganz Recht; die Peruaner sind auch ein gutes, harmloses Volk, und dasselbe kann man fast von allen Völkern der Westküste sagen, und woher dann diese ewigen Kriege, dieses ununterbrochene Soldatenspielen, das nur des Landes Mark aussaugt, und Leben und Eigenthum seiner Kinder gefährdet und verzehrt? — Es ist die alte Geschichte in fast allen Republiken der Welt, wo der Wechsel eines Präsidenten

auch den Systemwechsel und — die Hauptsache — den Wechsel einträglicher Stellen mit sich bringt. Diese Stellenjäger, dies vornehme Proletariat in Glacéhandschuhen, sind der Fluch eines jeden Landes, denn sie haben kein Vaterland und betrachten den Boden, den sie ihre Heimath nennen, nur als einen Schwamm, der so lange gedrückt werden muß, als er noch Gold oder Silber giebt.

Ich sage gar nicht, daß dies nämliche Gesindel in Monarchien fehlt; es blüht dort eben so üppig und trägt eben so giftige Früchte. Aber es kann, durch den stabilen Stand der Dinge eingeschränkt, nicht so übermäßig wuchern und Schößlinge treiben, und wenn es auch für sich die besten Säfte des Landes in Anspruch nimmt, saugt es den Boden doch nicht so vollständig aus.

Und wieder neigt sich der Bug vom Lande ab, denn ein Kanonenschuß hat schon vorher das Zeichen zur Abfahrt gegeben und alle Passagiere vom Ufer zurückgerufen, und wieder dampfen wir an der Küste hinauf. Die Reise selber ist hier mit einem Dampfer auch eine wirkliche Küstenfahrt, denn man verliert die kahlen Küstenberge nie aus Sicht, ja man kann fast fortwährend die Brandung des Meeres an den steilen, unwirthlichen Felsen erkennen. Ein Genuß würde das auch sein, wäre es eine freundliche Scenerie, der man so folgte; so aber streift das Auge nur über kahles, nacktes, in Schluchten zerrissenes Steinland, und der ermüdete Blick ruht viel lieber auf der bewegten blauen und lebendigen See, die im Vergleich mit diesem Lande gar nicht mehr so monoton erscheint.

Unser nächstes Ziel war Arica, das man mir schon vorher als den freundlichsten Punkt der Küste geschildert hatte: in diesem Lande eine sehr billige Eigenschaft, und ich erwartete nicht viel davon. Ich hatte mich auch nicht getäuscht. Nördlich von der kleinen Stadt liegen allerdings einige Gärten, und Bäume stehen darin, aber man hegt nur die Vermuthung, daß sie grünes Laub tragen, so dicht ist dieses von einer nie abgewaschenen Staubschicht überdeckt. Die Häuser stehen dabei eben so tief und trocken in dem heißen Sande, und die es umgebende Scenerie — je weniger man darüber sagt, desto besser.

In der Bucht von Arica war das Wasser vollkommen still, und da wir beinahe vier Stunden dort liegen blieben um eine Menge Fracht einzunehmen und zu löschen, so erholten sich die meisten unserer Kranken vollkommen. Aus allen Kojen kamen, zwar noch etwas blaß und angegriffen, doch freundlich liebe Gesichter zum Vorschein, und schüchtern wagten sie sich auch heute an die Tafel, um die erste ordentliche Mahlzeit an Bord einzunehmen. Besonders haben wir eine prächtige Familie aus Valparaiso an Bord mit einem gar zu reizenden kleinen Kinde, das sich aus der Seekrankheit auch nicht so viel gemacht hat. Kinder werden überhaupt am wenigsten davon angegriffen.

Die arme kleine junge Frau, die der französische Capitain an Bord gebracht, zeigte sich auch auf kurze Zeit; aber bei der ersten Bewegung des Fahrzeugs flüchtete sie wieder in ihre Koje zurück, deren Thür sich seitdem nicht wieder geöffnet hat.

Und wie die Passagiere wechselten! Man könnte jeden solchen Stationspunkt eigentlich in einem kleineren Maßstabe ein Menschenalter nennen, in dem eine ganze Generation ausstirbt und durch eine neue ersetzt wird. Nur einige Greise, die den ganzen Weg aushalten, überdauern ganze Geschlechter.

Als solche „Stammgäste", die ebenfalls nicht an der Seekrankheit litten, da sie direct von England herüberkamen und ihre Schuld schon im Atlantischen Ocean abgetragen hatten, konnte ich eine Anzahl von Geistlichen betrachten, den chilenischen Erzbischof mit einigen höheren Priestern, die nach Chile zurückkehrten; dann noch außer unseren kranken Damen einige sehr nette Chilenen und Franzosen. In Arica bekamen wir aber noch einen etwas geheimnißvollen und nichts weniger als angenehmen Zuschuß in einer alten jugendlichen Donna, die in Sammt und Seide an Deck gefegt kam und einen Schwarm von räthselhaften jungen und älteren Leuten hinter sich hatte. Einige ihrer Begleiter mußten in zweiter Klasse campiren, die meisten aber quartierten sich in der Kajüte ein, und die Dame selber that gleich vom ersten Augenblick an, als ob sie das ganze Schiff gekauft hätte und

uns Anderen nur eigentlich noch aus einer Art von lächerlicher Gutmüthigkeit an Bord behielte.

Diese „Donna", die sich für eine Altspanierin ausgab, war äußerst elegant und modern angezogen; Kleider machen aber nicht immer Leute, denn sie war noch keine Viertelstunde an Bord, als wir Alle, die wir ein wenig zusammenhielten, darüber einig schienen, nie auf der Welt ein frecheres, unangenehmeres und fataleres Frauenzimmer gesehen zu haben. Sie konnte auch nur mit ihren jungen Begleitern verkehren, mit denen sie an Bord gekommen war, und die sie zu Zeiten wie Dienstboten behandelte — Niemand weiter gab sich mit ihr ab. An Bord faßte aber das Gerücht Wurzel, daß die ganze Gesellschaft eine an der Küste auf und ab ziehende Schauspielergesellschaft sei. Die Frau selber war jedenfalls eine antike französische Grisette, die leider nicht mehr seekrank wurde. Ueber solche Schwachheiten schien sie erhaben.

In dieser Nacht passirten wir den berühmten Salpeterhafen Perus, Iquique, von wo aus jährlich für mehrere Millionen Salpeter ausgeführt wird. Die ganze Salpeterausfuhr von Peru betrug im Jahre 1859 3,148,398 Dollars Werth.

Stilles Wetter und mondhelle Nächte! Wie herrlich es sich da auf einem dieser Dampfer an der Küste fährt, während man mit einem Segelschiff fortwährend gegen den steten Südwind ankreuzen muß. Der Himmel, der bis dahin nur dünne Nebel gezeigt, war jetzt vollkommen heiter, und die südliche Sternenwelt stand in voller Pracht — aber man kann sich auf nichts mehr verlassen, selbst nicht unter den Sternen, denn Alles wechselt; dürfen wir uns da beklagen, wenn es unter den sterblichen Menschen geschieht? — Man sagt, der Mensch bekommt nur einmal das Heimweh, denn wenn er nach längeren Jahren die Heimath wieder betritt, die er noch treu im Gedächtniß behalten, wie er sie verließ, so findet er Alles dort so verändert und fremd, daß er sich nicht mehr in der neuen Umgebung wohl fühlen kann. Sein Auge will da nichts Neues sehen, sein Herz verlangt das Alte, und darin unbefriedigt, wird er das zweite Mal mißtrauisch gegen sich und die ganze Welt. Er fand den Kreis

seiner Freunde zerstreut, viele todt, andere verheirathet oder fortgezogen, und wenn noch dort, mit anderen Interessen und Stimmungen; fand Eisenbahnen, wo er früher seine stillen Landplätze und Gärten wußte, fand rauchende Schornsteine, wo sonst die Sonne durch flüsternde Baumschatten fiel — fand Höflichkeit, wo er Herzlichkeit erwarten konnte, und wendet sich traurig von dem fremden Treiben ab, das ihn auf allen Seiten jetzt umfängt.

Man sollte doch nun glauben, daß das unter den Sternen nicht möglich wäre, und doch ist es mir da gerade ebenso gegangen. Mein Lieblingsstern an dem ganzen südlichen Himmel war ein Stern erster Größe, mit wunderbar herrlich rothfunkelndem Licht, die Maja placida, die dicht unter dem südlichen Kreuze stand, und als ich von der letzten Reise zurückkehrte und sie am südlichen Himmel mehr und mehr versank, war es, als ob ich von einem lieben Freunde Abschied nahm, glaubte ich doch damals, daß ich den südlichen Himmel nie wiedersehen würde. — Jetzt nun, auf der ganzen Reise nach Süden, wo ich recht gut wußte, welchen neuen Beschwerden und Entbehrungen ich entgegenging, freute ich mich fast allein auf diesen Stern und auf sein liebes Licht, und jetzt? — er war fort und todt. — An seiner Stelle, die ich mir so genau gemerkt, stand freilich noch ein Diminutivstern *), kaum erkennbar unter den anderen, aber es war meine Maja placida nicht mehr; sie war alt und bleich geworden, und bei der geringsten rauhen Luft, wo sie früher siegreich durch alle Nebel geblitzt, zog sie sich fröstelnd in die blauen Räume des Aethers zurück. — Und doch hatte ich sie noch lieb, und hätte weinen mögen, daß sie so alt und schwach geworden.

Aber das sind tolle Phantasien an Bord eines Dampfers, wo der Mensch mehr zu thun haben sollte, als sich um todte Sterne zu bekümmern, besonders wenn er immer von frischen und natürlich augenblicklich seekranken Passagieren umgeben ist.

---

*) Die Maja placida ist in der That seit etwa 1854 aus einem Stern erster Größe zu einem Stern vierter Größe zusammengeschwunden.

Was für ein elendes Geschöpf so ein Landmensch ist, wenn er hinaus auf die See kommt, und wie erbärmlich und mitleiderregend er überall umherliegt, sich selbst und seiner Umgebung zum Ekel! Wenn ich aber auch sonst vielleicht nicht zu den Hartherzigsten gehöre, mit Seekranken kann ich einmal kein Mitleid haben und gehe an ihrem Jammer unberührt — aber nichtsdestoweniger äußerst vorsichtig vorüber, denn man hat da schreckliche Beispiele.

Von Iquique aus verließen wir die peruanische Küste, die sich etwas unverschämt hier in einem langen Streifen vor den größten Theil Boliviens legt. Bolivia verlangt auch mit Recht Arica, den ihm geographisch nothwendig zustehenden Hafen, für sich, und wenn ihn Peru noch eine Weile halten kann, wird es ihn zuletzt der Nachbarrepublik überlassen, oder sein ganzes Land ewig auf Kriegsfuß halten müssen. Das kann aber nur geschehen, so lange der Guano anhält, der mit seinen Millionen jährlichen Ertrags im Stande ist, so viele Faulenzer zu füttern, die mit Musketen spazieren gehen; geht der einmal aus, so nimmt die Sache von selber ein rasches Ende.

Cobija erreichten wir bei Nacht, im hellen, wundervollen Mondenschein, und ein Kanonenschuß weckte die schläfrigen Bewohner der Stadt, daß sie erschreckt in Booten zu uns herausgefahren kamen. — Und was für ein eigenthümlicher Anblick das war, diese mondbeschienene, wunderliche Minenstadt, in einer öden, nackten Wildniß von Sand und Stein und geborstenen oder übereinander geschüttelten Felsmassen. Rechts, wo ein felsiges, zerrissenes Vorgebirge in die See hinauslief, standen ein paar Schmelzöfen, die mit ihren rothglühenden Augen neugierig nach uns herüberstarrten, und links davon schmiegten sich die niederen grau-hölzernen Häuser wie scheu und ängstlich dicht zusammen, und verschwammen im Hintergrund mit den gleichfarbigen Hängen des rauhen, kahlen Bodens, wo die großen einzelnen Felsblöcke genau solche Schatten warfen, wie sie selber.

Eine Anzahl Schiffe lag dabei in der stillen Bucht, Fahrzeuge, die Waaren hierher gebracht hatten, Waaren und Lebensmittel (denn dieser Boden erzeugt nichts weiter, als starre

Metalle), und Kupfererz dafür als Fracht mit fortführten. — Schlafende Kolosse, die mit der Dünung der See wie träumend herüber und hinüber schaukelten, um erst, wenn sie ihren Bauch gefüllt, die Flügel wieder auszubreiten und einer andern, freundlicheren Umgebung zuzueilen. Eine trostlosere konnten sie überhaupt auf der ganzen Welt nicht finden.

Und wieder donnert ein Kanonenschuß über das Wasser, das Zeichen der Abfahrt; die noch an dem Dampfer hängenden Boote weichen rasch zurück, die Räder rauschen, der Bug des großen, anscheinend schwerfälligen Fahrzeugs bewegt sich langsam vom Lande ab, und jetzt gleiten wir wieder, die Fluth um uns her aufwühlend, an der kahlen Küste hin, dem Süden, dem kalten Süden schäumend zu.

Am nächsten Morgen lag die chilenische Küste an unserer Linken, aber eben so rauh und kahl, wie sich Peru und Bolivien gezeigt, ja hier oben liegt sogar ein Landstrich, den die Bewohner dieser Gegend eine Wüste nennen, und man kann sich da etwa denken, wie das Land aussehen muß. Weite harte Salzflächen decken auch hier in der That den Boden, das Salz in festen Schollen wie Eis gelagert, und Sand und todtes Gestein, so weit das Auge reicht. Diese Wüste Atacama trennt Bolivien von Chile, und das ist eine Grenze, wegen der die beiden Republiken wohl schwerlich je in Streit gerathen werden.

Am ganzen nächsten Tage berührten wir keinen Hafen, und erst in Caldera liefen wir wieder an. — Wie schon vorher erwähnt, hatten wir auch den chilenischen Erzbischof an Bord, der hier von der Geistlichkeit empfangen wurde, und an Land fuhr, um eine große Messe zu halten. Er war in Rom gewesen und kehrte jetzt nach Chile zurück. Ein ganzer Zug von Leuten empfing ihn auch am Ufer und begleitete ihn in die Kirche.

Caldera ist ebenfalls ein sehr wichtiger Minenplatz, ja einer der bedeutendsten in Chile, denn von hier aus geht eine Eisenbahn nach den berühmten Minen von Coquimbo, das im Innern liegt und in der Nachbarschaft nicht allein Silber, sondern auch bedeutende Massen von Kupfer hat. Die Kupferminen haben sich nämlich, mit einigen Ausnahmen

natürlich, im Ganzen viel einträglicher gezeigt, als die Silberminen, und scheinen überhaupt weit mehr Sicherheit zu bieten. Bei Coquimbo hat sich das ebenfalls wieder bewiesen, denn der Silberertrag verringerte sich dort in den letzten Jahren auffallend, während der des Kupfers in eben dem Maße stieg und den ganzen Ausfall deckte.

Cobija war der letzte Hafen, den wir bis dahin anliefen, und hatten wir bis jetzt, wenigstens seit wir die peruanischen Krieger an Land gesetzt, ein ziemlich gemüthliches Leben an Bord gehabt, so wurden wir nun von einem wahren Schwarm von Passagieren überfluthet. Diese schienen aber wirklich nur an Bord gekommen zu sein, um sich augenblicklich in's Bett zu legen und in ein Nachtgeschirr hinein zu sehen, denn der Dampfer war kaum wieder in See, als in dem untern Salon an jeder Seite eine doppelte Reihe solcher Unglücklichen lag, die traurige Gesichter schnitten. Von hier aus dauerte die Reise noch höchstens vierundzwanzig Stunden, und mit der Gewißheit erträgt man nachher schon Manches. Gegen einen scharfen Südwind mußten wir freilich ankämpfen, und die Kranken fanden einige Entschuldigung in der etwas höher gehenden See, welche die früheren, bei vollkommen stillem Wetter, nicht gehabt.

Cobija wird als der freundlichste Punkt der nördlichen chilenischen Küste betrachtet. Cobija selber liegt allerdings, wie die anderen Städte, auch nur in traurig ödem Gestein, links davon, am Ufer hinauf, sieht man aber Bäume und angebaute Felder, und Weintrauben, Pfirsiche und Wassermelonen wurden uns wenigstens von hier aus zum Verkauf gebracht.

Chile.

1.

Valparaiso.

Valparaiso ist der erste Platz in fremden Ländern, den ich, nach langer Abwesenheit, zum zweiten Mal betreten habe. Aber nicht ungern wandte ich die Schritte dorthin zurück, denn die Erinnerung an jene Stadt war mir ja immer eine gar liebe und freundliche gewesen. Außerdem hatte sich der Ort selber durch zwei furchtbare Feuersbrünste und durch ein rasches Anwachsen der Bevölkerung, wie ich schon vorher gehört, sehr zu seinem Vortheil verändert und vergrößert, und es bleibt immer interessant, eine solche Veränderung zu beobachten.

Wie es nun dabei mit Kindern geht, die wir fortwährend um uns haben, und deren rasches Emporwachsen wir kaum bemerken, weil eben der Unterschied von einem Tage unmerklich ist, so auch mit einer Stadt, deren allmälige Ausdehnung dem Inwohner nie so auffällig werden kann, als dem Fremden, der sie wie ich seit elf Jahren nicht gesehen. Dennoch war ich auf solche Veränderung nicht vorbereitet.

Wir hatten, wie vorerwähnt, am 1. März die Höhe von Valparaiso erreicht, konnten aber die Küste, deren Brandung mit ihrem Donnern bis zu uns herüberdrang, noch nicht sehen, denn ein dichter, zäher Nebel lag todtenstill auf dem Wasser. Endlich, etwa um elf Uhr Morgens, wurde der blaue Himmel über uns sichtbar, bald darauf kam eine leichte Brise,

und plötzlich riß es vor unseren Augen wie ein Schleier auseinander, und dort glänzte der hohe weiße Leuchtthurm, dort breiteten sich, wie ein Amphitheater, Häusermassen über Häusermassen, die Stadt selber um den weiten blauen Hafen aus.

Rasch drehte sich jetzt der Dampfer, der Einfahrt selber entgegenhaltend, deutlicher und klarer wurde das freundliche, jetzt von aller Sonne beleuchtete Bild, und wenn ich auch darauf vorbereitet war, eine große Veränderung in der Stadt zu finden, hatte ich sie doch wahrlich nicht so groß erwartet.

Das war Valparaiso nicht mehr, eng an den Hafen geschmiegt mit seinen verrufenen Vorstädten voll kleiner, in die Schluchten geklebter Baracken. Ueber der Stadt lag eine andere, größer als die erste; den Platz (sonst ein einsamer Ritt nach dem Leuchtthurme hinaus) füllten Straßenreihen, und links über die Almendral hin und weit in die Hügel hinein breiteten sich die rothen Dächer und freundlichen weißen Straßenreihen aus. Selbst der Felsen, auf dem der Gottesacker liegt, und um dessen Fuß sich sonst, mitten in der Stadt, nur ein schmaler Pfad schlang, auf den früher nicht selten die Brandung hinaufspritzte, lag jetzt hinter stattlichen Gebäuden versteckt.

Hätte ich nicht gewußt, daß die vor mir liegende Stadt Valparaiso sei, ich würde sie nie von selber wieder erkannt haben, wenn auch die nämlichen kahlen, jetzt nur mit dürftigem Grün bedeckten Hügel sie einschlossen. — Zu weiteren Betrachtungen blieb mir aber in diesem Augenblick keine Zeit, denn der Dampfer schoß rasch in die sonnige Bai, die Valparaisos Hafen bildet, zwischen alle die dort ankernden Schiffe hinein, und eine wahre Flotte von Booten (fast lauter Walfischboote) kam zu uns heraus.

Diese Boote laufen allerdings jeden dort einkommenden Dampfer an, um Passagiere an Land zu setzen, und man ist von dem Augenblicke an, wo diese Bootsleute das Deck betreten, seines eigenen Koffers nicht mehr sicher. Heute hatte ihre übergroße Zahl aber noch eine ganz andere, dem Erzbischof geltende Ursache, und wer ihn nicht eben wirklich em-

pfangen wollte, war wenigstens neugierig, ihn zu sehen und der ersten Begrüßung beizuwohnen.

Der Erzbischof galt nämlich, wie ich später erfuhr, auch in politischer Beziehung als eine hervorragende Persönlichkeit, und zwar als eine mehr hitzige als wirksame Opposition gegen die Regierung, die, der Meinung des Clerus nach, eine viel zu freisinnige Richtung zu Gunsten der Fremden und des Protestantismus nahm. Man hatte auch, als eine Art von Demonstration, einen feierlichen Empfang für ihn am Ufer bereiten wollen, der aber von den Behörden unterdrückt oder vielmehr nicht gestattet wurde. Damit mußte sich die Opposition allerdings zufrieden geben, aber eine Begrüßung an Bord konnte die Regierung nicht verhindern, und Boote nach Booten schwärmten zu uns heraus, bis sich eine ordentliche Promenade von ihnen, wohl fünfzig Schritt breit, um den ganzen Dampfer bildete. Ich glaube kaum, daß ein einziges an Land zurückgeblieben war.

Die geistliche mit einem grünen Baldachin etwas phantastisch überspannte Gondel kam ebenfalls heran, in der ein gerade so wie der Erzbischof in Lila-Sammt und eine Spitzenmantille gekleideter Priester saß. An Bord fiel er dem Erzbischof feierlich um den Hals, während die übrige Geistlichkeit vor ihm niederkniete und ihm die Hände oder die Spitzenmantille küßte. Die Seeleute lachten, aber was verstehen die von solchen Dingen. — Mit meinem eigenen Gepäck beschäftigt, fand ich einige Schwierigkeit, aus diesem Gewirr hinaus zu kommen, aber es gelang endlich, und als ich die Landung betrat, kam mir schon mein alter Gastfreund, Herr Fehrmann, entgegen, der mich in früheren Jahren so freundlich aufgenommen und mich auch jetzt wieder auf das Herzlichste in sein Haus einlud.

Kaum waren wir dort angelangt, so hörten wir Geschrei auf der Straße, und sahen eben noch, wie die mit vier Pferden bespannte Staatskutsche des Erzbischofs, von einer Schaar zerlumpter Straßenjungen jauchzend umgeben, vorbei rollte. War das die verunglückte Demonstration zu Gunsten des Erzbischofs, so hatte sie ein gar trauriges Ende genommen.

Die Regierungspartei selber hätte nichts Sinnreicheres aus denken können, um den ihr widerspenstigen Geistlichen lächer lich zu machen, und ich glaube kaum, daß es den Erzbischo gefreut hat, in einer vierspännigen Staatscarosse, von eini gen fünfzig zerlumpten Straßenjungen umtobt, durch die Straßen Valparaisos zu rollen.

In Herrn Fehrmann's Hause ward ich so herzlich aufge nommen, als ob ich in dem Kreise meiner eigenen Familie gewesen wäre — aber, lieber Gott, wie die Zeit fliegt: sein kleines Töchterchen, das damals sieben Jahre zählte, fand ich als verheirathete Frau wieder; der kleinste Bursche, der da mals kaum erst laufen konnte, war in Europa in einem Hand lungshause — wir werden alt mit der Zeit, und eben die Kinder sind unsere besten Zeitmesser, die uns an die Ewig keit mahnen. — Aber Segen auf ihre lieben Häupter, denn während sie mit der einen Hand in die Zukunft deuten, trägt ihr Bild auch wieder den Spiegel unserer eigenen Jugend, und wohl dem Menschen, der selber eine Jugend hatte. Nur der darf wirklich trauern, dem diese Zeit ewig und unwieder bringlich gestohlen wurde.

Von Lima nach Valparaiso — es giebt wohl keine zwei anderen Seestädte in ganz Südamerika, die so gründlich von einander verschieden sind, wie diese beiden. Lima trägt noch ganz den altspanischen Charakter einer Binnenstadt, obgleich es jetzt durch die Eisenbahn kaum eine halbe Stunde von der See entfernt liegt, während sich Valparaiso kaum durch mehr als die Ponchos der Peons von irgend einer europäischen Hafenstadt unterscheidet.

Englische und deutsche Firmen findet man in dem Ge schäftstheile der Stadt fast an jeder Thür, und selbst die Häuser sind weit mehr in europäischem Geschmack und fast alle zweistöckig gebaut, als ob die Cordilleren nicht dicht nebenbei ihre unterirdischen Feuerstätten hätten und jeden Augenblick einmal die Stadt ebenso wie Mendoza jetzt, über den Haufen schütteln könnten. Aber so ist das geschäftige Menschenvolk, das, ähnlich den Ameisen, die ihm eben zer störte Heimath unverdrossen und mit frischen Kräften auf baut — und selbst auf der Lava seine neue Heimath grün-

:t, immer nur der Zukunft hoffend entgegenschaut und die ergangenheit eben als Vergangenheit betrachtet.

Das ganze Leben hat sich in der Zeit in Valparaiso ver- ndert, und der altspanische Charakter der Stadt, schon da- als mehr als irgend wo anders an dieser Küste verwischt, t so weit in den Hintergrund gedrängt, daß man ihn kaum och in einzelnen Zügen erkennen kann.

Den Poncho, die Nationaltracht, sieht man nur noch bei :n unteren Klassen, und wenn man einen eleganten Reiter och zu Pferd mit einem Poncho sieht, so ist das fast jedes- al ein Fremder. Die Damen kleiden sich ganz nach dem euesten Pariser Geschmack, hinter dem sie höchstens sieben s acht Wochen — die Zeit, die der Dampfer braucht, um ı ihnen zu gelangen, zurück sind, und kein Wäschermädchen ürde es wagen, sich auf der Straße ohne ein wahres Un- :thüm von einer Crinoline sehen zu lassen. Den Straßen lber hat die Verbesserung am wohlsten gethan, denn überall ndet man jetzt breite, schöne Trottoirs, und die Läden sind ı europäischem Geschmack mit großen kostbaren Scheiben ein- erichtet.

Auffallend stark ist die Zahl der Deutschen in Valparaiso, nd das Wort „Deutsches Bierhaus" findet man in Folge essen auf einer großen Anzahl von Schildern. Deutsches Bierhaus, in dem aber nicht etwa deutsches, sondern in Val- raiso und Valdivia selber gebrautes Bier nach südameri- nischen Verhältnissen zu einem billigen Preise ausgeschenkt ird, denn die Flasche kostet nur einen Real. Und nicht llein die Deutschen trinken dort Bier, sondern selbst die Peons haben begonnen, ihrem nichtswürdigen Agua ardiente der ihrer magenverderbenden Tschitscha in etwas zu ent- gen. Besonders bei Volksfesten soll man Schaaren von nen um gemüthliche Bierflaschen gelagert sehen, und das t jedenfalls ein Fortschritt in ihrer Cultur.

Deutsche Schuhmacher, deutsche Schneider, deutsche Tischler, rz alle Handwerker sind fast von Deutschen vertreten, wenn uch die ächt deutschen Namen manchmal ein wenig komisch uf den Schildern in ihrer spanischen Umhüllung klingen. ier und da findet man denn auch wohl Einen, der aus den

Vereinigten Staaten oder von Californien hierher gezogen und nie versäumt, auch ein paar englische Worte zur Erkläru seines Berufs hinzu zu fügen. Aqui se compra oro, ob auch: here is English spoken, was ich in früheren Zeiten oft in den Fenstern bemerkt fand, scheint fast ganz ve schwunden. — Alles hat sich civilisirt: die Droschkenkutsche die früher ihre Pferde in Gauchomanier an den Gurt spannte fahren jetzt mit europäischem Geschirr; die Nachtwächt pfeifen den späten Wanderer nicht mehr, wohin er geht, dur die Stadt, und wie es sich in einer südamerikanischen R publik gehört, wird jetzt auch noch, selbst nach dem Tode, d gehörige Unterschied zwischen der Geldaristokratie und de Proletariat gemacht. Verschwunden ist nämlich von dem d Stadt überragenden Gottesacker jene furchtbare Kuhle, d ihr nacktes Entsetzen, dicht neben prachtvollen Marmorbüste dem blauen Himmel entgegengähnte. Die Municipalit scheint sich derselben geschämt zu haben; es wurde mit d armen Todten doch ein wenig zu summarisch verfahren – oder diese Nachbarschaft war den reichen Todten au vielleicht nicht angenehm. So viel ist sicher, die Kuhle i von dem Kirchhof verschwunden und für sie ganz besonde ein anderer, weiter zurückgelegener Platz ausgesucht. Gotte acker kann man ihn freilich nicht nennen, auch nicht Kirchho denn es liegt keine Kirche dabei, und der Acker paßt eben falls nicht auf diese Art von Begräbnissen, wo in ein etw 20 Fuß tiefes Loch Leiche auf Leiche ohne Sarg gehäuft ist bis die Gesellschaft den ihr gestatteten Raum ausfüllt un mit einer Erdschicht bedeckt wird. Dadurch gewinnen d chilenischen Republikaner aber den doppelten Vortheil, da die besseren Klassen, wenn sie die Gräber ihrer Lieben b suchen, nicht Nasen und Gesundheit durch eine höchst unan genehme Ausdünstung des Proletariats beleidigt bekommen und daß ferner die Armen am Tage des letzten Gericht (eine große Zeitersparniß, wenn man bedenkt, daß es de letzte Tag ist) gleich sauber von ihren Besseren abge schieden sind.

Republiken! Es ist ein eigenes Ding um eine Republi und so wunderschön der Grundgedanke ist, so ächt menschli

ıd rechtlich: das Recht jedes Einzelnen eben anzuerkennen
ıd zu würdigen, so wenig ausführbar sind sie stets in
ıckter Wirklichkeit. So lange die Menschen nicht auf einer
enigstens etwas gleichen Stufe von Bildung stehen, wird
h eine wahre Republik als das, was sie sein sollte, nie
ırchführen lassen. Eine wahre Carricatur aber auf den
amen sind alle Republiken Südamerikas.

Um aber wieder auf Valparaiso selber zurückzukommen —
auchen wir nur den steilen Hügel hinunter zu steigen, auf
ssen Kuppe der Gottesacker liegt, und die er so vollkommen
s an den schroffen Abhang ausfüllt, daß vor einiger Zeit
nmal, nach anhaltend heftigem Regen, eine Ecke der Mauer
it einem Theil der Gräber abstürzte und auf die unten
ehenden Häuser niederschmetterte. Es geschah dabei das
was Ungewöhnliche, daß die Todten sich gewaltsam an den
ebenden vergriffen und drei derselben ohne Weiteres eben-
lls todtschlugen. — Eine entsetzliche und unheimliche Gesell-
haft, die Einem solcher Art Nachts in das Haus bricht und
h ungebetenes Quartier macht!

Früher war, wie gesagt, die See nur durch einen schmalen
ahrweg von diesem Felsen getrennt, jetzt hat sich das Alles
ber mächtig verändert, denn eine breite Straße ist hier durch
lusfüllen entstanden und eine Reihe von trefflichen Ge-
äuden nach dorthin aufgeführt, wo früher die Fluth schäumte.
s wäre leichte Arbeit und ein unberechenbarer Vortheil für
ie Stadt gewesen, den ganzen Hügel in das Meer zu werfen,
ber freilich hätte man dann den ganzen Kirchhof mit hinein-
erfen müssen, und das ging nicht gut an.

Ein mächtiges, langes weißes Gebäude, die Douane mit
en in Bond liegenden Waaren, steht jetzt an der westlichen
Seite der Stadt, höchst geschmacklos, aber wahrscheinlich sehr
raktisch. Die Romantik eines Ortes geht freilich durch solche
Bauten verloren, eine Geschäftsstadt braucht aber auch keine
omantik, und schon der Name Valparaiso oder Thal des
Paradieses ist, ohne die Uebertreibung, ein einfacher Lurus.

Daß ich übrigens in einer reinen Geschäftsstadt war,
ollte ich schon den Tag nach meiner Ankunft erfahren, denn
ie größte Handelskrisis, die Valparaiso je betroffen, brach

in St. Jago, der Hauptstadt des Landes, durch den Bankerı
einer Reihe verwandter Häuser los. Der Bankerott bel
sich, nach den ersten Angaben, auf nahe an 6 Millione
und stieg bis sechs Wochen später zu 8 Millionen — ei
riesige Summe für einen so kleinen Kreis und ein Bewei
wie blühend das Geschäft Chiles ist, daß der Verlust derselb
noch so ertragen werden konnte.

In dieser Zeit hörte man aber in Valparaiso in d
That keine andere Summe nennen, als 2 Millionen, 4 M
lionen, 6 Millionen, 500,000 Dollars — 600,000 ꝛc. Es gi
Alles en gros, und das Gerücht, wie es bei solchen Ding
stets der Fall ist, vergrößerte natürlich noch die Thatsach
und warf dunkle Schatten auf ganz sichere, ehrenvolle Name
Wie es scheint, war der Bankerott aber dadurch zu ein
solchen Höhe angewachsen, daß mehrere sehr reiche Famili
für einander gutgesagt und sogenannte pagares mit unte
zeichnet hatten. Eine hielt dadurch die andere noch eine Z
lang über Wasser, bis sich die Sache eben nicht länger halt
l ieß und Alles miteinander zusammenbrechen mußte.

Interessante Data ächt chilenischer Buchhaltung kam
dabei zu Tage, nach denen ein mit einer sehr bedeutend
Summe compromittirtes Haus seine Bilance in vier Jahr
nicht gezogen hatte. Andere schienen gar keine, oder sel
unvollkommene Bücher geführt zu haben, und es mußte ei
Commission ernannt werden, um nur erst einmal die Büch
zu ordnen und den wahren Stand der activa und passi
zu erfahren.

Die Bankerotte stiegen, wie gesagt, auf 8 Millionen; el
ich aber noch Valparaiso wieder verließ, wurde das Resulı
der Berathungen bekannt, und es hieß, daß der schwers
Bankerott, wenigstens der mit seinen Ziffern am meisten in
Gewicht fallende, nur etwa 40 Procent Verlust geben würd
Die Befürchtung war gewesen, daß sie statt 60 nicht 25 Pr
cent bezahlen würden.

Die Familien, welche der Hauptbankerott einschloß, ware
fast lauter reiche Haciendenbesitzer von St. Jago, die in de
vergangenen Jahren durch die Goldentdeckung in Californie
und Australien ihre Besitzungen zu einer nie geahnten Hö

hatten anwachsen sehen. Beide Länder verlangten und brauchten Massen von Producten, denen Chile vor allen Ländern in der Nachbarschaft genügen konnte, und mit dem Verdienst und Gewinn stieg natürlich der Luxus zu rasender Höhe. Wahre Paläste wurden in St. Jago gebaut, drei und vier Equipagen und eine Menge von Reitpferden gehalten. Europa mußte sie mit seinem Luxus überschwemmen, und die Leute scheinen gehandelt zu haben wie die Goldgräber in Californien selber, die bei einer gefundenen reichen Grube den Schatz für unerschöpflich hielten.

Californien aber gerade, das sie im Anfange gehoben, stürzte sie wieder, denn es zeigte sich bald als ein wunderbar reiches und fruchtbares Land auch für den Ackerbauer, der seine Felder blühen und gedeihen sah. Je mehr Einwanderer dort eintrafen, desto mehr Land wurde in Angeiff genommen, so daß das Unerhörte und nie Geglaubte geschah, daß nämlich Californien Kartoffeln nach Chile ausführte.

Wenn auch nicht in dem Maße, wuchs aber doch auch in Australien der Ackerbau, und die beiden Märkte verloren, wonach das Grundeigenthum natürlich wieder auf seinen — vielleicht unter seinen Werth zurücksinken mußte. Der Gewinn davon wurde wieder geringer — aber der übertriebene Luxus hörte deshalb nicht auf. Die Herren hatten dazu fast unbeschränkten Credit, und anstatt diesen jetzt für ihre Haciendeen zu verwerthen und vielleicht das durch Fleiß wieder gut zu machen, was ihnen äußere Zufälligkeiten nicht mehr zuführen wollten, verschwendeten sie nach wie vor die Summen, bis ihre ganzen Speculationen mit einem Donnerwetter über ihnen zusammenbrachen.

Die Haciendeen werden jetzt wahrscheinlich größtentheils verkauft werden, bei solchen Gelegenheiten aber oft auch um einen Spottpreis verschleudert, und es hieß schon in Valparaiso: wer einen Palast billig kaufen wolle, solle nach St. Jago gehen.

Mochte es vielleicht an dieser bewegten Zeit in der Handelswelt liegen, aber für europäische Neuigkeiten schienen sich die Leute außerordentlich wenig zu interessiren — wenn

sie nicht eben direct ihren Verkehr berührten. Daß Gaeta genommen sei, brachte etwa die nämliche Aufregung hervor, als wenn wir in Deutschland hören, Spanien habe ein neues Ministerium. Man ging darüber flüchtig hin und beachtete es nicht weiter. Desto mehr sehnte ich mich selber nach Kunde von Europa, besonders als ich später von Valdivia nach Valparaiso zurückkehrte und so lange nichts von Deutschland gehört hatte.

Deutsche Zeitungen fand ich, aber Du lieber Gott! ich hätte sie auch eben so gut entbehren können, denn was stand darin? — Von einem großen Gedanken deutscher Fürsten keine Rede, und nur kleinliche Häkeleien deutscher Miniatur-Ministerien, die eben alle gern regieren wollen, Auslieferung Teleki's, Hessen-Darmstadter Contra-Nationalverein, neue Versprechungen Dänemarks und alte Bärengeduld Preußens, Ordensverleihungen, Fabrikation von Geheimen und Commerzienräthen ꝛc. ꝛc. ꝛc. — Wenn die Leute nur wüßten und einsehen wollten, wie furchtbar lächerlich derlei Firlefanz dem Ausland erscheint, wie viel Spaß diese Dinge dem Fremden draußen machen und — wie weh Jedem dabei um's Herz ist, der es wirklich ehrlich mit Deutschland meint und gern auch einmal in der Fremde Gutes darüber sprechen hörte!

Deutsche Zeitungen erinnern mich natürlich an den deutschen Club in Valparaiso, der sich in den elf Jahren bedeutend vergrößert und verbessert hat. Der Club liegt in dem Geschäftstheil der Stadt und umfaßt ein sehr geräumiges Local mit Lesezimmern, Bibliothek, zwei Billarden und Restauration. Die deutsche Fahne weht freilich nicht mehr darin, wie früher, aber die Leute hängen deshalb nicht weniger an Deutschland, wenn sie sein idealistisches Sinnbild auch nicht mehr aufgepflanzt haben.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß keine Nation in der Welt so sehr an ihrem Vaterlande hängt, wie die deutsche — und daß keine Nation der Welt so wenig Ursache dazu hat. In politischer Hinsicht sind wir aber schon leider gewöhnt, uns gar nicht als Nation zu betrachten, und wie wir daheim „Oesterreich und Deutschland" sagen, so unterscheiden die Frem-

den sogar Preußen und Deutschland — etwas, was ihnen der Nationalverein abgewöhnen wollte und was Hessen-Darmstadt nicht leiden will.

Die Politik also zieht Keinen von uns zurück, sondern die Heimath selber, denn die deutsche Politik scheint neither for use nor ornament, nur eine Lebensplage, die Manchen abschrecken würde, nach Deutschland zurückzukehren, wenn sein Herz nicht so sehr daran hinge. Sie ist etwa wie der Rauch in einem Zimmer — eigentlich unerträglich, aber man erträgt ihn trotzdem, denn man ist ja doch in seinen eigenen vier Pfählen. Unsere deutsche Gemüthlichkeit hilft uns über alles das hinweg, und ich bin der festen Meinung, daß, wer einmal einen Christbaum daheim angezündet bekam, die Erinnerung an diese Zeit nie wieder aus seinem Herzen bannen kann. Deshalb aber sehnen sich auch alle die Deutschen in fernen Welttheilen nach der alten Heimath zurück, und wo sie auch sein mögen, in Nord- oder Südamerika, in Asien oder auf den Inseln, in Allen lebt nur der eine Wunsch, mit dem, was sie sich in der Fremde durch Fleiß und Sparsamkeit verdient, daheim ihre Tage ruhig beschließen zu können.

In den letzten zehn Jahren ist die Auswanderung nach Chile ziemlich bedeutend gewesen; wenn aber die Einwanderer sämmtlich nach den neu in Chile angelegten Colonien gelenkt wurden, zog die Hauptstadt, wie das stets der Fall ist, ebenfalls eine Menge an. Handwerker besonders, die daheim gewohnt waren, in großen Städten zu arbeiten, fühlen sich selten in einer neuen Colonie wohl, weil sie das Interesse nicht an dem zu bearbeitenden Boden selber nehmen. Sie säen nichts aus, machen deshalb auch keine Ernte, und wenn ihnen nicht gleich von Anfang an eine reiche Kundschaft zuströmt, werden sie mißvergnügt. Die Landsleute, mit denen sie über See gekommen sind, wollen ihnen ebenfalls nicht jene „amerikanischen" Preise bezahlen, auf die sie gerechnet und gehofft haben, und sie sind dann gewöhnlich die Ersten, die sich von der jungen Colonie abwenden und nicht eher ruhen, als bis sie wieder ihr großgemaltes Schild in irgend einer belebten und gepflasterten Straße aushängen sehen. In Valparaiso

geht es aber fast Allen gut, wenigstens Allen, die ich gesprochen habe; überhaupt haben sie in Chile vernünftige Gesetze und volle Sicherheit des Eigenthums — mehr, als manche andere südamerikanische Republik von sich sagen kann, und verdienen sich ein schönes Geld.

Der Beweis hierfür ist auch der, daß manche gemeinnützige Anstalten von den Deutschen gegründet werden. So haben sie jetzt eine Sparkasse für Dienstboten und Handwerker errichtet, die sich eines guten Gedeihens erfreut und solches Vertrauen genießt, daß selbst schon Chilenen ihr erspartes Geld dort niederlegen. Sie zahlt sechs Procent Zinsen und legt in der Bank zu acht Procent die Gelder an, ihre Unkosten mit den zwei Procent Nutzen bestreitend.

Auch einen Wohlthätigkeitsverein haben sie gestiftet, mit einer Kasse von 15,000 Dollars, die aber leider durch Unvorsichtigkeit der Verwaltungsbehörde mit in den jetzigen Monstre-Bankerott kamen. Die zugestandenen 60 Procent bringen allerdings einen großen Theil zurück, der Verlust ist aber doch immer bedeutend und wird die Leute künftig vorsichtiger machen.

Der deutsche Kaufmannsstand ist übrigens in Chile außerordentlich geachtet, die Deutschen selber sind, wenn sie die nöthigen Sprachkenntnisse haben, sehr gesucht, und man findet in sehr vielen englischen und chilenischen Handlungshäusern deutsche Buchhalter und besonders deutsche Kassirer.

Der Verkehr in Valparaiso ist noch immer ein sehr bedeutender, wenn Chile auch die Getreideausfuhr nach Californien und zum Theil nach Australien verloren hat. Dafür sind seine Colonien um so mehr gewachsen, und deutsche Hände haben schon manche hundert Acker chilenischen Bodens der Cultur gewonnen und werthvoll gemacht, während deutsche Colonisten alle Waaren, die sie brauchen, nothwendiger Weise von Valparaiso, als dem Mittelpunkt und Stapelplatz des chilenischen Handels, beziehen. Die Kaufleute aller kleineren chilenischen Städte im Süden und Norden Valparaisos kommen deshalb natürlich hierher, um ihre Einkäufe zu machen, wie ebenfalls hier ihre Producte abzusetzen, und ein äußerst

lebhafter Verkehr findet besonders zwischen Valdivia und Valparaiso statt.

Auch die Verkehrsmittel haben in den letzten zehn Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht. Damals existirten eigentlich noch gar keine, außer mit der Hauptstadt St. Jago, während die Verbindung mit dem fruchtbaren und holzreichen Süden des Landes allein auf gelegentlich dorthin abgehende Segelschiffe beschränkt blieb. Jetzt befahren regelmäßig zwei Dampfer die ganze Küste bis Concepcion und einer bis Puerto Montt; die Eisenbahn nach St. Jago ist begonnen und wenigstens schon bis Guillota geführt, und nach St. Jago selber gehen täglich bequeme amerikanische Kutschen, die den ganzen Weg in der trockenen Jahreszeit in einem Tag oder vielmehr in vierzehn bis fünfzehn Stunden zurücklegen. Selbst mit Mendoza und Buenos Ayres besteht eine bessere Verbindung als früher, denn die Pässe über die Cordilleren sind erweitert und sicherer gemacht, und vor der Zerstörung Mendozas durch das furchtbare Erdbeben des 20. März lief allmonatlich ein bequemer Omnibus von dieser Stadt bis Rosario am La Plata, von wo man sich zu kurzer Fahrt stromab nach Buenos Ayres einschiffte. Diese Verbindung ist jetzt wahrscheinlich für kurze Zeit unterbrochen, wird aber rasch wieder hergestellt werden.

Dies Alles zusammen mußte natürlich Valparaiso rasch heben, und mit den bedeutenden Feuern, welche die Stadt zu zwei verschiedenen Zeiten heimsuchten, stieg sie wie ein Phönix aus der Asche empor. Damit stieg aber auch natürlich der Luxus, und kostbarere Möbeln und Tapeten mit allem Zubehör findet man kaum in europäischen Palästen, wie in den Häusern des Handelsstandes und der höheren Beamten hier. Daß die Damen dem guten Beispiele folgten, versteht sich von selbst — segne ihre lieben Augen, aber sie sind auch hier, wie bei uns daheim, der festen Meinung, daß zu einem einzigen Kleide so viel Sammt und Seide und Spitzen gehören, wie vollkommen ausreichen würden, einen Salon mit Tapeten und Gardinen zu versehen. Mit dem guten europäischen Beispiel vor Augen, kann man es ihnen aber nicht verdenken.

Die Feuer hatten übrigens auch die Folge, daß eine Menge von Spritzencompagnien gebildet wurden, die sich, in einer so von verschiedenen Nationalitäten gemischten Stadt, auch in verschiedene Nationalitäten theilten, von denen jede ihre eigene Spritzencompagnie bildet. Louis Napoleon hätte das selber nicht besser arrangiren können. So haben die Deutschen, die Chilenen, die Franzosen, die Engländer und Altspanier ihre eigenen Spritzen, Compagnien, Sammelplätze und Uniformen. Nur die Nordamerikaner fehlen noch, die nicht zahlreich genug in Valparaiso vertreten scheinen. Da es Ehrensache geworden ist, zu diesen Compagnien zu gehören, werden die Spritzen auch trefflich bedient und in Stand gehalten, und es müßte schon ein tüchtiges Feuer sein, das jetzt diesen vereinten Kräften Trotz bieten wollte.

Das chilenische Militär ist fast ganz nach französischem Geschmack eingerichtet, in mancher Hinsicht zum großen Vortheil desselben, in anderer aber auch wieder zum Nachtheil, denn Frankreich lieferte bis jetzt für die chilenische Armee eine Menge alter, ausrangirter Gewehre und wurde all' sein altes, werthloses Uniformtuch los. Aber auch darin soll, wie ich gehört habe, eine Aenderung zum Besseren eintreten.

Das chilenische Militär hatte übrigens vor kurzer Zeit Gelegenheit, seine Kräfte zu versuchen, oder doch wenigstens in's Feld gegen die wilden Araukaner zu rücken, obgleich das Resultat des jetzt gerade beendigten Feldzuges ein eben nicht besonderes genannt werden kann. Die Indianer nämlich hatten an den Grenzen marodirt und Vieh gestohlen, wie auch, wie behauptet wird, einige Häuser geplündert. Sie waren überhaupt übermüthig geworden, da ihnen die chilenische Regierung, um nur Frieden mit ihnen zu haben, regelmäßig einen jährlichen Tribut zahlte. Chile war den Tribut möglicher Weise schon lange überdrüssig geworden, hatte aber auch nicht selber einen Bruch hervorrufen wollen. Die einzelnen Räubereien der Araukaner gaben ihm dagegen eine passende und vielleicht erwünschte Gelegenheit, los und ledig davon zu kommen. Die Häuptlinge wollten keinen verlangten Ersatz leisten, und die chilenische Armee rückte mit Pomp in's Feld. — Alle diese wilden Stämme haben jedoch eine der europäi-

schen vollkommen entgegengesetzte Kriegführung, denn sie lassen sich auf keine entscheidende Feldschlacht ein, so lange wenigstens, als sie eine solche vermeiden können. Auch hier hielten sie den Chilenen nur wenig Stand, lieferten ihnen einige kleine Scharmützel, und zogen sich dann mit ihren Familien und was sie in der Eile sonst mit fortnehmen konnten, in die Cordilleren zurück, wohin ihnen die Soldaten natürlich nicht folgen durften.

Eine Züchtigung wäre ihnen nun allerdings ganz dienlich gewesen, und war ihnen auch schon dadurch geworden, daß sie vor den regulären Truppen hatten flüchten und ihr Eigenthum im Stiche lassen müssen. Die Araukaner nämlich, unähnlich ihren weit wilderen nomadischen Stammgenossen an dem Osthange der Cordilleren, haben gut cultivirte Farmen und feste Wohnungen. Die chilenische Armee, nachdem sie den Feind zur Flucht gezwungen, handelte aber genau so, wie die Araukaner gehandelt haben würden, wenn sie Sieger geblieben wären. Sie verbrannte die verlassenen Wohnplätze und trieb, ich weiß nicht mehr genau wie viel tausend Stück Vieh mit sich fort und in die eigentlichen chilenischen Grenzen zurück. Ob sie daran klug (es war wenigstens nicht christlich, wenn überhaupt ein Krieg christlich genannt werden kann) gehandelt haben, weiß ich nicht recht, und der Erfolg wird es lehren. Es bleibt aber immer ein gefährliches Experiment, mit den Indianern in ihrer eigenen Kriegführung zu beginnen, und diese dadurch nur zu veranlassen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Daß sie die Häuser verbrannt haben, war eben so unklug, denn verleiten sie diese Art Menschen zu ihrem Nomadenleben zurückzukehren, so sind sie fast gezwungen, vom Raube zu leben. Die Verführung dazu wäre jedenfalls zu lockend — und in dem Fall könnte Chile weiter nichts thun, als ein stehendes Lager an der Grenze zu halten, um nur wenigstens in seinem eigenen Lande sicher zu sein und seine eigenen Unterthanen zu beschützen.

Die Araukaner sind ein kriegerischer, männlicher Stamm, aber lange nicht mehr das, was sie früher waren, denn die Cultur hat nicht verfehlt, ihren tödtlichen und verderbenden Einfluß auch auf sie zu erstrecken. Ein Beweis schon, daß

sie nicht mehr den früheren Einfluß haben, ist der, daß die südlichen Stämme in diesem Conflict nicht den mindesten Antheil nahmen und während des Kriegs fortwährend in freundlichen Beziehungen zu den benachbarten Weißen blieben. Die Penchuenchen an der andern Seite der Cordilleren standen ihnen eben so wenig bei, und auf sich selber angewiesen, werden sie sich in der Zeit doch nicht gegen die Chilenen halten können, die das wundervolle Araukanien gern schon jetzt in Besitz nähmen.

Araukanien ist in der That der fruchtbarste und schönste Landstrich Chiles. Im Osten von den Cordilleren begrenzt, die mehrere gute und bequeme Pässe nach den Pampas hinüber haben, im Westen gegen das Meer durch eine Reihe niederer Küstenberge beschützt, füllen weite fruchtbare Pampas das ganze Innere, und mit dem milden Klima dieser Zone gäbe es kaum ein besseres Land in der Welt für Colonisation.

Chile kennt auch glücklicher Weise nicht jene ungewissen Zustände der übrigen Republiken, denn die letzte Revolution, meist durch den Klerus hervorgerufen, war an sich unbedeutend und wurde rasch genug unterdrückt. Das einzige Hinderniß, was ihm noch entgegensteht, ist die schwere und kostspielige Verbindung mit Europa, da nur auswandernde Capitalisten die Reise über Panama mit dem Dampfer machen können, während die Fahrt um Cap Horn ebenfalls theuer, theurer wenigstens, als die nach Nordamerika, und sehr beschwerlich ist.

Nicht umsonst sucht deshalb die chilenische Regierung einen passenden Landweg über die Cordilleren aufzufinden, der auch schon lange erforscht und begonnen wäre, wenn sie die Sache nicht immer ungeschickt angefangen hätten. Verschiedene Expeditionen sind schon dahin ausgegangen, aber sie scheiterten alle an der Ungeschicklichkeit der Unternehmer, die der Regierung blos die bewilligten Geldmittel ablockten, und dann die ganze Sache aus einem oder dem andern Grund aufgaben. Jedermann weiß, daß bequeme Pässe existiren; einer Eisenbahn zwischen Chile und dem Atlantischen Meere liegen lange nicht die Hindernisse im Wege, die Amerika mit seinen weitgedehn-

ten Steppen und rauhen Felsgebirgen zu überwinden haben wird, und eine solche Verbindung müßte ein Segen für beide Länder, für La Plata sowohl als Chile werden, aber trotzdem ist wenig Hoffnung vorhanden, daß diese beiden Regierungen je die Mittel auftreiben werden, eine solche in Angriff zu nehmen, wenn nicht fremde Kräfte die Sache aufgreifen.

Alle indianischen Fehden fielen dann von selber weg, alle jene Millionen Acker fruchtbaren Landes, die jetzt fast unbenutzt liegen, würden der Cultur gewonnen, und die europäische Auswanderung hätte ein treffliches Ziel auf einem neuen, noch jungfräulichen Boden.

Das sind Alles freilich noch weite Aussichten, aber die Zeit schreitet vorwärts, und die letzten zwanzig Jahre haben uns in Europa thatsächlich gelehrt, daß Unmöglichkeiten eigentlich gar nicht mehr existiren. Die nächsten zwanzig können auch diese, jetzt scheinbare Unmöglichkeit überwunden haben. Für jetzt wenigstens schlägt der deutsche Handel mehr und mehr Wurzel in Chile, und jene kleinherzigen deutschen Regierungen, die der Auswanderung stets mit allen Kräften entgegen arbeiteten, weil sie besonders so und so viel tarenzahlende gehorsame Unterthanen dadurch verlieren, würden anders darüber urtheilen, wenn sie sähen, wie gerade durch die deutschen Auswanderer deutsche Producte in fremden Welttheilen eingeführt werden und dort Anerkennung und Verbreitung finden. Alle jene Millionen, die jetzt den Export unserer Fabrikate nach fremden Welttheilen bilden, würden auf winzige Summen beschränkt sein, wenn wir nicht auch deutsche Auswanderer an jenen Orten hätten, wo wir sie absetzen. In dem eigenen Vortheil Deutschlands läge es deshalb, die Auswanderung zu unterstützen, nicht sie zu verhindern oder zu erschweren. Die einzige Unterstützung aber, die ihr bis jetzt von deutschen Regierungen zu Theil wurde, ist die, daß sie lästigen Verbrechern, die sie nicht füttern mochten, oder vor deren Freilassung sie sich fürchteten, einen Paß und Reisegeld nach irgend einem andern Welttheile gaben, durch das Bekanntwerden solcher Thatsachen natürlich den ehrlichen deutschen Namen im Auslande, so viel das möglicher Weise in ihren Kräften stand,

untergrabend. Daß die ehrenwerthen Deutschen im Auslande deshalb nicht sehr vortheilhaft über unsere Regierungen sprechen, kann man ihnen wahrlich nicht verdenken.

Doch in Valparaiso litt es mich nicht lange, denn mein Ziel lag weiter. Schon seit Jahren hatte Patagonien selber einen gar eigenthümlichen Reiz auf mich ausgeübt, und die Gefahren, die den Reisenden dort erwarten sollten, konnten mich eher reizen als abschrecken. Jedenfalls lag schon darin ein eigener Zauber, jene wilden Indianerhorden einmal in ihrer eigenen Heimath zu besuchen; ich wußte außerdem, wie man mit derlei Burschen umgehen muß, und daß sie selten so schlimm sind, wie sie gemacht werden. Jedenfalls war das ein weit lohnenderer Weg, als um Cap Horn, und da ich in Valparaiso selber nicht viel Genaues über jenen Strich erfahren konnte, beschloß ich, vor allen Dingen einmal nach Valdivia zu gehen, um dort genaue Erkundigungen einzuziehen und, wenn irgend möglich, die Tour frisch zu wagen. Außerdem lernte ich ja dabei auch die deutsche Colonie Valdivia kennen, und konnte es deshalb gar keinen Umweg nennen.

2.

Von Valparaiso nach Valdivia.

Die Fahrt selber bot wenig oder gar nichts Neues: ein Zusammendrängen von Passagieren für die nächste Station von der Hauptstadt des Landes, eine Menge elender, seekranker Menschen, Jedem im Wege und sich selber am meisten, Gepäck und Fracht überall an Deck weggestaut und aufgehäuft, und die gewöhnliche Reihe von Mahlzeiten, die sämmtliche Aufwärter der Kajüte fast ununterbrochen thätig halten, die Tische zu decken, abzuräumen und wieder frisch zu ordnen.

Glücklicher Weise war der erste Hafen Talcahuana nicht

so gar weit entfernt, und dort wurden wir einen großen Theil der Passagiere und Fracht los, versäumten aber freilich dort auch viele Zeit, die ich nicht besser anwenden konnte, als an Land zu gehen.

Zuerst ankerten wir in derselben herrlichen Bai, in der Talcahuana liegt, diesem gegenüber vor einem andern kleinen Orte, Tomé, und hier schon zeigten sich die ersten Spuren unserer nach Chile ausgewanderten Deutschen, die selbst in der Stadt den größten Theil der Kaufläden inne hatten und im Lande auch Wein und Getreide bauen. Concepcion mit seiner Umgegend ist überhaupt seines Weinbaues wegen bekannt, und verdiente deshalb berühmt zu werden, denn es liefert ein ganz ausgezeichnetes Product, das zu kosten ich treffliche Gelegenheit schon in Tomé fand.

Im Anfang schlenderten wir — ich hatte noch ein paar Landsleute an Bord des Steamers getroffen — nur durch die Straßen der regelmäßig angelegten Stadt, über die ein kleiner, noch nicht ganz abgetragener und in der Mitte liegender Hügel einen freundlichen Ueberblick gewährte. Eine Eigenthümlichkeit sind hier die mit Ochsen bespannten Karren, welche die Producte des Landes zu Markte bringen und mich lebhaft an Java erinnerten. Wie die Karren der Eingeborenen dort, hatten sie zwei aus Holz massiv ausgehauene, aber ziemlich niedere Räder, die durch ein schauerliches Quietschen schon Stunden weit hörbar sind und die ganze Stadt mit ihrem kreischenden Laut erfüllen. Ich weiß nur nicht, ob die Treiber, die, mit zugespitzten Bambusstecken ihre Ochsen regierend, nebenher gehen, eben so entzückt von dieser Musik sind wie die Karrenführer in Java, die noch kleine Glöckchen an ihren Fuhrwerken zur Begleitung anbringen.

Die meisten dieser Karren führten Weizen in die verschiedenen Bodegas oder Waarenlager des Hafens. Gewisse Kaufleute stellen ihnen dort für die abgelieferte Frucht eine Quittung oder einen Schuldschein aus, der nach der Hand wieder in der Stadt oder selbst in Concepcion als baar Geld cursirt — wenn natürlich der Name des Ausstellers als „gut" bekannt war.

Viele Karren brachten aber auch Wein, und zwar in Gefäße eingefüllt, die für mich so neu als interessant waren. Schon in Mendoza hatte ich wohl, und später auch in Chile gesehen, daß der Wein in Ziegenfelle gefüllt und auf Maulthieren verschickt wurde. Die Quantität des gezogenen Weines scheint aber für so kleine Behälter hier zu groß, und man hatte ganze Ochsenfelle genommen, die einen solchen Karren vollkommen ausfüllten. Kopf und Füße waren von diesen Fellen natürlich abgeschnitten, alle Oeffnungen dann fest zugenäht oder verbunden, und die gefüllte, auf dem Rücken liegende Haut schwappte beim Fahren so sonderbar hin und her, und bewegte derart die abgeschnittenen Beinstumpfe, daß es ordentlich aussah, als ob der verstümmelte Körper noch lebe und aufzustehen suche.

An der Plaza trafen wir auch einen Weinverkäufer. Er hatte ein solches Fell vor sich liegen, das an dem rechten Hinterbein angezapft war. Ein Kuhhorn lag dabei, und ein großes hölzernes Gefäß schien als Maß für den Engrosverkauf zu dienen. Da ich den Wein zu kosten wünschte, trat ich zu dem Fell und bat um „ein Horn voll", das für 3 Cents verkauft wurde — es mochte einen reichlichen halben Seidel und vielleicht mehr halten. Der Verkäufer löste auch geschwind den Riemen, der das Hinterbein seines Weinochsen schloß, setzte sich diesem dann ohne Weiteres auf den Bauch und trieb durch sein Gewicht, mit Hülfe der ausströmenden Luft, den Wein durch das Bein in die Höhe und in das Horn.

Der Wein war ein leichter, sehr angenehm schmeckender Rothwein, der außerordentliche Aehnlichkeit mit gutem Bordeaux hatte und recht gut für diesen getrunken werden konnte.

Die Plaza selber — ein nicht großer Platz und von Marktgebäuden rings umgeben — bot eine reiche Auswahl von Gemüsen: Kartoffeln, Kohl, Camotes (süße Kartoffeln), Zwiebeln, wie von Früchten: Weintrauben, Aepfel, Birnen, Pfirsiche. Besonders die Weintrauben waren vortrefflich und außerordentlich billig.

Der Wein selber wird hier nach der Aroba verkauft, und die Aroba ist eigentlich ein Gewicht von 25 Pfund, das

aber nach dem Maß berechnet wird, wie man ja bei uns auch an einigen Stellen, besonders in Sachsen, den Branntwein nach Pfunden und halben Pfunden verkauft. Zwei Aroben sind genau siebzehn Gallonen, die Gallone zu fünf Flaschen gerechnet, und der Wein in der Ochsenhaut sollte 2 Dollars die Aroba kosten. Die Flasche dieses Weines würde sich also, selbst wenn man ihn in größerer Quantität nicht billiger bekäme, auf etwas über 2 Cents oder ungefähr 1 Silbergroschen stellen.

In einem der Kaufläden bekam ich aber selbst den guten Wein zu kosten, eine Malaga-Art, der auch eine außerordentliche Aehnlichkeit mit einer Gattung des süßen Ungarausbruch hat. Ich stelle ihn jenem auch völlig gleich. Dieser war allerdings theurer, aber doch auch wieder billig im Vergleich zu seiner Güte; denn die Aroba von ziemlich 40 Flaschen stellte sich hier auf 8 Dollars, also etwa 8 Silbergroschen die Flasche, während wir den schlechten Sherrywein an Bord mit 10 Realen oder 1 Thaler 20 Silbergroschen bezahlen mußten.

Tomé gegenüber liegt der Hafen Concepcions, Talcahuana, und dort hinüber hielten wir jetzt, in etwa einer Stunde Zeit eine kleine Flotte von Walfischfahrern erreichend, die hier vor Anker lagen, und diesen Platz gewöhnlich aufsuchen, um Erfrischungen ein- oder nöthige Reparaturen vorzunehmen. Talcahuana hat aber in dieser Hinsicht keinen besonders guten Ruf, denn wie behauptet wird, sollen hier viel gefällige Leute wohnen, die gewissenlosen Capitainen eine kleine Havarie außerordentlich erleichtern und die Sache zur beiderseitigen Zufriedenheit arrangiren.

Uebrigens ist Talcahuana, so freundlich es liegt, ein durchaus verdorbenes Nest, das wenigstens zu neun Zehntheilen aus liederlichen Häusern besteht. Die Walfischfänger bringen hierher allerdings viel Geld, aber wehe dem Ort, wo sich der Abschaum aller Seefahrer, das niedrigste Matrosengesindel, das sich an Bord solcher Walfischfänger sammelt, concentrirt. Von Talcahuana mußten wir noch einmal nach Tomé hinüber, um den Rest der nach dort bestimmten Fracht zu löschen, und fuhren dann auf Lota, ebenfalls an der chilenischen Küste, zu, um an dieser Stelle Kohlen einzunehmen.

In Lota sind bedeutende Kohlenminen und, der Billigkeit des Feuerungsmaterials wegen, auch große Schmelzwerke angelegt, in denen Kupfererze ausgeschmolzen werden. Außerordentlich geschickt eingerichtet ist dabei die Art und Weise, in der Kohlen an Bord der verschiedenen dort ladenden Schiffe und Fahrzeuge gebracht werden. Ein langes Werft, nahe am Land von Holz und weiter draußen in tieferem Wasser von Eisen aufgestellt, trägt eine Eisenbahn, die direct in das nächste, dicht am Ufer liegende Steinkohlenbergwerk hineinführt. Die darauf fahrenden Wagen sind klein, oben weit, nach unten etwas schräg zulaufend und mit einer den ganzen Boden einnehmenden Klappe verschlossen. Am äußersten Ende der Bahn nun läuft der einzeln vorgeschobene Wagen bis zu den rund aufgebogenen Schienen hinaus auf eine Art Wage, die, ähnlich wie bei der sogenannten russischen Schaukel, zwischen zwei großen Hebeln hängt. Das zu ladende Schiff oder Dampfboot liegt jetzt ziemlich dicht an dem Werft an, einer der Wagen wird ausgeschoben und befestigt, die Wage, in der er steht, hebt sich los und wird an den beiden Hebeln nach außen und tief gehoben, und ein an der Seite stehender Arbeiter schlägt nun den Riegel los, der den Boden schließt, und schüttet in demselben Moment den ganzen Inhalt auf das Deck des darunter liegenden Fahrzeugs aus.

Natürlich geht das Laden dadurch außerordentlich schnell, und die Leute werden wenig oder gar nicht dabei angestrengt.

Oben auf der Höhe liegt das Städtchen Lota, meist aus den niederen schwarzen Hütten der Bergleute bestehend, und mit einigem Acker- und Weinbau. Die Gegend um Lota ist aber nicht unfreundlich, und hier beginnen eigentlich die ersten Zeichen wieder aufkeimender Vegetation in niederen, lorbeerartigen und immergrünen Bäumen. Von hier aus, und auch theilweise schon von Talcahuana, werden die Küstenberge grün, häufige Regen halten den Boden frisch, und das öde, dürre Land, das bis dahin dem Seefahrer trostlos zur Seite lag, hat er endlich dahinten gelassen.

In Lota fielen mir eine Menge von halb verwitterten Muscheln auf, die man dort benutzte, um Kalk daraus zu verfertigen. Die Muscheln liegen in ungleichen Schichten

etwa zwei bis drei Fuß unter der Oberfläche, und solche strata sollen sich sogar auf hohen Gebirgen finden.

Ich erinnere mich, in Capitain Fitzroy's Buche über diese Insel gelesen zu haben, daß er die Thatsache ebenfalls bemerkt und hinzusetzt: „Ich freute mich um so mehr über diesen Anblick (die Muscheln ziemlich hoch über der Oberfläche der See gefunden zu haben), als ich darin einen sichern Beweis sah, daß die Sündfluth allgemein gewesen." Als ob in der kurzen Zeit, die jene „Sündfluth" dauerte, wenn wir denn den historischen Theil der Bibel Alle auf's Wort glauben müssen, sich solche Schichten von Muscheln angehäuft haben könnten!

Diese Muschellagen sind übrigens außerordentlich verbreitet, und am Pailon in Ecuador haben wir, etwa achtzehn Fuß über der See, ähnliche, etwa Fuß dicke Schichten gefunden, die aber ausschließlich aus Austerschalen bestanden.

Von Lota aus fährt der Dampfer in einem Striche nach Valdivia, wir bekamen den Abend aber einen tüchtigen Süder gegen uns, der uns nur wenig Fortgang machen ließ. Morgens sechs Uhr — vierundzwanzig Stunden später, als wir eigentlich den Platz hätten erreichen sollen — passirten wir die Insel Mocha, dem araukanischen Lande gegenüber, und sahen gegen elf Uhr die beiden riesigen Schneeberge: den Vulkan von Villa Rica, von dem wir schon von Weitem den Qualm seines thätigen Kraters erkennen konnten, und den massiven Schneekegel Osorno, der riesengroß über die übrigen niedrigen Gebirge, wie über eine Ebene herüberschaute.

Dort hinüber hätte ich eigentlich jetzt so gern die Bahn gelenkt, um das weite, öde Patagonien zu durchstreifen, aber — es ging eben nicht. In einem Augenblicke, wo die chilenischen Soldaten den dort wohnenden Indianern die Hütten verbrannt und das Vieh weggetrieben, hätte ich dort drüben wenig mehr thun können, als, dem deutschen Charakter treu, die Zeche für Andere zu bezahlen. Ich wäre unfehlbar todtgeschlagen worden, und wenn ich auch, als deutscher Unterthan mit rechtsgültigem Passe, später dafür die Genugthuung erhalten hätte, daß ein oder der andere Consul gegen einen, widerrechtlich an einem deutschen Staatsbürger begangenen

Mord — proteſtiren würde, ſo war ich doch nicht ehrgeizig genug, eine ſolche, von ſo furchtbaren Conſequenzen nothwendig begleitete Handlung zu provociren. Meine eigene Haut war mir außerdem zu werthvoll, wie auch die Indianer darüber denken würden, und ich zog es vor, den Uebergang über die Cordilleren an einer Stelle zu verſuchen, wo die rothen Herren des Bodens noch nicht ſo bitter gereizt waren und den Weißen mit den Waffen in der Hand gegenüber ſtanden.

3.

Valdivia und die Deutſchen.

Valdivia erreichte ich, wie faſt alle Hauptſtationen meiner Reiſen, natürlich wieder in der Nacht. Etwa um zehn Uhr Abends ankerte der Dampfer Cloda in der weiten Bai von Corral, von deren Schönheit mir ſchon ſo viel erzählt war, und die ich jetzt den Leuten auf ihr Wort glauben mußte. Zu ſehen war wenigſtens weiter nichts als ein dunkler Gürtel bewaldetes Land, der die Bai in einem weiten düſtern Kreis umzog.

Am liebſten wäre ich nun die Nacht an Bord geblieben, um am nächſten Morgen erſt einmal meine Umgebung in Augenſchein zu nehmen, und dann in aller Bequemlichkeit nach Valdivia hinauf zu fahren. Da aber noch mehrere Deutſche an Bord waren, die oben in Valdivia ihre Familien hatten, alſo ſo raſch als möglich dahin aufbrechen wollten, ſo ſchloß ich mich ihnen an. Wir mietheten zuſammen ein Boot mit zwei Ruderern, ich ſetzte mich an's Steuer, und hinein ging es in die ſtille Nacht, ſtromauf unſerem noch ziemlich fernen Ziel entgegen.

Es iſt ein ganz eigenthümliches Gefühl, in dunkler Nacht

ein Fahrzeug auf einem ganz fremden Strom zu steuern — aber wie oft war mir das schon zugefallen, und ich muß aufrichtig gestehen, daß für mich ein eigener Reiz darin liegt. Die Hauptströmung kann man stets, mit nur einiger Uebung, aus der Biegung des Ufers erkennen, und dann umgaben uns die bewaldeten Ränder so still und geheimnißvoll, daß der Phantasie voller Spielraum bleibt, sie mit ihren tollsten Bildern zu bevölkern.

Das monotone Geräusch der einschlagenden Ruder, dann und wann der Schrei eines aufgestörten Wasservogels, oder das Rauschen der Fluth, die über eingestürzte Baumstämme zischend hinwegspringt, unterbricht allein die Stille der Nacht, und der Blick folgt rasch jedem neuen Geräusch, denn es gilt in der Dunkelheit, jedes im Wasser festgeschwemmte Holz, jede von flachem Ufer in die Fluth hinausragende Klippe zu vermeiden, und doch die Ruder so scharf als möglich an dem einen oder dem andern Ufer zu halten, um der schärfsten Strömung aus dem Wege zu gehen.

Die Leute thaten ihr Bestes, uns rasch stromauf zu bringen, dennoch war es ein Uhr Morgens, ehe wir in Sicht der ersten Häuser kamen. Rechts wurde, an einer Landspitze, ein Reihe dunkler Pappeln sichtbar, links, „auf der Insel", wie meine Valdivier das Ufer bezeichneten, schimmerte noch ein Licht aus einem Hause. Vor uns im Fluß lag ein kleiner Kutter vor Anker, rechts dehnte sich eine lichte Häuserreihe aus, und jetzt erkannte ich eine treppenartige Bootlandung von behauenen Stämmen, an der unser kleines Fahrzeug im nächsten Augenblick scheuerte.

Droschken standen natürlich nicht an der Landung, und Packträger genirten uns ebenfalls nicht mit ihrer zudringlichen Gefälligkeit. So nahm denn Jeder seinen eigenen Koffer auf den Rücken, und damit wanderten wir in langem Zug in die Stadt hinauf, wo ich mich vorläufig in der Bodenkammer des „Deutschen Hotels" oder „Hotel Selzer" unterbrachte.

Es giebt Leute, die die erste Nacht in einem fremden Bett nicht ordentlich schlafen können. Glücklicher Weise ist das bei mir nicht der Fall. Wäre es, so dürfte ich des

Jahres wohl zweihundert Nächte schlaflos hinbringen, denn leider Gottes weiß ich kaum noch, wie einem Menschen zu Muthe ist, der in seinem eigenen Bett schläft.

Ziemlich früh am andern Morgen war ich wieder auf, denn ringsumher hörte ich die Zimmerleute an der Arbeit, und gerade unter meinem Fenster sang Einer ein deutsches Lied. Ich sah auf die Straße hinaus, und es war ein wunderliches und doch so wohlthuendes Gefühl, überall, wohin ich schaute, deutschen Landsleuten zu begegnen, die sich nun einmal, sie mögen sich verkleiden wie sie wollen, nicht verkennen lassen. Und wenn sie den bunten Poncho umhängen, das gutmüthige Gesicht mit der kurzen Pfeife guckt jedenfalls daraus hervor — sie mögen si und bueno sagen, so viel sie wollen, der ehrliche deutsche Dialekt bricht immer durch.

Valdivia ist keineswegs ganz von Deutschen besiedelt, die hier höchstens den dritten Theil der Bevölkerung ausmachen, aber wenigstens fünf Achtel der Leute, die man auf den Straßen sieht, sind Deutsche, da sich die Chilenen viel mehr in ihren Häusern halten, und der eigentliche Chilene auch den altspanischen dummstolzen Glauben hat, daß jede Arbeit schändet. So ein hungriger Bursche, mit kaum genug Brod im Hause, um sich am Leben zu erhalten, würde sich beschimpft glauben, wenn er ein kleines Paket über die Straße tragen sollte. Dabei bringt er es natürlich zu nichts, während der fleißige Deutsche, der keine solche Scrupel mit herübergebracht, wo es nöthig ist, selber anfaßt, und seine Lage und Aussichten mit jedem Tage verbessert.

Jetzt gerade herrschte eine ungemeine Thätigkeit in der Stadt, denn nach dem letzten furchtbaren Feuer, das die arme Stadt betroffen, galt es, sie wieder neu erstehen zu lassen, und an allen Ecken und Enden zugleich wuchsen neue Häuser aus der Erde auf — freilich aber nur wieder von Holz, die leichtes Futter für eine nächste Feuersbrunst versprachen. Das letzte Feuer war in einer der chilenischen Hütten ausgebrochen, denn diese Art Leute gehen in einer wahrhaft unglaublichen Weise leichtsinnig mit Feuer um. Ein frischer Wind mehrte die Flammen, und fast der vierte Theil von Valdivia lag in wenigen Stunden in Asche. Die Häuser,

alle mit trockenen Alercebrettern gedeckt, brannten wie die Fackeln, und vielen Leuten gelang es nicht einmal, ihr Eigenthum daraus in Sicherheit zu bringen. Die Straßen Valdivias sind ziemlich breit und die Häuser nicht sehr hoch, aber sie haben den großen Fehler, daß sie, wie in großen Städten, dicht beisammen stehen. Und doch wäre Raum genug und übergenug vorhanden, um jedes Haus in einen kleinen Garten zu stellen und dadurch von dem benachbarten Holzgebäude abzutrennen. Vorschläge zu dem Zweck sind auch gemacht worden, ohne jedoch zu einem Resultat geführt zu haben.

Allerdings giebt es in der Nachbarschaft Valdivias Steine genug, um massive Bauten aufzuführen, für jetzt aber ist Stadt und Colonie noch zu arm, sich mit derartigen großen Ausgaben zu befassen, und bis nicht einmal größere Einkünfte dorthin fließen, muß es schon bei den hölzernen Häusern bleiben. Wie gesagt, hat Valdivia etwa zwei Drittheile chilenische Bevölkerung; dem ersten Anblick und Eindruck nach ist aber die Stadt ziemlich ganz deutsch, und alle Schilder fast tragen deutsche Namen, ja überall, wohin man geht, hört man Deutsch sprechen — denn das Spanisch, das eine große Anzahl der Deutschen redet, klingt auch nicht eben viel anders.

Die beiden einzigen „Hotels" in der Stadt sind ebenfalls deutsch, deutsch ist die Apotheke, Deutsche sind Aerzte und Todtengräber (ohne boshafte Nebenbedeutung, daß ich sie beide zusammen nenne), deutsch ist die sehr bedeutende Bierbrauerei und Gerberei, und wenige chilenische Handwerker ausgenommen, sind auch diese lauter Deutsche. Die dort wohnenden Chilenen, wenn sie einen kleinen Verkaufsladen in der Stadt haben, sind entweder Beamte oder von der Regierung Angestellte, oder Haciendenbesitzer aus der Nachbarschaft, die mit ihren Familien in der Stadt leben, oder Peons, die eben auf Arbeit ausgehen und jetzt, wo so viele neue Häuser gebaut werden, reichliche Beschäftigung finden.

Dann und wann zieht auch wohl ein kleiner Trupp Indianer mit seinen braunen Gesichtern, langen schwarzen Haaren und dunkeln Ponchos durch die Straßen, vor den verschie-

denen Kaufläden stehen bleibend, um die Waaren darin anzustaunen und sich dann lachend ihre Bemerkungen in ihrer wunderlichen, kurz abgestoßenen Sprache zuzurufen. Im Ganzen weiß ich aber keine fremde Stadt, die mich mehr und lebhafter an das vollkommen deutsche Tanunda in Südaustralien erinnert hätte, das nur hier und da zum englischen Charakter hinneigt, während Valdivia in seinen Abweichungen spanische Formen zeigt.

Mir war übrigens hier eine sehr freundliche Ueberraschung vorbehalten, denn während in der deutschen Colonie am Pozuzu keine Seele meinen Namen kannte, oder irgend etwas von mir gelesen hatte, schien hier gerade das Gegentheil der Fall zu sein.

Morgens beim Kaffeetrinken frug mich der Wirth, ein biederer Kurhesse, wie ich hieß, und als ich ihm den Namen nannte, ob ich ein Verwandter von dem „Schriftsteller" sei. Ich versicherte ihm, daß ich selber einige Bücher geschrieben habe, und er wollte es erst nicht glauben, wurde dann aber nur um so freundlicher und schaffte augenblicklich selber — als thatsächlichen Beweis seiner Achtung — meinen Koffer in seine beste Stube hinunter, die er eben erst neu möblirt hatte, und wo ein ganz vortreffliches Bett mit Stahlfedermatratze stand.

Es giebt Leute, die sich höchst unnöthiger Weise immer „abhärten", wie sie's nennen, und ihr ganzes Leben auf einem harten Lager liegen, weil sie vielleicht einmal genöthigt werden könnten, ihr gutes Bett zu entbehren. Das ist reine Thorheit — ich schlafe so lange weich und bequem, wie ich es irgend haben kann, kommt dann einmal die Zeit, wo ich draußen auf hartem Boden, oder in Schnee und Regen liegen muß, gut, so ertrage ich das eben, so lange es dauert, und habe mir dann keine Vorwürfe zu machen, die Zeit versäumt zu haben, wo ich bequemer liegen konnte.

Während er mich einquartierte, erzählte er mir dabei, daß sie hier einen „Deutschen Verein" mit einer schönen Bibliothek und alle meine Bücher hätten, und sagte mir sonst noch manches Schmeichelhafte, das, wenn auch ein wenig übertrieben, doch keine schlechte Beigabe zu dem guten Kaffee war.

Lieber Gott, ein bischen Eitelkeit haben wir ja Alle, und jeder Schriftsteller wird gern hören, daß seine Bücher viel gelesen werden. Er schreibt sie ja doch nun einmal dafür.

Wie dem immerhin sei, und ob er übertrieben hatte oder nicht, wenn ich aber auch als vollkommen Fremder nach Valdivia gekommen war, fand ich bald, und schon am ersten Tage, eine Menge lieber Freunde und die herzlichste Aufnahme überall, die sich nur ein Mensch in der Fremde draußen wünschen kann. Mancher warme Händedruck, der mir hier wurde, war die dankbarste Recension, die ich je erhalten, und — aber das sind Sachen, die selber wohl stets eine liebe, recht liebe Erinnerung bleiben werden, die aber für den Fremden nicht von Interesse sein können, und er mag es mir danken, daß ich nicht so lange dabei verweile, wie ich wohl möchte.

Was mich aber ganz besonders in Valdivia freute, und was ich hier eigentlich, nach manchen vorher gesammelten Erfahrungen, kaum zu finden erwartete, war das wirklich freundschaftliche und einige Zusammenhalten der Deutschen untereinander, und dazu hatte jedenfalls der Deutsche Verein ein Wesentliches beigetragen. Er könnte als ein Musterverein für solche Colonien gelten. Die Stifter desselben sind hier nämlich von dem ganz richtigen Grundsatz ausgegangen, in einer solchen, aus allen Klassen gemischten Colonie keinerlei exclusiven Verein zu gründen, sondern den Beitritt jedem ordentlichen Manne zu ermöglichen, seien seine Vermögensverhältnisse auch für den Augenblick, welche sie wollen.

Der ganze gezahlte Beitrag übersteigt nicht 2 Realen monatlich, also 3 Dollars für das ganze Jahr, was man daheim fast zahlen muß, um in einer Leihbibliothek zu abonniren. Die Bibliothek ist dabei, obgleich der letzte Brand den größten Theil derselben zerstörte, wieder neu angeschafft worden, und umfaßt viele hundert Bände unserer älteren und neueren Schriftsteller. Mittwoch und Sonnabend sind Vereins- und Bibliothekstage, wo Jeder das mitgenommene Buch gegen ein anderes umtauschen kann, und jedes Mitglied hat ein Recht, Bücher zu entlehnen. Um keine unnöthigen Kosten dabei zu haben, hat der Club kein für sich abgeschlossenes Local,

sondern das gewöhnliche Wirths- und Billardzimmer des deutschen Hotels. Kommt dann wirklich einmal ein Fremder dazu, so ist das weiter kein Unglück, und daß Ordnung gehalten wird, dafür sorgt schon die ganze Gesellschaft unter sich.

Fast alle Deutschen in Valdivia — sei ihr Stand oder Gewerbe, welches es wolle — sind Mitglieder des Deutschen Vereins, der keine ängstlich bindenden Statuten hat und mehr darauf hinzuwirken scheint, die verschiedenen Elemente zusammen zu führen und zu vereinigen, und wenn das sein Zweck war, hat er ihn, so viel ich wenigstens davon sehen konnte, wacker erfüllt. Es mag in einer großen Stadt ausführbar sein, einen exclusiven Club zu gründen und durch sehr hohe Beiträge die weniger Bemittelten fern zu halten, ohne daß diese einen weiteren Anstoß daran fänden. In einem kleinen Orte aber, wo eigentlich ein Jeder mit dem Andern täglichen Verkehr hat, hätte es sich nie ausführen lassen, ohne böses Blut bei einem Theile der Bevölkerung zu machen — selbst vorausgesetzt, daß so Viele dagewesen wären, die im Stande waren, sehr hohe Beiträge zu zahlen.

Valdivia war früher die eigentlich von der chilenischen Regierung geschaffene und begünstigte Colonie, denn hierher wurden die ersten Auswanderer geschafft, und die Regierung that Alles, was in ihren Kräften stand, sie zu fördern. In neuerer Zeit aber, wo ihr mehr daran zu liegen scheint, den Süden des Landes zu bevölkern und zu cultiviren, ist Puerto Montt die eigentliche Colonie, und Valdivia mehr vernachlässigt, oder eigentlich sich selber überlassen worden. Das hat, während es der freien Entwickelung dieses Districts nicht das Mindeste schadet, doch auch wieder manche Nachtheile herbeigeführt, denn früher gemachte Zusicherungen sind eben Zusicherungen geblieben, und für manche Strecken Land noch nicht einmal die gehörigen und nöthigen Rechtstitel gegeben worden. Trotzdem können sie den Colonisten nicht vorenthalten werden, und die chilenische Regierung muß auch recht gut einsehen, welchen Vortheil die deutsche Einwanderung nicht allein ihrem Lande, sondern auch der chilenischen Bevölkerung, schon durch ihr Beispiel angestrengten Fleißes, gebracht hat.

Ich will gar nicht ableugnen, daß die Chilenen eine bessere und culturfähigere Menschenrace sind, als ihre nördlichen Nachbarn, die Peruaner, und Gott weiß es, es liegt darin noch ein sehr geringer Grad von Schmeichelei; aber nirgends ist der Contrast auffallender zwischen der deutschen und spanischen Race, als wo man die Thätigkeit Beider dicht nebeneinander beobachten kann, und dazu wird in dieser Colonie vortreffliche Gelegenheit geboten. Man braucht draußen vor der Stadt nie zu fragen, was für ein Landsmann in dem einen oder dem andern Hause wohnt, denn es zeigt sich gleich von Weitem selber. Die Chilenen wohnen noch, wie sie es von je nicht anders gewohnt waren, in den einfachsten Hütten, die nicht einmal genügenden Schutz gegen Wind und Wetter bieten. Ihre Felder sind lässig bearbeitet und ebenso eingezäunt, und im Innern der Häuser vertritt die nackte Erde die Stelle eines ordentlichen Fußbodens. Der Deutsche dagegen hat stets ein, wenn nicht sehr großes, doch freundlich und regelmäßig gebautes Haus, mit festschließenden Glasfenstern und Thüren, einer guten Bretterdiele, trefflich in Stand gehaltene Felder und Fenzen, und immer einen kleinen Blumengarten bei dem Hause, in dem er zugleich hinreichende Gemüse zieht.

Uebernachtet man bei einem Chilenen, so ist bei ihm weder Hafer noch Gerste für die Pferde zu bekommen, und er hat nicht einmal Kaffee, Milch, Zucker, Brod, Branntwein oder andere Lebensmittel für sich selber, viel weniger daß er etwas Derartiges einem Fremden überlassen könnte. Bei den Deutschen dagegen, selbst in der kleinsten Ansiedelung, findet man fast Alles vorräthig, und während er Tschitscha, Käse, Eier, Milch ꝛc. auf den Markt nach der Stadt bringt, bleibt ihm immer genug daheim für einkehrende Fremde übrig. Die Deutschen haben außerdem den Chilenen gerade in der unmittelbaren Nähe von Valdivia gezeigt, wie bis dahin fast ganz unbrauchbares Land werthvoll gemacht werden könnte; eine Menge Sumpfstrecken nämlich, die aber gerade in den dortigen eigenen Bodenverhältnissen das beste Land umschlossen, wurden ihnen überlassen und mit leichter Mühe trocken gelegt, so daß in ihnen gerade jetzt die reichsten Ernten gezogen werden.

Der Boden in der Nähe Valdivias ist eigentlich, die tiefgelegenen Stellen ausgenommen, nicht besonders fruchtbar, wenigstens nicht in sogenannten „trockenen Jahren", denn er besteht aus einem wunderlichen Conglomerat von Erdtheilen, das man nach dem ersten Anblick für harten, zähen Lehm hält. Er hält aber gar kein Wasser, und nur tüchtig abgetrocknet, zerbröckelt diese Erde in der Hand zu einem körnigen Staube. Am besten gedeihen deshalb auch darin solche Pflanzen, die gleich von vornherein eine tiefe Wurzel schlagen, oder perennirende. Bekommt die Saat nicht gleich im Anfange tüchtigen Regen, so daß die jungen Pflanzen Gelegenheit haben, ihre Wurzeln nach unten zu senken, so gedeiht sie nicht und stirbt ab.

Hafer scheint noch am besten fortzukommen, und säet sich selber wieder aus, so daß mehrere Jahre hintereinander keine Saat nöthig ist. Bei den Kartoffeln würde das ebenso der Fall sein, wenn die stehen gelassenen Kartoffeln nicht ausarteten und schlecht würden. Für Kartoffeln, wie alle unsere deutschen Körner- und Hülsenfrüchte ist das Klima aber ausgezeichnet, auch der Mais gedeiht sehr gut. Weintrauben wollen nicht recht reif und süß werden, aber desto besser gerathen die Aepfel, von denen es wahre Unmassen giebt. Der Apfel, wenn er überhaupt durch die Spanier hierher gebracht wurde, was ich noch sehr bezweifle, ist durch das ganze innere Land und bis über die Cordilleren hinüber weit hinein nach Patagonien verbreitet, und scheint mir eine vollkommen einheimische Frucht zu sein. Man findet überall im Walde Apfelbäume, oft zu undurchdringlichen Dickichten verwachsen, und manche von ihnen mit recht guten, saftigen Früchten, alle aber, selbst die schlechtesten, weit besser und genießbarer, als unsere deutschen Holzäpfel. Die Aepfel werden besonders zu Aepfelwein, sogenannte tchitcha, verbraucht — ein trauriges Getränk, wenn ich nach meinem Geschmack urtheilen darf — das aber in wahrhaft fabelhaften Massen von den Chilenen und Indianern gebraut und getrunken wird.

Weshalb die Weintrauben eigentlich nicht gedeihen wollen, weiß ich nicht recht, denn das Klima ist für sie keineswegs

zu kalt. Das Thermometer fällt nur selten im Winter bis unter den Gefrierpunkt, und nie mehr als 4°, und die Sommertage sind warm genug. Das einzige Hinderniß könnten die häufigen und schweren Regen sein, und darin leistet Valdivia allerdings Einiges. Man sagt von dieser Provinz im Scherz, wie von Ecuador, Neu-Granada und Costarica, daß es dreizehn Monate im Jahre regne. Das ist allerdings etwas übertrieben, aber dennoch fällt eine sehr große Regenmenge, und ganz trockene Monate kommen nie vor.

Einer der ältesten Ansiedler in Valdivia, Herr Karl Anwandter, der sich überhaupt um die Colonie die größten Verdienste erworben, hat seit den zehn Jahren, die er dort lebt, eine genaue und regelmäßige Tabelle über Temperatur wie Regenmenge geführt, die höchst interessant ist.

Dieser Tabelle nach ist der Januar der wärmste, der Juli der kälteste Monat, während die niedrigste Temperatur jedoch in den August fällt. Aber nur ein einziges Mal in diesem letzten Jahrzehnte fiel das Thermometer bis 4° unter Null, und 20° Wärme ist ebenfalls die höchste Temperatur, die es in dieser Zeit erreicht hat. Die Mitte stellt sich in der Zeit heraus als $9,_{623}$.

Was die Regenmenge betrifft, so nimmt diese vom Januar bis Juni regelmäßig zu, und von da bis December eben so regelmäßig ab. Nur der November macht sonderbarer Weise durch alle Jahre eine vollkommen regelmäßige Ausnahme, indem er mehr Regentage als der October hat. Durchschnittlich hatte in diesen Jahren Regentage:

Der Januar 6; Februar $7^2/_9$; März $8^7/_9$; April $11^3/_{10}$; Mai $14^7/_{10}$; Juni $17^7/_{10}$; Juli $15^9/_{10}$; August $14^8/_{10}$; September 11; October 8; November $10^1/_{10}$; December $7^8/_{10}$.

Die Regenmenge des ganzen Jahres überstieg nur in drei Jahren 3 Meter, und zwar in den Jahren 1854, 57 und 60. Im Jahr 1857 betrug sie $3,_{216}$.

Das trockenste Jahr war 1859 mit $2,_{538}$. Dabei hat es freilich Monate gegeben, wie z. B. der Juni im Jahr 1856, wo in einem einzigen Monat 834 Millimeter Wasser fielen. Der April nur, in dem ich das Glück hatte, Valdivia zu be-

suchen, machte natürlich eine Ausnahme von jeder Regel, denn schon bis zum 20. war die Mittel-Regenmenge des April überschritten, und bis zum 26. die größte Wassermenge, die dieser Monat je auf die Erde niedergegossen — und noch immer regnete es weiter. Nichtsdestoweniger scheint das Klima gesund, und es erkranken und sterben im Ganzen nicht mehr Leute, als in den gesündesten Theilen Deutschlands ebenfalls.

Valdivia war, schon ehe die Colonie dorthin verlegt wurde, seiner prachtvollen Waldungen wegen berühmt, aus denen werthvolle Hölzer nicht allein nach Valparaiso, sondern auch nach Callao und den übrigen chilenischen und peruanischen Häfen geführt wurden. Hölzer bilden auch noch bis auf den heutigen Tag eine sehr bedeutende Ausfuhr der Colonie, besonders die werthvolle Alerce, eine Cedernart, die sich ganz vorzüglich zu Schindeln und Verschalungen eignet, da sie Sonnenhitze und Regen vortrefflich aushält und sich leicht und schön bearbeiten läßt. Auch harte Hölzer hat diese Provinz, wie die südlicher gelegenen und Chiloe, im Ueberfluß, und sie bilden einen sehr bedeutenden Handelsartikel. Seit aber die deutsche Colonie dort gegründet wurde, sind auch noch andere Artikel auf den Markt gekommen. Es werden jetzt jährlich ziemlich für 30,000 Dollars Käse ausgeschifft, Weizen und Mehl ebenfalls, gegerbte Häute und ganz vorzüglich Valdivia-Bier, das mit Recht einen guten Namen in ganz Chile bekommen hat. Agua ardiente wird ebenfalls sehr viel gebrannt und verschifft, und vor den Kriegen mit den Araukanern bestand durch deren Territorium ein lebhafter Handelsverkehr in Rindern und Pferden mit den nördlichen Provinzen, der aber jetzt natürlich unterbrochen wurde. Die Indianer sind freilich durch die chilenischen Truppen in die Cordilleren getrieben, da diese aber das Land nicht behaupten konnten und sich in ihre Grenzen zurückzogen, durfte es natürlich kein Viehhändler mehr wagen, seinem friedlichen Verkehr nachzugehen, denn die Indianer hätten sich rasch mit dessen Eigenthum für die erlittenen Verluste entschädigt.

Es leben auch in der Provinz Valdivia eine Menge Indianer, und zwar Zweigstämme der Araukaner, von denen die Colonisten aber nichts zu fürchten haben. Im Gegentheil

stehen dieselben mit den Indianern auf einem sehr freundschaftlichen Fuße, und diese verkehren sehr gern mit den Deutschen, die sich stets freundlich gegen sie gezeigt haben. Diese Indianer sind auch ein ganz friedliches Volk, das gar keine Waffen führt und in festen Wohnplätzen lebt. Angeblich sind sie zu der christlichen Religion übergetreten, von der sie aber wenig Gebrauch zu machen scheinen. Sie bebauen ihre wenigen Felder, auf denen sie Kartoffeln, Mais und Bohnen pflanzen, und im Herbst ihre Tschitscha pressen und trinken. Branntwein tauschen sie ebenfalls gegen Pferde oder Kühe ein (ein Faß von 16 Gallonen hat gewöhnlich den Werth eines Pferdes), und weiter kennen sie wenig Bedürfnisse. Es ist ein faules, schmutziges Volk, das alle die edlen Eigenschaften des eigentlichen Indianers verloren und dagegen viel von den Lastern der weißen Race eingetauscht hat; aber sie sind auch nicht gefährlich, wenigstens so lange nicht, als man sie in Frieden läßt. Die Chilenen gönnen ihnen deshalb gern ihre Lebensweise.

In der Colonie selber herrschte übrigens, gerade als ich dort war, nicht geringe Aufregung, da sich das Gerücht von aufgefundenen, ziemlich reichen Goldminen zu bestätigen schien, und die gerade eingetretene Regenzeit eine genaue Erforschung der betreffenden Stellen für jetzt unmöglich machte. Gold war dort; denn nicht allein wußte man, daß schon die Spanier in früheren Jahren Gold von Valdivia ausgeführt, sondern die Stellen waren sogar wieder aufgefunden, wo sie gegraben und gewaschen hatten, und ein Deutscher, der lange Zeit in den californischen Minen gearbeitet, brachte schon recht wackere Proben des edlen Metalls zum Vorschein.

Das Terrain im Innern gleicht auch wirklich dem californischen Boden, wo sich eben im Norden reiche Minen gefunden; aber mehr noch als das spricht das ausgewaschene Gold dafür, das ich selber in Valdivia gesehen habe. Es ist grobkörnig, mit Stücken von zwei, drei, vier und fünf Dollars Werth, meist in Bohnenform, und man kann, ohne sich extravaganten Hoffnungen hinzugeben, recht gut behaupten, daß mehr dort ist, wo das herkam, und daß die Arbeit lohnen

wird. Der Deutsche hat sogar ein Stück von ziemlich 50 Dollars Werth gefunden und dadurch natürlich die Erwartungen der übrigen Goldsucher außerordentlich gesteigert. Er blieb auch in der Arbeit und bereitete eine größere Strecke seines Terrains vor, um, wenn die Regen nachlassen, die ordentliche Wäscherei gleich in Angriff nehmen zu können. Für jetzt aber ließ sich, wie gesagt, kein weiteres Ergebniß herausstellen, denn die fast täglich niederströmenden Regengüsse machen nicht allein das Arbeiten sehr schwierig, sondern füllen auch alle Bäche und Ströme dermaßen an, daß man die Waschplätze nie genügend frei von Wasser bekommen kann.

Ich selber zweifle in der That nicht daran, daß sich die Valdivia-Minen lohnen werden, und ein größeres Glück könnte sich die junge Colonie nicht wünschen, da es in diesem Augenblick nur an Menschen fehlt, um etwas Ordentliches zu leisten. Gold ist dazu ein tüchtiger Magnet, und erweisen sich die neu in Angriff genommenen Minen reich, so kann Valdivia auf eine rasch zuströmende Bevölkerung sicher rechnen.

Sie mögen sich aber so reich zeigen, wie sie wollen, so bleibe ich immer bei meiner alten Meinung, daß mit Vortheil für sich selber nur Handarbeiter und Tagelöhner die Minen bearbeiten können. Wer irgend ein anderes vortheilhaftes Geschäft oder Gewerbe hat, wer auf andere Weise sein Brod verdienen kann, soll um Gottes willen nicht nach Gold graben. Er wird sonst einen großen Theil seiner Zeit nutzlos vergeuden und endlich doch immer zu seinem alten Gewerbe zurückkehren.

Der Ackerbauer, der Handwerker, der Kaufmann finden reiche und lohnende Beschäftigung in der Nähe der Minen; alle Preise steigen, und ein lebhafter Verkehr beschäftigt und lohnt Tausende von Menschen, ohne daß gerade alle Spitzhacke und Schaufel in die Hand nehmen, um ihren Tagelohn gleich an Ort und Stelle aus der Erde zu graben. Der Tagelöhner und Handarbeiter dagegen kann auf der Welt nichts Besseres thun, als in die Minen zu gehen. Wo irgend Gold ist, findet er immer wenigstens so viel, daß er seine Tagesarbeit bezahlt bekommt, und darauf ist er ja angewiesen; er hat aber auch

die Hoffnung, daß er einmal eine reiche Stelle trifft, und Alles, was er dann mehr findet, ist rein gewonnen. Die sogenannte „gebildete" Klasse, junge Kaufleute, Advocaten ꝛc. ꝛc., die sich gewöhnlich von Goldgerüchten blenden lassen, ein wollenes Hemd anziehen und mit dem Werkzeug auf der Schulter anmarschiren, um geschwind reich zu werden, sollen dagegen viel lieber dieser Arbeit fern bleiben, denn sie werden nie etwas damit bezwecken. Goldwaschen ist kein Kinderspiel, sondern die härteste Arbeit, die es auf der Welt giebt, und ihre Arme und Hände sind nicht dafür gemacht — ihr guter Wille ist dazu nicht ausreichend.

Auch hier in Valdivia kamen zwei junge Kaufleute von Valparaiso an, um ihr Glück in den neu entdeckten Minen zu versuchen; sie waren aber vernünftig genug, die Sache schon vor dem Beginn wieder aufzugeben. Nur einen Tag wanderten sie hinauf in die Minen, um sich einen Platz auszusuchen, und sahen dort zu, wie der Deutsche in Wasser und Schlamm grub und arbeitete. Das war ihnen genügend, und sie kehrten völlig befriedigt nach Valdivia zurück.

Für jetzt steht einer richtigen Einwanderung von Goldwäschern noch ein altes Minengesetz im Wege, das die Miner nicht etwa beschränkt, sondern im Gegentheil die Einzelnen zu sehr begünstigt; ein Gesetz, das eigentlich gar nicht für Goldwäscherei gegeben wurde, sondern sich nur auf solche Erze und Metalle bezog, die mit Schachten und Stollen mühsam herausgegraben wurden. Dieses Gesetz sichert Jedem, der eine neue Mine entdeckt, eine gewisse Strecke Land, nach Quadras gemessen, zu, auf dem er seine Arbeiten in Angriff nehmen kann und wo er von Niemandem weiter belästigt werden darf. Für Silber-, Kupfer- oder Steinkohlenminen war das auch ein ganz wohlthätiges Gesetz, denn diese bedürfen ein solches Terrain, wenn sie mit irgend einer Aussicht auf Erfolg und Nutzen bearbeitet werden sollen. Gestattet man aber jedem einzelnen Goldwäscher einen solchen Raum an der Oberfläche, so beschränkt man zu Gunsten Einzelner die Arbeiterzahl dermaßen, daß ein bedeutender Goldgewinn für das Land nie zu erwarten steht.

Für die Arbeiter selber hat dies Gesetz seine Schatten-

seiten, da es mit großen Umständen verknüpft ist, einen solchen „claim“ oder Arbeitsplatz zu bekommen. Erweist sich der Grund, auf dem sie sind, als reich und arbeitenswerth, dann freilich haben sie eine lange Zeit vor sich, in der sie ungestört und mit Erfolg waschen können; ist aber das Gegentheil der Fall, so finden sie in der vielleicht durch lauter solche Claims aufgenommenen Nachbarschaft gar keine Stelle, auf der sie nach reicherem Boden suchen können, und finden sie endlich einen andern Platz, zu dem sie Zutrauen haben, so müssen sie erst wieder nach der Hauptstadt des Districts, um darüber die nöthigen Papiere aufzunehmen. Das wird sich jedoch jedenfalls mit der Zeit ändern, und ist gegenwärtig weiter nichts, als ein mit den Gesetzen getriebener Mißbrauch.

Gold scheint übrigens durch das ganze Land zerstreut zu sein, und als ich später in Maule (Constitucion), südlich von Valparaiso, war, kamen ebenfalls deutsche Goldgräber von Californien, um die dortigen Minen zu untersuchen, und fanden, wie sie sagten, hinreichend Gold, die Arbeit zu lohnen. Sie wollten gerade zum zweiten Mal in die Minen gehen, als ich Maule verließ.

Was Valdivia nun einmal werden wird, wenn reiche Minen in seiner Nachbarschaft liegen, kann man noch nicht recht sagen; für jetzt ist es aber ein kleines freundliches Landstädtchen, still und gemüthlich, mit einer fleißigen Bevölkerung, deren Hauptterwerb der Ackerbau ist. Eine Menge tüchtiger deutscher Ackerbauer haben das Land in Angriff genommen, und wenn sich der Boden auch nicht so überreich gezeigt hat, wie manche Gegend der Tropen, so liefert er doch recht gute Ernten, und verlangt nicht so viel, oder wenigstens nicht mehr Arbeit, als in Deutschland auch. Das Land ist dazu billig, Lebensmittel sind es ebenfalls, und wer nur mit einem kleinen Capital herauskommt und außerdem Fleiß und Sparsamkeit mitbringt, darf sicher darauf rechnen, sein Fortkommen hier zu gründen. Solche, die eine „Stelle“ suchen, möchten sich freilich hier getäuscht sehen; auch der Arbeitslohn ist nicht hoch, und sogenannte statistische Berichte von anderen Colonien würden günstigere Zahlen liefern. Es giebt aber nichts Trügerischeres auf der Welt, als eben diese statistischen Be-

richte über Arbeitslöhne, und wehe Dem, der sich durch sie täuschen läßt. Meiner Meinung nach bleibt es sich vollkommen gleich, ob ein Mann einen Dollar oder einen halben Dollar für seine Arbeit erhält, denn forscht man der Sache etwas näher nach, so verdient der Eine nicht mehr dabei als der Andere. Wo der Arbeitslohn hoch ist, sind es auch alle Bedürfnisse des Arbeiters in gleichem Grade, und am Ende der Woche haben Beide gewöhnlich das Nämliche verdient. Außerdem nennen solche Angaben nur den Arbeitslohn der wirklichen Arbeitstage, und man kann aus ihnen nie abnehmen, ob bei solchen Preisen auch immer Arbeit zu haben sei, und wie viele Tage in der Woche die Arbeiter vielleicht feiern müssen. Am vortheilhaftesten stellten sich jedoch immer Solche in einer neuen Colonie, die gleich, oder doch wenigstens sobald als möglich auf eigene Hand ihr kleines Grundstück in Angriff nehmen, Land urbar machen und bebauen, und ihre eigene Heimath gründen. Das sind stets die Grundstützen einer Colonie, und während sie dieselbe heben helfen, ernten sie zugleich jeden Nutzen mit, der ihr zufließt.

Das ganze Chile ist aber ein für den Ackerbau und Weinbau geschaffenes Land, das jedenfalls eine bedeutende Zukunft vor sich hat, wenn auch jetzt noch die besten Provinzen in den Händen der Araukaner sind. Je mehr aber die Bevölkerung im Süden wächst, während die Regierung zugleich neue Colonisten nach Concepcion und dessen Umgegend dirigirt, desto mehr werden die Indianer in sich selbst zusammengedrängt, und die Zeit ist nicht mehr so fern, wo sie der nachdrückenden Cultur weichen müssen — ihr Schicksal über den ganzen Erdboden.

Was nun die Deutschen in Valdivia selber betrifft, so sind sie ein gar verschiedenes Völkchen von den Deutschen in Nordamerika, die, dort angekommen, schon eine Menge „amerikanisirte Landsleute" trafen, und ihre Sitten und Gewohnheiten ebenfalls gegen das eintauschten, was sie dafür fanden — natürlich selten zu ihrem Vortheil. Die Deutschen hier ähneln deshalb auch so sehr den Deutschen in Südaustralien, weil sie wie diese direct von Deutschland in ihre neue Heimath gebracht wurden und, von lauter Fremden umgeben, ihr eigenes ur-

thümliches Leben treu bewahrten. Sie gründeten sich hier gewissermaßen ein kleines neues Deutschland, dem sich weit eher die Chilenen anpassen, als daß sie von deren Sitten viel angenommen hätten. Nie habe ich hier gefunden, was mich in Amerika so oft empört, daß nämlich zwei Deutsche zusammen auf das Schauerlichste Englisch radebrechten, als ob sie sich Beide einander glauben machen wollten, daß sie Amerikaner wären. Das si für ja hat sich allerdings auch hier bei ihnen eingebürgert, aber es kommt ihnen eben unbewußt, und sie sind deshalb so gute Deutsche geblieben, wie sie es je waren, während sie nach allen Seiten hin Propaganda für ihre Sprache machen.

Die jungen gebildeten Chilenen, besonders die jungen Damen, lernen sehr häufig Deutsch, und eine Anzahl junger Indianermädchen, die in den verschiedenen Familien als Dienstboten aufgenommen wurden, überraschen den Fremden nicht selten durch die Treue, mit der sie sich selber den Dialekt ihrer Lehrerinnen angeeignet haben. — Ich erinnere mich, auch einmal einen Neger in Nordamerika getroffen zu haben, der ganz prächtig Schwäbisch sprach.

Das ganz besondere Verdienst indeß, was die Deutschen hier so wacker zusammengehalten hat und zusammenhält, liegt — man mag dagegen sagen, was man will — hauptsächlich in dem guten Bier, das die Familie Anwandter auf der sogenannten Insel — Valdivia gerade gegenüber — braut. Man findet hier zu einem mäßigen Preise einfaches, Lager- und Bockbier, das letztere wirklich ausgezeichnet, und die Deutschen wissen das zu würdigen, denn sie verbrauchen ganz anständige Quantitäten. Neben ihrem Deutschen Verein besteht dann auch noch ein Schützenverein, der eine Anzahl Büchsenschützen alle Montage in dem sogenannten Schießhause versammelt, und weil sich bei allen diesen Gelegenheiten auch alle Stände mischen, so befestigt sich dadurch immer mehr ein freundschaftliches und geselliges Verhältniß unter ihnen.

Nur mit Neuigkeiten von Deutschland sind sie etwas spärlich versehen, da, einer höchst ungerechten Einrichtung des chilenischen Postwesens nach, die politischen — also die täglich erscheinenden — Zeitungen, obgleich sie in Paketen mit

den Monats- und Wochenschriften kommen, ein kaum zu erschwingendes Porto zu zahlen haben. Ein Ueberblick der verschiedenen Zeitungspreise stellt das am leichtesten heraus:

Augsburger Zeitung 65 Dollars, Auswanderer-Zeitung 10, Fliegende Blätter 12, Hamb. Börs. 70, Dorfbarbier 9, Grenzboten 18—50, Illustr. Zeitung 20, Kladderadatsch 11, Kölnische Zeitung 65, Morgenblatt 16—50, Museum 20, Nationalzeitung 65, Weserzeitung 65, Ueber Land und Meer 20 und New-Yorker Staatszeitung 12.

Es wird nämlich von jeder einzelnen Nummer das Porto gerechnet, und ein Verein wie der deutsche in Valdivia, der auf nur sehr geringe Beiträge angewiesen ist und sich davon erhalten muß, kann natürlich keine solchen Capitalien in Zeitungen stecken, wie der Deutsche Verein in Valparaiso, wo jedes Mitglied statt 3 Dollars deren 30 zahlt.

In dem Deutschen Verein werden deshalb jetzt nur die New-Yorker Staatszeitung gehalten, die wöchentlich erscheint und ziemlich gute Artikel über europäische Verhältnisse bringt, dann die Leipziger Illustrirte und die Fliegenden Blätter. Außerdem wird noch von einem oder zwei deutschen Kaufleuten die Weserzeitung gehalten.

Allerdings findet man in Valdivia Deutsche aus aller Herren Ländern, vorzugsweise aber aus Kurhessen — die glücklichsten Auswanderer, weil sie nie das Heimweh bekommen. Draußen in der Fremde fällt aber der Unterschied, der leider in der eigenen Heimath so entschieden gemacht wird und die Stämme auseinander hält, vollkommen weg, der nämlich, ob Einer ein Preuße oder ein Baier, ein Hesse oder ein Oesterreicher ist. Sie sind Alle Deutsche, und wenn Jemand den Andern fragt, aus welcher Gegend er sei, so geschieht das nur deshalb, um einen Ort wieder einmal nennen zu hören, der daheim im Vaterlande liegt und den man vielleicht selber kennt. Früher soll, wie mir gesagt wurde, ein noch weit geselligeres Leben unter den Deutschen geherrscht und das Vereinslocal sich auch oft in einen Ballsaal verwandelt haben. Dem hat nun allerdings das große Feuer ein Ende gemacht, wo Viele sehr bedeutende Verluste erlitten und sich Alle mehr oder weniger einschränken mußten. Ein geselliges

Leben herrscht aber trotzdem noch unter ihnen, und während sie am Tage ihrer Arbeit oder ihren verschiedenen Geschäften nachgehen, versammelt sie der Abend entweder beim Bier, oder in kleinen geschiedenen Lese- und Whistkränzchen. Von den letzteren profitirte ich selber, und die kurze Zeit, die ich in Valdivia verlebte, verflog mir nur viel zu schnell unter den guten Menschen.

Aber auch das Nützliche oder Nöthige ist nicht versäumt worden, und besonders unter der Anregung und Leitung des älteren Herrn Anwandter eine recht wackere Schule in's Leben gerufen, um die deutsche Jugend nicht verwahrlost aufwachsen zu lassen. Eine Schwierigkeit war dabei zu überwinden, denn die katholische Geistlichkeit sah nicht mit günstigen Augen das in Chile entstehende frische und protestantische Element. Die Deutschen waren aber vernünftig genug, alle Glaubensstreitigkeiten von vornherein zu vermeiden, um den Katholiken nicht den geringsten Raum zu einer Klage zu geben. Der Religionsunterricht wurde deshalb einzig und allein auf Moral und biblische Geschichte beschränkt, und dabei allen Eltern freigestellt, ihre Kinder an demselben Theil nehmen zu lassen, oder sie davon zurück zu halten. Trotzdem lief von fanatischen Geistlichen eine Beschwerde bei dem Erzbischof in St. Jago ein, der diesen „Uebelstand" abgeschafft haben wollte. Es kam darauf eine Anfrage von der Regierung, und die Deutschen gaben ihr nicht allein den wahren Sachverhalt, sondern erboten sich sogar, einem katholischen Geistlichen den Religionsunterricht in ihrer Schule zu gestatten. Es lebte ein deutscher Mönch in Valdivia, der sich dem hätte unterziehen können. Die chilenische Regierung muß sich aber durch die erhaltene Auskunft vollkommen befriedigt gefühlt haben, denn es blieb beim Alten, und die Schule wurde nicht weiter gestört.

Ein Uebelstand herrscht freilich in Valdivia, und zwar zu Ungunsten der Protestanten, da sie keine protestantische Kirche haben und die chilenischen Gesetze außerdem keine gemischten Heirathen zwischen Katholiken und Protestanten gestatten. Der protestantische Theil muß deshalb zur katholischen Kirche übertreten. Allerdings ist hier ein Ausweg geboten, die Civilehe, die sehr summarisch betrieben wird, und wo das

junge Ehepaar sich nur bei dem Geistlichen meldet, um als verehelicht in das betreffende Buch eingetragen zu werden. Der Geistliche fragt sie dann, ob sie sich mit einander verheirathen wollen, und antwortet auf ihre Bejahung ein sehr gemüthliches „bueno“ oder „muy bueno“, und die Sache ist abgemacht. Bei Erbschaftsangelegenheiten stellen sich aber später, wenn solche vor Gericht kommen sollten, böse Schwierigkeiten in den Weg, da die aus solchen gemischten Ehen entsprossenen Kinder nicht als legitim betrachtet werden. — Und dann haben die Frauen eigenthümlicher Weise stets eine gewisse Abneigung gegen eine Civilehe, die ihnen nicht feierlich und umständlich genug ist.

Einen andern Haken hat in Ermangelung eines protestantischen Geistlichen die Taufe. Den chilenischen Gesetzen nach genügt es allerdings vollkommen, wenn die Kinder nur bei dem Geistlichen angemeldet und in das Kirchenbuch eingetragen werden. Den Müttern genügt das aber nicht; sie betrachten die Taufe nicht blos als eine kirchliche Form, der die Confirmation erst später die eigentliche Weihe und Bestätigung giebt, sondern als einen Theil unserer Religion selber, und wollen die Kinder unter allen Umständen getauft haben, selbst, wenn es nicht anders geschehen kann, mit katholischen Formen. Ich kenne die häkeligen Kirchengesetze viel zu wenig, um zu wissen, ob die katholische Taufe eines neugeborenen Kindes das Kind auch jedenfalls zum Katholiken macht. So viel aber ist gewiß, daß es die Geistlichkeit in Chile so betrachtet und mit innerer Freude jährlich so und so viel protestantisch verlorene Seelen in Sicherheit bringt.

Ein protestantischer Geistlicher in Valdivia könnte vielen von diesen Uebelständen abhelfen; die Sache scheitert aber theils an dem Geldpunkte, theils daran, daß die Deutschen in Chile, wie sie behaupten, nirgends in Deutschland die Bekanntschaft eines protestantischen Geistlichen gemacht hätten, den sie hier heraus haben möchten. Jetzt herrsche zwischen den verschiedenen Religionsparteien vollkommener Friede; käme aber ein orthodoxer Geistlicher heraus, so wäre Zehn gegen Eins zu wetten, daß sich die beiden Parteien augenblicklich

in den Haaren lägen, und einmal begonnen, wäre des Haders dann kein Ende. Alle Gründe dagegen fielen schon in dem einen zusammen, daß kein Geld da ist, ihn zu bezahlen. Die Einzigen, die wirklich einen protestantischen Geistlichen in der Colonie wünschen, sind die Frauen, und nur vielleicht ein sehr geringer Theil der männlichen Bevölkerung. Die Anderen aber sagen: wer das Bedürfniß fühlt, einen protestantischen Geistlichen hier zu haben, mag auch dafür bezahlen — wir steuern nichts bei, und damit ist dem Faß der Boden ausgetreten.

Sie wissen dabei recht gut, daß sie von Deutschland aus in dieser Sache Unterstützung bekommen könnten. Das preußische Consistorium hat, wenn ich nicht irre, einen Fond zu diesem Zweck, und der Gustav-Adolph-Verein würde ebenfalls beisteuern. An solche Hülfe knüpfen sich aber eine Menge von Bedingungen, die von den deutschen Colonisten mit Recht gefürchtet werden. Darin haben sie ganz Recht: bekommen sie einen von den richtigen orthodoxen Geistlichen heraus, so ist der Krieg mit dem Katholicismus augenblicklich erklärt, denn diese Herren halten eine Menge von Dingen leider für ihre Pflicht, über die andere vernünftige Menschen den Kopf schütteln. Außerdem könnten sie einen solchen Geistlichen, wenn er ihnen von drüben gesandt wird und ihnen nicht gefällt, nicht wieder ohne große Schwierigkeiten und Umstände los werden, und der paar hundert Thaler wegen ist es deshalb allerdings besser, sich nicht muthwillig in solche Gefahr zu begeben.

Der Katholicismus ist indessen, während die Protestanten ziemlich gleichgültig ihre Kinder katholisch taufen lassen, um so thätiger. In der südlicher gelegenen deutschen Colonie Puerto Montt arbeiten die Jesuiten aus Leibeskräften, und schicken sogar deutsche Mädchen in das Kloster nach St. Jago, um sie dort zu dem Lehreramt in der Colonie vorbereiten zu lassen. Das hilft ihnen aber Alles nichts, sobald die Auswanderung nach Süd-Chile einen frischen Aufschwung nimmt, denn mit kräftigen und neuen Elementen von daheim können sie den Jesuiten leicht die Stange halten. Freilich verliert das Vaterland aber auch in gleichem Maße wackere Kräfte,

denn die Mucker und ähnliches Gelichter wandern leider nicht aus. Sie fühlen sich bis jetzt noch zu wohl in unserem lieben Deutschland.

Ein komischer Fall kam vor kurzer Zeit vor, wo sich ein Israelit wollte taufen lassen, um ein chilenisches Mädchen heirathen zu können. Der katholische Pfarrer war auch dazu bereit, aber — er hatte seine sehr großen Bedenken, ob er aus dem Israeliten gleich und direct einen Katholiken machen könne, und ob derselbe nicht erst *vorher* protestantisch getauft werden müsse. Es gelang erst später, ihn mit vieler Ueberredung zu einer solchen „Parforcecur" zu bewegen.

Daß den Deutschen in Valdivia aber noch die alte Heimath in den Gliedern steckt, davon finden sich eine Menge Beweise, und der deutsche Humor hat manche alte Anklänge von daheim bewahrt. So ist auf einem der dortigen Häuser eine Wetterfahne, mit Schulze und Müller zum Auswehen, in Blech geschnitten, und zwischen Valdivia und dem Hafen laufen zwei sogenannte launches (Lichter, oder kleine offene Fahrzeuge), von denen der eine den Namen Eduard, der andere den von Kunigunden führt. Eduard und Kunigunde kamen beide stromab, als ich das letzte Mal in Corral war, und gehörten *einem* Herrn.

Auch der Todtengräber (zugleich der Brunnengräber für die Stadt) ist nicht ohne Humor, und es werden eine Menge ziemlich gute Anekdoten von ihm erzählt. So soll er nach jedem Todesfall an des betreffenden Arztes Fenster klopfen und sich „schön bedanken", und als neulich ein neuer Arzt nach Valdivia kam, verlangte der satyrische Bursche Zulage vom Magistrat.

Die spanische Sprache ist für den Deutschen, wenn er Vorkenntnisse im Lateinischen oder selbst im Französischen hat, nicht so schwer zu lernen; desto schwieriger aber für alle Solche, die keine derartigen Vorkenntnisse haben. Es kommt ihnen keine einzige Vocabel aus irgend einer bekannten Sprache dabei zu Hülfe, sie müßten sie denn künstlich herzuleiten suchen, wie jene alte biedere Schwäbin. „Das klingt im Spanischen gerade wie bei uns," sagte sie, als sie erfuhr, daß vaquilla

eine „junge Kuh" hieß — „bei uns daheim nennen sie's auch a Kühala."

Die Stadt selber kann sich eigentlich architektonischer Schönheiten nicht rühmen, man müßte denn die hölzerne Säule ausnehmen, die auf der Plaza steht und wie ein einsam und riesenhaft aufgeschossener Spargel aussieht. Die Gebäude sind alle von Holz, so aufgebaut, wie es Jeder seiner eigenen Bequemlichkeit nach für angemessen fand, nicht zwei einander gleich, weder in Höhe noch in Breite. Auch die Kirche ist ein hohes und geräumiges, aber unendlich einfaches Gebäude, eine ganz neue hölzerne Ruine mit verwitterten Brettern und zerbrochenen Fensterscheiben, dem der letzte Sturm auch die letzte Schönheit und Symmetrie genommen hat. Früher zeigte ihre Front nämlich zwei hohe viereckige Thürme, ebenfalls von leichter Schachtelarbeit; der letzte heftige Wind brach aber den einen dicht über der Wurzel ab und warf den ganzen Thurm, wie er war, auf den Platz hinunter — glücklicher Weise ohne weiter etwas, als sich selber, zu beschädigen. Eine Reparatur ist seitdem nicht daran vorgenommen worden, denn man fürchtet sich wahrscheinlich, mit den alten morschen Brettern anzufangen. Einige Quadras von der Plaza entfernt, steht ein altes Kloster, das aber weit eher einer zeitgrauen, verwitterten Scheune gleicht. Das eigentliche Prachtgebäude der Stadt ist das neue Hotel Chile, oder Hotel Springmüller, wie es auch genannt wird, mit aufgebautem Stock, breiter Front und rosafarbenem Anstrich, natürlich Alles von Holz und im Innern mit dünnen, kaum etwas mehr als imaginären Wänden. Fast alle Häuser in Valdivia, wenigstens alle, in denen Deutsche wohnen, haben übrigens eiserne Oefen: eine sehr wohlthätige Einrichtung, denn wenn es auch nur selten wirklich kalt wird, ist gerade das naßkalte Wetter des chilenischen Winters für den Körper das Empfindlichste, und ein guter Ofen hilft da besser als zehn Kamine.

Die Stadt liegt unmittelbar an dem breiten und wirklich schönen Valdiviastrom, der ihr gerade gegenüber eine breite und lange Insel bildet. Diese Insel ist durchaus von Deutschen bewohnt, und zwar zumeist von den ältesten An-

siedlern dieses Districtes, der Familie Anwandter, Kindermann und Herrn Schilke, welcher Letztere hier eine großartige und ganz vortreffliche Gerberei eingerichtet hat. Das gegerbte Leder bildet eine nicht unbedeutende Ziffer in dem Exporte Valdivias. — Ein sehr freundliches und großes Haus mit Balkon hat Herr Karl Anwandter dort drüben gebaut, mit einem sehr hübschen Garten und parkähnlichen Anlagen in dem benachbarten und geschonten Holze, und die Felder sind in bestem Stande gehalten, während die dort ebenfalls gelegene Brauerei ihr treffliches Gebräu über ganz Chile sendet. Die Insel ist jedenfalls der wichtigste Punkt von ganz Valdivia.

Valdivia, als die Hauptstadt des Districtes, ist der Sitz eines Intendanten oder Gouverneurs. Ebenso liegt hier Militär, aber man sieht, wie sicher sich die Regierung in ihren Verhältnissen zu den benachbarten Indianern fühlt, denn die wenigen Mann, die hier stationirt sind, könnten keinem Angriffe, selbst des kleinsten Stammes, begegnen. — Der Chilene hält aber viel auf Musik, und mit so vielen Deutschen rund umher hat sich das chilenische Musikcorps auch eine Menge deutsche Melodien angeeignet, die dann gewöhnlich mit großem Wohlbehagen von der deutschen Bevölkerung aufgenommen werden. Eins aber scheint sie besonders gepackt zu haben, und — ich wollte, ich wäre dabei gewesen, als das chilenische Musikcorps eines Abends die Nachbarschaft mit dem Jägerchor aus dem Freischütz überraschte. Die Deutschen standen gerade vor ihrem Vereinslocal, und den alten treuen Klängen konnten sie nicht widerstehen. Im Nu fielen Alle ein, und in einem wahren Jubel, der aus allen Häusern neue Mitsänger lockte, zogen sie mit dem Musikcorps durch die ganze Stadt.

Unsere deutschen Regierungen haben sich von den Auswanderern vollkommen losgesagt. Der preußische Gesandte in Chile hat offen erklärt, daß er mit wirklichen Auswanderern, das heißt mit solchen, die nicht fortwährend ihren Paß in Deutschland erneuern lassen, gar nichts zu thun habe und ihre Rechte nicht vertreten könne (Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun). Die deutschen Aus-

wanderer aber haben sich nicht von Deutschland losgesagt. Wenn auch ihre Regierungen den Paß ihrer Freundschaft und Huld nicht erneuern, ihr Herz hängt doch an der alten Heimath, an den alten Liedern, an den alten Erinnerungen, und ihre einzige Hoffnung und Sehnsucht ist, wieder einmal, wenn sie sich etwas gespart, in die alte liebe Heimath zurückkehren zu können.

Während ich in Valdivia war, konnte ich auch Zeuge einer Municipalitätswahl sein, bei der sich zu meiner Freude die Deutschen lebhaft betheiligten. Sie hatten ihre Versammlungen und standen in ihrer Wahl mit wenigen Ausnahmen fest zusammen, so daß sie der Seite, auf die sie sich neigten, den Sieg verschafften.

Die Oppositionspartei ließ zwar alle Minen springen, und Peons und Landleute wurden, wie das in den südamerikanischen Republiken Sitte ist, für die Wahl gekauft und in Masse in die Stadt gebracht — aber ohne Erfolg. Ein Deutscher frug einst Einen der Leute auf dem Lande — mehr im Scherz, als wirklich die Sache selber glaubend — wie viel er für seine Stimme bekäme, und der Mann antwortete ganz ruhig: die Zeiten seien jetzt schlecht; früher hätten sie manchmal bis zu einer halben Unze bekommen, jetzt wären die Preise aber nicht selten bis auf vier Realen herabgedrückt — und das war ein Republikaner!

Leider war ich nicht im Stande, die südlich von Valdivia liegende deutsche Colonie Puerto Montt zu besuchen; was ich aber darüber hörte, sprach zu ihren Gunsten, wenn auch das Klima etwas kälter und unfreundlicher sein soll, wie in Valdivia selber. Der Haupterport von dort sind Alercehölzer, die in Massen nach Valparaiso und Callao in Peru verschifft werden; doch wird auch viel Getreide dort gezogen, und die Deutschen sollen sich wohl befinden. Schon früher hatte eine deutsche Firma von Valparaiso eine Dampfsägemühle in Puerto Montt errichtet — und die Regierung bewilligt solchen Dampfsägemühlen besondere Vortheile in ihren Wäldern. Jetzt kürzlich ist noch eine zweite durch einen Amerikaner und Irländer in Angriff genommen, und Alles zeigt, daß sich die Colonie mehr und mehr heben wird.

So viel ist sicher, daß Chile ein vortreffliches Land für Ackerbau und Viehzucht ist, und der Wein ebenfalls, der in der Nähe von Concepcion gebaut wird, hält die Probe mit allen anderen südamerikanischen Weinen aus. Ja, der weiße Malaga übertrifft, *meinem* Geschmack nach, noch den berühmten Eliaswein von Peru an Feuer und Wohlgeschmack. Die Regierung thut ebenfalls ihr Möglichstes, deutsche Einwanderer zu unterstützen, und macht dabei sehr vernünftiger Weise *keinen* Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten. Die Geistlichkeit arbeitet freilich aus allen Kräften dagegen an, aber ohne Erfolg, und stärken sich erst einmal die protestantischen Elemente durch größere Einwanderung, so werden auch manche Uebelstände von selber schwinden, die jetzt noch eine natürliche Folge der Umstände sind. Jedenfalls befinden sich die Deutschen in Valdivia *alle* wohl — wenige natürlich ausgenommen, die eben keinen Trieb zur Arbeit haben, und deren giebt es ja in allen Ländern. Die Handwerker verdienen hübsches Geld und überarbeiten sich dabei doch nicht, denn ich habe noch keinen Ort in der Welt gefunden, wo der blaue Montag gewissenhafter gehalten würde. Die Landbauer haben ebenfalls reichlich zu leben und immer noch einen Theil ihrer Ernten zu verkaufen, und stellt sich noch außerdem der Goldgewinn der neuerdings in Angriff genommenen Minen günstig, so braucht man gerade kein Prophet zu sein, um der Colonie Valdivia eine recht erfreuliche Zukunft vorherzusagen.

4.

Gen Patagonien.

I. In die Berge.

Während ich mich übrigens in Valdivia umsah, verlor ich mein Ziel, von hier aus Patagonien zu durchstreifen, nicht

einen Moment aus den Augen. Allerdings gaben sich auch hier Viele die Mühe, mir die dort drohenden Gefahren recht schwarz zu schildern, Andere aber sprachen viel vernünftiger über die Sache, und ich war fest entschlossen, den Versuch zu wagen, wenn ich nur eben einen Dolmetscher finden konnte.

Das schien aber weit größere Schwierigkeiten zu haben, als ich je erwartete. Es hatte Niemand Lust, den Ritt mit mir zu wagen, und ohne Dolmetscher hätte ich selber, wenn ich die tolle Fahrt auch unternehmen wollte, wenig oder gar keinen Nutzen davon gehabt.

Ein Chilene lebte allerdings in Valdivia, der früher ein sogenannter Capitano de Amigos gewesen und viel mit den Indianern verkehrt hatte, auch deren Sprache vollkommen gut verstand. Dieser erklärte mir aber rundweg: es sei jetzt die Tschitschazeit (oder die Zeit des Aepfelweins), und in der möchte er die Indianer nicht um alles Gold der Welt heimsuchen, weil sie dann alle betrunken und wild und übermüthig wären.

Nur wenige Tage blieben mir auch in Valdivia, denn fand ich wirklich keinen Führer, so mußte ich mit dem nämlichen Dampfer zurück, um meinen Weg über Mendoza zu nehmen, da die Reise einen Monat später, der beginnenden Schneestürme wegen, wenn nicht unmöglich, doch sehr beschwerlich durchzuführen war. Buenos Ayres drängte es mich außerdem, so rasch als irgend möglich auf einem oder dem andern Wege zu erreichen, denn alle meine Briefe von daheim lagen seit acht Monaten in jener Stadt.

Am 20. Morgens fuhr ich deshalb, mit traurigem Herzen meinen Plan aufgebend, von Valdivia ab, um den etwa zwei Stunden Fahrt von dieser Stadt gelegenen Hafen von Corral zu erreichen und dort wieder an Bord des Dampfers nach Valparaiso zu gehen. Nur wenige Minuten war es auch noch vor Abfahrt des Dampfers, als ein Boot von Valdivia herankam, in dem Professor v. Boeck, von dem ich dort oben Abschied genommen, saß und mir zurief, er habe einen Führer für mich gefunden. Den Burschen, eine Art Halbindianer, hatte er gleich mitgebracht, viel Zeit blieb auch nicht zum Ueberlegen, und in kaum zehn Minuten hatte ich mit

dem Chilenen contrahirt, mich nach Carmen, an der Mündung des Rio Negro — bis nach Buenos Ayres wollte er unter keiner Bedingung mit — zu begleiten. Rasch packte ich jetzt noch meinen Koffer aus, um das Nothwendigste für den Ritt heraus zu suchen, nahm Büchse und Zither mit von Bord, und ruderte, während der Steamer aus der Bai hinausdampfte, nach Valdivia zurück.

Das Ganze war natürlich so rasch gegangen, daß ich gar keine Zeit zum Ueberlegen behalten hatte, und fast wie in einem Traume sah ich die wunderschönen Ufer des Valdiviastromes an mir vorübergleiten. Vor mir lag auf's Neue das wilde Leben der Pampas, vor mir lagen wieder jene wilden Indianerhorden, deren Erscheinen gerade mein alter Correo in den Pampas damals so sehr gefürchtet, und die ich jetzt in ihrer eigenen Heimath aufsuchen wollte. Und was hatte ich nicht außerdem zu thun und zu besorgen: Pferde zu kaufen und Sattelzeug, Geschenke für die Indianer und Lebensmittel, und was ging mir Alles dabei im Kopf herum! Mein künftiger Führer beurlaubte sich indessen, sobald wir wieder in Valdivia angekommen waren. Er mußte vor dieser Reise noch einmal nach Hause reiten; am 24. versprach er aber sicher zurück zu sein, wonach wir dann gleich aufbrechen konnten.

Zu der Reise hatte ich drei Pferde nöthig: eins für mein nicht eben übermäßig schweres Gepäck, und zwei, um sie abwechselnd zu reiten. Pferde sind auch in Valdivia, besonders mit Anfang Winters, nicht theuer, und ich bekam drei recht gute Pferde für 78 Dollars. Dann ging ich daran, die nöthigen Geschenke einzukaufen, als: Glasperlen, Tücher, Maultrommeln, Spiegel, Indigo, Tabak ꝛc. — lauter Dinge, von denen man schon vorher wußte, daß man mit ihnen „einem längst gefühlten Bedürfnisse der Indianer" begegnete. Die Deutschen in Valdivia unterstützten mich dabei auf das Freundlichste, wie sie denn auch den regsten Antheil an meiner Reise nahmen.

Am 24. kam mein Bursche aber noch nicht. Diese Leute haben keinen Begriff von Zeit und ihrem Werth. Ein

Tag ist für sie wie der andere, und der morgende sieht ja genau so aus wie der heutige. Keiner von ihnen weiß sein eigenes Alter, weiß, welches Jahr, Monat, Datum oder Tag wir haben; sie kümmern sich auch nicht darum, nicht einmal um die Stunde, denn Abends wird es dunkel und morgen früh genau wieder so hell, wie heute.

Am 25. traf er endlich ein, und dadurch hatten wir schon einen werthvollen Tag versäumt, denn der wachsende Mond hatte ein herrliches Wetter gebracht, und dem schon eingetretenen Winter war, wie mir Alle sagten, nicht zu trauen. Am 25. besorgte ich deshalb noch Alles, was ich zu besorgen hatte, und brauchte am 26. bis zwei Uhr Nachmittags, um meinen lässigen Führer, der ewigen Abschied von seiner Frau nahm, flott zu bekommen. Von einigen Freunden, dem Professor v. Boeck und Herrn Becker begleitet, ritt ich an dem Tage noch sieben Leguas bis Calle-Calle; dort übernachteten wir, und früh am andern Morgen brach ich allein mit meinem Führer auf, um die noch fernen Berge sobald als möglich zu erreichen.

Unser Weg hatte von Valdivia ab, mit Ausnahme einiger zum Fluß niederlaufenden Hügelketten, durch ziemlich niedriges, von zahlreichen Bächen durchschnittenes Terrain geführt, in dem eine Menge gutbearbeiteter Chagras oder Farmen lagen. Besonders trat hier der Valdivia eigens zugehörende Apfelbaum in den Vordergrund, und Aepfel wuchsen und reiften, wohin auch nur immer das Auge fiel.

Nahe an Valdivia wohnten noch viele Deutsche; weiterhin zeigten sich chilenische Hütten; aber man brauchte wahrhaftig nicht zu fragen, welcher Nation die am Wege stehende Wohnung angehöre, denn der erste Blick verrieth das schon deutlich genug. Die Chilenen, welche nicht selten schon ein Vierteljahrhundert diese Plätze inne haben, leben noch immer in elenden, erbärmlichen Ranchos, die Erde ihr Fußboden, die Wand aus zusammengeschobenen, rohgespaltenen Klötzen hergestellt, das Dach so nothdürftig aufgelegt, daß man im Innern, wenn es einmal tüchtig regnet, immer noch draußen ist. Die Deutschen dagegen, von denen erst wenige sechs oder acht Jahre im Lande ansässig sind, haben feste, gut ge-

baute und sauber gedeckte Bretterhäuser, Glasfenster, gelegte Dielen und gute Umzäunungen. Auch ihre Felder sind in gutem Stand, und daß sie sich dabei wohl befinden, beweisen schon die Vorräthe, die sie von allen Lebensmitteln im Hause haben.

Der Chilene hat auch eben so wenig wie der Peruaner oder Ecuadorianer den rechten Sinn für Ordnung, Reinlichkeit oder gemüthliche Häuslichkeit, und der gewöhnliche Chilene unterscheidet sich wirklich nur dadurch von dem Indianer, daß er, wenn irgend möglich, noch schmutziger ist und sich für einen Cavallero hält; sonst ist er ziemlich eben so braun und scheint auch eben so wenig Bedürfnisse zu haben.

Am nächsten Tage war der Himmel trübe; die Gegend lag in Nebel gehüllt; ich hatte dazu von meinen letzten Freunden Abschied genommen, hatte wieder einmal ein langes, ödes Stück Erdball vor mir, durch das ich einsam meine Bahn verfolgen wollte — kein Wunder denn, daß mir nicht so recht froh und leicht um's Herz war, und ich unwillkürlich meinen wackern Rappen schärfer austraben ließ, um der Gedanken ledig zu werden. Ich liebe die Dämmerstunden, aber sie dürfen nicht Tage lang dauern, sonst drücken sie das Herz.

Der heutige Tag brachte uns aber auch in ein anderes Terrain, denn wir folgten hier einem ziemlich breiten Fluß aufwärts, den wir fünf- oder sechsmal kreuzen mußten. Unseren unbeschlagenen Pferden wurde es sauer, über die großen runden Kiesel wegzuschreiten. Die Strömung war außerdem, obgleich es eine ganze Woche nicht geregnet hatte, bei ziemlich tiefem Wasser sehr stark. Zwischen den Biegungen des Flusses zogen sich Wald- und Hügelstreifen hin, wie einzelne, ziemlich öde Pampas, deren dürftiger Weidegrund nicht eben den besten Boden verrieth. An anderen Stellen trafen wir aber auch wieder fruchtbare Ebenen und vereinzelte Farmen, jedesmal von einem Wald von Apfelbäumen umgeben. Reisenden begegneten wir sehr spärlich, höchstens einmal hier und da einem Guasso, der von seiner Chagra aus in die Stadt ritt, oder einem einzelnen Indianer, der, seine langen schwarzen Haare weit auswehend, vorübersprengte, um Pferde

zu suchen oder Vieh zusammen zu treiben. Auch Wild war nirgends zu sehen, denn es giebt kaum ein Land in der Welt, das so arm an jagdbarem Wild wäre, wie der Süden von Chile — den Norden von Chile vielleicht ausgenommen. Selbst nur wenig Vögel sah ich im Walde, und zum Theil mag das der Herbst entschuldigen, wenn es hier auch keinen eigentlichen Winter mit Schnee und Eis giebt. Nur hier und da fiel das Auge auf ein paar staarähnliche Vögel oder auf ein vereinsamtes Exemplar jener Kibitzart, die ich schon in den Pampas von Buenos Ayres gefunden, und die mich dort so manchmal durch ihr fatales und zudringliches Geschrei geärgert, wenn ich einen Hirsch oder ein anderes Wild anbürschen wollte. Sie sind hier auch eben so wenig scheu, als dort, und umkreisen den Reiter oft ganze Strecken weit. Nur einmal sah ich ein paar große graue Sumpfvögel mit schnepfenartigem, vorn gebogenem Schnabel, die aber ebenfalls ruhig dicht neben den vorbeitrabenden Pferden sitzen blieben. — Es ist für mich etwas Trauriges und Oedes, so ein wildleerer Wald, und ich könnte mich nie wohl und glücklich darin fühlen.

Mein Führer ärgerte mich indessen, indem er jeden uns Begegnenden anhielt und lange Besprechungen mit ihm pflegen wollte. Er gab vor, er erkundige sich nur nach dem Stand der Dinge der „otra banda", wie Patagonien auf dieser Seite der Cordilleren genannt wird. Ich machte dem aber bald ein Ende, denn wir kamen dabei nicht von der Stelle. Wir erreichten auch in der That nicht das Nachtquartier, das ich mir gesteckt, sondern mußten bei einem alten sauertöpfischen Chilenen übernachten, der uns draußen vor dem Hause schlafen ließ und nicht das Geringste zum Imbiß anbot. Zur Ehre der Chilenen muß ich aber hinzufügen, daß solche Ungastlichkeit keineswegs in ihrem Charakter liegt, und dieser Bursche auch deshalb in der ganzen Gegend berüchtigt war. Ganz sein Gegensatz war auch ein Landsmann von ihm, dessen Haus wir am andern Abend erreichten und dem ich einen Brief von seinem Bruder in Valdivia mitbrachte.

Wenn ich sein eigener Bruder gewesen wäre, den Don

Fernando Acharan in zehn Jahren nicht gesehen, so hätte er mich nicht herzlicher aufnehmen können; ich brachte ihn kaum zum Niedersitzen, so flog er herum und besann sich nur immer noch auf etwas Anderes, was er herbeibringen könne. Er ruhte auch nicht, bis ich ihm versprach, den nächsten Tag, gerade den Charfreitag, bei ihm auszuruhen, was ich endlich, wenn auch nicht gern, zugestand, weil mein Führer ebenfalls sein Gewissen vorschützte, das ihm verbiete an diesem Tage zu reisen. Dergleichen Burschen denken nur bei passenden Gelegenheiten an ihr Gewissen, denn bei Don Fernando fand er reichlich gutes Essen und vortreffliche Tschitscha (den also genannten Aepfelwein dieser Gegenden). Uebrigens war das Wetter auch noch vortrefflich und der Himmel vollkommen wolkenrein, so daß mit dem Aufenthalte eines Tages nichts verloren ging.

Unfern von Don Fernando's Wohnung, etwa eine Stunde Weges, lag die erste Lagune, Ranco genannt, und wir ritten bei dem wundervollsten Sonnenschein hinüber. Der ganze Weg lag durch dichten Wald mit herrlichem Baumwuchs, und nur an einigen Stellen hatten wir die bitterböse Kila zu passiren, die an manchen Stellen, besonders auf feuchtem Boden, den Wald zu einer fast undurchdringlichen Wildniß zusammenschlingt.

Diese Kila ist ein Rohr, dem amerikanischen Cane nicht unähnlich, fast wie eine dünne Bambusart, aber nicht hohl, sondern mit einem festen und harten weißen Mark gefüllt. Ihre Dicke ist verschieden, doch scheinen die Halme nicht stärker als etwa $1^1/_2$ Zoll im Durchmesser zu werden, während sich zahllose bindfadenähnliche Pflanzenschößlinge hindurchwinden und mit ihren fast unzerreißbaren Trieben den Wanderer zur Verzweiflung bringen. Der Weg nach der Lagune war allerdings von diesen Hindernissen befreit, und bald lohnte uns den kurzen Ritt das herrlichste landschaftliche Bild, an dem mein Auge seit langer, langer Zeit gehangen.

Vor uns, ein blitzender, blauer, weitgedehnter See, lag im vollen Sonnenlicht die wundervolle Ranco-Lagune, aus deren zitternder Fluth sich zahlreiche, grün bewaldete Inseln

erhoben. Den Hintergrund bildeten dazu die hier ebenfalls bis in die Gipfel bewaldeten Cordilleren, und vollblühende Myrtenbüsche neigten sich an beiden Seiten von dem Punkt, wo wir hielten, zu dem sandigen, sauber gewaschenen Strand nieder, an dem herauf gerade ein paar braune Indianer angesprengt kamen. Dort drüben, vom klarsten Sonnenlicht beschienen, lag auch der Paß, den ich überschreiten mußte, und dahinter die weite Pampa mit ihren Rudeln von Guanacos, Hirschen und Straußen und wilden Horden kriegerischer Indianer, so daß mir das Herz ordentlich sehnsüchtig schlug und ich die Zeit nicht erwarten konnte, in der ich zuerst in das neue tolle Leben eintauchen mochte.

Gegen Abend ritten wir erst wieder zurück, und ich behielt noch Zeit genug, Don Fernando's „chagra" ein wenig genauer in Augenschein zu nehmen. — Der Hauptertrag dieser Landwirthschaften, die hier im Innern liegen, ist Vieh- und Pferdezucht und Käsefabrikation. Eine bedeutende Quantität von Käsen, die in Form und Geschmack viel Aehnlichkeit mit dem amerikanischen Western reserve cheese haben, wird hier angefertigt und auf Maulthieren nach Valdivia geschafft, um von dort wieder nach dem Norden verschifft zu werden. Der Käse bildet auch in der That einen Hauptausfuhrartikel der ganzen Provinz Valdivia. Außerdem wird noch Weizen und Gerste gebaut, und Tschitscha aus den in Unmasse wachsenden Aepfeln gewonnen.

Und woher kommen überhaupt diese Apfelbäume, die nicht allein in Chile überall im Walde zerstreut gefunden werden, sondern auch bis weit nach Patagonien hinreichen? Die Ansiedler glauben, daß sie zuerst von den Spaniern herübergebracht wurden, die ja auch manche andere Früchte, wie zum Beispiel Getreide und Wein, nach Peru getragen haben. Die Verbreitung des Apfelbaums in diesen Landstrichen ist mir aber dafür zu bedeutend, und ich glaube fast, daß der Apfel dem Lande schon eigenthümlich war, als es die Spanier zuerst fanden. Und weshalb auch nicht? — Chile ist außerdem sehr arm an wilden Früchten, von denen doch jedes Land einige hat, und wie sich die Brombeere fast in allen Ländern der Erde wild findet, konnte hier eben so gut

der Apfel heimisch sein. Es bleibt wenigstens unwahrscheinlich, daß er so häufig in dem wilden Patagonien steht, das von den Spaniern nur sehr selten, und dann immer in bewaffneten Schaaren kämpfend durchzogen wurde. Die Apfelbäume, so manche Frucht ich auch von ihnen gepflückt, haben mich aber doch auch oft schwer geärgert, denn wo sie am Wege stehen, fassen sie mit ihren hart-knorrigen, zähen Aesten den Reiter, der alle nur erdenklichen Kunststücke nöthig hat, um ihrem Griffe auszuweichen und zu entgehen.

Viele Deutsche in der Nähe von Valdivia haben ihre Felder ganz nach alter deutscher Sitte urbar gemacht, und mit wahrhaft eisernem Fleiß auch die letzten Baumstümpfe ausgerodet, ehe sie daran dachten, den Pflug einzusetzen. Hier, mehr im Lande drin, macht es sich der Chilene bequemer und behandelt sein frisch urbar gemachtes Land ähnlich wie die Amerikaner, indem er die großen Bäume einriegelt und dadurch tödtet, und es der Zeit überläßt, sie gelegentlich umzuwerfen. Wo die Bäume nicht zu dicht stehen, ist es auch, meiner Meinung nach, das ganz richtige Princip, denn es wird dadurch viel Arbeit gespart, und durch die stürzenden Bäume lange nicht so viel verdorben, als eben der Arbeitslohn kostet, um sie von vornherein aus dem Wege zu schaffen. Sind sie später abgestorben und dürr, so verbrennen sie so viel rascher, und es kann dann leicht damit aufgeräumt werden.

Die Pferdezucht ist hier nicht unbedeutend, und die Thiere finden überall, theils in den natürlichen Pampas, theils in sogenannten Quemados, wo der Wald abgebrannt wurde, vortreffliche Weide. Zahlreiche Stellen habe ich auch, sowohl in der unmittelbaren Nähe Valdivias, als weiter im Walde drin, gefunden, die in früheren Zeiten jedenfalls einmal urbar gemacht waren, und jetzt nur so viel üppigeren Aufwuchs junger Bäume zeigen. Der gänzliche Mangel alter, verwitterter Stämme verräth diese am besten, und sie umgeben nicht selten so dicht einen ausgedehnten Weidegrund, daß der hindurchgehauene Pfad nur abgesperrt zu werden braucht, um die Thiere vollkommen und sicher einzuschließen. Durch das Dickicht können sie dort an keiner Stelle brechen.

Mein Bursche feierte indessen den Charfreitag, indem er ruhig im Schatten und auf dem Rücken im Freien lag, seinen Gedanken Audienz gab, meinen Tabak dazu rauchte und Don Fernando's Tschitscha trank. Fleisch wollte er aber doch nicht essen, das der gastfreie Chilene für mich allein hatte bereiten lassen, denn er meinte schmunzelnd, ich sei ja doch nun einmal kein Christiano, und könnte wenigstens von meinen Sünden einen nützlichen Gebrauch machen und mich zu der vor mir liegenden Reise stärken.

Am nächsten Morgen hatte er aber mit Tagesanbruch Kaffee bereitet; die Pferde wurden aus dem Portrero heraufgebracht, unser Packthier geladen, und er begleitete uns noch ein weites Stück in den Wald hinein, uns das Geleit zu geben. Als er, etwa um zwölf Uhr, Abschied von uns nahm, vermißte ich mein Teleskop, das ich in seiner Wohnung richtig vergessen hatte. Señor Acharan wußte aber recht gut, wie nothwendig ich das Teleskop in den Pampas brauchen würde, und ohne ein Wort weiter zu sagen, warf er sein Pferd herum, galoppirte den ganzen langen Weg zurück, und sandte, daheim angekommen, ohne Weiteres den Mayordomo mit dem vergessenen hinter uns her. Wir selber hielten keinen Augenblick an, sondern verfolgten unsern Weg um die Ranco-Lagune, jetzt eine Strecke selbst in der Lagune hin, wo das Wasser, wohl eine halbe Stunde weit, den Pferden bis unter den Bauch ging, jetzt häßliche Hänge, durch Kila, Myrtenbüsche und Fuchsien hinauf- und hinabkletternd, kreuzten den Lisén, einen tiefen Bergstrom mit reißendem Wasser, erreichten wieder ebenes Land, passirten mehrere Indianerhütten, und hielten endlich, etwa fünf Uhr Nachmittags, auf einem vortrefflichen Weideplatze für die Pferde, wo ein Halbindianer seinen kleinen Rancho aufgeschlagen hatte, um sich dicht daneben eine größere und bequemere Hütte zu bauen und das Land urbar zu machen.

Noch hatten wir aber den durch den schlechten Weg warm gewordenen Thieren die Sättel nicht abgenommen, als auf keuchendem Rappen der Mayordomo neben uns hielt und mir das vergessene Teleskop brachte. Der Mann war den Weg, zu dem wir den ganzen Tag gebraucht, in drei und einer halben

Stunde herübergejagt, und sein armes Thier hatte meine Vergeßlichkeit büßen müssen. Er schien übrigens nicht das Geringste darin zu finden, und ritt noch an dem nämlichen Abend zu der nächsten Indianerhütte zurück, die am Wege lag, um am nächsten Morgen wieder heimzukehren.

Der Abend war wundervoll, aber — der Wind drehte sich nach Norden; mein Führer machte ein sehr bedenkliches Gesicht und sah häufig nach den Wolken hinauf, die sich höher und höher thürmten, und ich selber traute dem Wetter ebenfalls nicht. Außerdem war es die erste Nacht, die wir im Freien campiren mußten, denn unter dem kleinen Dache lag der Halbindianer mit seiner Familie und seinen Hunden, und es war kein Raum mehr für uns darunter. Ich stellte also, so weit das anging, ein nothdürftiges Lager für mich her, indem ich meine dickste Satteldecke an den nächsten Büschen befestigte, wickelte mich in meine Ponchos und schlief, mit dem Kopfe auf dem Sattel, wie schon so manche Nacht vorher, ruhig ein.

Der Nordwind hatte aber nicht umsonst gedroht. Um neun Uhr etwa fielen die ersten Tropfen, dann setzte es wenig aus, und um zwölf Uhr etwa goß es, was vom Himmel herunter wollte. Für uns gab es aber freilich keinen andern Rath, als auszuharren und still zu liegen, denn man macht das Uebel sonst nur noch viel ärger. Als sich das Wetter am nächsten Morgen wieder aufklärte, war ich vollkommen zufrieden, rang meine Decke aus, packte mit meinem Führer unser Thier, sattelte auf und ritt eben weiter. Ich war etwas feucht geworden, und das muß man sich im Walde draußen gefallen lassen; wußte ich doch auch noch von Ecuador her kaum, wie einem recht trockenen Menschen zu Muthe war.

Von hier bog unser Weg wieder durch weite prächtige Ebenen, hier und da von kleinen Farmen oder Chagras besiedelt, und wir ließen unsere Thiere deshalb auch besser austraben. Der Himmel gefiel mir freilich noch immer nicht, denn wenn sich auch der Wind nach Westen gedreht hatte, zogen sich doch lange lichte Wolkenstreifen von Nord nach Süd, und ich kannte aus Erfahrung, was die bedeuten.

Heute sollten wir übrigens einen der schlimmsten Ströme unseres Weges kreuzen, den sogenannten Pilian Leufu oder Teufelsfluß, der, wie der Hase unseres alten Magister Martin, „seinen Namen mit Recht führt". Leufu ist der Penchuenchen-Name für Fluß überhaupt, Pilian (oder Kilian?) ist der Teufel oder der schwarze Jäger — jedenfalls eine Verwechselung aus dem Freischütz.

Der Pilian spielt bei ihnen überhaupt eine nicht unbedeutende Rolle und hat seinen Hauptsitz in dem Krater des Villa-Rica-Vulkans, den auch deshalb kein Fremder *vor* der Ernte besteigen darf, weil „the gentleman in black" darüber böse werden könnte. Ist die Ernte aber erst einmal eingebracht, so schadet das weniger.

Etwa vier Uhr Nachmittags erreichten wir diesen berüchtigten Strom, der so reißend ist, daß schon selbst mancher Indianer seinen Tod darin gefunden hat, wenn er ihn, angeschwollen, kreuzen wollte, und der Pilian darin ist so leicht beleidigt, daß er bei dem geringsten Regen seine Fluthen donnernd und schäumend zu Thal wirft. Das Gefährliche in diesem Strome sind aber erstlich die großen Steine und Felsblöcke, die ihn füllen und die er sich selber herabgewälzt hat, und dann sein kalkartiges, weißes und undurchsichtiges Wasser, unter dem der Reiter die darunter verborgenen Hindernisse gar nicht sehen kann, sondern sein Thier auf gut Glück gerade hindurch lenken muß. Nur die am schlimmsten kochenden und sprudelnden Stellen kann er vermeiden. Ist er aber hoch, und verliert das Pferd den Fußhalt, so kann es in dem rauhen Gestein selten wieder Boden finden; es wird eben mit fortgerissen und geht gar nicht etwa so selten mit dem Reiter verloren.

Die weiße Farbe des Wassers erklären sich die dortigen Indianer sehr leicht und einfach; sie sagen ganz ruhig: das komme von dem Schnee der Cordilleren her, und mein alter Kazike Kajuante sah mich sehr erstaunt an, als ich ihn frug, weshalb die anderen Flüsse *kein* weißes Wasser hätten.

Der Pilian Leufu war schon etwas nach dem letzten Regen angeschwollen, wenigstens im Steigen, aber wir kreuzten ihn noch ziemlich gut, denn die längere Trockenheit vorher

hatte ihn ziemlich heruntergebracht. Gleich dahinter mußten wir dann noch durch einen andern, fast eben so reißenden Strom, den Witchi Leufu, der aber klares Wasser hat, sich gleich darauf mit dem Pilian Leufu vereinigt und mit ihm zusammen in die östlichste Lagune Mai Hue mündet. Nach einem halbstündigen Ritt erreichten wir dann die letzten Hütten Chiles, die Wohnung des Kaziken Kajuante, wo wir zu übernachten beschlossen, um am nächsten Morgen in die Cordilleren selber aufzubrechen. In anderthalb Tagen konnten wir sie übersteigen, dann hatten wir noch, nach einem halbtägigen Ritt, einen andern bösen Fluß an der östlichen Seite, der bei trockenem Wetter aber ebenfalls keine Schwierigkeiten bot, und jedenfalls konnte ich in zwei bis zwei und einem halben Tage alle in der Regenzeit unpassirbaren Flüsse hinter mir haben.

II. Die Hütte des Kaziken.

Die Hütte zeigte eben nicht viel Versprechendes, und keineswegs den Luxus an besonderer Bequemlichkeit, den man eigentlich in einer Kazikenwohnung hätte vermuthen sollen. Die Wände dieses Palastes bestanden aus roh behauenen und schräg aufgestellten Planken, mit einem Binsendach und weder Thür noch Fenster, denn als Eingang dienten eben ein paar der zurückgeschobenen Planken, die Abends oder vielmehr Nachts wieder vorgehoben wurden, um den Hunden den allzu freien Eingang zu verwehren, oder doch wenigstens zu erschweren — denn hinein kamen sie doch.

Der alte Kazike Kajuante war übrigens nicht zu Hause, nur zwei kleine Burschen in braunen Ponchos, von vielleicht zwei und drei Jahren (der ältere war der Enkel und der jüngere der Sohn), ritten draußen Steckenpferd und warfen Bindfaden-Lassos nach den Hühnern und Hunden, welche letztere uns mit einem wahren Heidenlärm empfingen.

„Wo ist der Kazike?“

„Tomando!“ lautete die Antwort, die ich aber damals noch nicht verstand, wenn sie mir auch bald nachher klar ge-

nug werden sollte. — Tomando = im Begriff, zu nehmen — aber was?

„Tschitscha!" — Aha, dachte ich, er wird ausgeritten sein, sich ein Faß Aepfelwein zu kaufen, um einen Morgentrunk im Hause zu haben. Noch immer aber hielten wir, der indianischen Etikette gemäß, vor der Hütte auf den Pferden, denn man antichambrirt hier nur im Sattel. Mein Führer schien indessen einem zu uns herausgekommenen jungen Burschen unsere ganze Lebensgeschichte auf das Ausführlichste in der Sprache dieser Rothhäute zu erzählen. Dieser verschwand dann wieder in der Hütte, und wir — blieben sitzen. Der Himmel hatte sich aber, schon ehe wir die Hütte erreichten, wieder ganz umwölkt, mein Compaß sagte mir, daß der Wind auf's Neue voll nach Norden herumgegangen sei, und es dauerte nicht lange, so schlugen die großen, schweren Tropfen auf uns nieder — und wir blieben sitzen. Damit war mir aber nicht gedient; ich sprang aus dem Sattel, warf einen meiner Ponchos darüber und führte mein Pferd unter den nächsten, noch dichtbelaubten Apfelbaum, hing dann den andern Poncho um und setzte mich auf einen umgestürzten Trog, die Entwickelung dieser etwas lästigen Etikette abzuwarten.

Dicht neben der Wohnung des Kaziken stand noch eine kleine, erbärmliche Hütte, in der zwei chilenische Familien wohnten. Die eine von den Frauen, die trotz der Nähe aller Flüsse und Lagunen Waschwasser jedenfalls nur dem Namen nach kannte, kam zu uns heraus und brachte mir eine Schüssel Kartoffeln in der Schale, wofür sie sich etwas Achi (rothen spanischen Pfeffer) ausbat und sich zugleich theilnehmend erkundigte, ob ich auch mit Tabak versehen sei. Ich gab ihr etwas von Beidem, denn umsonst darf man unter diesen Kindern der Natur nichts erwarten. Während ich aber noch die Kartoffeln im Regen verzehrte — denn ich hatte den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen — kam der Bursche aus dem Hause zurück, und mein Führer erklärte mir jetzt, daß wir eintreten könnten: die Wohnung stände zu unserer Verfügung. — Das war wenigstens etwas. Wir sattelten rasch ab, daß Ladung und Reitzeug in's Trockene kamen; mein

Führer nahm mit Hülfe des Burschen die indessen vollständig abgekühlten Thiere in den nächsten Cerco oder Weideplatz, und ich selber betrat aus dem jetzt niederfluthenden Regen heraus das Haus, das ich — wie ich damals freilich glücklicher Weise nicht ahnte — Wochen lang bewohnen sollte.

Der innere Raum mochte ungefähr zwanzig Fuß Tiefe und fünfundzwanzig Fuß Breite haben. In der Mitte war ein großes Feuer angeschürt, das seine Funken zu dem mit schwarz glänzendem Ruß überzogenen Kilaboden hinaufsandte. An der rechten Seite waren einige rohe, mit Fellen gedeckte Bettgestelle aufgeschlagen, links standen ein paar trockene Ochsenfelle, mit, wie ich später fand, Weizen gefüllt, und verschiedene kleine Schichten von Schaffellen verriethen die Stätten, wo Abends an der Erde die verschiedenen Betten aufgeschlagen wurden. Im ganzen Hause herum hingen dazu an befestigten und grau geräucherten Stecken Sättel, Zäume, Lassos und Ueberhosen von rohgegerbter Haut. Selbst ein Fischnetz war in der einen Ecke untergebracht, und das Ganze glich auf ein Haar einer schmutzigen Rumpelkammer, in der seit Jahren nicht aufgeräumt worden.

Die lebenden Bewohner der Hütte, das heißt die sichtbaren, nahmen aber bald meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch, und ich fand, daß die jetzt anwesende kazikliche Familie aus der alten Dame des Hauses bestand — einem so schmutzigen Geschöpf, wie ich es je gesehen —, dann aus zwei ganz kleinen Kindern, die sich in der Asche herumwälzten, zwei größeren Mädchen von vielleicht sieben bis acht Jahren, der Kronprinzeß, die etwa achtzehn zählen mochte und dick und fett war, einer jungen Frau mit zwei anderen Kindern, einem Mann, der in der Ecke auf dem Bette lag und krank schien, drei Chilenen, die an der linken Seite des Feuers saßen, und außerdem aus zehn Hunden, fünf Katzen, drei Enten, einer Truthenne mit sieben Jungen und sieben oder acht Hühnern. — Die Katzen lagen in der warmen Asche, die Hunde visitirten theils die Kochtöpfe, theils unser Gepäck, die Hühner waren, nach ihrer Art, überall, und nur die Enten schienen zeitweilig geduldet zu sein, denn wenn einer der Hunde — was fortwährend vorfiel — Hiebe bekam, gingen

sie jedesmal in ordentlicher Reihe schnatternd zur Thür hinaus — kamen aber auch eben so geschwind wieder herein.

An Gesellschaft fehlte es also nicht; die Hütte war aber nach stillschweigender Uebereinkunft so abgetheilt worden, daß die Familie und überhaupt alle später hinzukommenden Indianer auf der rechten Seite des Hauses blieben, während die Chilenen, welche sich dort ebenfalls als Gäste befanden, die linke occupirten. Auf dieser hielten wir uns deshalb ebenfalls, schichteten unser Gepäck, so eng es ging, zusammen, hingen Sättel und Zäume außer dem Bereich der Hunde und Ratten, und kauerten uns dann zum Feuer nieder, wo ein paar junge Mädchen uns schon ein paar Sitze durch niedere, mit Schaffellen belegte Bänke hergerichtet hatten.

Draußen peitschte indessen der Regen auf's Dach, es war dazu dunkel geworden und der Platz hier im Innern so ungemüthlich, wie er möglicher Weise sein konnte. Aber was half's? Ich war ja auch darauf vorbereitet, ein wildes und rauhes Leben zu führen, und daß es hier beginnen müsse, hatte ich vorher gewußt. Glücklicher Weise lag trockenes Holz genug im Hause, mit dem wir nichts weniger als sparsam umgingen. Dann stopfte ich mir meine Pfeife (Cigarren sind zu fein für einen solchen Platz), lehnte mich an einen der Strebebalken und blies den blauen Rauch resignirt in den andern Qualm hinein.

Mir gegenüber saßen die weiblichen Bewohner der Hütte, die Frau des Kaziken (denn diese Indianer gehören wenigstens dem Namen nach dem Christenthum an, und selbst die Kaziken haben nur eine Frau), die älteste Tochter, die Schwägerin derselben und drei junge Dinger, reifende Backfische. Die drei erwachsenen Damen waren dabei vollkommen gleich gekleidet, und besonders fiel mir ein Perlenschmuck auf, den sie um die Stirn wie ein Diadem trugen. Es war ein schmales, etwa zwei Zoll breites Band, auswendig mit Perlen in aneinander liegenden Dreiecken gestickt, von denen immer das mittelste aus weißen Perlen bestand. Bei der ungewissen Beleuchtung sah es denn auch in der That so aus, als ob sie alle schmale Kronen trügen, und ich glaubte damals, daß dies vielleicht eine Auszeichnung der Kazikenfrauen sei, eine Art

von Kopforden, den die Männer verdient oder nicht verdient hätten, und der in einem der europäischen Cultur vorausgeeilten Zustand auch auf das schöne Geschlecht überginge — eine Sache, zu der wir es in Deutschland auch noch einmal bringen werden. Später sah ich, daß ich mich darin geirrt, denn jedes alte Weib in der ganzen Nachbarschaft trug den nämlichen, oder einen ganz ähnlichen Schmuck, der ihnen übrigens in den schwarzen Haaren gar nicht schlecht stand.

Die Kazikentochter war ein recht hübsches Mädchen, vielleicht ein klein wenig zu fett, aber mit einem runden, gemüthlichen Gesicht, das recht gut einem deutschen derben Bauernmädchen hätte gehören können. Sie trug dazu um den Hals eine wahre Unzahl von Perlschnüren, die wenigstens vier oder fünf Pfund wiegen mußten: schon ein werthvoller Schmuck, wenn man berechnet, daß das Pfund in Valdivia einen Dollar kostet.

Die Tracht der Frauen ist einfach, praktisch, kleidsam und züchtig. Sie tragen eine Art Rock von blauem Tuch, der bis auf die Knöchel hinabgeht und über die rechte Schulter hinüber, aber dicht unter dem linken Arm hindurchgeht. Er bedeckt dadurch vollkommen die Brust, läßt aber den linken Arm frei und nackt, da sie dessen ungehinderte Bewegung zu ihrer Spindel brauchen.

Ueber diesen Rock tragen sie dann noch eine Art Schultertuch, fast wie die Mädchen der Südsee, aber ebenfalls von dem dunkeln, blauwollenen Stoffe, das ihre Arme vollständig bedeckt und sie warm hält. Die Haare hält das Stirnband zusammen, doch flechten sie dieselben auch noch in zwei bis unter die Schulterblätter reichende Zöpfe, die aber unten stets offen sind. Natürlich gehen sie barfuß.

Die Männer gehen eben so einfach gekleidet. Sie haben dunkelblaue, eng anliegende Hosen, ein Tuch um die Hüften, wie der Pareu der Südsee oder der Sarong Javas, und den Poncho. Um die langen schwarzen und straffen Haare binden sie ein dunkles, schmuckloses Band; die Füße sind nackt, und steigen sie zu Pferde, so schnallen sie die Sporen eben an den nackten Fuß. Merkwürdiger Weise ist die Hautfarbe aller dieser Indianer, nur mit Ausnahme Einzelner, die aber wahr-

scheinlich weiter vom Süden stammen, außerordentlich hell. Sie sind kaum um einen Schatten dunkler als die Chilenen, und nur die Gesichtsform trägt ganz den Typus des nordamerikanischen Indianers. Ich habe Indianer hier gesehen, die neben einem sonnverbrannten deutschen Bauer hätten für weiß gelten können.

Heut Abend blieb mir aber nicht mehr Zeit zu weiteren Betrachtungen, denn ein wilder Schrei, der plötzlich von außen in unsere stille Hütte tönte, störte Alle auf. „Der Kazike!" sagte der Eine der Chilenen, und die Frauen schürten das Feuer heller und breiteten ein paar Felle und einen Poncho darüber an der andern Seite aus. Draußen in der stockfinstern Nacht klapperten die Hufe eines Pferdes; wieder der Schrei, der aus gar keiner menschlichen Kehle zu kommen schien, dazu das laute Gebell oder vielmehr Geheul der Hunde, und während das einfache Brett umfiel, welches zum Theil die Thür bildete und draußen in den Schlamm patschte, füllte die breite, kräftige Gestalt des alten Kaziken den Eingang. Dort blieb er etwa eine halbe Minute stehen und stierte mit seinen glanzlosen, trunkenen Augen rund um das Feuer herum. Uns Fremde schien er aber doch dabei bemerkt zu haben, denn er raffte sich plötzlich zusammen, that ein paar feste Schritte vorwärts, erreichte einen ihm rasch hingeschobenen Sitz und starrte dann wohl eine Viertelstunde lang, ohne ein Wort zu sprechen, die beiden Hände auf die nassen Kniee gestützt, finster in die vor ihm aufzüngelnde Flamme.

Seine Frau bog sich jetzt zu ihm nieder und meldete ihm wahrscheinlich officiell unsere Anwesenheit, ohne daß er jedoch auch nur durch ein Zeichen verrieth, er höre, was sie ihm sage. Endlich stammelte er einige Worte, und ich wurde bedeutet, daß ich vortreten solle. Der Kazike wolle mich begrüßen. Natürlich folgte ich ohne Weiteres dem Befehl und blieb vor dem alten Indianer stehen, der mich einen Moment von Kopf bis zu Füßen betrachtete. „Aleman?" fragte er dann mit etwas schwerer Zunge. — „Si!" — „Bueno!" Die Deutschen sind bei den Indianern nicht ungern gesehen, und er reichte mir seine nasse Hand (der ganze Mann troff noch von dem draußen niederfluthenden Regen), die ich ihm derb

schüttelte. Augenscheinlich wollte er noch irgend etwas sagen, aber es mochte wohl nicht recht gehen; er fühlte vielleicht, daß er sich möglicher Weise eine Blöße geben könne, und brach die Audienz kurz ab. Er zog seine Hand zurück, winkte mir huldvoll und nicht ohne Würde, daß ich mich entfernen könne, und stierte wieder schweigend vor sich nieder. Das dauerte aber nur ganz kurze Zeit; denn mit unglaublicher Geschwindigkeit hatte die Familie einen Poncho vor das schon hergerichtete Lager gespannt, der ihn, von unserer Seite aus, jedem neugierigen Blick entzog; der Kazike machte blos eine halbe Wendung nach rechts, und schien dann sanft und selig eingeschlafen, denn er rührte und regte sich nicht weiter.

Uns blieb ebenfalls nichts weiter übrig, als unser Lager zu suchen; denn das Feuer brannte nieder, durch die überall klaffenden Spalten der Hütte zog der kältende Wind, und nach sechs, sieben Pfeifen schmeckte mir selbst der Tabak nicht mehr. Die Chilenen hatten sich überdies schon ihr „Bett" hergerichtet, und ich that jetzt dasselbe, nahm ein paar Schaffelle des Packsattels als Pfühl, breitete eine Satteldecke darüber, nahm die andere und meine beiden Ponchos zur Zudecke, schob den Sattel unter den Kopf und hielt, alter Erfahrung gemäß, meinen Ueberzieher bereit, ihn nöthigenfalls über das Gesicht zu decken — und wie hatte ich ihn nöthig!

Der Platz war durch die vielen Gäste, Inwohner und Hunde der Hütte sehr beschränkt, und da die Chilenen, ebenso wie die Nordamerikaner, die liebenswürdige Angewohnheit haben, den Platz, wo sie sitzen, durch Spucken immer in eine ekle Pfütze zu verwandeln, so hatte ich mir die entfernteste Ecke ausgesucht, um mein Lager dort aufzuschlagen. Mit den Eigenthümlichkeiten der Hütte aber noch nicht bekannt, war ich unglücklicher Weise unter eine innere Dachtraufe gekommen, die ihre schweren Tropfen unerbittlich auf meinen Kopf niedersandte. In der Stockdunkelheit ließ sich indeß das Lager für diese Nacht nicht mehr verändern, ich mußte aushalten, zog mir also meinen Ueberrock über den Kopf, um den Regen aufzufangen, schloß die Augen, und wäre augenblicklich, meiner Gewohnheit nach, eingeschlafen, hätte mich

nicht noch Einer der Chilenen, ein sogenannter Capitano de amigos, die gewissermaßen als Spione zwischen den Indianern leben, durch sein Geschwätz wach gehalten. Er erzählte von seinen unzähligen Löwenjagden, sprach unaufhörlich von seiner Geistesgegenwart und Behendigkeit, und redete noch immer allein fort, als die Anderen schon sämmtlich um ihn her schnarchten. Auch ich schlief endlich ein und hörte nur noch in einem halben Traume, wie er etwa den siebenundzwanzigsten Löwen auf einen Baum jagte und dann — ich weiß nicht mehr was that.

Und was für ein Regen in dieser Nacht! Ein paar Mal wachte ich auf und hörte den Wind draußen heulen und toben, hörte die Wasser des nicht einmal nahen Flusses rauschen, und fühlte das ganze Elend meiner Lage in dem Privatguß, den ich auf mein hartes Bett bekam. Hielt der Regen an, grübelte ich weiter, so war es fast unmöglich, daß wir den nächsten Tag reiten konnten; und noch einen ganzen Tag in dieser Hütte verbringen? Ich glaubte wahrhaftig schon, ich müßte verzweifeln — ich wußte damals noch gar nicht, was ein Mensch aushalten kann — wenn er muß.

Am nächsten Morgen war ich mit Tagesanbruch auf, und noch immer goß es; der Wind hatte sich aber mehr nach Westen gedreht, die Wolken fingen an, sich zu theilen, und es sah aus, als ob es sich den Tag über aufklären könne. Mein Führer nahm die Sache kaltblütiger; er blieb ruhig unter seiner Decke liegen, und als ich ihn endlich wach rüttelte und ihm sagte, daß wir aufbrechen wollten, sobald der Regen nachließe, erklärte er mir sehr ruhig und entschieden, daß heute gar kein Gedanke daran sei, indem die Flüsse viel zu sehr angeschwollen wären und jedenfalls erst wieder ein wenig ablaufen müßten.

Ich glaubte ihm nicht, denn er war ein nichtsnutzig fauler Gesell, dem nichts erwünschter kam, als ein sogenannter Ruhetag. Die Chilenen aber, die ich darum befragte, und welche die Umgegend genau kannten, bestätigten seine Worte vollkommen. Der Fluß, den ich an dieser Seite der Cordilleren von hier ab siebenmal aufwärts kreuzen mußte, sei fast so schlimm wie der Pilian Leufu, ein wahrer Teufel, wenn an-

geschwollen, mit einer reißenden Strömung, und dazu voll mächtiger Felsblöcke, zwischen denen hin an ein Schwimmen gar nicht zu denken sei. Zum Ueberfluß erzählten sie mir auch noch ein paar Mordgeschichten von verschiedenen Indianern, die den Uebergang hatten erzwingen wollen und dabei verunglückt seien, und riethen mir dann, meine Zeit ruhig abzuwarten, denn erzwingen ließe sich einmal die Sache nicht. Ueberdies befände ich mich ja hier noch unter „Christianos" und sei gut aufgehoben; was wollte ich also mehr?

Sie selber hatten ebenfalls heute in das flache Land zurück aufbrechen wollen, und konnten eben so wenig fort wie ich, denn der Pilian Leufu tobte, daß man es hier im Hause hören konnte. Der ließ weder Pferd noch Menschen durch, wenn er einmal seine tolle Laune hatte. Schöne Aussichten! Ich zündete mir in Verzweiflung wieder meine Pfeife an und setzte mich zum Feuer nieder, an dem mein dickes Indianermädchen emsig beschäftigt war, Kartoffeln zu braten und einen Topf zum Sieden zu bringen.

Mein alter Kazike hatte indessen noch ruhig fortgeschnarcht, um den gestrigen Rausch ganz auszuschlafen; durch unser Sprechen war er aber ebenfalls munter geworden, richtete sich auf, schüttelte sich die langen schwarzen Haare aus der Stirn, sah einmal nach dem Wetter und ließ sich dann am Feuer nieder, an dem er eine Weile schweigend saß. Endlich redete er meinen Führer in seiner Sprache an, und daß sich die Unterhaltung auf mich bezog, hörte ich aus dem oft vorkommenden Wort Aleman. Alle diese wilden Stämme, sei es in Amerika, Asien, Australien oder Afrika, sind nämlich in sehr erklärlicher Weise genöthigt gewesen, eine Unzahl von Fremdwörtern in ihre Sprachen aufzunehmen, da sie eine Menge Dinge kennen lernten, für die sie selber nicht einmal einen Namen hatten, und deren Benennung sie deshalb auch beibehielten, wie sie ihnen gebracht wurde. Uns Deutschen ist es mit vielen Sachen nicht besser gegangen, wie zum Beispiel mit den Wörtern Thee, Ananas, Tabak, Orang-Utang ꝛc. ꝛc. Die Nation, die den Eingeborenen eines fremden Landes zuerst das Neue brachte, überlieferte ihm auch zugleich das Wort dafür, wie wir es am deutlichsten im ostindischen Archipel

sehen, wo die Fremdwörter getheilt portugiesischen, spanischen, holländischen und selbst englischen Ursprungs sind. Diese Indianer aber, die bis jetzt fast nur mit den Abkömmlingen der spanischen Race in Berührung kamen, haben deshalb auch nur spanische Fremdwörter aufgenommen, die ihrer eigenen Sprache jetzt vollkommen einverleibt sind.

Mein Führer, der ruhig zuhörte, bis er geendet hatte, wandte sich dann an mich und übersetzte mir: der Kazike sage, das Wetter sei viel zu schlecht, als daß ich jetzt weiter reisen könne; ich solle aber nur ruhig bei ihm bleiben, er würde mich gern im Hause behalten und mir dann, wenn die Flüsse gefallen wären, auch noch einen Brief an den nächsten Kaziken der Otra-Banda mitgeben, der mir dort ebenfalls freundliche Aufnahme sichere. Heute aber, da wir nichts Besseres zu thun hätten, wollten wir einmal hinüberreiten und ein paar gute Freunde von ihm besuchen, die ganz vortrefflichen Tschitscha hätten.

Jetzt mußte ich mich auch noch bedanken, daß ich längere Zeit in einem so schauerlichen Loche zubringen durfte und der Alte mich nicht im Regen hinaus vor die Thür setzte. Er meinte es aber doch gut, und bot mir ja Alles, was er selber hatte, zur Mitnutznießung an, wußte aber auch sehr wohl dabei, daß das nicht so ganz umsonst geschehen würde, wenn er auch nicht das Geringste selber dafür forderte. Mein Führer gab mir übrigens einen vollkommen deutlichen Wink, daß jetzt die passende Zeit gekommen sei, ein paar kleine Geschenke anzubringen, und als ich an meinen Ledersack ging, um das Betreffende heraus zu nehmen, setzte sich der Kazika Kajuante in Positur, um auch den „Tribut" würdevoll zu empfangen.

Uebrigens schienen seine Ansprüche nicht hoch gespannt. Ich gab ihm etwas Indigo, den ich schon vorher in kleine, etwa zwei Loth haltende Düten gebracht hatte, ferner etwas Tabak, den er mit besonderem Vergnügen betrachtete, dann noch ein buntes Tuch, der Tochter einige Glasperlen und der alten Madame Kazike eine Scheere, und hatte mir damit die Herzen sämmtlicher Inwohner gewonnen. Außerdem entzückte ich den Kaziken auch noch durch eine Maultrommel, und sein Entschluß stand jetzt fest, daß ich mit ihm hinüberreiten solle,

um Tschitscha zu trinken. Indessen wurde das Frühstück servirt. Das einzige Hausgeräth der Hütte bestand in einem hölzernen Kasten, der die wenigen Habseligkeiten der Familie in sich schloß, und dabei zugleich als Tisch oder Stuhl diente, wie es die Umstände gerade erforderten. Auf diesem Kasten wurde servirt, das heißt ich aß, als ausgezeichneter Fremder, mit dem Kaziken aus einem Troge, den uns die Tochter auf den Kasten setzte. Man erwartete natürlich von jedem Gaste, daß er seinen eigenen Löffel und sein eigenes Messer mitbringen würde — Gabeln fielen natürlich nicht vor — und da ich mir Beides herbeigeholt, begannen wir, Jeder auf seiner Hälfte, den Angriff auf ein nicht unschmackhaftes Gericht von klein geschnittenen Kartoffeln und Fleischstücken. In der Asche gebratene Kartoffeln vertraten die Stelle des Brodes. Der Alte war auch unendlich liebenswürdig. Obgleich er sich heute Morgen noch nicht — und gestern wahrscheinlich eben so wenig — gewaschen hatte, griff er doch von Zeit zu Zeit mit den Fingern in den Trog, suchte ein recht gutes Stück heraus, und schob es mir dann auf meine Seite. Natürlich mußte ich es essen, und manche andere kleine Annehmlichkeiten der Umgebung dienten ebenfalls nicht dazu, die Mahlzeit so recht appetitlich zu machen. Aber was half's! Ich biß die Zähne auf einander — war es doch nur auf kurze Zeit — verschluckte meine Bissen und stand endlich gesättigt von unserem Kastentisch auf. Was aber noch in der Schüssel blieb, nahm der Alte einzeln mit den Fingern heraus und überreichte es, als ein Zeichen besonderer väterlicher Zuneigung, seinen verschiedenen Kindern, die dem bald ein Ende machten.

Sämmtliche zehn Hunde standen während des Dejeuners mit offenen Mäulern um den Kasten, und bekamen vorn von dem Alten Sehnen und Knochen, die er selber nicht beißen konnte, und hinten von den Kindern permanente Hiebe, an die sie sich aber nicht im Mindesten kehrten.

Noch lagerten mit uns in der Hütte auf der indianischen Seite ein paar Indianer, weitläufige, aber arme Verwandte des Kaziken, die in der Arbeitszeit *für* ihn arbeiteten, im Winter *mit* ihm faulenzten und das ganze Jahr *von* ihm gefüttert wurden. Diese, wie die Chilenen, hatten ihre Tröge

mit der nämlichen Kost und ebenfalls immer zu Zweien vor sich auf die Erde gesetzt bekommen, und gaben die geleerten dann mit einem unausweichlichen Dios lo paga (Gott bezahl' es) zurück. Dios lo paga brauchte ich aber nicht zu sagen, denn ich wußte recht gut, daß ich die Zeche noch auf Erden selber zu berichtigen hätte.

III. Tomando.

Die Verwandten des Kaziken hatten sich nach dem Frühstück entfernt, um die Pferde herbei zu holen, und diese standen denn auch bald darauf angebunden vor der Hütte, da mein alter Kajuante nicht gern die schöne Zeit versäumen wollte. Ich selber konnte auch heute nichts vornehmen, und wer wußte, ob ich jemals wieder im Leben ein ordentliches Tschitschafest der Indianer zu sehen bekam! Jedenfalls war es den kurzen Ritt werth, und der Alte versicherte mir feierlich, wir wären gewiß in einer Stunde wieder zurück. Er habe selber gestern ein wenig zu viel getrunken und wolle heute solid leben.

Der Himmel hatte sich indessen dicht umzogen, und zu meinem Schrecken fing es schon wieder an zu regnen. Ich bekam aber ein braunes Pferd des Kaziken ohne Sattel vorgeführt, das statt des Zaumes ein in den Unterkiefer geknüpftes Band trug. Meinen eigenen Sattel mochte ich nicht gern auflegen, um ihn trocken zu halten, und saß dann bald mit unserer kleinen Cavalcade zu Pferde. Der Kazike voran, ich dicht hinter ihm, die Anderen in langer Reihe dem schmalen Pfad folgend, sprengten wir in voller Flucht auf dem bloßen Rücken der Thiere Berg auf und ab, der Tschitschahütte zu, die ich mir eigentlich viel näher gedacht hatte. Der Regen schien ebenfalls darauf gewartet zu haben, bis er uns unterwegs wußte, und brach dann mit vollem Wetter los. Aber durch Busch und Dorn und kleine angeschwollene Bäche ging's vorwärts, bis wir endlich offeneres Land erreichten und neben einander dahinjagen konnten. Niederes Buschwerk mit einzelnen Baumgruppen stand hier auf weichem, üppigem

Grasboden, und noch weiterhin kamen wir plötzlich in Sicht der reizenden Mayhue-Lagune, die ihre grünen Fluthen schon von den Armen der Cordilleren umschlossen sieht.

Von der Landschaft ließ sich in dem grauen Unwetter freilich nicht viel erkennen, denn wie durch ein Bindfadengitter schien die ganze Welt verschleiert. Unser alter breitschulteriger Kazike dachte aber auch jetzt gar nicht daran, sich bei landschaftlichen Scenen aufzuhalten. Dort vor uns, gar nicht weit von dem Ufer des Sees entfernt, lag die Hütte, aus der wir schon den dicken, trüben Qualm hervorwirbeln sahen, und mit einem Jubelgeschrei stieß er seinem erschreckten Thier die Sporen dermaßen in die Flanken, daß es mit einem einzigen Satz vom Boden emporschnellte. Vorwärts ging es in voller Flucht den letzten Hügel hinauf, und wenige Secunden später hielten wir sechs Reiter in einer Linie auf unseren dampfenden Thieren gerade vor dem niedern Eingang der Hütte, aus der heraus uns ein wüster Lärm und warmer, ungesunder Dunst entgegenquoll. Im Innern der Hütte aber waren die heranklappernden Hufe auch nicht unbeachtet geblieben. Ein paar Köpfe fuhren zuerst heraus — schmutzige, gelbbraune Gesichter mit verwilderten Haaren und Augen — und dann schien sich der kleine Raum zu leeren, denn zehn, zwölf Menschen — sie konnte kaum viel mehr halten — kamen heraus, um uns jauchzend zu begrüßen. Auch keinen trockenen Willkommen brachten sie uns in dem nassen Wetter, denn Jeder von ihnen hielt wenigstens *ein* altes schmutziges Kuhhorn in den Fingern, das mit einer trüben, grünlich-gelben Flüssigkeit gefüllt war und zuerst, vielleicht in einer Art Etikette, dem Kaziken geboten wurde. Drei, vier halbtrunkene Burschen umdrängten aber indessen mein Pferd und bettelten mich, eins der schauerlichsten Exemplare von einem Chilenen zum Dolmetscher, um Tabak an.

Glücklicher Weise hatte ich schon früher andere Chilenen kennen gelernt, denn wäre ich ihnen hier zuerst begegnet, so würde ich einen traurigen Begriff von ihnen bekommen haben. An den Grenzen der Civilisation treibt sich aber in allen noch halbwilden Ländern die Hefe der Bevölkerung herum, um das, was sie den Indianern durch List oder Diebstahl

ablocken können, für alle Laster der Civilisation einzutauschen. In Schmutz, Trunkenheit und Fluchen übertreffen sie aber noch immer den rothen Sohn der Steppen, der nicht im Stande ist, ihnen alle jene rohen, ekelerregenden Wörter so rasch und unaufhörlich nachzulallen — oder sich vielleicht auch deren schämt. Mir war der Gesell gleich vom ersten Augenblick an verhaßt; trotzdem aber, und obgleich ich mir außerdem lieber eine passendere Stelle ausgesucht hätte, meinen mitgebrachten Tabak zu vertheilen, als in dem fluthenden Regen, kam ich doch nicht los, ohne wenigstens etwas herzugeben. Die Indianer begnügten sich dabei dankbar mit dem kleinsten Stück, das eben zu einer Papiercigarre ausreichte; der Chilene wollte immer noch mehr, und erst als er fand, daß er wirklich nicht mehr bekam, reichte er mir sein Tschitschahorn mit dem Labsal dar. Das verweigerte ich allerdings; ein paar Indianer kamen aber ebenfalls gutmüthig mit ihren Hörnern auf mich zu, und diesen mußte ich endlich „Bescheid trinken" — eine auch bei ihnen gebräuchliche Sitte.

Brrrrrr! Es war ein schauderhaftes Getränk, kalt, säuerlich, matt und doch eine Menge faulen Fusel enthaltend, der dem Trinkenden nur zu leicht zu Kopfe steigt. Und dazu das schmutzige, ekelhafte Gefäß von *diesen* Gestalten und diesen Fingern dargereicht, aber

Ein Reisender ist so gewohnt,
Aus Artigkeit fürlieb zu nehmen,

und ich war artig. Zur Belohnung wurde uns dann aber auch gestattet, abzusteigen, und den rohen Zügel meines Pferdes über den nächsten Zaun werfend, betrat ich jetzt zum ersten Mal ein ächt indianisches Gelage, das in seiner Art vielleicht einzig in der Welt dasteht.

Tschitscha, der gegohrene Saft armer mißhandelter, geschlagener, getretener, gequetschter Aepfel, die es sich vielleicht nie im Leben ahnen ließen, welch ein ekles, widerliches Gift sie unter ihrer rothbäckigen Schale trügen. Tschitscha! Der Name schon allein verfolgt mich durch ganz Südamerika, von Ecuador nieder, durch Peru, bis hier tief nach dem Süden von Chile herunter. Ob aus Zuckerrohr, Mais oder Aepfeln

gebraut, der Trinkende nennt es Tschitscha, und schwelgt in dem Genuß. Aber immer noch zehntausendmal lieber diese Tschitscha aus Aepfeln (Mansanen, sagen die Deutschen in Valdivia), als aus Mais, wo die ganze Nachbarschaft erst den Mais kaut, und dann wieder in den dazu bestimmten Topf spuckt, damit er schneller in Gährung übergehe. Der Leser mag mir die schlichte Beschreibung verzeihen, wenn ich es aber habe trinken müssen, wird ihm das Lesen weiter keinen Schaden thun.

Die Maistschitscha, die ebenfalls in ganz Südamerika getrunken wird und das Gute hat, daß sie zu jeder Zeit fabricirt werden kann, während die Aepfel nur ihre gewisse Zeit einhalten, hat einige Aehnlichkeit mit der Cavawurzel der Südsee-Inseln, die bekanntlich auch erst gekaut wird.

Bei dieser Tschitscha geht es mir übrigens immer, wie bei manchen anderen dem Laien unbegreiflichen Dingen — ich begreife nämlich nicht, wie die Leute zuerst auf etwas Derartiges gekommen sind, und wenn sie darauf kamen, daß sie es nicht augenblicklich wieder aus dem Fenster warfen. Aber diesen Leuten scheint es ein wahrer Genuß, nur betrunken zu werden — durch welches Mittel, bleibt sich vollkommen gleich — und irgend eine Flüssigkeit, die diesen Zustand nicht hervorbringen kann, verachten sie so weit, daß sie sich nicht einmal damit waschen mögen.

Und wie sah es im Innern dieser Hütte aus! Ich hatte im Anfang geglaubt, daß uns aus dem kleinen Raume, der sie beherbergte, sämmtliche Insassen entgegengekommen wären, mich dabei aber vollständig geirrt. Der enge, dunstige Raum war noch gepreßt voll Menschen, und wie wir sechs neu Hinzugekommenen mit den Hinausgegangenen noch alle Platz finden sollten, begriff ich nicht recht — und doch wurde es möglich gemacht. Der innere Raum war aber auch durch kein Hausgeräth oder Möbel, welchen Namen es immer führen mochte, beschränkt; ein einziges großes Faß ausgenommen, das in der einen Ecke aufrecht stand und in der Mitte etwa angebohrt war. Die trübe, hellgrüne Tschitscha quoll hier ununterbrochen in einem Strahl, etwa von der Stärke

meines kleinen Fingers, heraus, und wenn sich die Oeffnung einmal durch ein Stück halbfauler Apfelschale oder sonst etwas verstopfte, so brauchte die Hebe dieses Platzes nur mit dem Finger das Hinderniß wegzustoßen oder hineinzublasen, und der Quell floß auf's Neue.

So rasch die Tschitscha ausströmte, so rasch wurde sie von den Umsitzenden getrunken, und ich überzählte flüchtig fünfzehn Frauen, die an der einen Seite der Hütte saßen — bunte Reihe schien nicht statthaft — und siebzehn Indianer, ohne unsern neuen Zuschuß von sechs Mann — die Kinder und Hunde, welche sich dazwischen herumtrieben, natürlich nicht mit gerechnet. Jeder der Insassen hielt dabei eines jener ungewaschenen Trinkgefäße, ein Kuhhorn, in der Hand, und manche der ältesten und ausgezeichnetsten Trinker hatten deren sogar zwei als eine Art Wechselwagen, damit sie nicht so viel Zeit durch das Wiederfüllenlassen verlören. Wie mir der Eine sagte, hatten sie etwa erst vor einer Stunde angefangen (denn gestern waren zwei eben solche große Fässer geleert worden) und waren deshalb noch frisch bei Kräften. In meinem Leben habe ich aber nicht ein solches Trinken — Saufen sollte man eigentlich sagen — gesehen, und ich begreife wahrlich nicht, wo die Leute nur die Masse des Getränkes lassen konnten. Es war aber in der That, wenn Einer von ihnen das Horn ansetzte, als ob der Stoff in einen Schlauch, nicht in eine menschliche Kehle geschüttet würde, und trotz der noch frühen Tageszeit war schon die Hälfte der Anwesenden angetrunken.

In der Mitte der Hütte war ein kleines Feuer angezündet, das aber weit mehr Qualm als Wärme verbreitete, und doch diente der stinkende Rauch wesentlich dazu, die mit anderen faulen Dünsten verpestete Atmosphäre zu reinigen. Dicht am Feuer lagen auch ein paar andere Stücke Holz, die zum Sitzen dienten und, als Landes-Luxus, mit Schaffellen überdeckt waren. Eins von diesen wurde mir, wie ich anfangs glaubte aus Höflichkeit, zum Sitz angewiesen. Ich fand aber bald, daß sie mich nur hatten in die Mitte haben wollen, um mir sicherer und schneller den mitgebrachten Tabak abzunehmen. Von allen Seiten streckten sich bald die

Hände gegen mich aus, und wenn ich auch gewissermaßen darauf vorbereitet gewesen, denn ich kenne schon derlei Burschen, mußte ich doch mit der größten Oekonomie zu Werke gehen, um Allen etwas zu verabreichen. Mein schmieriger Chilene Matthias war wieder Allen voran, bekam aber nichts mehr, und schickte dann seine vollständig betrunkene Frau zu mir, um mir noch wenigstens etwas abzujagen.

Die sogenannte Friedenspfeife der nordamerikanischen Indianer kennen sie hier im Süden nicht, denn die Sage fehlt ihnen, die den daraus geblasenen Rauch heiligt, den jene als eine directe Gabe des großen Geistes ansehen. Das Rauchen ist deshalb bei ihnen auch keine Ceremonie, sondern einer ihrer Genüsse, und sie theilen sich brüderlich darein. Wenn einer von ihnen, zwischen den keineswegs appetitlichen Lippen, eine Papiercigarre halb ausgesogen und vollkommen durchnäßt hat, reicht er sie freundlich dem Nachbar, der daran ruhig weiter lutscht. Matthias, der Unverschämteste von Allen, glaubte das Nämliche auch mit meiner kurzen Pfeife thun zu können. So wie ich mir dieselbe in Brand gebracht, kam er und wollte ein paar Züge daraus thun, „um zu probiren, wie sie schmecke". Auch mehrere der Indianer zeigten ein gleiches Gelüste; ich war aber nicht gesonnen mich dem zu fügen, und schlug es ihnen Allen kurz ab. Die Pfeife wenigstens wollte ich für mich behalten.

Wunderliche Gruppen lagerten um mich her, und ich habe mir nie mehr gewünscht, zeichnen zu können, als an diesem Morgen. Am ruhigsten hielten sich jedenfalls die Frauen, ein paar chilenische Weiber abgerechnet, die auch in ihrer zerlumpten, schmutzigen und doch bunten Kleidung keineswegs zu ihrem Vortheile gegen die in dunkelblaues Tuch gekleideten Indianerinnen abstachen. Die Indianerinnen hatten ebenfalls alle ihr Haar gekämmt und das diademartige Band darum geschlungen, den chilenischen Frauen dagegen flatterte es wirr um die Köpfe, und daß sie sich ein paar Mal mit beiden Händen darin kratzten, konnte die Frisur, wenn auch nicht verderben, doch eben so wenig verbessern.

Mein alter Kazike hatte indessen ebenfalls einen Platz gefunden, aber nicht am Feuer, wo er hätte aufrecht sitzen müssen,

sondern an der einen Wand, gegen die er sich bequem anlehnen konnte. Schaffelle waren überall dort ausgebreitet, und Alles kauerte oder lag um uns her, rauchte meinen Tabak und trank die Tschitscha, die als ein unerschöpflicher Quell dem Fasse entströmte. — Aber kein unfreundliches oder rauhes Wort wurde laut, kein Fluchen, kein Zanken, wie es unter gleichen Verhältnissen bei civilisirten Nationen wahrlich nicht ausgeblieben wäre. Alles schien sich auf das Beste mit einander zu vertragen, und mein alter Kazike war die Gemüthlichkeit selber. Es that Einem ordentlich weh, zu sehen, mit welchem Wohlbehagen er das schauerliche Gefäß, ein Horn nach dem andern, in sich hineingoß, und das einzige Wunderbare an der Sache war, daß, während das Faß leer, er nicht voll wurde. Trotzdem, daß ich ihm jetzt zwei volle Stunden zugesehen, blieb er sich immer gleich, und schien einem Pilian Leufu voll Tschitscha die breite, eherne Stirn zu bieten.

So interessant es mir aber im Anfange gewesen war, dieses Leben und Treiben mit anzusehen, so bekam ich doch bald genug davon. Es ist wahr, ich selber wurde wenig oder gar nicht von den Leuten belästigt, und nachdem ich ein paar Mal mit ihnen getrunken und mich weigerte, mehr an Bord zu nehmen, nöthigten sie mich auch nicht mehr dazu. Als ich meinen Kaziken aber jetzt darauf aufmerksam machte, daß die „halbe Stunde" wohl ungefähr verflossen sei und wir nach Hause zurückkehren möchten („nach Hause", du großer Gott!), meinte er freundlich schmunzelnd, ich solle mich nur noch ein klein wenig hinsetzen, er ginge gleich mit und wolle nur noch ein einziges Horn Tschitscha trinken. Noch während er mit mir sprach, trank er zwei, und stand dann auf, um ein wenig an die frische Luft zu gehen.

Es hatte indessen glücklicher Weise mit Regnen aufgehört, und ein Theil der Indianer folgte ihm hinaus, wo sie sich in einen Kreis mit dem Bauch in das nasse Gras legten und den Rauch vor sich in die Erde bliesen. Einer der Leute trug dazu einen Trog um den Kreis herum, woraus er ein Horn nach dem andern füllte, damit die Gäste hier nicht austrockneten. Mein Führer, der sich lange Zeit unter den Pen-

chuenchen herumgetrieben, lag mitten zwischen ihnen und sang ihnen Lieder der Otra Banda mit einer eigenthümlich heulenden Stimme vor, in denen der Refrain immer kurz abgebrochen und fast gesprochen wurde. Er war so betrunken wie Einer von ihnen.

Und welches wunderbare Land umgab diese rohe, zechende Schaar, welche freundliche Landschaft dehnte sich rings umher aus, in der diese Hütte mit ihrem wüsten Gelage eigentlich nur einen häßlichen Fleck bildete! Vor uns breitete sich die schon in die dichtbewaldeten Cordilleren hineingepreßte Mayhue Lagune aus, ein stiller Inlandsee, zu dem weite, parkähnliche, mit Grasflächen und Baumgruppen abwechselnde Hänge sanft niederliefen. Links nur stiegen steile, felsige Hänge jach von dem See aus empor, ein Umreiten desselben an dieser Seite unmöglich machend, da schroffe und tiefe Schluchten die Ufer auseinanderrissen. Der graue Wolkenschleier, welcher heute den ganzen Tag den Himmel bedeckte, war jetzt getheilt, und die Sonne warf ihre Streiflichter hier auf ein Stück saftig grünen Rasens, dort auf einen Wald düsterer Laubholzbäume oder grauer, aufgethürmter Felsmassen, und ließ die Fluth des Sees in ihrem Lichte funkeln.

Und wie wenig von all' diesem herrlichen Lande war cultivirt! Nur hier, wo wir standen, hatten die Indianer ein paar kleine Mais-, Weizen- und Bohnenfelder angelegt und ein paar Aecker Kartoffeln gezogen. Gegenüber an dem andern Ufer zeigte sich ein ähnlicher dürftiger Fleck. Alles Andere war Wildniß, nur einigen wenigen Kühen und Pferden Weide gebend, und doch könnte des Menschen Hand diese ganze Gegend in ein kleines Paradies verwandeln.

In anderen Ländern that es mir freilich immer weh, wenn ich sah, wie der schöne Urwald gelichtet und das arme, scheue Wild getödtet und vertrieben wurde. Es war mir eher ein Gefühl, als ob die Menschen mit Axt und Pflug die Gegend *verdürben*, anstatt sie zu verbessern, und ich weiß mich noch recht gut der Zeit zu erinnern, wo ich, draußen im Walde lebend, manchmal einen leisen Fluch murmelte, wenn ich plötzlich mitten in der Wildniß auf eine Fenz traf. Hier aber ist in dieser Hinsicht leider gar nichts zu verderben,

denn wunderbarer Weise sind diese Wälder vollkommen wildleer, so daß an irgend eine Jagd gar nicht zu denken ist. Auf dem See halten sich allerdings zu Zeiten viele wilde Enten auf, und an den Ufern trifft man manchmal einen jagdbaren schnepfenartigen Sumpfvogel, der aber so zahm ist, daß er dem Reiter kaum eben genug ausweicht, ihm Raum zu geben, und deshalb also nicht das geringste Interesse bietet, ihn zu erlegen. Ich wenigstens habe es nie über mich gewinnen können, eins dieser Thiere auf ein paar Schritte Entfernung im Sitzen niederzuschießen.

In den Wäldern giebt es allerdings ein sehr zierliches und allerliebstes Zwergreh, das aber nur an wenigen Stellen einzeln vorkommt und in diesen Dickichten unmöglich zu bürschen ist. Man könnte Monate lang in Kila und Dornen herumkriechen, ehe man nur eins in Sicht bekäme, von Schießen dabei gar nicht zu reden. Nur oben in den Cordilleren sollen sich an einigen Stellen verwilderte und herrenlose Schweine aufhalten — keine ursprünglich wilden — aber dorthin zu kommen, verhinderte uns eben jetzt noch der angeschwollene Strom.

Alle diese Wälder, die uns hier umgaben, konnte man deshalb für vollkommen wildleer rechnen, und auf dem weiten Wege hierher hatte ich in dem weichen Boden auch nicht eine einzige Fährte gefunden, nicht einmal die eines sogenannten Löwen, von denen jener Capitano de Amigos so viel zu erzählen wußte. Dieser Löwe ist natürlich nur der Puma Südamerikas, eine große Pantherart, und besonders, wo er sich aufhält, für die Pferde gefährlich, deren Füllen er niederreißt. An große Pferde wagt er sich selten, Rindvieh, selbst Kälber, greift er nie an, und den Menschen scheut er, denn es ist noch kein Beispiel bekannt, daß er einen Menschen angegriffen hat. Da dieser Puma aber nur des Nachts auf Beute ausgeht und sich höchst selten einmal an trüben Tagen vor Dunkelwerden sehen läßt, so bleibt ein Bürschgang auf dieses Raubwild ebenfalls hoffnungslos, und es kann nur manchmal mit einer Meute Hunde aus seinem Lager und auf einen Baum gejagt werden. Ich gab mir später Mühe, die Indianer einmal zu einer solchen Jagd zu veranlassen

denn Hunde hatten sie genug; so lange aber noch ein Tropfen Tschitscha in irgend einem benachbarten Faß blieb, waren sie nicht fortzubringen, und mein alter Kazike versicherte mir, daß die Tschitschazeit wenigstens noch zwei Monate dauern würde — wonach dann der Branntwein und die Maistschitscha beginnt, bis das Frühjahr die Leute wieder zu ihrer geringen Feldarbeit ruft.

An Aepfeln zu dieser Tschitscha fehlte es auch wahrlich nicht, denn wo man stand, wohin man ging, wuchsen Apfelbäume in Hülle und in Fülle, viele davon mit Früchten in unglaublichen Massen bedeckt. Nur wenig wirklich gute Aepfel findet man aber; die meisten sind, wenn auch saftig, doch von einem matten, kaum säuerlichen Geschmack. Dennoch habe ich auch einige recht gute Bäume angetroffen, die freilich immer keinen Vergleich mit unseren guten Sorten aushielten.

Stunde nach Stunde trieb ich mich jetzt um die Hütte herum, bei einzelnen Regenschauern wieder in das Innere flüchtend, und in den Zwischenpausen das Freie suchend; vergebens waren aber meine fortgesetzten Bemühungen, den alten Kaziken zum Aufbruch zu bewegen. Er sagte nie Nein, verlangte aber immer noch die kurze Frist, um ein einziges Horn zu trinken, und trank dazu so viel einzelne Hörner, daß er, die Masse in ein Gefäß gegossen, recht gut darin hätte ertrinken können. So wurde es mit der Zeit wirklich Abend, die Sonne neigte sich wenigstens schon stark dem Horizont zu, und da ich nicht gesonnen war, in diesem schauerlichen Aufenthalte, der Schrecken genug am Tage bot, die Nacht abzuwarten, ging ich endlich zu meinem Pferde, sprang auf dessen nassen Rücken, und trat den Heimweg allein an. Bald darauf schloß sich mir noch der Capitano de Amigos an, der ebenfalls seine volle Ladung hatte und ausschlafen wollte, während mein Führer noch ruhig im Grase auf dem Bauche lag und seine Lieder heulte.

Als der Kazike sah, daß ich Ernst machte, suchte er mich zurückzuhalten, und versicherte mir, daß er jetzt wirklich sein allerletztes Horn tränke; ich kannte meinen alten Burschen aber zu gut, gab meinem etwas magern Thiere die Hacken und galoppirte unter einem jetzt wieder niederfluthen-

den Schauer der Hütte des Alten zu, wo ich, wenn auch all' den Schmutz wie hier, doch wenigstens ruhige, nüchterne Menschen fand.

Unterwegs fiel mir ein, daß heute Sonntag und der erste Osterfeiertag sei, den ich auf diese Art recht würdig und so elend, wie je in meinem Leben, verbracht und gefeiert hatte.

IV. Familienleben.

Unter den Trinkern in der Tschitschahütte hatte ich auch eine für mich sehr interessante Persönlichkeit gefunden, und zwar einen jungen Chilenen, der eigentlich auf der andern Seite der Cordilleren mit einem der dortigen Penchuenchen-Häuptlinge lebte und nur auf Besuch herübergekommen war, um ein paar Tage in der Nähe seiner Herzallerliebsten zu verweilen. Von drüben hatten die Cordilleren, an deren westlichem Fuße sie lebte, wahrscheinlich so lange verführerisch zu ihm herübergewinkt, bis er der Versuchung nicht länger widerstehen konnte und zu ihr geeilt war. Er stand gewissermaßen in Diensten eines dortigen Kaziken, dem er als Dolmetscher oder Secretär diente, und hatte, wie er mir sagte, nur acht Tage Urlaub bekommen. Seine Zeit war aber jetzt ebenfalls abgelaufen und er mußte wieder zurück, sobald der Fluß fiel. Wir konnten dann die Reise, wenigstens bis zu seinem Häuptling, gemeinschaftlich machen.

Das war mir nun allerdings sehr erwünscht, denn ich bekam dadurch zugleich eine Einführung bei den ersten Stämmen, die insofern die unbequemsten sein konnten, da sie ebenfalls viele Apfelbäume hatten und jetzt ihre Tschitscha tranken, so gut wie ihre Brüder an der Westseite der Cordilleren. Mein neuer Bekannter war Chilene und auf dem Grundstücke des nämlichen Don Fernando Acharan erzogen, der mich so gastfrei aufgenommen und mir auch einen Brief für diesen selben Dolmetscher mitgegeben hatte. Heute war aber mit ihm weiter nichts zu besprechen, denn er versicherte mir, er habe jetzt zwei Tage Tschitscha getrunken und wisse kaum noch, auf welcher Seite der Cordilleren er sich eigentlich be-

fände. Morgen früh sei er aber jedenfalls nüchtern, und wolle dann hinüber zu des Kaziken Hütte kommen, um das Weitere mit mir zu bereden. — Heute wurde natürlich fortgetrunken, denn einmal „Tomando", konnte man den Genuß des edlen Getränkes nicht gut unterbrechen. — Mein alter Kazike kam auch an dem nämlichen Abend richtig gar nicht nach Hause; er war keinesfalls mit seinem wirklich letzten Horne fertig geworden.

Den nächsten Morgen hatte ich gutes, wenigstens trockenes Wetter erhofft, denn der April begann ja eben erst — wir hatten heute den 2. — und da giebt es, wie mir Alle sagten, gewöhnlich noch recht gute, trockene und warme Tage. Da der Erdboden jetzt noch den Regen einsaugte, fielen auch die Flüsse rasch wieder, und am nächsten Tage hätte ich dann jedenfalls darauf rechnen können, meinen Weitermarsch anzutreten. Aber, du lieber Gott, diese Hoffnung sollte ich bald zerstört sehen, denn wenn es auch die Nacht über nur in einzelnen Schauern regnete, setzte es mit Tagesanbruch wieder dermaßen ein, als ob es ganze Wolken voll auf die überströmende Erde schütten wolle, und es goß den ganzen Tag, daß man keinen Fuß vor die Hütte setzen konnte.

Mein neuer Bekannter hielt übrigens Wort. Er kam, heute vollkommen nüchtern, herüber, setzte sich zu mir und meinte kopfschüttelnd: das Wetter sähe verzweifelt schlecht aus, denn die Flüsse stiegen immer mehr, und wenn es heute den ganzen Tag so fortregnete, brauchten wir wenigstens zwei Tage gutes Wetter, ehe wir den Uebergang wagen dürften. Erstlich hätten wir den einen, sehr bösen Strom auf dieser Seite siebenmal zu kreuzen, und dann sei auf der andern Seite, etwa eine halbe Tagereise abwärts, noch ein weit schlimmerer, über den wir ebenfalls hinüber müßten, ehe wir wieder Menschen und Schutz gegen den etwa einfallenden Regen fänden, denn dort drüben in den Pampas fänden wir auch nicht einmal ein Stück Holz zu einer Zeltstange, um ein Schutzdach davon herzustellen.

Schöne Aussichten! Mir war das Herz zum Brechen schwer, und ich verbrachte diesen zweiten Osterfeiertag noch

— wenn möglich — elender, als den ersten, allein und trostlos auf die alten Felle hingestreckt. „Paciencia," sagte mein alter Kazike mit schwerer Zunge, als er etwa um zehn Uhr Morgens heimgekehrt war und mich um ein Stück Tabak gebeten hatte, „Paciencia, hier sitzen wir trocken, oben aber in den Cordilleren haben die Menschen nichts zu essen und die Pferde verhungern, wenn die Reisenden nachher zwischen zwei Flüssen und Felswänden sitzen und weder vor- noch rückwärts können."

„Hier ist's besser," wiederholte auch mein wackerer Führer, der ebenfalls wieder nüchtern war und nicht mehr seine Penchuenchen-Lieder heulte — „hier haben wir genug zu essen und sind unter guten Christen; wenn die Flüsse fallen, reiten wir."

Sie hatten gut reden, denn was der Verlust an Zeit ist, fühlen und begreifen diese Menschen ja nie. Mich aber zog es in die freien, wilden Pampas hinüber, mich drängte es, Buenos Ayres wieder zu erreichen, wo alle meine Briefe aus der Heimath lagen. Von Mitte Juli vorigen Jahres waren die letzten Nachrichten, die ich von meinen Lieben bekommen, und jetzt schrieben wir April, ja, vor Mitte Mai konnte ich nicht dorten sein. Das ist eine lange Zeit, nichts, gar nichts von Frau und Kindern zu hören, und wenn mir das Herz an dem Tage recht, recht schwer wurde, wer könnte es mir verdenken?

Unerbittlich aber strömte der Regen vom Himmel nieder. Der kleine Quell, welcher dicht an der Hütte vorüberströmte und von dem wir unser Trinkwasser holen mußten, hatte sich in einen gelben reißenden Bach verwandelt, und in der Hütte selber sammelten sich überall vom durchschlagenden Regenwasser Pfützen, in denen die Kinder mit Füßen und Händen herumpatschten. Selbst die Enten verließen uns gar nicht mehr und schienen sich hier drinnen eben so wohl und in ihrem Elemente zu fühlen, als draußen. Draußen und drinnen — es war ja doch nur eben ein Begriff, denn einen thatsächlichen Unterschied gab es kaum mehr.

Unglücklicher Weise hatte ich dazu in der Eile, als ich von Bord des Schiffes meine Sachen für die Reise abgeholt,

auch meinen Manyfold writer mit allem Schreibzeuge vergessen. Bücher führte ich, auf einen solchen Aufenthalt gar nicht vorbereitet, ebenfalls nicht mit, so daß ich mich in keiner Weise beschäftigen konnte, und einzig und allein meinen trüben Gedanken und Träumen überlassen blieb. Und wie schwarz lag an dem Tage mein ganzes Leben vor mir, wie nebelhaft graß malte meine Phantasie sich alle die Beschwerden und Gefahren aus, denen ich noch entgegenging — und endlos schien mir die Zeit, in der ich die Heimath einmal wiedersehen sollte.

Noch jetzt überläuft mir ein ganz eigenes, eisiges Gefühl das Herz, wenn ich an jenen furchtbaren Tag zurückdenke. Aber ein Glück, daß der Geist des Menschen genug Elasticität besitzt, sich auch, wenn am schwersten niedergebeugt, trotzdem wieder aufzurichten. Solche trübe Stunden können und dürfen nicht lange dauern, oder sie würden uns zuletzt zur Verzweiflung treiben. Schon am nächsten Tage hatte ich mich deshalb auch wieder wacker genug so weit an die Oberfläche gekämpft, um geduldig in dem Unvermeidlichen auszuharren und das Beste eben aus dem heraus zu suchen, was mich umgab.

Jede Sache hat ihre Lichtseite, auch die dunkelste; sie hat wenigstens einen Punkt, auf dem sie weniger dunkel ist, und ich beschloß, mich in Ermangelung eines Besseren mit meiner Umgebung nach Kräften zu amüsiren, indem ich mir als stiller Beobachter ihr Familienleben vorspielen ließ. Was half es, in mich zu schauen; da drinnen war es für den Augenblick Nacht und Finsterniß, also nicht das Mindeste zu suchen, während hier draußen und dicht um mich her ein harmloses, mir noch vollkommen fremdes Volk seine ihm gegebenen Tage in voller Seelenruhe ablebte und sich den Henker um Vergangenheit oder Zukunft kümmerte. Der eine Tag nur war es, der sie interessirte, und wenn sie an dem genug zu essen und zu trinken hatten, so interessirte sie selbst der eine Tag nicht einmal mehr, und sie genossen, ohne weiter zu denken, geschwind, was sie eben hatten.

Nie habe ich die Sorglosigkeit weiter getrieben gesehen, als bei diesem Volke, das seine alten Götter mit der größten

Bereitwilligkeit abgegeben hatte, ohne sich dafür mit neuen zu zu belästigen. Die Furcht vor dem Pilian, der droben in den Bergen sichtbar und hörbar kochte und donnerte, war ihnen vielleicht manchmal unbequem gewesen. Den waren sie glücklich los; die weißen Priester, welche Alles besser wußten als sie, hatten ihnen gesagt, der Pilian sei gar nicht da, und wenn er da wäre, hätte er keine Macht mehr über sie, sobald sie nur getauft wären. Getauft waren sie also, und da sie die Bekanntschaft des neuen Teufels noch nicht gemacht und in keiner Weise von ihm belästigt wurden, hatte eine Furcht vor ihm natürlich gar nicht aufkommen können. Wie sollten sich auch Menschen darum kümmern, was in einem späteren Leben aus ihnen würde, die nicht einmal auf den ihnen zunächst liegenden andern Tag denken, und mit einer Seelenruhe verbrachten sie die Zeit, die dem an ein rastlos schaffendes Leben gewöhnten Europäer um so räthselhafter erscheint, da er sich selber in einen solchen Zustand gar nicht einmal hineindenken kann.

Was ihr Christenthum betrifft, so sind sie, wie gesagt, getauft, und lassen ihre Kinder, wenn sich im Sommer die Gelegenheit bietet, ebenfalls taufen, denn der Geistliche wohnt weit entfernt, und im Winter unterbrechen selbst dorthin die Flüsse jede Verbindung. Sonst aber scheinen sie auch nicht einmal die kleinste Form ihres neuen Glaubens zu beachten, und selbst der Sonntag konnte bei einem Volke keinen Werth gewinnen, das alle Tage Sonntag hat. Diese Sorglosigkeit meiner neuen Freunde erstreckte sich aber nicht allein auf die Religion, sondern auf alles Andere. So lange sie etwas zu essen hatten, aßen sie, und wenn Alles verzehrt war, blieben doch noch immer draußen im Feld einige Kartoffeln übrig, die hereingeholt werden konnten — oder sie aßen auch Aepfel, die überall an den Bäumen wuchsen. Dadurch banden sie sich aber auch an gar keine bestimmte Stunde für ihr Mahlzeiten, und ich habe Zeiten gesehen, wo die Frauen den ganzen Tag vom Morgen bis Abend kochten, und andere, wo sie dem Feuer gar nicht nahe kamen — wie es sich eben traf.

In der Nachbarschaft war es ja schon durch meinen Besuch in der Tschitscha-Hütte bekannt geworden, daß ich da sei und

natürlich auch eine Menge kostbarer Dinge mitgebracht habe, von denen Jeder etwas gebrauchen konnte. Um das zu erreichen, griffen sie zu einem sehr einfachen und ihnen wohlbekannten Mittel. Von allen Seiten bekam ich schon am nächsten Tage Geschenke, von denen mir die Leute sagten, daß sie mir dieselben „nur aus Freundschaft" brächten und nichts dafür verlangten. Dann setzten sie sich ruhig in die Ecke des Hauses und blieben dort so lange sitzen, bis ich ihnen ein Gegengeschenk machte: ein Taschentuch, ein Dütchen Anjil oder Indigo, eine Maultrommel oder etwas Tabak. Sie waren stets mit dem zufrieden, was sie bekamen, aber — gab ich ihnen Indigo, und hatten sie es fortgesteckt, so frugen sie regelmäßig, ob ich nicht Taschentücher habe; gab ich ihnen ein Taschentuch, so hatten sie noch etwas Tabak nöthig, das sie im schlimmsten Fall zu kaufen wünschten, ohne einen Centabo in der Tasche, ja ohne selbst eine Tasche zu haben.

Die Geschenke, die sie dabei brachten, bestanden nur in Lebensmitteln: einem Huhn, einigen gekochten oder jungen rohen Maiskolben, ein paar Eiern oder etwas Derartigem, das dann natürlich von der ganzen Familie in Beschlag genommen wurde, und gewöhnlich schon vollkommen aufgezehrt war, ehe der sogenannte „Geber" nur das Haus verlassen hatte. Zu welcher Stunde diese Sachen kamen, blieb sich vollständig gleich. Es traf sich ein paar Mal, daß ein Huhn und ein paar Eier gebracht wurden, als wir eben unser Frühstück verzehrt, und in Zeit von einer halben Stunde dampfte dann ein zweites Frühstück auf dem alten Kasten, in das mein wackerer Kajuante einhieb, als ob er drei Tage danach gehungert hätte. Daß diese Leute mit einem solchen Leben gesund bleiben, ja überhaupt existiren können, ist an sich schon ein Räthsel und wirft alle Gesetze der Diätetik über den Haufen. Wenn sie trinken, essen sie dabei fast gar nichts, oder Morgens nur ein paar Bissen zum Frühstück, wonach der Magen den Tag über mit jenem sauern Stoff angeschwellt bleibt. Trinken sie aber nicht, so sind sie auch im Stande, den ganzen Tag ohne Aufhören zu essen, und ihre Bäuche schwellen dabei auf das Widerlichste in die Höhe. Außerdem fortwährend in der Nässe, Nachts nicht selten auf dem feuch-

ten Boden schlafend, in der steten Zugluft ihrer Hütten aufgewachsen und groß gezogen, mit dünner, luftiger, selten trockener Kleidung behangen und stets barfuß, kennen sie fast keine Krankheiten, und haben wirklich darin mit den Thieren des Waldes die größte Aehnlichkeit, die sie auch an geistigen Fähigkeiten nur wenig übertreffen.

Dennoch halten selbst diese Körper nicht Alles aus, ich sollte davon selber bald einige Beispiele sehen. Da ich nämlich ein Fremder und Aleman war, mußte ich natürlich auch ein Doctor sein, und ich bekam gleich am nächsten Tage einige Patienten. Der erste war der Sohn des Kaziken selbst, der noch immer in der Ecke der Hütte auf seinem Bette lag. Er hatte durch das übermäßige Tschitscha- und Branntweintrinken nach einer solchen Nacht einen Blutsturz bekommen und war dadurch natürlich etwas ängstlich geworden. Sein Puls ging aber vollkommen regelmäßig, und er klagte nur über Hitze im Kopfe. Allerdings hatte ich einige Medicinen zu meinem eigenen Gebrauche bei mir, falls mir in solchen, weit von jeder Civilisation und Hülfe entlegenen Gegenden einmal etwas zustoßen sollte, aber es versteht sich, daß das nur einfache Mittel sein konnten, mit denen ich selber umzugehen vermochte. Mein Arzneitäschchen trägt auf solchen Reisen deshalb stets etwas Chinin, Opium, Brechweinstein, Ipecacuanha, wie ein Abführungsmittel, und für äußere Verletzungen Bleiessig, Höllenstein und etwas Pflaster mit Charpie, wie auch ein Fläschchen Kreosot für Zahnschmerzen. Glücklicher Weise bin ich aber bis jetzt nur in höchst seltenen Fällen genöthigt gewesen, für mich selber Gebrauch davon zu machen, während ich manchem Andern schon damit geholfen habe. Auf Blutstürze und derartige Fatalitäten war ich aber freilich nicht (so wenig wie einer unserer europäischen Aerzte) eingerichtet, ich verordnete dem jungen Mann nur ein einfaches Abführungsmittel und warnte ihn vor einer Wiederholung solcher Gelage. Er durfte weder Branntwein noch Tschitscha mehr trinken, und seine eigene Bärennatur half ihm dann schon über das Andere fort. Er versprach natürlich Alles; noch ehe ich aber jene Gegend verließ, hatte er schon wieder begonnen, und als ich ihm deshalb Vorstellungen machte,

lachte er und meinte, meine Medicin hätte ihn vollkommen hergestellt, er sei jetzt so gesund wie vorher.

Hiernach brachte mir der Chilene Matthias seine Tochter, ein junges, sehr hübsches Mädchen von etwa siebzehn Jahren, die an oft wiederholtem heftigen Nasenbluten litt. Auch hier konnte ich aus meinem beschränkten Arzneivorrath nur ein Abführungsmittel verordnen. Ich gab ihr also sechs rein vegetabilische Pillen und sagte ihr, drei davon am nächsten Morgen nüchtern zu nehmen und die anderen drei aufzuheben, falls sich das Nasenbluten doch wieder einstellen sollte, um die Dosis nachher zu wiederholen. Der Alte stand daneben, und ich fragte ihn, ob er auch genau verstanden hätte, was ich gesagt.

„Ja wohl," nickte er, „sie soll am nächsten Morgen nüchtern drei in jedes Nasenloch stecken."

Das wäre eine Cur gewesen, und ich mußte gerade heraus lachen; das Mädchen aber — der Alte war von gestern her noch nicht einmal ganz nüchtern — versicherte mir, sie habe verstanden, wie ich es meine, und auch diese Cur scheint gelungen zu sein.

Ein anderer Chilene hatte Zahnschmerzen, in der nächsten Hütte ein kleines Mädchen das kalte Fieber, ein Dritter, wahrscheinlich von dem Uebermaß verzehrter unreifer Aepfel, Kolik, und ich half aus, so gut ich eben konnte. Dann brachten mir die Leute, zum Dank für die ärztliche Cur, ein Huhn oder ein paar Eier, und blieben dann nachher ebenfalls sitzen, bis ich ihnen ein Gegengeschenk machte. Daß sie etwas hergeben könnten, ohne etwas Thatsächliches dafür zurück zu erhalten, fiel ihnen gar nicht ein.

Höchst komisch war ein kleiner Junge, der ein Geschwür an einem entlegenen Theil seines Körpers hatte, und den seine Mutter brachte, damit ich ihn besichtigen sollte. Das Geschwür war reif und ich wollte es für ihn öffnen, kaum sah er aber, daß ich das Messer aus der Tasche nahm, als er wie ein Blitz in die Höhe sprang und im nächsten Moment auch im Walde verschwunden war. Kein Rufen, Winken oder Lachen half, er drehte nicht einmal den Kopf um, und wo er mir auch von

da ab begegnete, tauchte er wie ein Schatten in das nächste Dickicht ein.

Auch am 3. April goß es, was vom Himmel herunter wollte; ich hatte mich aber jetzt in das Unvermeidliche schon gefügt. „Gegen Gott können wir nicht ankämpfen," meinte mein Führer, so fromm wie phlegmatisch, während er sich auf sein zusammengerolltes Bett setzte und eine Papiercigarre wickelte, und er hatte vollkommen Recht. Böse Indianerstämme konnten vielleicht meine Reise gefährlich machen, aber es waren immer nur Menschen, denen sich entweder ausweichen ließ, oder die man sich mit Gewalt vom Leibe halten konnte. Gegen die Elemente aber war nicht anzukämpfen, die Flüsse waren zu breit, um Bäume als Brücken darüber zu werfen, zu tief, sie zu durchwaten, zu reißend und von Felsblöcken gefüllt, sie zu durchschwimmen, und es hieß eben geduldig auszuharren, bis sich das Hinderniß von selbst beseitigte.

In diesem geduldigen Ausharren bekam ich aber auch freilich genügend Zeit, dem Kochwesen der indianischen Damen zuzuschauen, und das war eine Sache, die ich lieber hätte sollen bleiben lassen, denn wenn einem Europäer dabei der Appetit verging, wäre es eben kein Wunder. Die ganze Familie hatte den Schnupfen und kein einziges Schnupftuch, und wenn ich auch anfangs in meiner Unschuld glaubte, dem abhelfen zu können, und eine Quantität an sie vertheilte, sah ich doch bald, daß ich mich darin geirrt. Sie banden sich dieselben um die Köpfe und um den Hals, ja, aber die Mitte, wo sie am nöthigsten gewesen wären, blieb unbeachtet. Alles wurde dabei mit den Fingern angefaßt, zerrissen, zerdrückt und umgerührt, und so wenig Ekel Einer vor dem Andern zu haben schien, so wenig setzten sie auch bei dem Fremden voraus.

Die Alte besonders war in dieser Hinsicht ein wahres Scheusal, und wenn ich auch jetzt noch mit Grauen an jene furchtbaren Einzelheiten zurückdenke, dürfte ich doch nie wagen, alles Das, was ich dort gesehen und — gegessen, zu beschreiben. Ich bezwang aber meinen Ekel, so gut es ging, nicht selten manche List gebrauchend, um dem Allerschlimmsten

zu entgehen oder wenigstens auszuweichen. Manchmal war aber auch das nur durch offenen Widerstand möglich. So habe ich denn Alles mitgegessen, was sie hatten, nur zwei Dinge nicht, zu denen ich mich nicht zwingen konnte. Das eine von diesen war eine Mahlzeit, die ihnen die meiste Zubereitung und Mühe kostete, und bestand in Weizen und Sau- oder Puffbohnen. Diese letzteren esse ich nun außerordentlich gern, und wenn die trockenen, harten Bohnen einfach in Wasser abgekocht und in einem Troge servirt wurden, war es ein wahres Fest für mich. Die allzu harten konnte ich einfach den Hunden, Katzen, Hühnern oder Enten geben, die bei keiner Mahlzeit fehlten, und die weich gekochten waren genügend, mich zu sättigen — mehr verlangt man ja unter solchen Umständen nicht, und darf nicht mehr verlangen, wenn man sich eben in solche Kreise hineinwagt. Aber sie wußten solche Mahlzeit zu verfeinern.

An solchen Tagen — und zweimal mußte ich sie in jener Hütte erleben — wurde der vorher gequollene Weizen in einen jener hölzernen flachen und runden Tröge gethan, und dann trat die ganze Familie abwechselnd mit den Füßen hinein, um den Weizen von den Schalen durch Treten zu befreien. Keins von ihnen wusch sich dazu vorher die Füße. In allem Schmutz und Unrath der Hütte liefen sie herum, traten sich die Sohlen dann ein wenig ab, wie wir uns an schmutzigen Tagen die Stiefel vor den Häusern an einem eisernen Abtreter in etwas säubern, und arbeiteten auf solche Art Stunden lang in der Gottesgabe umher. Indessen brodelten zwei tüchtige Kessel mit Saubohnen am Feuer, die aber nicht vollkommen gar gekocht, sondern noch hart abgenommen wurden. Um diese setzte sich dann die ganze Familie her, selbst die kleinsten Kinder mit den furchtbarsten Gesichtern bissen die Bohnen mit den Zähnen auf, um sie zu schälen, verzehrten dann, was ihnen schmeckte, und warfen oder spuckten das Uebrige in einen gemeinsamen Topf, wo es dann später mit dem ausgetretenen Weizen zu einem dünnen Gemüse gekocht wurde.

Das war ich nicht im Stande mitzuessen, und setzte mir an solchen Tagen, wenn diese Zubereitung vor sich ging, mei-

nen eigenen Kochtopf mit Reis und getrocknetem Fleisch — sogenanntem Charque — an das Feuer, um meine eigene Mahlzeit daran zu halten. Sie nahmen mir das auch nicht übel; ja, als der alte Kazike seinen Trog mit Weizen und Bohnen ganz allein ausgegessen hatte und ich ihn fragte, ob er noch ein paar Bissen mit mir frühstücken wollte, setzte er sich, vollkommen bereit dazu, wieder mit mir an die Schüssel, und ich konnte keinen Löffel voll an ihm gewinnen. Mit derselben Bereitwilligkeit und Fähigkeit hätte er auch zum dritten und vierten Mal gefrühstückt.

Die andere Mahlzeit war anderer, aber nicht weniger ekelhafter Art. Am vierten Tage nämlich, wo der Regen endlich aufhörte und die Sonne bei einem leichten Westwinde durch die Wolken brach, beschloß der alte Kazike, einen Hammel zu schlachten, um mir, wie er meinte, ein Stück frisches Fleisch zu verehren. Einer der Indianer ritt hinaus und kam bald darauf mit einem jungen fetten Schöps zurück, dem die vier Beine fest zusammengebunden waren. Das arme Thier wurde dann so, fest gebunden, mit dem Kopf an dem nächsten Apfelbaum aufgehangen, und Einer der jungen Leute, der indessen sein langes Messer gewetzt hatte, ging daran, das arme Thier nicht etwa abzustechen, sondern ihm das Fell um Gurgel und Halsader her zu öffnen und in einem Lappen abzulösen. Die Alte hatte indessen ein Stück Steinsalz fein geklopft und mit fein gepulvertem rothen Pfeffer reichlich gemengt. Diese Mischung trug sie jetzt hinaus, und während der Indianer dem zuckenden Hammel die Halsader halb durchschnitt, stopfte sie den gesalzenen Pfeffer dort hinein und hielt die Kehle des gequälten Thieres zu. Im Innern aber quoll und gurgelte das Blut, sich mit dem Salz und Achi vermischend, und als das ihrer Meinung nach hinlänglich geschehen war, hob der Indianer den Hammel an der Seite in die Höhe und ließ das jetzt freigegebene Blut in eine hölzerne Schüssel laufen. — Ist dies also gewürzte Blut zu einem eklen Gelée geronnen, so wird es in Stücke geschnitten, und gilt dann für den größten Leckerbissen, den die Indianer kennen. Mir drehte sich der Magen um, wenn ich es nur ansah.

Natürlich essen sie Alles von einem geschlachteten Stück,

das Fell ausgenommen, und meine Alte war noch besonders appetitlich, wenn sie die einzelnen Stücke Fleisch an das Feuer steckte. Sie leckte nämlich vorher mit innigem Wohlbehagen von jedem einzelnen das frische Blut ab, und ihre Augen bekamen dabei ordentlich einen grünen, funkelnden Schein. Ich habe in der That nie ein menschliches Wesen einem Panther ähnlicher gesehen, wie dieses alte, scheußliche Weib, wenn sie das Blut leckte — nur mit der Ausnahme, daß sich der Panther stets glatt und reinlich hält und sich nach dem Essen jedesmal wieder sauber putzt.

Die Mahlzeiten in dieser interessanten Familie waren dabei so unregelmäßig, wie die Zeit ihres Schlafengehens, denn manchmal lagen um sieben Uhr schon Alle auf dem Ohr, und der Capitano de Amigos erzählte allein seine Heldengeschichten der stillen Nacht, und zu anderer Zeit saßen sie wieder, ohne auch nur an Schlaf zu denken, bis an ein und zwei Uhr Morgens um das Feuer, mit einander fröhlich plappernd. Man bekam dann noch oft um elf oder zwölf Uhr ganz plötzlich und unerwartet ein halbes Dutzend gebratene Kartoffeln auf das Schaffell gelegt, auf dem man eben saß, oder auch einen Privattrog mit trockenen Bohnen vorgesetzt. Jedenfalls aber kaute die ganze Familie bis zum Schlafengehen Aepfel, und der alte, ausnahmsweise vielleicht einmal nüchterne Kazike ließ sich seine Aepfel dann vorher von einem der kleinen Mädchen an einem Pfahl der Hütte oder auf einem der Herdsteine weichklopfen, wonach er sich einbildete, sie seien mürbe und reif. Nie aber habe ich einen Zank oder auch nur ein unfreundliches Wort zwischen ihnen gehört, nie einen jener häßlichen Flüche und Ausrufungen, an denen die spanische Sprache, mit der englischen rivalisirend, so unendlich reich ist. Die dortigen Chilenen aber, natürlich zu der niedrigsten Schicht der ganzen Race gehörend, streuten damit desto reichlicher umher, und deren Unterhaltung war oft wirklich Ekel erregend. Ich bin wahrhaftig nicht prüde und kann einen Puff vertragen, aber hier bekam ich es doch satt und glaubte mich manchmal wieder in die australischen Schäferhütten zwischen die „Oldcoves“ und „ticket of leave men“ des Murray versetzt.

Ein Abendvergnügen der Kazikin war es, ihr kleines Kind

zu kratzen. Sie zog zu diesem Zweck die Kleine nackt aus und kratzte ihr dann mit beiden Händen den kleinen fetten Buckel und die Beine, bis sie es überdrüssig wurde. So lange die Operation dauerte, hielt die Kleine natürlich vollkommen still, sowie sie aber nachließ, fing sie aus Leibeskräften an zu brüllen. Die Alte rieb ihr dann den ganzen Leib mit heißer Asche ein, wickelte sie wieder in ihr wollenes Käppchen, gab ihr ein paar tüchtige Hiebe und brachte sie zu Bett. Uebrigens habe ich noch vergessen, ein in ganz Chile gebräuchliches Nahrungsmittel zu erwähnen, das mir über manche Unbequemlichkeit hinweghalf und so reinlich wie wohlschmeckend ist. Ich meine das geröstete Mehl, von dem der chilenische Guasso und Indianer im Nothfall eben so ausschließlich leben kann, wie der Indier von Reis oder der Peruaner von geröstetem Mais. Der Weizen, um es zu bereiten, wird vorher geröstet und dann gemahlen, und läßt sich nun sehr lange in einem kleinen zugerichteten Fell oder Sack aufbewahren. Ich habe dieses Mehl immer trocken gegessen, wo es sehr angenehm schmeckt und außerordentlich nahrhaft ist; gewöhnlich aber nehmen es die Chilenen zu ihrem Getränke, indem sie es in einem Kuhhorn mit Wasser vermengen und dann mit einem Span umrühren und trinken. Ist gerade kein Span zur Hand, so hat Jeder zehn Finger.

Am 4. hatten wir, wie gesagt, schönes Wetter, der Wind drehte sich nach Westen, und der junge Mann aus den Pampas, der wieder zum Besuch herüberkam, hoffte, daß er ganz nach Süden herumgehen würde, wonach wir dann auf einige trockene Tage rechnen konnten — mehr brauchten wir ja nicht.

Er war das ächte Exemplar eines jener chilenischen Halbwilden, die sich an den Grenzen beider Völker, der Indianer wie der civilisirteren Race, aufhalten, aber schon weit eher die Sitten der ersteren angenommen haben und keine weiteren Bedürfnisse kennen, keine größere Bequemlichkeit, als ihren Sattel und dessen Decken verlangen. Dieser Secretär des Häuptlings Tureopan ging denn auch so einfach gekleidet, wie nur irgend möglich. Er trug einen alten schwarzen, mit Bindfaden unter dem Kinn festgehaltenen Hut, denn in den

Steppen drüben wehen furchtbare Stürme, dann einen alten Poncho, und Hemd und Hose darunter, weiter nichts; um den Leib nur noch ein paar jener Bolas, die gefährlichste Waffe der Indianer, mit denen sie nicht allein ihr Wild fangen, sondern auch ihre Kriege führen. Natürlich fehlte aber auch in seinem Gürtel das lange Messer nicht, denn ohne das ginge kein Gaucho oder Indianer auch nur einen Schritt.

Meines halbwilden Freundes Prophezeiung traf aber leider nicht ein. Schon um zehn Uhr Abends begann der ewige Regen wieder niederzufluthen, und mit dem Regen kam auch mein alter Kazike halb selig nach Hause geschwankt. Die Tschitscha war nämlich heute Morgen schon ausgetrunken und keine Hoffnung, ein neues Faß vor morgen Mittag anzustechen. Die Zwischenzeit mußte also, so gut das eben ging, ausgefüllt werden, und dazu gab es natürlich kein besseres Mittel als Branntwein.

An der Lagune drüben, wenigstens nur eine kurze Strecke davon entfernt, hatte sich nämlich ein Händler etablirt und in der trockenen Jahreszeit eine Anzahl Fässer heraufgeschafft. Diese konnten dann zu allen Zeiten in einem Canoe über die Lagune geschafft werden, und da er Vieh wie Pferde in Tausch willig annahm, stand dem Handel nicht das geringste Hinderniß im Wege. Der agua ardiente, ein schauerlicher, halb mit Wasser vermischter Grog, wurde dann einzeln, zu $^1/_2$ Dollar die Flasche, ausgeschenkt, und mein wackerer Kajuante brachte mir eine Flasche von dem Stoff mit, die ich dankbar annahm und in aller Unschuld in die Ecke stellte, um bei Gelegenheit ein Glas davon zu nehmen — oder wegzuschütten, wenn es mir nicht munden sollte. So aber war das Geschenk nicht gemeint und, wie ich später fand, nur ein Köder gewesen, um noch mehrere Flaschen damit herauszulocken. Lachend schüttelte er den Kopf und meinte, ich solle die Flasche nicht so weit zurückstellen, denn die Leute in der Hütte seien alle durstig, und als ich den Wink verstand, nahm er selber das erste, dritte, sechste und neunte Horn, und versicherte mir dann, er fühle großen Appetit nach einem andern Schluck.

Da es schlechtes Wetter war und ich voraussah, eine zweite

Flasche würde ebenfalls nicht für Alle ausreichen, gab ich dem zum Botendienst schon bereiten Indianer Geld für zwei, und Kajuante betheuerte mir auf Kazikenwort: ich sei ein wackerer Aleman.

Der Branntwein kam, und es that Einem ordentlich gut, zu sehen, mit welchem Wohlbehagen der alte kräftige Bursche am Feuer saß und aus seinem kleinen Horn lange, herzhafte Züge that — jeder Zoll ein Kazike. Er war in der That eine Art brauner König Lear, nur mit schwarzen statt weißen Haaren, der aber, da er nichts an seine Töchter vergeben hatte, seine Tage und Nächte ohne Narren in aller Ruhe vollbrachte.

Meine Zither hatte ich auf dem wilden Marsche mitgenommen, denn über den beiden Ledersäcken des Packthiers konnte sie mit Bequemlichkeit und sicher liegen. Bis heute war ich aber noch nicht in der Stimmung gewesen, sie aus ihrem Futteral zu nehmen, und nur heute, wo ich den Alten so in einer halbseligen, aber immer noch zurechnungsfähigen Laune sah, beschloß ich, ihn zu überraschen.

Der alte, zu Allem zu gebrauchende Kasten wurde zum Zithertisch, aus meiner ledernen Vorrathskammer holte ich ein Stearinlicht, das auf einer der Flaschen seinen Platz fand, die Kinder brachten mir, wie sie merkten, was vorging, gleich Felle zum Sitz, wußten aber dabei im Anfang gar nicht, was sie mehr anstaunen sollten, das neue, vordem noch nie gesehene wunderliche Instrument, oder das ihnen eben so fremde hellbrennende Licht. Die Musik gefiel ihnen aber ausnehmend; sie lachten und freuten sich wie die Kinder, aber Keinem von ihnen fiel es ein — was ich vorher gefürchtet hatte — das Instrument selber zu berühren oder an den Saiten herumzugreifen. Das verwünschte Schwatzen bei der Musik konnten sie aber eben so wenig lassen, wie es eine vollkommen civilisirte Gesellschaft lassen kann. Es ist mir das auch immer eine wunderliche Erscheinung in allen Erdtheilen und allen Kreisen gewesen, daß die Leute, die oft den ganzen Abend den Mund nicht aufthun, ganz sicherlich zu plappern anfangen, sobald irgend Jemand musicirt. Das gar nicht in Betracht gezogen, daß sie selber in der Zeit nicht das Geringste von

der Musik hören können — das wäre der geringste Verlust — aber es ist auch stets eine Ungezogenheit gegen den Musicirenden, was aber die meisten Menschen nicht zu fühlen scheinen.

Was sich freilich die haute volée in Europa erlaubt und für gesittet hält, durfte ich natürlich diesen einfachen Kindern der Wildniß nicht übel nehmen. Nur mein alter König Lear hielt wacker Stand und brachte, so lange die Musik dauerte, kein Wort über die Lippen. Wenn ich aber aufhören wollte, klopfte er mir immer auf die Schulter und sagte lächelnd: „Un poco mas!“ (ein wenig mehr).

So gern hatte er die Musik, daß er mich manchmal mitten in der Nacht weckte und ein wenig davon hören wollte; den Gefallen konnte ich ihm aber freilich nicht thun, denn wenn er selber auch vielleicht keinen rechten Unterschied zwischen Tag und Nacht kannte, war ich selber darin doch anderer Meinung. Lieb war es mir aber immer, daß ich das kleine Instrument mit mir genommen; die Musik ist ein gar freundlicher Vermittler bei allen Völkern und Nationen, und wie manche lange schwere Stunde habe ich mir selber damit gekürzt. — Und doch, welche furchtbare Zeit verlebte ich in jener Hütte! Denn unaufhörlich strömte der Regen nieder, und wenn er ja einmal einen Tag nachließ, prasselten vor Tag am nächsten Morgen jedenfalls wieder die schweren Tropfen auf das Dach herab. Da kam eines Tages mein neuer Freund aus den Pampas mit einem sehr bedenklichen Gesicht zu mir, rauchte erst drei oder vier Papiercigarren, und meinte dann, das Wetter sähe verzweifelt aus. Wenn der Neumond jetzt nicht bessere Tage brächte — wozu verwünscht wenig Hoffnung sei — so könne er nicht anders glauben, als daß der Winter mit vollem Ernst eingesetzt habe, und in dem Fall dürfe er sich nur darauf gefaßt machen, fünf volle Monate hier liegen zu bleiben, ehe er im Stande wäre, die Cordilleren zu passiren.

Fünf volle Monate! Fünf Monate in dieser Hütte, in diesen Verhältnissen, das wäre hinreichend gewesen, mich, wenn nicht körperlich todt, doch jedenfalls wahnsinnig zu machen. — Und ich hätte dann nach Valdivia zurück gemußt,

wäre gezwungen gewesen, den Lieblingsplan meines ganzen Lebens aufzugeben — denn so lange konnte ich nicht von daheim fort, nicht von meiner Familie fern bleiben.

„Ja," sagte er dazu, „wenn aber der Winter erst wirklich einsetzt, dann können Sie auch nicht mehr zurück, denn dann sind die Flüsse zwischen hier und Valdivia ebenfalls so angeschwollen, daß jede Passage von selber aufhört."

Das war ein schöner Trost, so weit sollte es doch hoffentlich nicht kommen; aber schon die Furcht davor nagte mir von da an am Herzen und machte mich jede Regenstunde nur noch mehr fürchten, trieb mich nur noch öfter in den ärgsten Schauern vor die Hütte hinaus, um die treibenden Wolken mit meinem Compaß zu vergleichen. Und immer, immer jagten sie vom Norden her, von dem dürren Norden, der in Peru keinen fallenden Tropfen kennt und die dortigen Berge in Sand- und Steinhaufen gedörrt und vertrocknet hat. Der Schmutz in der Hütte wurde mir auch immer widerlicher, und je mehr ich dem Allen zusah, desto tiefere Blicke that ich in dieses Treiben, das selbst meinem schmutzigen Führer manchmal ein wenig zu stark wurde.

Eine andere Unannehmlichkeit war mir außerdem noch vorbehalten. Bis jetzt hatten nämlich die ununterbrochenen Trinkgelage nur in entlegenen Hütten stattgefunden, denen ich mich in der Zeit wohl hütete, nahe zu kommen. Wieder aber einmal schien die Tschitscha erschöpft, von der diese Menschen unglaubliche Massen zu sich nahmen, und da die Zwischenzeit mit Branntweintrinken ausgefüllt werden mußte, veranstaltete der Kazike in seinem eigenen Hause eine kleine Festivität, die zwei Nächte und drei Tage dauerte.

Der ganze, überdies genug beschränkte schmutzige Raum lagerte jetzt gedrängt voll von trinkenden und trunkenen Menschen, und das lodernde Herdfeuer, das nicht selten das erhitzte Dach selber anzuzünden drohte, verwandelte die Nacht zum Tag, und es wurde von da an in dem Hause weder mehr geschlafen noch gegessen.

Wie aber der Branntwein im Innern floß, so strömte der Regen draußen — unerschöpflich und sich immer in den aufsteigenden Dünsten neu erzeugend. Am dritten Tage, etwa

drei Uhr Nachmittags, zerstreute sich die Schaar endlich — nicht etwa, weil sie des Trinkens müde geworden, sondern weil der Branntwein getrunken war. Uebrigens gab es ja am nächsten Morgen wieder trinkbare Tschitscha in einem andern Hause, und die Meisten taumelten jetzt ihren eigenen Hütten zu, um ein wenig auszuschlafen, oder auch wieder einmal eine Mahlzeit zu halten, denn der Körper hielt es zuletzt nicht mehr aus.

Schon so lange ich in der Hütte des Kaziken lag, hatte ich einen grobgeflochtenen Korb in der einen Ecke stehen sehen, der nichts enthielt als alte abgenagte Knochen, die, vollkommen ungerechtfertigt, den halbverhungerten Hunden vorenthalten wurden. Heute sollte ich deren Verwendung sehen. Die alte Madame nahm diesen schauerlichen Vorrath von thierischen Ueberresten, den ich schon auf meinem Lager riechen konnte, aus der Ecke vor, schüttete sie in einen großen irdenen Topf, den die Hunde vorher sauber ausgeleckt hatten, goß Wasser darüber und stellte sie an's Feuer, wo sie etwa eine Stunde kochten. Dann wurden sie vor den alten Kaziken hingesetzt, und dieser schlug sie einzeln zwischen ein paar Steinen auf, um das Mark, das schon bei manchen in Verwesung übergehen mußte, herauszusaugen.

Diese Nacht hoffte ich endlich zu schlafen, aber ein anderes Hinderniß stellte sich ein. Die Hunde nämlich, welche zwei Nächte durch die Trinker vom Feuer fern gehalten waren, wünschten das Versäumte nachzuholen, und wenn ich eben glaubte, ich schlief ein, stieg einer oder der andere der schweren Köter ganz gemüthlich über mich weg, sich einen passenden Platz auszusuchen. Endlich waren sie alle zur Ruhe gekommen und lagen still; Todesschweigen herrschte und die müden Augen schlossen sich, als plötzlich einer von den Kötern leise knurrte und im nächsten Moment die ganze Schaar mit einem wahren Wuthgeheul, mitten zwischen den Schläfern heraus, aus der Hütte stürzte.

Jetzt hatten wir es aber Alle satt bekommen; Jeder von uns mußte überdies einen Stock bei sich liegen haben, um die unverschämtesten von sich abzuhalten, und als sie sich draußen beruhigt hatten und wieder herein zum Feuer wollten,

wurden sie von allen Seiten mit schweren Hieben empfangen. Der Raum war vollkommen dunkel geworden, und wie die Schatten glitten die vorsichtig gemachten Hunde darin umher, sich ihre verlassenen Plätze wieder aufzusuchen; wo aber einer einem der Liegenden nur in die Nähe kam, erhielt er auch gewiß einen gutgezielten und eben so gutgemeinten Hieb, der ihn heulend dem nächsten, schon auf ihn Lauernden zusandte. Ein paar von ihnen liefen solcher Art richtig Spießruthen, und der alte Kazike, den ich vorher noch nie hatte lachen sehen, schüttelte sich ordentlich in seinem etwas erhöhten Bett. Ich selber hielt mir über Tag die Hunde noch am besten durch mein altes Lagermittel vom Leibe, nämlich durch einen angebrannten Stecken. Den nur langsam den Hunden vor die Nase geschoben, und sie werden im höchsten Grade verdrießlich. Erst drehen sie den Kopf so lange ab, als es geht, und dann stehen sie endlich beleidigt auf und gehen fort. Hat man es aber schon ein paar Mal mit ihnen gemacht, so ist weiter nichts nöthig, als einen Stecken mit dem Ende in die Kohlen zu schieben. Das genügt vollkommen, und sie räumen augenblicklich den Platz.

Die verschiedenen Namen der Hunde haben mich oft amüsirt. Der eine von ihnen, ein grauer Köter, der von der ganzen Familie permanente Prügel bekam, hieß Napoleon — Gott weiß, wie der Name hierher seine Bahn gefunden hatte und was sich die Indianer darunter dachten! Der Name Napoleon wurde des Tages aber gewiß hundertmal, und jedesmal von einem tüchtigen Hieb begleitet, ausgestoßen, und Napoleon ging dann eben nur sachte um das Feuer herum, um zu sehen, ob er vielleicht auf der andern Seite etwas des Mitnehmens Werthes fände.

Ein anderer Hund hieß Panuelo (Taschentuch), ein dritter Soldan, ein vierter Patagonien. Die anderen Namen habe ich vergessen.

Am schwersten ist mit den Hühnern fertig zu werden, denn die Unverschämtheit eines jungen Hahnes kennt eigentlich gar keine Grenzen.

Aber ich will den Leser nicht durch längeres Aufzählen aller jener trüben Stunden ermüden. Tag nach Tag goß

der Regen nieder, und die trostlose Gewißheit drängte sich mir endlich auf, daß an kein Nachlassen für diese Zeit zu denken war. Der junge Bursch aus den Pampas versicherte mir selber, daß er es aufgegeben habe, noch in diesem Winter in die Pampas zu kommen, er werde ausharren müssen, wo er eben sei, und mein Führer drängte schon seit einigen Tagen, an die Rückkehr zu denken, wenn ich nicht ebenfalls an der Mayhue Lagune einregnen wolle.

Dem traute ich freilich nicht, denn ich vermuthete mit Grund, er habe das Heimweh nach seiner Familie bekommen. So viel war aber sicher, ließ das Wetter nicht bis zur Mitte des Monats nach, von wo an stets der Winter einsetzte, dann blieb mir nichts weiter übrig, als den am 20. Valdivia wieder passirenden Dampfer zu erreichen, um mit zertrümmerten Hoffnungen nach Valparaiso zurückzukehren.

Und es regnete fort und fort. Wenn wir einmal zwölf Stunden blauen Himmel hatten, mußten wir es sicher die nächste Nacht wieder durch so viel stärkere Schauer büßen. Ich *mußte* endlich zurück, denn die Zeit verfloß, und das, womit mich der Kazike trösten wollte, konnte nur ein schlechter Trost sein, daß nämlich viele Indianer und chilenische Händler noch auf der Otra Banda seien und auch nicht zurück könnten und in den Pampas überwintern müßten.

Bis wirklich zum letzten Augenblicke hatte ich gewartet, denn am 15. April war ich noch am Mayhue, und am 20. mit Tagesanbruch mußte ich von Valdivia nach Corral abfahren. Dazu waren alle Ströme rasend angeschwollen, und wenn ich nicht jetzt wenigstens zwei Tage trockenes Wetter hatte, kam ich nicht einmal dorthin durch. Aber was half's! ich mußte, und es galt jetzt zu zeigen, was unsere Pferde leisten konnten.

Die traurigsten Tage hatte ich *in der Zeit* da oben durchzumachen — jene Tage, in denen ich die *Gewißheit* bekam, daß mein ganzer Plan zerstört, meine ganze Hoffnung vernichtet sei, jenen wundervollen wilden Marsch durchzuführen. Aber mein phlegmatischer Führer hatte Recht: gegen Gott ließ sich nicht ankämpfen, und ich mußte mich dem Unvermeidlichen fügen. Alle jene *körperlichen* Be-

schwerden und Unannehmlichkeiten, die ich bis dahin nur mit Unmuth und einer halben Verzweiflung ertragen, schmolzen aber gegen das Gefühl der Resignation auch in ein wahres Nichts zurück, und ich konnte jetzt über Vieles, das mir sonst fast unerträglich schien, ordentlich lachen.

Und was jetzt weiter mit mir werden sollte? — An einen Rückweg hatte ich nie gedacht, ja, mir denselben eigentlich fast abgeschnitten; denn ein ordentliches Capital, das ich in Valparaiso zu diesem Zwecke aufgenommen, war halb nutzlos aus dem Fenster geworfen, und alle meine Sachen jetzt schon von Valparaiso aus auf dem Wege durch die Pampas nach Buenos Ayres. Ich hatte wieder einmal nichts mehr, und mußte nun sehen, wie ich das alte, schon so oft gespielte Spiel noch einmal durchführte.

V. Der Rückmarsch.

Am 16. April brach ich endlich, nachdem ich zwei volle Wochen mit drei Sonntagen in jener schauerlichen Existenz zugebracht, vom Mayhue auf, und mein Rückzug glich eher einer Flucht, den immer mehr anstürmenden Wassern zu entgehen. — Wäre ich auch nur zwei Tage länger geblieben, so konnte ich nicht mehr durch, und hätte Monate lang in der schmutzigen Hütte meines alten Kajuante verbringen müssen.

Schon am 15. Abends versuchten wir den Rückzug über den Pilian Leufu anzutreten, aber es war nicht möglich und hätte mir beinahe ein Pferd gekostet. Als letzter Ausweg blieb deshalb nur Eins übrig: ich mußte meine nackten Thiere durch Indianer an der Mündung desselben in die Lagune, wo er sich in fünf Arme theilt, durchtreiben lassen, und mit meinem Gepäck in einem Canoe diesem wahrhaft teuflischen Strome aus dem Wege fahren. Drüben an der andern Seite trafen wir dann die Pferde wieder, und mußten nachher sehen, wie wir die übrigen tiefen, aber doch nicht so gefährlichen Ströme und Esteros kreuzen konnten.

Am 15. hatte ich indessen eine Art Christbescherung bei

den Indianern angerichtet, um sie für meine luxuriöse Bewirthung wenigstens in etwas zu belohnen. Der alte Kazike, welcher vielleicht fürchten mochte, ich könne es vergessen, hatte mir das auch schon vor einiger Zeit durch meinen Dolmetscher ganz deutlich zu verstehen gegeben. Vor allen Dingen ließ ich ihnen einmal alle meine mitgebrachten Lebensmittel und behielt nur das zurück, was ich für die nächsten Tage nothdürftig brauchte, denn ich wollte meine Pferde so leicht als möglich haben. Dann gab ich dem alten Kaziken noch eine wahre Schatzkammer an Tabak, Messern, Maultrommeln, Tüchern, Nadeln ꝛc., und tauschte von der Kronprinzessin das Stirndiadem, welches sie die lange Zeit über getragen, für eine Masse Glasperlen ein. Ich mußte doch etwas zum Andenken an diese furchtbar durchlebten Stunden mit mir nehmen.

Der Kazike Kajuante schien auch sehr zufrieden mit meinen Geschenken — er hatte wohl in seinem ganzen Leben noch nie so viel für alte Knochen und Bohnen bekommen — und lud mich ein, ja recht bald zu ihm zurückzukehren. Dann könne ich, wie er meinte, bei ihnen bleiben und eine Frau nehmen, „eine recht fette". Welch' verlockende Aussichten mir der alte König Lear auch stellte, ich ließ mich dennoch nicht verführen.

Am 16. früh, wo sich indessen das Gerücht von meiner Abreise verbreitet hatte (der Capitano de Amigos war schon vor drei Tagen, als es einmal mit Regnen aufhörte, mit den übrigen Chilenen zurückgeflüchtet), versammelten sich eine Menge Indianer bei unserer Hütte, um mir das Geleit zu geben. Einige davon sollten auch meine Pferde durch den Pilian Leufu führen, andere das Canoe über die Lagune rudern. Die Pferde waren jetzt gesattelt, ich hatte von den Damen des Hauses rührenden Abschied genommen, und besonders der alten Madame Kazike auf das Herzlichste das rechte Schnupftuch geschüttelt — war ich doch wirklich herzlich froh, daß ich diesem Leben endlich den Rücken kehrte. König Lear erklärte aber, daß er mich jedenfalls bis an die Lagune begleiten würde, und mit einem Zuge von etwa zwanzig wilden Reitern brachen wir um sieben Uhr Morgens nach der Lagune auf.

Die Nacht über hatte es nur sehr wenig geregnet, der letzte Abend war auch zum Theil trocken gewesen, und der Wind drehte sich nach Westen; die Hoffnung war also da, daß ich wenigstens zurückkäme. Um vorwärts zu kommen, hätte es jetzt aber schon hintereinander fünf trockene Tage gebraucht, und dazu war keine Hoffnung mehr.

Dicht an der Lagune stand noch eine kleine Hütte, in welcher der Eigenthümer des Canoes inmitten sieben voller, trinkbarer Tschitschafässer lebte. Hier sollte heute das Gelage wieder beginnen, und meine Abreise nur auf den nächsten Tag verschoben, so hätte ich kaum noch einen nüchternen Menschen gefunden, mein Canoe zu rudern. Heute Morgen erschien denn auch Alles, noch eben vor Thorschluß, und wäre mir das Herz nicht so furchtbar schwer gewesen, ich hätte mich wenigstens dessen freuen können. Aber zurück! Das Wort hatte etwas Furchtbares für mich — war es doch das erste Mal in meinem Leben, daß ich von irgend einem vorgesteckten Plane zurück mußte, und nicht einmal die Aussicht blieb mir mehr, ihn später, in einer günstigeren Jahreszeit, dennoch durchzuführen.

Wäre ich noch ein junger Mann gewesen, ja — aber dreimal hatte ich jetzt die amerikanische Küste betreten, mich viele lange Jahre freund- und freudlos in der Welt herumgetrieben und Tausende von Beschwerden ausgestanden; ich durfte auf keine neue Reise mehr denken. Nur noch einen traurigen Blick warf ich auf die waldigen Rücken der Cordilleren zurück, über denen, wie immer, trübe Wolkenschleier hingen, und ging dann entschlossen daran, mich in die Nothwendigkeit zu fügen. Es war vorbei! Ein Anderer mochte jetzt, vielleicht durch meine Erfahrungen unterstützt, das ausführen, was ich wenigstens begonnen hatte, und was keineswegs unmöglich ist, wenn es nur richtig und zur rechten Zeit begonnen wird.

Einen Monat früher — nur einen kleinen Theil der Zeit, die ich nutzlos in Ecuador verleben mußte —, und ich wäre hinübergekommen. Jetzt galt es, den Heimweg aufzusuchen, und unsere Thiere galoppirten rasch der Lagune entgegen.

An der Hütte des Canoe-Eigenthümers hielt natürlich der Kazike; denn wir konnten dieselbe doch nicht passiren, ohne zu versuchen, ob die Tschitscha gut sei — das heißt, ob sie die Fähigkeit besitze, die Trinker in der möglich kürzesten Zeit selig zu machen. Zehn bis zwölf Gallonen wurden auch in einer wirklich unglaublich kurzen Zeit hinuntergegossen, und das Gelage würde vielleicht gleich hier bis zum Abend fortgesetzt worden sein, hätte ich nicht, als alle Mahnungen fruchtlos blieben, meinem Pferde die Sporen gegeben und wäre dem Einschiffungsplatze zugeritten. Mein Führer, der schlimmer als die Uebrigen an solchen Plätzen klebte, mußte jetzt mit, und die Anderen folgten, da sie ja doch in kurzer Zeit hierher zurückkehren konnten.

Die Einschiffung ging rasch von Statten. Das schwere Canoe lag allerdings hoch auf dem Sand droben; vier Indianer befestigten aber ihre Lassos daran und zogen es mit ihren Pferden rasch in das Wasser. Mein weniges Gepäck lag zehn Minuten später ebenfalls darin, und wir wollten jetzt einsteigen, aber — der alte Kazike fehlte noch, von dem ich doch jedenfalls Abschied nehmen wollte.

Jetzt kam er endlich, vor sich auf dem Sattelknopf einen mächtigen irdenen Krug mit Tschitscha haltend, langsam angeritten und rief mir schon von Weitem zu, den Abschiedstrunk nicht zu vergessen. Auch der wurde getrunken und der Krug fast geleert, und jetzt nahte der feierliche Augenblick, wo ich mich von dem Kaziken nach allen Regeln der Etikette beurlauben mußte. Ich wollte, ich hätte dazu ein paar von meinen europäischen Freunden zu Zeugen gehabt.

Der Kazike saß zu Pferde, und ich stand neben ihm an dem sandigen Strande des Sees, den linken Fuß schon auf dem Bug des Canoes. Da nahm der alte König Lear meine ihm zum Abschied gebotene Hand, hob sie feierlich in die Höhe, und indem er sich darauf niederbeugte, drückte er einen ehrfurchtsvollen Kuß — nicht etwa auf meine Hand, sondern auf seinen eigenen Daumen, wie wir es auch manchmal zum Scherze bei uns gethan. Ich hatte aber schon bei einer früheren Gelegenheit bemerkt, daß diese Höflichkeit bei Begrüßung oder Abschied gegenseitig sei. Ohne also eine Miene zu verziehen

und vollkommen den Ernst des Augenblicks begreifend, hob ich jetzt des Kaziken Hand empor und küßte eben so ehrfurchtsvoll, wie er, meinen eigenen Daumen.

Jetzt aber band mich auch nichts mehr an das Land, a fuera! Die roh genug zugehauenen Ruder, von denen zwei ein paar alte Getreideschaufeln, mit Weinreben angeschnürt, trugen, schoben das Canoe vom Lande ab in tiefes Wasser und — „Halt!" commandirte mein alter unverwüstlicher Kazike, den Tschitschakrug hoch emporhebend, „noch einmal trinken!" — Er erwartete aber nicht etwa, daß wir noch einmal mit dem Canoe zum Lande kommen sollten, sondern ritt, den Tschitschakrug hoch in der Rechten, zu uns in den See hinaus, an das Canoe. Dort, wo ihm das Wasser schon bis zum halben Leibe seines Thieres ging, hielt er, reichte Jedem von uns noch einmal das trübe Labsal, und gestattete uns dann erst mit einer huldvollen Bewegung seiner Hand, vollkommen abzustoßen. Im nächsten Augenblick fielen die drei Ruder in das Wasser und trieben das etwas schwerfällige Canoe vorwärts, und mit dem Steuer beschäftigt, hatte ich nicht zurückgesehen. Da lenkte ein wild und schrill ausgestoßener Schrei aus mehr als zwanzig Kehlen meine Aufmerksamkeit wieder dorthin, und ich werde den Anblick nie vergessen.

Die ganze Schaar der Indianer, alle in ihren dunkelblauen Ponchos mit den langen, fliegenden Haaren, hielt dort in einem Trupp, der alte Kazike, auf dessen Sattelknopf der geleerte Tschitschakrug stand, noch halb im Wasser, an der Spitze. Die rechte Hand hob dabei Jeder in die Höhe, und aus voller Brust gaben sie uns den zweiten und dann den dritten Abschiedsruf. Eben war die Sonne einen Moment aus den Wolken getreten, wie um diese Scene selber mit anzuschauen, und warf ihre funkelnden Streiflichter über die Gruppe, über die grünen, blühenden Myrtenbüsche dahinter, über die den Kies bespülende, plätschernde Fluth, und das Echo des Schreies klang von den nächsten Hängen der Cordilleren wieder.

Unsere Bootsmannschaft gab den Ruf zurück, während das Canoe rasch die Fluthen theilte; noch einmal antworteten die Indianer am Land — und in demselben Augenblick auch fast

waren sie in den bis zum Strande niederreichenden dichten Myrten wie durch Zauberei verschwunden.

Ade, mein alter wackerer Kajuante, ade! Friede Deiner stillen Hütte mit allen ihren gastlichen Schrecken, um welche von jetzt an nur die Erinnerung ihren Schmelz flicht, ade! Ich sehe Dich nimmer wieder. Du selber wirst aber gewiß manchmal an den Aleman denken (wenn Du auch seinen Namen nie behalten konntest), der Deine Pfeife mit Tabak und Deine Ohren mit Musik füllte — ade! Bei Deinen Tschitscha-Gelagen wirst Du dann von ihm erzählen, und auch er in seiner eigenen stillen und freundlichen Heimath wird noch oft sich jener mit Dir verlebten Stunden erinnern und — seinem Gott danken, daß es eben verlebte und überstandene Stunden sind. Ade!

Ueber den See fliegt das Canoe; vorn am Bug schäumt die klare spritzende Fluth, und neben uns auf thürmen sich die hohen, schroffen Ufer der Lagune, die, in das Rückenmark dieser Berge hineingedrängt, deren strömende Bergwasser in ihrem Bette sammelt und dem Rancosee zuführt.

Zu unserer Rechten liegt die fünfarmige Mündung des zu uns herauskochenden Pilian Leufu — meine armen Pferde — dort müssen sie hindurch, und mein frommer, heute nüchterner Führer seufzt: Gebe Gott, daß sie alle hindurchkommen! Er hat sein Pferd auch in dem Trupp und meint natürlich nur das.

Aber wir können ihnen von hier aus doch nicht helfen, und „was geschehen soll, mag's geschehen!" Weiter schäumt das Canoe, weiter, jetzt in den offenen See hinaus, auf dem uns noch ein tüchtiger Regenschauer erwischt. Doch was thut's! Wir sind so daran gewöhnt, nicht naß zu werden, sondern naß zu bleiben, daß Keiner die schweren Tropfen achtet. In Westen zeigt sich überdies wieder blauer Himmel und der Wind kommt von dort, und ehe wir die Stelle erreicht heben, wo der Mayhuesee in schmalen Wasserstürzen dem Ranco zustrebt, ist der Himmel wieder klar, und Hoffnung verheißend spannt sich ein prachtvoller Regenbogen über den grünen Wald und den blauen See.

Jetzt verengt sich der See, und meine Indianer suchen, das Canoe dicht an den Büschen gehalten, forschend nach dem verabredeten, so selten besuchten und dicht überwachsenen Landungsplatz. Dort schiffen wir unser Gepäck aus, aber die Pferde sind noch nicht da; wir waren etwa im Ganzen drei Stunden gefahren, und die Sonne senkte sich mehr und mehr den Bergen zu. Zwei Stunden noch lagen wir so unter den grünen Büschen, durch die hin sich kaum ein Pfad erkennen ließ. Hatten die Pferde überhaupt glücklich den Strom passirt? — kein Laut ließ sich hören, wenn wir nicht selber manchmal einen laut hinausschallenden Ruf ausstießen. Endlich — endlich wurde er beantwortet; schon konnten wir das Brechen der Büsche hören, und wenige Minuten später erhielten wir die fröhliche Gewißheit, daß alle Pferde sicher angekommen seien. Rasch waren die Thiere gesattelt, und nachdem ich meine Indianer mit allen möglichen Geschenken belohnt, trabten wir wieder landeinwärts. An dem Abend mußten wir noch einen ziemlich bösen Fluß kreuzen, der besonders reißend strömte; aber es ging. Wir übernachteten in einer indianischen Hütte und brachen am nächsten Morgen früh auf, wenn irgend möglich Dollinko noch zu erreichen.

Der nächste Tag war zu unserem Heile trocken; dennoch hatten wir eine schwere Strecke Weges an einem wild verwachsenen Berge hin, wo wir, den steilen Hängen zu entgehen, dicht zu der Ranco-Lagune nieder mußten. Den Liféu hatten wir vorher mit den Pferden durchschwommen, indem Jeder von uns einen der Ledersäcke des Packthieres vor sich auf den Sattel stellte. Die Lagune aber, von dem unaufhörlichen Regen angefüllt, trat hier überall in den Wald hinein, so daß der überdies schmale Pfad in den uns von allen Seiten überhängenden Büschen gänzlich verschwand. Bald hier, bald dort wurden wir außerdem durch unter dem Wasser versteckte Stämme aufgehalten, und bis an den halben Leib des Pferdes im Wasser suchten wir jetzt nach dieser, jetzt nach jener Seite einen Ausweg.

Auch das war endlich überstanden; wir erreichten das Ende dieser fatalen Stelle ohne weiteren Unfall und ließen

die Thiere jetzt tüchtig ausgreifen, so daß uns noch vor Sonnenuntergang das gastliche Dach Don Fernando's entgegenleuchtete. Und wie freundlich nahm uns der alte Herr wieder auf; wie sorgte er, daß unsere Sachen getrocknet wurden, und daß gleich nachher eine Kanne mit heißem, starkem Kaffee auf dem Tische dampfte, und wie herzlich nöthigte er mich, doch jetzt wenigstens, wenn ich es früher ausgeschlagen, ein paar Tage auszuruhen und mich von den überstandenen Beschwerden zu erholen. Aber für mich gab es noch keine Erholung, denn eine Menge von Flüssen hatte ich noch zu kreuzen, und wieder thürmten sich in Nordwesten jene fatalen, wetterschwangeren Wolken auf, die mir schon in den Cordilleren oben so manches Herzweh bereitet. Außerdem war auch meine Zeit jetzt mit dem in Valdivia anlaufenden Dampfer so knapp abgemessen, daß ich keine halbe Stunde vergeuden durfte, und am nächsten Morgen trabten wir denn auch schon wieder über die sich von hier ausbreitenden, aber hin und wieder mit Büschen und Dickichten bewachsenen Pampas hin.

Die ewigen Regen hatten freilich auch bis hier heruntergereicht, denn diese Flächen, durch die wir vor wenigen Wochen trocken hingaloppirt waren, bildeten jetzt lange Ketten von Sumpf- und Wasserlöchern, und hielten unsern Marsch bedeutend auf. Und auf allen diesen Lachen kein einziger jagdbarer Wasservogel, ein einziges Paar Bekassinen ausgenommen, das wir gegen Mittag antrafen. Ein ödes, wildarmes Land hier, über das der graue Himmel trübe die mehr Regen kündenden Wolken spannte. Gegen Abend brach denn auch das Wetter richtig wieder los — ich hatte es lange schon gefürchtet. Noch ehe wir ein Nachtquartier erreichten, goß es nieder, was herunter wollte, und so die ganze Nacht hindurch und am nächsten Tage fort.

Ich mache mir nicht viel daraus, wenn es zu regnen beginnt, sobald ich erst einmal im Sattel sitze, ein höchst fatales Gefühl ist es mir aber, wenn ich im Regen satteln und aufsteigen muß — und wie oft war ich dazu gezwungen!

Dazu hatten wir heute einen höchst fatalen Weg zu passiren, da wir den Kinchilkafluß nicht mehr kreuzen, sondern ihn, nach den Bergen hinauf, an seinem linken Ufer umgehen

mußten. Hier hatten wir uns erst wieder durch diese nichtswürdige Kila durchzuarbeiten, und gleich früh, im furchtbarsten Regen, das Packpferd abzuladen, das mit den Päcken nicht durch eine Schlucht konnte. Diese war so enge, daß ich selbst meine Satteltasche von meinem Reitthier nehmen und dasselbe eine kurze Strecke führen mußte. Dann hatten wir einen Fluß zu durchschwimmen, und alle Esteros oder Bäche, die wir von da an kreuzten, waren so angeschwollen, daß in manchen das Wasser über den Sattel ging.

Vorwärts! jetzt half es nichts mehr; mein Gepäck war doch durchnäßt und ruinirt, und ich konnte sogar lachen, als mein Packthier gegen Abend in einem tiefen Wasserloch überschlug. Wieder wurde im Regen abgepackt, das eingedrungene Wasser wenigstens aus den Ledersäcken laufen zu lassen, dann die Ladung wieder auf und weiter. Jetzt störte uns auch nichts mehr. Kamen wir an Fluß oder Bach, so wurde nicht mehr lange sondirt, ob er tief oder seicht sei, durch! Ich voran, das Pack- und Leitthier hinter mir, mein Führer hinter allen, und schwimmen oder waten, Keiner wandte mehr den Kopf danach.

Den Abend erreichten wir todmüde und bis auf die Haut naß unser erstes Nachtquartier bei den Deutschen in Calle-Calle, trockneten uns dort, so gut es gehen wollte, an dem erhitzten Ofen, und brachen am nächsten Morgen wieder früh auf. Von hier ab münden eine Menge kleiner, jetzt freilich oft tiefer Bäche in den Valdivia, über die von Calle-Calle bis Valdivia allein siebenunddreißig Brücken führen. Viele dieser Brücken sind aber eingestürzt, und da sich die chilenische Regierung den Henker um ihre Wegebauten kümmert, so können die Reisenden sehen, wie sie eben durchkommen. Gleich an der ersten machten wir auch das Schlimmste durch. Dort war die eine Hälfte der Brücke zusammengebrochen, und zwei lockere Bretter lagen, ein gefährlicher Weg selbst für Fußgänger, hinüber. Der Bach selber war sehr tief, und da wir gestern unsere Sachen, so gut das eben ging, getrocknet hatten, wollte ich sie nicht gern gleich am frühen Morgen wieder durch Schwimmen durchnässen.

Mein Pferd führte ich zuerst über die schwanken Bretter,

und es ging vortrefflich; die übrigen Thiere folgten ebenfalls, und das Packpferd nahm ich dann selber an den Lasso, um es sicher hinüber zu leiten. Das ungeschickte Vieh trat aber mit den Hinterbeinen breit aus, das eine Brett schlug um — ich wollte es noch am Lasso halten, aber es ging nicht, und im nächsten Moment stürzte es mit der Ladung rückwärts in die glücklicher Weise tiefe Fluth, daß ihm das Wasser über dem Bauche zusammenschlug.

Meine arme Zither! war mein erster Gedanke, während sich das Pferd rasch wieder aufdrehte und an Land schwamm, denn dieses Mal durfte ich kaum hoffen, daß sie unbeschädigt davongekommen sei. Und trotzdem hatte es ihr nicht das Geringste geschadet. In den dichtverschlossenen Holzkasten, mit starkem, geöltem Papier umwickelt und in ein Schaffell noch außerdem eingeschlagen, hatte das Wasser in der kurzen Zeit nicht Raum gehabt, einzudringen, und das war wenigstens gerettet. Um das Andere kümmerte ich mich wenig.

In einer halben Stunde waren wir wieder reisefertig, und jetzt lag nicht mehr der geringste Grund vor, sich irgendwo aufzuhalten. Nach Valdivia hatten wir von hier aus nur noch überdies 7 Leguas mit weit besserem und großentheils trockenem Wege.

Vorbei, vorbei meine Hoffnungen und Träume! und nicht einmal einen Plan konnte ich mir vorwärts machen, da ich die Möglichkeit eines Rückzuges nicht voraus bedacht, ja nicht einmal geahnt hatte. Meine Waaren ruinirt, meine Pferde nicht die Hälfte dessen mehr werth, was ich dafür gegeben, wenigstens nicht, wenn ich sie rasch wieder verkaufen mußte; alle meine Sachen von Valparaiso nach Buenos Ayres abgeschickt, mein Sattelzeug und meine alte Büchse der ganze Reichthum! Gut! ich hatte dem schon manchmal die Stirn geboten, und konnte das wieder, und doch — hätte mir das Herz fast brechen mögen, als ich auf's Neue den alten Kirchthurm von Valdivia vor mir auftauchen sah.

5.

Patagonien und die Penchuenchen.*)

Mein Plan, Patagonien selber zu besuchen, war vernichtet, aber in den Cordilleren oben benutzte ich wenigstens die Gelegenheit, um soviel als möglich von jenen Nachbarstämmen und den Verhältnissen ihres Landes zu erfahren, was einem späteren Reisenden zu Gute kommen mag. Arbeiten wir doch nur immer der Eine für den Andern.

Von allen Ländern und Theilen Südamerikas ist Patagonien noch immer das am wenigsten gekannte Land, und eigentlich haben wir auch nur von seiner Südgrenze und einem Theil des Rio Negro im Norden genauere Nachrichten. Auch hat die chilenische Regierung an der Südgrenze eine Strafcolonie angelegt und steht dort mit den benachbarten Indianern in einer lockern Verbindung. Alle Versuche aber, von dort in das Land einzudringen, sind bis jetzt für die Unternehmer nur höchst traurig ausgefallen, denn die Patagonier haben eine eben nicht verlockende Gewohnheit, den Leuten, die in ihre Hände fallen und die ihnen nicht behagen, einfach die Hälse abzuschneiden, und solche, die ihnen gefallen, als Gefangene bei sich zu behalten.

In dem letzten Jahrzehnt sind mehrere solche Fälle vorgekommen. So ging ein Major Philippi von der chilenischen Colonie aus in das Innere, um den Indianern einen Besuch abzustatten und ihr Leben und Treiben kennen zu lernen — aber er kehrte nie wieder. Nur dem Burschen, den er bei sich gehabt, war es gelungen, zu entkommen, und er brachte die Nachricht in die Colonie, daß die Indianer den Major erschlagen hätten. Freilich war er unvorsichtig genug ge-

*) Péchuenches ist der in Europa gewöhnliche Name für diese Stämme; ich selber aber habe sie, und zwar in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, nie anders als Penchuenches nennen hören.

wesen, seine Uniform zu tragen, von der er vielleicht geglaubt, daß sie den Indianern imponiren würde. Außerdem hatte er reich mit Silber verziertes Saum- und Sattelzeug und kostbare Waffen gehabt, und der Versuchung scheinen die Wilden nicht widerstanden zu haben.

Ein anderer Deutscher wurde zwar nicht von ihnen ermordet, aber zurückgehalten, und man hat nie wieder Genaueres über sein Schicksal erfahren können. Sein Name war Simon, wie es heißt ein Maler aus Stuttgart, den es trieb, das abenteuerliche Leben unter diesen Stämmen kennen zu lernen. Er nahm seine Guitarre mit, die er vortrefflich spielte, soll auch eine sehr hübsche Stimme gehabt haben, und mit seiner Mappe auf der Schulter zog er getrost in die Pampas hinein. — Auch er kehrte nie wieder, und lange Jahre verflossen, in denen er todt geglaubt wurde. Endlich verbreitete sich das Gerücht, daß ein Deutscher unter den Patagoniern lebe, der die Guitarre spiele und Bilder machen könne. Die Nachricht war bis zu den Penchuenchen im Norden gedrungen, und vor zwei Jahren, als ein junger deutscher Kaufmann von Valdivia aus über die Cordilleren ging, um mit den dort lebenden Indianern Handel zu treiben, erfuhr er von dem damaligen Oberkaziken Yankitruß, daß jener Deutsche kürzlich gestorben sei. Die Indianer hätten ihn aber sehr gut behandelt, und ihm sogar, was er zum Malen brauchte, sowie Saiten für seine Guitarre von dem Hunderte von Meilen entfernt liegenden Carmen geholt. Sieben Jahre hat er jedenfalls unter diesen Stämmen gelebt, und es ist möglich, daß er jetzt gestorben ist, aber noch lange nicht gewiß, denn die Indianer können auch recht gut, da die Nachfragen nach ihm lebhafter wurden, das Gerücht seines Todes nur deshalb verbreitet haben, um nicht weiter belästigt zu werden, und meiner Ansicht nach dürfte die Sache damit noch nicht abgethan sein, sondern verlangte im Gegentheil eine genauere Untersuchung — wenn der Vermißte auch nur ein Deutscher war.

Der einzige Reisende, der Patagonien im Norden durchzogen und darüber geschrieben hat — und das geschah in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — war ein englischer Jesuit, Faulkner oder Falkner mit Namen. Später

sind allerdings dann und wann schiffbrüchige Matrosen von den Patagoniern gefangen worden und Einzelne von ihnen wieder durch einen glücklichen Zufall entkommen. Von allen diesen haben wir aber nur sehr oberflächliche Berichte über das Land bekommen können, und noch immer ist es uns ein verschlossenes Buch.

Faulkner selber war aber, wie es scheint, gar nicht unter den eigentlichen Patagoniern, wenn auch südlich vom Rio Negro, sondern unter den Penchuenchen, die nördlich und südlich vom Rio Negro und an dessen Zuflüssen leben. Sein kleines Verzeichniß von patagonischen Wörtern wenigstens, das er dem Buch beigegeben hat, ist *nicht* die Sprache der Patagonier, sondern die der Penchuenchen, die auch auf der chilenischen Seite der Cordilleren von den dort lebenden Indianern gesprochen wird.

Patagonien wird *geographisch* allerdings erst im 39. Grad südl. Breite von dem Rio Negro im Norden begrenzt. Die eigentlichen Patagonier wohnen aber viel weiter südlich, durch weite Pampasstrecken von den Penchuenchen getrennt, welche letztere beide Ufer des Rio Negro inne haben, und in solchen Zeiten, in denen sie mit der argentinischen Regierung in Krieg leben, nach Norden hinauf bis zu der nach Mendoza führenden Hauptstraße ihre Streif- und Raubzüge ausdehnen.

Die Penchuenchen unterscheiden sich aber nicht allein in ihrer Sprache von den Patagoniern, sondern auch in ihrer Hautfarbe und Statur. Die Patagonier sind größer und dunkler — wenn auch keine Riesen, zu was man sie früher machen wollte, aber doch kräftige und besonders hoch aufgeschossene Gestalten, während die Penchuenchen mehr den gedrungenen, festen Körperbau der Indianer Nordamerikas haben. Sie sind ebenfalls auffallend licht von Farbe, und einzelne der Indianer, unter denen ich jene Zeit lebte, unterschieden sich wirklich kaum durch eine Schattirung von den zwischen ihnen hausenden Chilenen. Das lange, straffe, schwarze Haar haben sie freilich wie alle Indianer, und spielte es bei denen an der westlichen Seite, besonders bei jungen Leuten, oft in das Röthliche; auch fühlt es sich immer hart und rauh an,

sehr verschieden von den oft seidenweichen Locken der Südsee-Insulaner.

Die Sitten und Gewohnheiten beider Stämme sind freilich dieselben. Beide sind Nomaden und leben von ihren Heerden und dem Wilde, das sie mit gleichen Waffen, mit Lasso und Bolas, erlegen. Im Kriege führen aber auch beide die lange Lanze mit furchtbarer Sicherheit. Die Bolas, die sie werfen, sind verschiedener Art, und zwar mit drei und zwei Kugeln für die Jagd und mit einer Kugel als Waffe gegen den Feind. Diese Kugeln bestehen, wenn sie es bekommen können, aus rundgeschlagenen Stücken Blei in Leder eingenäht, wo sie es nicht haben können, aus eben so verwahrten Kieselsteinen, die an einem aus ungegerbter Haut geschnittenen Riemen hängen. Für die einzelne Kugel ist der Riemen kurz und selten über zwei Fuß lang, für die Doppel- oder dreifache Kugel drei und ein halb bis vier Fuß lang. Wenn sie die letzteren werfen, fassen sie eine Kugel, schwingen sie, wie bei dem Wurf des Lasso, um den Kopf und schleudern die anderen dann nach dem flüchtigen Wild, dem sie auf ihren Pferden folgen. Trifft nur der Riemen den Hals der Beute, so schlingen sich die Kugeln im Nu um das Opfer und werfen es zu Boden. Für Pferde und Guanacos nehmen sie, wie für Hirsche, die dreifachen Bolas, für den Strauß dagegen nur die mit der doppelten Kugel. Die Bolas tragen sie um den Leib wie einen Gürtel, der Lasso hängt stets hinten am Sattel und ist durch eine feste lederne Schleife mit Knopf an dem Sattelgurt, stets zum Gebrauch bereit, befestigt.

Die besten Lassos flechten sie aus ungegerbter Guanacohaut; überhaupt verstehen sie ausgezeichnet Leder zu flechten, und ihre Zäume und Halfter, wenn sie sich nur irgend Mühe damit geben, könnten in ihrer Arbeit nicht von dem besten europäischen Riemer übertroffen werden.

Die Frauen weben gute und feste Ponchos, Decken und Kleider, und ihre Lieblingsfarbe dafür ist dunkelblau. Indigo bildet deshalb einen der vorzüglichsten Handelsartikel mit allen diesen Stämmen.

Die Penchuenchen führen, wie gesagt, ausschließlich ein Nomadenleben, ihre Wohnungen aber dürfen in den offenen

Pampas nicht zu leicht sein, denn wenn ihnen der Winter auch nicht zu häufige Regen bringt, so herrschen doch außerordentlich heftige Winde (jene sogenannten Pamperos) vor, gegen die sich schützen müssen. Der beste Schutz gegen den Wind ist aber eine Thierhaut, und von den Häuten des Guanaco (das man recht gut das Kameel der Pampas nennen könnte, wenn es sich überhaupt zum Gepäcktragen bringen ließe) nähen sie sich vortreffliche dichte Zelte. Zu solchen Zelten brauchen sie nicht selten dreißig bis vierzig Felle, und verläßt der Stamm seinen alten Lagerplatz, so werden Stangen und Felle mit allem ihrem übrigen Geräthe auf Pferde gepackt, um einen neuen Jagdgrund und Weideplatz aufzusuchen.

Die Penchuenchenpferde, von denen viele nach Chile gebracht werden, sind grobknochige, starke, etwas ungeschickte Thiere, und werden, um Strapazen auszuhalten, nicht für so tüchtig geschätzt, wie die chilenische Race. Gleichwohl können sie rasch laufen, und das ist es besonders, was der Indianer braucht. Er hat Thiere genug, und ist eins von ihnen müde, so kann er leicht mit einem andern wechseln. Sie haben übrigens zwei Racen von Thieren — solche, die sie zum Reiten, und andere, die sie zum Gepäcktragen brauchen. Die letzteren sind viel kleiner, mit kurzen Beinen, aber außerordentlich kräftigem Körper, und sie halten dieselben höher im Werthe, als die ersteren.

In den letzten Jahren haben diese Penchuenchen, die früher den Argentinern viel zu schaffen machten, einen Friedensvertrag mit dem Präsidenten Urquizas abgeschlossen, und es wird ihnen noch bis auf den heutigen Tag von der argentinischen Regierung ein Tribut in Stuten ausbezahlt. Ueberhaupt besteht seit der Zeit ein lebhafter Verkehr zwischen diesen wilden Stämmen und den argentinischen Forts, und es ist gar nichts so Seltenes, daß sie Couriere von dort bekommen. Da aber nur wenige der Häuptlinge der spanischen Sprache mächtig sind, keiner von ihnen aber lesen und noch viel weniger schreiben kann, so hat sich das Bedürfniß bei ihnen herausgestellt, Leute um sich zu haben, die einen solchen Botschafter empfangen und abfertigen können. Seitdem halten

viele dieser Häuptlinge sogenannte escribanos oder Schreiber, die ihnen als Dolmetscher dienen, mit ihnen leben und ebenfalls in Pferden bezahlt werden.

Sonderbarer Weise haben sie aber dazu keine Argentiner genommen, denen sie vielleicht nicht genug trauen, mit ihren eigenen Landsleuten zu verkehren, denn alle die bis jetzt in den Pampas lebenden Escribanos sind junge Chilenen aus den Grenzansiedelungen, Männer, von Jugend auf an ein fast eben so wildes Leben gewöhnt wie die Indianer selber, aber doch mit nothdürftigen Kenntnissen ausgestattet, um einen Brief zu entziffern und eine Antwort darauf abzufassen. Selten genug überhaupt, daß sie nöthig haben, ihre Schreibekunst zu bewähren.

Jedenfalls sind sie dadurch schon von ihrer alten Politik abgegangen, keine Fremden unter sich zu dulden, die nicht ganz entschlossen oder gezwungen sind, ihr Leben bei ihnen zu beschließen. Es ist aber einmal Mode bei ihnen geworden, und damit der erste Griff geschehen, den die Civilisation in ein bis dahin von ihr unberührtes Leben gethan hat.

Fort Carmen ist der Platz, wo ihnen alljährlich ihre „Geschenke", wie man freundlicher Weise ihren Tribut nennt, ausbezahlt oder überliefert werden. Ein Bote von dort her meldet ihnen, wenn die Pferde bereit sind, abgeholt zu werden, und die Indianer schicken dann von jedem Stamm Abgesandte nach dem Fort, um ihr neues Eigenthum in Empfang zu nehmen.

Gerade damals war, wie ich von dem Escribano hörte, die Zeit und ein Theil der Indianer schon nach Fort Carmen aufgebrochen.

Bei solchen Touren übereilen sie sich aber nicht im Geringsten, und brauchen Monate dazu, um eine Strecke von wenigen Graden zurückzulegen. Sie wandern, ihren ganzen Hausstand natürlich mit sich führend, zwei oder drei, höchstens vier Tage, und schlagen ihr Lager dann wieder für eine oder zwei Wochen auf, um theils ihren Thieren die nöthige Ruhe zu gönnen, theils frische Lebensmittel für den Marsch anzuschaffen. So lange sie aber unterwegs sind, reiten sie auch, wie die Argentiner, in einem steten Galopp, und wech-

seln unterwegs ihre Pferde aus dem Trupp der mitgenommenen Aushülfsthiere.

Mit den Patagoniern scheinen diese Stämme in stetem Frieden gelebt zu haben, und wenn auch vielleicht dann und wann Streitigkeiten zwischen ihnen ausbrachen, wurden sie doch immer rasch beigelegt. Sie Alle hatten Jagd- und Weidegrund genug, und durch die weiten Pampas getrennt, bot sich auch nie ein genügender Grund zu Zwistigkeiten. Anders gestaltete sich das mit der Argentinischen Republik, die ihre Besitzungen weiter und weiter nach Süden ausdehnte, und mit ihren Heerden nicht selten in ein Terrain kam, das die Penchuenchen als das ihrige beanspruchten. Die verschiedenen Revolutionsparteien in der Argentinischen Republik waren ebenfalls nicht lässig, die Indianer des Südens gegen die gerade bestehende Regierung aufzuhetzen, indem sie ihnen, im Fall ihres Sieges, bedeutende Vortheile, oder Beute, oder sonst werthvolle Geschenke versprachen, so daß selbst Rosas nie im Stande war, seine unruhigen südlichen Nachbarn in ihren Grenzen zu halten. Er sah sich genöthigt, häufige Kriege gegen sie zu unternehmen, und hielt lange Jahre einen Stamm von ihnen dicht bei Buenos Ayres, und von dem Lager seiner eigenen Soldaten überwacht, gefangen.

Es blieb aber mit solchen Feinden ein undankbarer und endloser Krieg, denn wenn siegreich, schwärmten ihre wilden Horden bis weit in die Republik hinein, und mordeten und plünderten, was ihnen unter die Hände fiel, und besiegt, oder nur von einem zu mächtigen Feinde bedroht, flüchteten sie einfach in ihre weiten Pampas zurück, in die ihnen keine Armee folgen konnte. Auch mit dieser neuen Regierung begannen sie ihre Fehden, Urquizas aber, klug gemacht durch frühere Erfahrungen, versuchte nicht das höchst schwierige und fast unmögliche Experiment, diese wilden Stämme in der nämlichen Zeit zu demüthigen, wo er einen Theil seiner eigenen Landsleute gegen sich wußte und alle seine ihm zu Gebote stehenden Kräfte nothwendig brauchte, um sich selber nur an der Spitze der jungen Regierung zu halten. Er schlug deshalb den viel praktischeren Weg ein, sie zu Freunden zu machen. Die Pferde, die er ihnen jetzt giebt — und er zahlt ihnen

in lauter Stuten, die in der Argentinischen Republik doch nicht geritten werden — hätte ihn auch ein Krieg mit den Rothhäuten gekostet, die gar nicht gerechnet, welche die Wilden würden fortgetrieben und gestohlen haben, und seine Reiter kann er jetzt zu anderen Zwecken verwenden.

Daß diese Indianer aber nicht blos im offenen Felde zu fürchten sind, hatten sie vor einigen Jahren bewiesen, wo sie eins der mit Kanonen und Gewehren vertheidigten argentinischen Forts angriffen und nahmen und die Besatzung niedermetzelten. Yankitruß war damals der Oberhäuptling der Penchuenchen und führte jenen Kriegszug an. Wie er selber erzählte, so sprengten sie mit ihren Thieren gegen die Palissaden des Forts, um sich einen Eingang zu erzwingen, und wurden mehrmals zurückgeworfen. Da erhielt, bei einem neuen Angriff, sein eigenes Pferd eine Kugel und sprang im Todeskampfe gerade auf die Palissaden hinauf, von denen es eine zusammendrückte. Dadurch hatten die Indianer eine Bresche bekommen, und von ihren Pferden springend, stürmten sie jetzt mit Lanze und Messer das Fort.

Yankitruß fiel später durch die Hand eines Meuchelmörders. Ein Argentiner kam zu ihnen in's Lager, wenn ich nicht irre, um Pferde zurück zu fordern, die ihm abhanden gekommen waren, auch hatte er wohl schon früher Zwistigkeiten mit dem Häuptling gehabt. Gleichwohl blieb die Unterhandlung eine vollkommen freundliche, bis der Argentiner zur Abreise gerüstet war. Er hatte sein Pferd gesattelt und bestiegen, und ritt vor Yankitruß' Zelt, um von diesem Abschied zu nehmen. Der Häuptling stand vor dem Eingang und das Lager war in voller Ruhe; wie deshalb der Argentiner dicht neben dem Indianer hielt, zog er sein schon bereit gehaltenes Pistol, schoß ihn nieder und floh davon, so rasch ihn sein Pferd tragen konnte. Ehe die Penchuenchen nach ihren Pferden greifen und ihn verfolgen konnten, hatte er schon einen solchen Vorsprung, daß sie nicht im Stande waren, ihn einzuholen, und er entkam glücklich.

Die argentinischen Pferde scheinen überhaupt flüchtiger zu sein, als die der Penchuenchen, und Yankitruß erzählte eigens einen Fall, der ihm selbst in der Erinnerung peinlich zu sein

schien, denn er verlor damals an einem Tage sein Lieblingsweib und sein bestes Pferd.

Beide hatte er von einem Raubzuge aus der nördlichen Republik mit noch mehreren anderen Gefangenen heimgebracht, und das Pferd war ein Schimmel, so flüchtig, wie er noch je ein Thier unter sich gehabt. Eines Tages nun ließ er das junge Mädchen, das er geraubt und zu seiner Frau gemacht, diesen Schimmel reiten; die junge Argentinerin aber, ebenso im Sattel zu Haus wie der Beste der Indianer, schien sich vorher mit Einem ihrer gefangenen Landsleute über ihre Flucht verständigt zu haben. Der Argentiner wußte sich ebenfalls ein gutes Pferd zu verschaffen, und mitten aus dem Zuge heraus, die vollkommen berittenen und fertigen Indianer hinter sich, flohen die Beiden plötzlich Stepp ein. Yankitruß folgte ihnen mit seiner ganzen Horde, und den ganzen Tag dauerte die Jagd, ja am nächsten Morgen nahmen sie die Fährten wieder auf, aber umsonst. Er sah weder sein junges Weib, noch seinen Schimmel wieder.

Es lebt in Valdivia eine Familie, die ebenfalls durch die Araukaner eine Tochter verloren hat. Das junge Mädchen war, als sie geraubt wurde, sechzehn Jahre alt, und der Vater bot damals Alles auf, sein Kind wieder zu bekommen, aber umsonst. Das Gerücht sagt, daß sie noch jetzt unter den Penchuenchen lebe, die sie wahrscheinlich von den Araukanern eingetauscht; aber es ist nie möglich gewesen, ihre genaue Spur aufzufinden, und jetzt sind lange, lange Jahre darüber verflossen.

Nach Yankitruß' Tode wurde sein jüngerer Bruder Mankelav Oberkazike der Penchuenchen, und ist es bis zu diesem Augenblick. Die Häuptlings- oder Kazikenwürde scheint deshalb erblich bei ihnen zu sein. Unter dem Hauptkaziken leben aber noch eine Menge Unterkaziken, und ziemlich unabhängig von ihrem Oberhaupt in der weiten Pampa. Jedenfalls müssen sie eine bedeutende Stimme im Rathe haben, denn die Argentinische Republik zahlt ihre Geschenke nicht allein an Mankelav, sondern auch an viele der Unterkaziken, um sich deren guten Willen zu sichern. Die Namen derselben

sind Tureopan, Huentchapan, Yankin, Huitral-lan, Tchaiwek, Huincaval und Paillacan.

Den westlichsten District, in der Nähe der Cordilleren, hat Tureopan. Mankelav residirt gewöhnlich am Limai, an dem südlichen Haupttributar des Rio Negro, und die übrigen Häuptlinge sind in den anderen Districten vertheilt, ohne, wie gesagt, feste und bestimmte Wohnplätze zu haben. — Mankelav wird nur stets in Kenntniß gehalten, in welcher Gegend sie sich eben zeitweilig befinden, damit er im Fall der Noth rasch Boten an sie absenden kann. Was auch ihre Privatzwistigkeiten unter einander sein mögen, in einem Kriege nach außen haben sie (mehr als wir von unseren deutschen Iwianern sagen können) doch immer fest zusammengehalten, um der erste Häuptling hat dann die Führung ohne Widerspruch.

Das Einzige, was diese Stämme bis jetzt noch so frei und unabhängig gehalten hat, ist, daß sie selbst nicht den entferntesten Begriff von Diplomatie haben. Die nordamerikanischen Indianer waren große Redner, und gingen rettungslos zu Grunde, als sie ihre Gesandten nach Washington schickten, um dort mit den Bleichgesichtern Verträge abzuschließen. Sie nahmen dazu ihre klügsten Leute, die im praktischen Leben gewöhnlich die dümmsten sind, und mit Redensarten verwirrt gemacht und durch zweideutige Verträge betrogen, sahen sie sich von ihren Jagdgründen durch kleine Stücken Papier vertrieben und in den „weiten Westen" zurückgedrängt. Die Penchuenchen, Araukaner und Patagonier haben sich dagegen nie auf derartige Spitzfindigkeiten eingelassen. Ohne erst lange bei einem Nachbarstaat anzufragen, ob es es möglicher Weise übel deuten könne, wenn sie so frei wären, ihr gutes Recht zu wahren, sprangen sie in die Sättel und drohten und züchtigten den Feind so lange, bis er froh war, mit ihnen wieder Frieden zu schließen — denn er wußte recht gut, daß bei ihnen mit Redensarten und Adressen doch nichts auszurichten war.

Ueber ihre Religion konnte ich gar nichts erfahren, und sie scheinen auch in der That keine einzige Art von Cultus zu haben, eben so wenig wie sie „Zauberer oder Medicin-

männer", gleich ihren nördlichen Brüdern, unter sich halten. Sie glauben aber an ein böses Wesen, eine Art Feuergeist, den Pilian oder Teufel, der seinen Sitz in den Cordilleren, in dem Krater des Vulkans Villa Rica hat, ebenso wie die Sandwichs-Insulaner in früheren Zeiten (und heimlich selbst jetzt noch) ihre Feuergöttin Pelé in dem Kirauea von Hawaii verehrten.

Einen andern Glauben theilen sie mit den australischen Stämmen, daß sie nämlich Niemanden für natürlich gestorben halten, der nicht im Kriege von Feindes Hand, oder vor ihren Augen durch irgend eine tödtliche Waffe fiel. Alle anderen Krankheiten und Todesarten sind, ihrer Meinung nach, die Folgen irgend einer böswilligen Zauberei, und es geschieht gar nicht selten, daß sie sich irgend ein schuldig geglaubtes Opfer ausersehen, um an diesem den Tod des Gestorbenen zu rächen. So wurde erst im vorigen Jahre der Fährmann über die Huitchin-Lagune, dicht am Abhange der Cordilleren, von dem Stamme Tureopan's erschlagen, weil man ihn in Verdacht hatte, den Tod eines Indianers durch Zauberei herbeigeführt zu haben.

Möglich, daß sie einen großen Geist verehren, aber die viele wilden Stämme — ganz entgegengesetzt von unserer christlichen Religion, halten sie denselben für ein durchaus gutes Wesen, voll Liebe und Erbarmen, das nachsichtig mit ihren Schwächen und Sünden ist, und das sie also deshalb nicht zu fürchten haben. Mit dem bösen Geist ist es dagegen eine ganz andere Sache, der schadet ihnen und verdirbt sie, wenn sie ihn irgend erzürnen, und es ist deshalb weit besser, ihn zum Freunde zu haben. Die in der Nähe des Vulkans Villa Rica wohnenden Indianer gestatten deshalb auch keinem Fremden, eben so wenig wie Einen von ihrem Stamme, denen es übrigens gar nicht einfällt den Krater des Vulkans vor der Ernte zu besuchen, weil sie überzeugt sind, der Pilian würde das übel nehmen und ihre Ernte verderben. Nach der Ernte, oder wenn ihre Aepfel einmal reif sind, hat es schon nicht mehr so viel zu sagen, wenn er auch einmal ein wenig böse werden sollte. Er spuckt dann wohl Feuer aus, kann aber keinen weiteren Schaden mehr anrichten.

Unsere Religion behauptet, daß ihr Gott nicht der rechte und ihr Teufel nur ein blinder Aberglaube wäre. Ich glaube, jene Stämme haben genau die nämliche Meinung von uns. Darin neigen sie übrigens den Muhamedanern zu — wenn sie auch gerade in keinem heißen Klima leben — daß sie Denen, die reich genug dazu sind, verstatten, mehrere Frauen zu nehmen. Die Kaziken sind es sogar schon ihrer eigenen Würde schuldig, mehr als eine zu halten.

Ihre Zelte sind geheiligt, und kein Fremder darf sie ohne besondere Einladung betreten. Alle Leute, die übrigens mit diesen Indianern verkehrt haben, sagen aus, daß sie, im Ganzen genommen, ein gutmüthiges und ehrliches Volk sind. Diebstähle fallen allerdings auch bei ihnen vor, eben so gut wie in civilisirten Staaten, aber nie werden sie einen Freund bestehlen — mehr als wir von den civilisirten Staaten sagen können — und selbst die Händler, die ihre Waaren zu ihnen bringen, sind ihres Eigenthums vollkommen sicher. Mir wurden mehrere Beispiele erzählt, daß einem oder dem andern von diesen Thiere gestohlen waren; auf eine Klage bei dem Häuptling verschaffte er ihnen dieselben aber stets wieder, wenn es auch längere Zeit dauern sollte, ehe er ihrer habhaft werden konnte. Aehnliches läßt sich aber nicht von ihren Nachbarn, den Chilenen, behaupten, von denen manche in die Pampas hinübergehen, um so rasch als möglich einen Trupp Pferde zusammen zu bringen. Gnade Gott ihnen freilich, wenn man sie dabei erwischt, und sie dürfen es nachher nie wieder wagen, sich an der otra banda blicken zu lassen.

Während nun argentinischer Seits vom Fort Carmen ein lebhafter Handel mit jenen Penchuenchenstämmen eröffnet ist, und Messer, Sporen, Sättel, Gebisse und wollene Decken von dort hinübergeschafft werden, haben die chilenischen Händler ebenfalls Verbindungen mit ihnen angeknüpft und ziehen im Sommer, besonders im November, December und Januar, zu ihnen hinüber, um ihnen Indigo, Glasperlen, Messer, Kattune, Maultrommeln, Fingerhüte (welche die Frauen durchbohren und um den Hals hängen), Nadeln, Spiegel und ganz besonders Tabak und Branntwein zu bringen, denn leider ist

der Penchuenche ein eben so leidenschaftlicher und vernunftloser Trinker wie der nordamerikanische Indianer.

Kommt eine Ladung Branntwein in das Lager, so wird vorher der Handel mit dem Verkäufer abgeschlossen, der eine bestimmte Anzahl Pferde dafür bekommt; dann werden die Fässer angebohrt und nicht wieder verlassen, bis sie vollkommen und gründlich geleert sind. Sie haben die Sitte, wie die Europäer, einander zuzutrinken, und ein Horn geht fortwährend im Kreise der Lagernden herum und muß von Jedem, dem es gereicht wird, bis auf die Nagelprobe geleert werden. Allerdings vermischen die Händler den Branntwein schon vorher fast zur Hälfte mit Wasser — wie sie sagen nur deshalb, um den Indianern nicht zu schaden, die sich sonst ohne Zweifel an dem zu scharfen Branntwein todtsaufen würden. Die Wilden erhalten also von vornherein nur etwas starken Grog; die Quantität aber, die sie selbst von diesem zu sich nehmen, soll enorm sein, und sie trinken, bis sie an Ort und Stelle umfallen und ein- und ausschlafen, um dann augenblicklich von Neuem zu beginnen, bis das leere Faß den trockenen Boden zeigt.

Bei solchen Gelagen fallen dann freilich nicht selten blutige Scenen vor, denn der Penchuenche ist in seiner Leidenschaft so rasch mit dem Messer wie der Argentiner, aber sie haben den Streit doch nur stets unter sich, und der Weiße ist vollkommen sicher — besonders der Deutsche. — Wunderbarer Weise besteht nämlich bei den Penchuenchen eine Sage, daß sie ursprünglich von den Deutschen abstammen. Ihre Vorväter sollen, wie sie sagen, vor grauen Jahren von Osten zu ihnen herübergekommen sein, und zwar von Deutschland selber. Sie nennen deshalb auch die Deutschen parientes oder Verwandte, und haben sich bis jetzt noch immer freundlich gegen sie gezeigt.

Der Klang ihrer Sprache hat wirklich viele Aehnlichkeit mit manchen deutschen Wörtern, und die kleine Kazikentochter überraschte mich eines Abends nicht wenig, als ich der alten Dame und der ältesten Tochter Tabak zu einer Papiercigarre gegeben hatte, und sie jetzt frug, ob sie ebenfalls rauchen wolle. Sie sah mich erst einen Augenblick an, als ob sie sich die

Sache überlege, und sagte dann ganz entschieden und deutlich „Ja". Natürlich forschte ich dem Worte augenblicklich weiter nach und erfuhr dann, daß ja so viel bedeute, als in unseren Antworten „gut" oder „meinetwegen".

Uebrigens findet sonst unter den Penchuenchen- und deutschen Wörtern nicht die geringste Aehnlichkeit statt — wenn ich auch damit nicht gesagt haben will, daß nicht ein tiefer Forscher die eine Sprache von der andern mit der größten Bequemlichkeit ableiten könnte. So viel ist sicher, diese Sage deutscher Abstammung, die bei allen Penchuenchen-Horden besteht, kommt unter ihnen dem Deutschen besonders gut zu Statten, und ich bin fest überzeugt, ich würde in den Pampas, wenn ich sie nur hätte erreichen können, nicht im Geringsten nöthig gehabt haben, für mein Leben zu fürchten. Mehrere Deutsche sind auch in der That schon von Valdivia bei ihnen gewesen, ein junger Kaufmann Muhm sogar bis über den Limai, an dessen anderem Ufer der damalige Kazike Yankitruß sein Lager hatte, und Alle sind freundlich von den Penchuenchen aufgenommen und weder an ihrem Eigenthum geschädigt, noch länger zurückgehalten worden, als sie selber bleiben wollten.

Was nun die geographische Lage dieses Theils von Patagonien betrifft, so haben wir darüber die älteste genauere Nachricht in der Karte des Jesuiten Faulkner, die im Ganzen, so unvollkommen sie auch sein mag, doch ziemlich richtig zu sein scheint. Manches habe ich aber noch dazu erfahren, um sie zu vervollkommnen, bis es späteren Zeiten ermöglicht wird, eine genaue Karte dieses Theils unserer Erdkugel herzustellen.

Der Rio Negro wird aus zwei Hauptzuflüssen gebildet, die, nördlich und südlich nach den Cordilleren hinlaufend, etwa im 40.° südl. Breite zusammentreffen. Wie es scheint, nennen die Indianer den Rio Negro aber keineswegs von dort ab schon den „schwarzen Fluß" oder Curuleufu, sondern erst weiter unterhalb, und zwar unter jener Fuhrt, die nach ihren Salinen oder Salzplätzen hinaufführt. Bis dorthin wird er gewöhnlich noch der Limai genannt, wie sein südlicher, in einer Lagune entspringender Tributar heißt.

Diese Lagune, die auf Faulkner's Karte nur ungefähr und ohne Namen angedeutet ist, heißt Naguelhuapi, und liegt etwas über „eine Tagereise" von jener Stelle entfernt, wo der Limai in den eigentlichen Rio Negro mündet. Dieser Lauf des Limai erscheint dadurch sehr kurz; der Limai ist deshalb aber keineswegs ein kleiner oder unbedeutender Strom. Man muß nämlich bedenken, daß fast alle diese Bergströme ihren Ursprung in Lagunen oder Bergseen haben, in denen sich vorher all' das Wasser der außerordentlich zahlreichen und reißenden Bergbäche sammelt. Dadurch springen sie, wie die Minerva aus dem Haupt des Zeus, gleich völlig gerüstet und erwachsen in's Leben, und sind oft, von ihrem Ursprung an, ganz ansehnliche und tiefe, meist immer sehr reißende Ströme, wie wir sie an der Westseite der Cordilleren ebenfalls haben.

Der Rio Bueno und noch ein anderer Strom, dessen Namen ich vergessen habe, kommen in ähnlicher Art aus der Ranco-Lagune, und der erstere als ein breiter, tiefer Strom, der südlich von Valdivia in den Ocean mündet.

So auch kommt der Limai aus der Naguelhuapi-Lagune, und ist schon, ehe er den Rio Negro erreicht, ein Strom so breit wie die Elbe bei Dresden, wenn auch an einigen Stellen und in trockener Jahreszeit für ein Pferd passirbar. Sowie die Regen freilich einsetzen, steigt er rasch, und die Indianer können ihn dann nur noch schwimmend oder mit Flößen kreuzen.

Die Bestimmung der Entfernung nach „einer Tagereise" ist etwas precär; die Indianer gehen, wie schon erwähnt, stets in Galopp, und man kann für eine Tagereise Entfernung deshalb recht gut 20 bis 25 Leguas annehmen.

Der von Norden in den Rio Negro strömende Fluß heißt, nach Allem, was ich darüber erfahren konnte, der Kaleufu, und ist lange nicht so bedeutend wie der Limai.

Der Kaleufu entspringt in der Huetchun-Lagune, die aber ihrerseits nur die Schwester-Lagune einer weit größeren, westlich liegenden und mit ihr durch einen schmalen Arm verbunden ist. Die größere heißt die Nontue.

Ueber diesen schmalen Arm liegt der Weg, der durch den Ranco-Engpaß der Cordilleren in die Pampas führt, und

ein Indianer hält hier ein Canoe, um etwaige Wanderer überzusetzen.

Es war das der nämliche Fährmann, der vor einiger Zeit von den Penchuenchen erschlagen wurde, weil sie ihn in Verdacht hatten, einen Andern zu Tode gezaubert zu haben. Außerdem soll er übrigens ein arger Halunke und Pferdedieb gewesen sein, und es ist sehr leicht möglich, daß man schon lange eine Malice auf ihn hatte, und solche Gelegenheit benutzte, ihn ein für allemal los zu werden.

An dieser Lagune, und zwar an der östlichen Seite derselben, eine ziemliche Strecke in das Land hinein, wachsen eine Menge Apfelbäume, aus denen die Indianer eben so gut ihre Tschitscha pressen, wie ihre westlichen Nachbarn. In dieser Zeit nun, in den Herbstmonaten März und April bis tief in den Mai hinein, werden hier stete Gelage gehalten, denn die zunächst wohnenden Indianer kommen dort alle zusammen, um diese Gottesgabe gemeinschaftlich zu verzehren.

Es war das gerade die Zeit, in der ich den Uebergang versuchen wollte, und eigentlich ist es die gefährlichste, die man zu einem Marsch durch dieses Land wählen kann — wenn Einem eben die Wahl freigelassen ist. Dennoch habe ich die feste Ueberzeugung, daß ich nicht von den Indianern belästigt, oder gar angegriffen worden wäre.

Der sogenannte Ranco-Paß, das heißt der Uebergang über die Cordilleren, der zunächst der Ranco- und Mayhue-Lagune auf chilenischer Seite liegt, und im Osten zwischen der Nontue- und Huetchun-Lagune hindurch in die Pampas führt, ist sehr leicht zu passiren und nur etwa 4500 Fuß hoch. Der Weg zieht sich von chilenischer Seite allmälig empor, bis zu der scheidenden Gebirgsschneide, wo ein etwa zwei Stunden Wegs langer und ziemlich steiler Aufgang zu überwinden ist. An dem östlichen Hange zieht er sich dagegen vollkommen bequem in die Pampas hinab. Es ist jedenfalls ein ganz bequemer Maulthierpaß, der an ein paar schwierigen Stellen mit wenigen Kosten könnte verbessert werden, und nirgends solche gefährliche und abschüssige Plätze bietet, wie der Uebergang von Mendoza nach Valparaiso.

Weiter im Norden liegt aber ein noch viel bequemerer

Paß, von dem erzählt wird, daß ihn die alten Spanier mit Räderkarren passirt hätten. Allen Beschreibungen nach kann er nicht höher als 2000 Fuß über der Meeresfläche liegen, und würde jetzt noch mit Wagen zu passiren sein, wenn nicht im Laufe der Jahre mehrere Felsblöcke an einer ziemlich engen Stelle hineingestürzt wären, zwischen denen ein Reiter aber immer noch hindurch kann. Natürlich ließen sich diese mit größter Leichtigkeit durch Sprengen beseitigen.

Vor einiger Zeit suchte eine kleine Expedition diesen Weg zu erforschen; die Leute waren aber unvorsichtig genug gewesen, es laut werden zu lassen, daß es Regierungssache sei. Ein ihnen böswillig gesinnter chilenischer capitano de amigos hatte außerdem den Indianern gesagt, die Fremden kämen, um das Land zu vermessen und ihnen wegzunehmen, und noch vor dem Engpaß fanden sie einen Trupp von Eingeborenen, die ihnen den Durchmarsch verboten. Gewalt zu gebrauchen, dazu waren sie nicht zahlreich genug, mochten auch vielleicht die Indianer nicht unnöthiger Weise aufreizen, und verzichteten deshalb auf den Weitermarsch.

Südlich von Valdivia, in der Nähe von Osorno und bei der Naguelhuapi-Lagune, ist ein anderer, wie gesagt wird, vortrefflicher Paß über die Cordilleren, wohin die Regierung vor kurzer Zeit ebenfalls eine Expedition sandte, und zwar unter der Führung eines Engländers, Namens Cox. Die Leute scheinen eine Menge Vorbereitungen gemacht und viel Geld ausgegeben zu haben, und als das eben ausgegeben war, löste sich die Expedition einfach wieder auf, ohne daß sie selbst bis auf den Rücken der Cordilleren gekommen wäre — keinesfalls weiter.

So viel ist sicher, daß die Kette der Cordilleren hier außerordentlich abläuft und eine Menge von guten Uebergängen bietet, während neben denen von Osorno und Villa Rica noch ein paar hohe schneebedeckte Krater als treffliche Landmarken emporragen. Die Cordilleren selber können deshalb nie bei einem möglichen Verbindungsweg in dieser Breite zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean als Hinderniß betrachtet werden, und weit größere, aber ebenfalls zu besiegende Schwierigkeiten bieten nämlich die reißenden Bergströme, die man

jetzt, indem man ihnen auf- und abwärts folgt, unzählige Male kreuzen muß, und in der Regenzeit eben nicht kreuzen kann. Zur Zeit sind aber auch noch gar keine Wege gemacht, sondern die Thalhänge nur eben so benutzt, wie die Natur sie geboten, und an vielen Stellen ließe sich jedenfalls ein vollkommen trockener Weg an einem oder dem andern Ufer der Ströme hinführen, so daß man viele gar nicht zu passiren hätte.

Diese Cordilleren nun sind, ganz im Gegensatz zu den peruanischen (während sie ebenfalls nur einen Hauptgebirgsrücken haben), blos auf der Westseite wirklich bewaldet, oder vielmehr mit großen, stattlichen Bäumen bewachsen, die sich bis fast hinauf zu der niedrigen Wasserscheide ziehen.

Auf der östlichen Seite steht auch noch eine Strecke lang Gehölz die Hänge hinab, aber es wird schwächer und schwächer, je weiter es nach unten kommt, bis es zuletzt, in Büschen auslaufend, in den eigentlichen Pampas ganz verschwindet. Schon bei den östlichen Lagunen wächst wenig mehr als Apfelbäume. Der Limaistrom an der östlichen Seite wäre allerdings tief und breit genug, Holz auf ihm stromab in den Rio Negro zu flößen, aber er selber hat kein starkes Holz in der Nähe, und durch die Zweigflüsse der Lagune wird es schwer zu erlangen sein. Die Bergströme sind zu reißend und zu sehr mit Felsblöcken gefüllt, die zu flößenden Stämme zerschellen an diesen oder klemmen sich in den Biegungen fest. Nichtsdestoweniger muß es doch von irgend einer Seite zu erlangen sein, denn die Indianer halten gewöhnlich an der Fuhrt des Limai sogenannte Balsas oder Flöße, um bei hohem Wasserstande damit über den Strom zu setzen. Jedenfalls müßte der Limai mit seinen Tributarien einmal genau untersucht werden.

Der Rio Negro selber ist durch den englischen Capitain Fitzroy bis zu dort hinauf untersucht, wo Stromschnellen die weitere Schifffahrt unmöglich machen.

So viel ist sicher, daß der Rio Negro weiter keine bedeutenden Zuflüsse hat, wie eben jene beiden Ströme, den Limai und Kaleufu, der erstere von Süden, der andere von Norden. Weiter nach Norden hinauf sind die Cordilleren

aber weit spärlicher mit Bäumen besetzt, die schon selbst eine weite Strecke von Mendoza ganz aufhören. Der Grund wird dadurch auch nicht so wasserreich gehalten, und der Kaleufu soll nach allen Berichten weiter nichts als ein etwas wilder, aber unbedeutender Bergstrom sein, mit nicht der geringsten Möglichkeit, ihn zu beschiffen.

Damit werden jene Vermuthungen beseitigt, die einen Wasserweg nach dem Norden und Mendoza hin öffnen wollten. Von dort her kommt allerdings noch ein anderer Fluß, aber er ist klein und unbedeutend, und ergießt sich aus einer Kette von Sümpfen, die von dem Rio Negro aus bis weit über Mendoza (etwas östlich von dieser Stadt) hinausreichen. Faulkner giebt ihn auf seiner Karte als Sanquel an, der Binsenfluß. Es soll jedenfalls Ránkel heißen, denn in der Penchuenchen-Sprache heißt ránkel die Binse.

Unfern davon ist eine Fuhrt, und nördlich von dem Rio Negro scheinen dort, etwa zwischen dem 55. und 56.° westl. Länge von Greenwich, Salzgruben zu sein, aus denen nicht allein die Penchuenchen von beiden Ufern des Rio Negro ihr Salz holen, sondern auch davon an die nach Chile zurückkehrenden Händler verkaufen. Das dort gewonnene Product ist ein dunkles Steinsalz.

Von dieser Fuhrt ab scheinen die Indianer erst dem Rio Negro seinen wirklichen Namen Curuleufu, der schwarze Strom, zu geben, und er ist hier tief, breit und rasch strömend. Von Süden her mündet kein Strom weiter in ihn.

In diesen Pampas, schon vom Fuße der Cordilleren ab, wachsen aber keine Bäume mehr, nur hier und da niederes Gestrüpp und einzelne Apfelbäume. Es regnet dort ebenfalls sehr wenig, aber äußerst heftige Oststürme wehen, die zu Zeiten so stark sein sollen, daß sich die Reiter kaum auf den Pferden halten können. Hier haben die Penchuenchen ihre Haupt-Jagd- und Weidegründe, und zwar von den Cordilleren ab bis zum Atlantischen Ocean. Sie leben dabei von dem Wild, das sie erlegen, wie auch von ihren Heerden, zu denen Pferde ebenfalls gezählt werden, da sie eben so häufig ein Füllen oder eine junge fette Stute, wie ein Rind schlachten. Das Blut dieser Thiere gilt bei ihnen als Delicatesse

und wird auf eine sinnreich grausame Weise gewonnen. Sie binden dem Thiere, das sie schlachten wollen, sei das nun Pferd, Rind, Schaf oder mit dem Lasso gefangenes Wild, die Füße fest zusammen, lösen ihm dann ein breites Stück Haut um die Haupthalsader frei, öffnen diese, stopfen eine bereit gehaltene Mischung von gestoßenem rothen Pfeffer und Salz hinein, und halten die Ader dann wieder zu, um das Alles mit dem noch innerlich arbeitenden Blute durcheinander quellen zu lassen. Ist das hinreichend geschehen, so geben sie die Ader frei und fangen das herausschießende Blut in einer Calabasse oder irgend einem andern Gefäße auf, worin man es stehen läßt, bis es vollständig geronnen ist. In Stücken geschnitten, gilt es nachher für den größten Leckerbissen. Der Fremde ist aber keineswegs gezwungen, diese ekle Mahlzeit mit zu verzehren, wie hier und da behauptet wird. Man bietet es ihm natürlich an, weigert er sich aber, so mag er sonst verzehren, was er eben Lust hat.

Solcher Art sind die wilden Steppen dieses Landes für uns bis jetzt noch ein verschlossenes Buch, das aber trotzdem eine der besten und bequemsten Verbindungswege zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean bieten würde, wenn sich ein unternehmendes Volk desselben bemächtigte. Die Mündung des Rio Negro bietet an der Ostseite einen trefflichen Hafen, die Bai von Corral mit dem breiten, in sie mündenden Valdiviastrome zum Ausschiffungspunkt, und kein Landstrich der Welt würde sich trefflicher zu einer Eisenbahn eignen, als dieser; auch kann das Holz nicht so weit von dem Limai entfernt sein, daß man nicht Mittel und Wege finden sollte, um es auf seinen Fluthen stromab zu schaffen, während die Cordilleren überall einem solchen Unternehmen ihre Arme öffnen.

6.

Von Valparaiso nach Constitucion.

Mit meinem vollkommen vernichteten Plane, die Pampas von Patagonien zu erreichen, war ich nach Valparaiso zurückgekommen, und es blieb mir jetzt weiter nichts übrig, als ein Schiff zu suchen, das mich nach irgend einem Punkt der Küste an den Atlantischen Ocean zurückbringen konnte.

Allerdings wäre es möglich gewesen, meinen alten Wintermarsch über die Cordilleren zu erneuern, und ich hätte dabei gleich die eben zerstörte Stadt Mendoza besuchen können. Aber erstlich hatte es nicht das geringste Verlockende für mich, jenes furchtbare Elend dort drüben aus bloßer Neugierde anzusehen, und dann war ich es auch, aufrichtig gesagt, herzlich müde, in den Cordilleren herumzuklettern, und Kälte, Hunger und alle möglichen anderen Annehmlichkeiten meiner letzten Reisen noch einmal durchzumachen. Ich war in den letzten acht Monaten einmal in den Cordilleren von Ecuador, zweimal in denen von Peru, und jetzt wieder in denen von Chile gewesen, das hielt ich für genügend. Außerdem hatten neue Schneestürme für den Augenblick den Weg unpassirbar gemacht, ich würde doch genöthigt gewesen sein, eine Zeit lang, und wer weiß wie lange, zu warten, bis ich hinüber konnte, und wußte dann immer nicht, auf welche Weise die Verbindung auf der andern Seite durch das Unglück in Mendoza gestört sein konnte. Mich aber drängte es, sobald als möglich Buenos Ayres zu erreichen, und da gerade zufällig ein Schiff in Valparaiso ankerte, das direct dorthin oder wenigstens nach dem dicht dabei liegenden Montevideo bestimmt war, entschloß ich mich kurz, diese günstige Gelegenheit zu benutzen.

Ich sage „zufällig in Valparaiso lag", denn ich konnte es wirklich nur als einen glücklichen Zufall betrachten, da es seit achtzehn Monaten das erste Schiff wieder war, das von

hier aus dorthin abging. Die Verbindung mit Buenos Ayres selber, durch Schiffe von hier aus, ist nämlich sehr unbedeutend, denn Valparaiso hat eigentlich wenig, was dorthin auszuführen wäre und nicht selber von dort bezogen werden könnte. Nur von Buenos Ayres kommen dann und wann Schiffe hier an, die vielleicht getrocknetes Fleisch, sogenanntes charque und Talg bringen.

Die Amalia war ein dreimastiger Schooner von etwa 180 Tonnen und sollte ein guter Segler sein. Ueber die Passage wurde ich mit dem Capitain, einem Deutschen, um 80 Dollars einig, und das einzige Unangenehme bei der Sache schien, daß der Schooner erst nach einem südlich von Valparaiso gelegenen Hafen, Constitucion am Maulefluß, gehen mußte, um dort seine Ladung, Mehl, einzunehmen. Nach dort lagen übrigens mehrere kleine Schooner hier vor Anker, und da ich lieber so lange als möglich in Valparaiso bleiben wollte, ließ ich die Amalia ruhig vorausgehen und folgte einige Tage später mit dem Manuel Carvallo.

Constitucion selber kannte ich nur von der Seeseite, denn wir hatten dort zweimal mit dem Dampfer angehalten, um Passagiere auszusetzen, und vom Bord desselben zugesehen, welche Schwierigkeiten die Leute zu haben schienen, mit einem Walfischboote durch die schwere Brandung abzukommen. Ich hörte auch viel von der Barre des Maule reden, und daß die Fahrzeuge oft viele Schwierigkeiten hätten, darüber hinzukommen, machte mir aber deshalb keine Sorge weiter, denn Schwierigkeiten sind ja nur deshalb da, damit sie überwunden werden.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Mai ging ich, nach einem herzlichen Abschied von der Fehrmann'schen Familie, an Bord. Ich war von den guten Menschen aufgenommen und behandelt worden, als ob ich selber zu ihnen gehöre, und mir war das Herz recht schwer, als ich das gastliche Haus verließ. Abschied nehmen — Du lieber Gott, es ist ein schweres Wort, und eigentlich sollte ich schon daran gewöhnt sein, denn ich habe mein ganzes Leben lang verwünscht wenig Anderes gethan, als immer nur Abschied genommen. So war auch dieser 8. Mai wieder der Jahrestag, an dem ich die Mei-

nen daheim verlassen. — Doch fort! — Morgens um neun Uhr lichteten wir den Anker, um aus der Bai hinauszusegeln; der Wind war aber ungünstig, gerade von Norden, und wir mußten dagegen aufkreuzen.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß fast alle Häfen an der ganzen Westseite Südamerikas nicht nach Westen, sondern nach Norden zu offen und in dieser Breite den oft sehr heftigen Nordwinden preisgegeben sind. Ein richtiger Norder richtet denn auch manchmal in dem Hafen von Valparaiso großen Schaden an, und hat schon oft die größten Schiffe auf den Strand getrieben, daß sie mit ihrer ganzen Mannschaft verderben mußten.

Dieser Norder war freilich nur eine ganz leichte Brise, die kaum die Oberfläche der Bai kräuselte, und etwa um zwei Uhr Nachmittags kamen wir frei von der letzten auslaufenden Spitze und konnten jetzt mit einem ganz leichten günstigen Winde unsere Bahn nach Süden hinunter halten. Gegen Abend frischte derselbe aber, und etwa um neun Uhr liefen wir 9 und 10 Knoten die Stunde, vor einer prachtvollen Brise, die alle unsere Segel füllte, und die weißmähnigen Wellen toll und wild hinter uns dreinjagte. Ich ging erst spät zu Bett, und als ich am nächsten Morgen aufstand, liefen wir noch vor derselben Brise, aber ein häßlicher Regen peitschte an Deck nieder.

Wir konnten uns nicht weit vom Lande befinden, das mit Tagesanbruch vom Deck gesehen war; jetzt deckte es ein dichter Nebel. Da wir aber noch nicht gut in einer Höhe mit Maule sein konnten, frühstückten wir erst in aller Ruhe, und gingen dann wieder an Deck, um zu sehen, ob wir jetzt das Land wahrnehmen könnten, auf das wir indessen zugehalten.

Trotz der starken Brise hatte der Capitain noch alle Segel aufgehalten, sogar Leesegel bis zwei Uhr Morgens gehabt, wo uns der Wind die eine Leesegelspiere wegbrach. Das Land wurde jetzt sichtbar, aber, wie das immer bei Nebel der Fall ist, nur die allernächste Küste lag wie ein flacher dunkler Streifen vor uns, in dem sich gar keine bestimmten Umrisse erkennen ließen. Der Capitain meinte jetzt,

das müsse das Land dicht über Maule sein, der Steuermann aber wollte mit Sonnenaufgang weit mehr nördlich gelegene Kuppen gesehen haben.

Der Wind war indessen so heftig geworden, daß es nöthig wurde, an Reefen zu denken, und eben hatte der Capitain den Befehl dazu gegeben, als ein dunkler Felsklumpen dicht vor uns sichtbar wurde.

„Das ist Maule!" rief er fast erschreckt aus, „beim Himmel, wir sind dicht davor — da ist die Barre!"

Alle Wetter! er hatte Recht, dort drüben lag die Barre, so nahe, daß sich das Schäumen ihrer weißen, sich überstürzenden Wogen deutlich erkennen ließ.

„Und können wir hinüber?" frug der Steuermann.

„Wenn wir heute nicht hineinkommen, kommen wir gar nicht hinein!" rief der Capitain; „let her rip!"

Das Steuer flog herum, und mit allen Segeln gesetzt und einem jungen Sturm hinter uns, flogen wir im wahren Sinne des Wortes direct auf den hohen dunkeln Felsen zu, dessen scharfe Wände sich jetzt deutlich erkennen ließen. Zu sehen war dabei in der That kein einziger Punkt, dem das kleine Fahrzeug hätte ungestraft zufliegen können, denn vor uns und zur Rechten lagen nichts als hohe, schroffe Felsen, mit vor ihnen aufragend dunkeln, schaumbespritzen Klippen, und etwas zur Linken donnerte eine einzige Reihe dunkelgelber Brandungswellen, die den schlammigen Grund aufgewühlt hatten und an die Oberfläche schleuderten. Und gerad' auf den Felsen hielt das wackere kleine Fahrzeug zu, das über die brausende See zu tanzen schien.

Es war ein wundervoller Moment, gerade gefährlich genug, um interessant zu sein, denn daß der Capitain den Platz genau genug kannte, ließ sich denken, er hätte sich sonst nie bei solcher Brise hineingewagt. Der Capitain stand vorn am Bug — der Regen peitschte nieder, aber Keiner von uns fühlte es — und gab dem Mann am Steuer nur mit der Hand das Zeichen, wie er steuern solle. Der Bootsmann, als der Beste für das Steuerrad, hatte den Ehrenposten bekommen. Näher und näher schoß der Bug des Fahrzeuges dem Felsen zu; so nahe waren wir, daß ich mit meiner Büchse hätte irgend einen

der um ihn kreisenden Aasgeier schießen können. — Jetzt ein wenig zur Linken — das wackere Fahrzeug gehorchte augenblicklich dem Rad — noch ein wenig — steady! wir hielten, von dem Felsen ab, genau auf die schäumende Brandungswelle der Barre zu.

Das Ganze dauerte aber nicht die Hälfte der Zeit, die ich gebraucht habe, es zu beschreiben; wir waren *vor* den Brandungswellen und *darin* im Handumkehren, und jetzt schäumte die gelbe, kochende Fluth unter dem Bug — das kleine flinke Fahrzeug schien *darunter* hinzugleiten; jetzt schoß und bäumte sie hinter dem Stern und warf ihre Kuppe jählings drüber — über den Mann am Steuer, der für einen Moment darin verschwand, bis hin vor den Mast. Jack schaute sich aber nicht einmal nach ihr um: mit beiden Händen die Speichen fest gepackt stand er da, die Augen auf den Capitain gerichtet; denn noch war nicht alle Gefahr vorüber, da eine sandige Landzunge den Hafen in zwei Theile spaltet. Aber das glatte Wasser hatten wir erreicht, die Barre passirt, und nicht zwei Minuten später fielen und flatterten die Segel, rasselte der Anker in die Tiefe nieder, und der Manuel Carvallo lag sicher im Hafen, dessen andere Schiffe dicht an die Stadt und unter den hohen Felsen ihren Ankergrund gesucht. — In manchen Hafen schon bin ich eingelaufen, aber in keinem noch war der Uebergang von wilder, stürmischer See und brandenden Wellen zu vollkommen sicherer Ruhe so rasch gewesen, als hier. Es schien fast wie Zauberei, und als ich, kaum zehn Minuten später, das Land betrat, schwankte mir der feste Boden noch immer unter den Füßen.

Constitucion, wie der Platz genannt wird, ist ein kleines freundliches Städtchen von etwa 7- bis 8000 Einwohnern an der Mündung des Mauleflusses, der seine Wasser aus den Cordilleren niederführt, und sein Haupthandel besteht mit Valparaiso und den nördlicher gelegenen chilenischen Häfen, wohin die verschiedenen Fahrzeuge besonders die Producte einer gemäßigten Zone, ganz vorzüglich Mehl, bringen.

Gerade jetzt sah auch der kleine Platz, der romantisch genug zwischen pittoresken Hügeln liegt, besonders lebhaft aus; denn vierzehn Fahrzeuge ankerten in dem engen Hafen,

unter ihnen die Amalia, die aber erst seit zwei Tagen eingelaufen war. Die Schuld indeß, daß so viele Fahrzeuge hier versammelt waren, trug hauptsächlich die Barre, die in den letzten Tagen zu unruhig gewesen war, um einem der seefertigen Fahrzeuge den Ausgang zu verstatten, denn von den Hügeln eingeschlossen, haben sie hier sehr wenig Wind und müssen durch einen dort liegenden Dampfer hinausbugsirt werden.

Auf dem Flaggenhügel dicht dabei, demselben hohen Felsen, der uns die Einfahrt an diesem Morgen gezeigt, ist ein Flaggenstock, der den von außen kommenden Schiffen durch besondere Signale anzeigt, ob sie die Einfahrt wagen dürfen oder nicht. Wir hatten freilich heute Morgen nicht darauf warten können und gegen das bestimmte Signal die Bahn forcirt. Der Wärter oben behielt kaum Zeit, unser in Sicht Kommen zu telegraphiren, als wir auch schon sicher im Hafen vor Anker lagen.

Zwei Tage vor uns war ein anderer Schooner, nach Maule bestimmt, von Valparaiso abgegangen, aber noch nicht eingetroffen, auch noch nicht einmal in Sicht gekommen. Man vermuthete, daß er in dem trüben Wetter die Einfahrt verpaßt habe und nach Süden hinabgetrieben sei, von woher er jetzt wieder Tage gebrauchen konnte, um gegen den Norder aufzukreuzen.

Die Amalia hatte in dieser Zeit noch nicht einmal begonnen zu laden, und da ich die Leute an Bord nicht gern durch einen Passagier belästigen wollte, ging ich vor der Hand in ein Hotel, von denen Maule zwei aufzuweisen hat, ein französisches, wo ich einkehrte, und ein chilenisches. — Hotel! — Du lieber Gott, aber ich war auf meinen letzten Fahrten nicht sehr verwöhnt worden und hatte mich bald eingerichtet.

Und was läßt sich von Constitucion selber sagen? — Erstaunlich wenig, wenn man das kleine, unbedeutende, aber in breite regelmäßige Straßen ausgelegte Städtchen nur eben so von Weitem, und zwar von dem Flaggenhügel aus beschaut, wie ich es am nächsten Morgen that.

Die Stadt liegt am linken Ufer des Stromes und

schmiegt sich bis fast dicht an den Felsen an, der hier die Ecke des Landes bildet, und auf der einen Seite die Barre überhängt, so daß man von oben aus den da unten ankernden Schiffen, wie von ihrem eigenen Mast aus, auf das Verdeck sehen kann.

Diese etwa 300 Fuß hohe Kuppe war früher merkwürdiger Weise ein Begräbnißplatz. Noch jetzt stecken ein paar kleine verwitterte Kreuze auf dem engen Raume, und der Regen und Sturm hat auch einzelne Menschenknochen heraus aus ihrem letzten Bett gewaschen. Jetzt wird er nicht mehr benutzt, und nur im Sommer kommen die Badegäste von Talca, der Districtsstadt, herunter und klettern auf diesen Höhen herum, die reizende Aussicht zu genießen. Der Anblick ist in der That die geringe Mühe werth, diesen kleinen Hügel zu ersteigen, denn man hat von ihm aus fast ein vollständiges Panorama von Landschaft und See, wie man es sich nur wünschen kann.

Nach Süden hemmt ein etwas höherer Hügel, auf dem das eigentliche Flaggenhaus steht, den Blick; nach Westen aber und Norden hinauf liegt die weite See, während man in Norden noch die Brandung gegen die niederen Sandufer schlagen sieht, die auch in Südwesten, gerade zu Füßen, wider den steilen Felsen springt und bäumt. Nach Südosten zu jedoch schlängelt sich der zwischen bewaldeten Hügeln hinlaufende Maulefluß in das grüne Land hinein, und schaut man nach Nordost zu, gerade hinab, so wühlt da unten die Brandung über die Barre, während die Schiffe mit ihren kahlen Masten ruhig und dicht dahinter in dem glatten Wasser vor Anker liegen und von zwischen ihnen hinfahrenden Lichtern ihre Ladung nehmen. Dicht dahinter aber scheint die Sonne hell und freundlich auf die Ziegeldächer der Stadt, die aber fast wie ausgestorben scheint, denn selbst von dort aus, wo man alle Straßen übersehen kann, lassen sich in der ganzen Stadt nicht dreißig Menschen auf den Beinen erkennen. Die Stadt ist auch wirklich entsetzlich todt, und Abends acht Uhr sieht man keine Seele mehr auf dem Pflaster, während nur hier und da aus einzelnen Häusern der Klang einer Guitarre oder eines schlecht gespielten Piano heraustönt.

Die Hauptausfuhr des Maule ist Mehl, Weizen, Branntwein und vielleicht Wein und Trauben-Tschitscha, da das Wort Tschitscha fast auf jedes erdenkliche Gebräu angewandt wird. Die Ausfuhr an Mehl scheint aber in der That sehr bedeutend zu sein, denn vortreffliche Mühlen in der Nachbarschaft liefern ein ganz vorzügliches Product, das überall einen guten Markt findet. Die von Valparaiso kommenden Schiffe bringen dafür alle nur erdenklichen Waaren und Kaufmannsgüter, die theils für Constitucion selber, theils für Talca oder das innere Land bestimmt sind. Außer diesen Schiffen hat die Stadt nur den wenig bedeutenden Verkehr der Flußboote; Vergnügungen oder Zerstreuungen bietet sie aber gar keine, man müßte denn eine Partie Billard oder Kegel im Hotel dazu rechnen, und es läßt sich denken, was für eine trostlose Zeit ich da verlebte, als die Amalia, statt in drei oder vier Tagen segelfertig zu sein, theils durch die Ladung, theils später durch die Barre aufgehalten, bis zum 28. Mai in Maule liegen blieb. Am 15. Mai ging ich übrigens an Bord, denn der Aufenthalt an Land war wirklich zu schauerlich, und die Eigenthümer des Fahrzeugs, zwei Engländer, boten mir freundlich an, meine Koje gleich jetzt zu beziehen. Ladung nach Ladung kam ebenfalls an Bord, und die Aussicht war da, daß wir bald segelfertig sein könnten.

Indessen machte ich in der Stadt, wo ich mich wenigstens einen Theil des Tages oder Abends aufhielt, verschiedene Bekanntschaften, und fand bald, daß in dem kleinen Neste eine förmliche deutsche Colonie sich angesiedelt hatte — aber es war das eine ganz eigenthümliche Colonie, wie man sie auch nur in einem solchen aus dem Wege liegenden Hafenplatze finden kann.

Die Chilenen sind nämlich nur höchst mittelmäßige Seeleute, die vielleicht abgerechnet, die von Jugend an auf chilenischen Kriegsschiffen gefahren. Die chilenischen Schiffsrheder wenigstens nehmen fast zu allen ihren Fahrzeugen fremde, besonders gern deutsche Capitaine, und die kleine Mauleflotte, die im Hafen lag, lieferte dazu die beste Illustration. Auf ihr war ein chilenischer Capitain, und dieser nur dem Namen

nach, denn sein deutscher Steuermann führte das Schiff; ferner zwei französische Capitaine, ein englischer, ein Däne und die übrigen alle Deutsche.

Viele der früheren Capitaine aber, die für Maule gefahren, hatten sich hier verheirathet und zur Ruhe gesetzt, andere deutsche Seeleute, des unruhigen Lebens ebenfalls überdrüßig, folgten ihrem Beispiel, und es entstand dadurch eine kleine plattdeutsche Bevölkerung. Nur ein deutscher Bäcker und ein Schweizer Seifensieder schienen eine Ausnahme von der Regel zu machen; alles Andere gehörte der See, und so wenig mehr Deutschland an, als ob es jenen Theil der Welt nie gesehen hätte, viel weniger darin geboren wäre. Die Leute wußten nichts mehr von Deutschland oder wollten nichts mehr von Deutschland wissen, und wenn man sie frug, weshalb? so sagten sie: „Was sollen wir denn mit Eurem Vaterlande? Hat denn Deutschland eine Flagge, daß man hier etwas davon wüßte?" — und außerdem sprachen sie noch eine ganze Menge von Dingen, die wir gar nicht niederzuschreiben brauchen, denn der Setzer zu Hause würde sie doch nur mit Sternchen anführen.

Der alte Schweizer war ein ganz gemüthliches altes Haus. In seiner Jugend entflohen, um, wenn ich nicht irre, dem Militärdienst zu entgehen, hatte er sich hier in Chile niedergelassen und in Constitucion eine Seifensiederei angelegt. Es ging ihm aber gut, und nur höchst komisch war er, wenn er böse wurde, wo dann alle möglichen spanischen und französischen Flüche mit deutschen Kreuzdonnerwettern wild durcheinander polterten. Er hatte davon gehört, daß ich eine Zither habe, und bat mich, weil ich im Hotel nicht darauf spielen wollte, einmal Abends zu ihm zu kommen. Einige Tage vorher, ehe wir abfuhren, ging ich mit zwei bekannten Capitainen zu ihm und nahm mein Instrument mit. Der Mann war Seifensieder, nichts weniger als sentimental, und hatte seine eigene Heimath seit sechsundzwanzig Jahren nicht gesehen. Als er die Zither anfänglich hörte, lachte er und machte Witze in allen möglichen Sprachen, dann goß er ein Glas Tschitscha nach dem andern hinunter, nun saß er eine Weile ganz still, und auf einmal sprang er auf, lief hinaus und

kam mit seiner alten Schweizerbüchse zurück, die Gott weiß wie lange und vergessen in einer Ecke gelegen hatte. Er wollte etwas sagen, aber es ging nicht; er trug die Büchse wieder hinaus, und als er zurückkam, habe ich nie einen toller ausgelassenen Burschen als den alten Schweizer — nie ein ergreifenderes Zeichen von Heimweh gesehen, als dies.

Mit dem Manuel Carvallo waren auch noch ein paar Deckpassagiere, ebenfalls Deutsche, von Valparaiso gekommen, die, wie ich hier zu meinem Erstaunen hörte, in die Maule-Goldminen wollten, von denen mir bis jetzt kein Wort zu Ohren gekommen. Gold war aber in der That in den Bergen des Maule entdeckt worden (es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich in allen Bergen Chiles findet), und meine beiden Landsleute, die den californischen Goldbergen unzufrieden den Rücken gekehrt, wollten hier auf's Neue ihr Glück versuchen. Schon den dritten Tag, nachdem wir in Maule angekommen, brachen sie mit schönem Wetter auf, und einige Tage vorher, ehe ich die Stadt verließ, sah ich sie wieder. Sie hatten eben ihre Arbeiten begonnen und Gold gefunden, aber auch Schwierigkeiten mit dem Wasser, das in Chile allerdings sehr unregelmäßig fließt, und einmal zu wenig vorhanden ist, und dann wieder in bösartigen Strömen niederschießt. Sie schienen aber doch gute Hoffnung zu haben, und wollten ernstlich zu arbeiten anfangen, sobald sie sich die nöthigen Provisionen und Werkzeuge eingelegt. Wie ihr späterer Erfolg sein wird, weiß ich freilich nicht.

Fast alle die Deutschen in Constitucion, ja fast alle anderen Europäer haben chilenische Frauen genommen und sich in das neue Vaterland ziemlich spanisch eingebürgert. Sie scheinen sich auch vollkommen wohl darin zu fühlen, und wenige von ihnen verlangen wohl wieder nach Deutschland zurück. Aber es sind, wie gesagt, fast lauter Seeleute, die eigentlich nirgends in der Welt ein ordentliches und festes Vaterland haben: weil sie eben von früh auf lernen müssen, sich überall, selbst in dem engen Raum eines Schiffes, heimisch zu fühlen.

Maule sollte ich aber nicht ohne ein Abenteuer verlassen. Ich war eines Abends in dem französischen Hotel in der

Stadt gewesen, um eine Partie Billard zu spielen, und brach um acht Uhr Abends von dort wieder auf, um an Bord zurückzukehren. Nicht weit von dem Hotel hörte ich eine Guitarre, und eine weibliche Stimme sang ein Lied dazu. Nun hört man das genug und überall in den südamerikanischen Städten. Ich wollte vorübergehen, die Melodie des kleinen Liedes, die ich noch nie gehört, war aber wirklich reizend, und die Stimme der Sängerin ebenfalls außergewöhnlich rein und weich. Ich blieb einen Augenblick an der Thür stehen und sah im Innern, bei dem trüben Schein eines flackernden Talglichts, zwei Frauen, eine alte und eine etwas jüngere — die Sängerinnen. Die Letztere kauerte an dem in der Mitte der Wohnung stehenden Brazero oder Kohlenbecken, die Guitarre vor sich, und als sie ihren Vers beendet hatte und mich stehen sah, lud sie mich ein, hinein zu kommen und Platz zu nehmen.

Es ist das allgemeiner Brauch in derartigen Häusern, wo gewöhnlich Tschitscha verkauft wird. Man geht ungenirt hinein, läßt vielleicht eine Flasche Tschitscha bringen, um die Damen zu tractiren, denn gewöhnlich spielen junge Mädchen die Guitarre, und die jungen Leute treten dann mit einer der Damen zum Tanz an, um die Sambacueca auszuführen.

Hier sah es freilich nicht wie Tanz und Festlichkeit aus, und die Frau begann eben wieder, ohne mich weiter zu beachten, einen neuen Vers ihres Liedes, als auf der Straße Stimmen laut wurden, die jedenfalls ein paar Betrunkenen angehörten. Die Frau hörte mitten in ihrem Spielen auf und horchte, als die Alte ihr zurief, sie solle die Thür schließen. „Weshalb?“ lautete die Antwort, „sie gehen vorüber.“

„Nein, ich kenne ihn,“ rief die alte Dame, „das ist der Geronimo und wieder betrunken; der kommt jedenfalls herein.“

Ich sagte ihr, sie solle unbesorgt sein, sie stand aber auf und schloß die Thür auf höchst einfache Weise, indem sie einen dazu schon in der Ecke lehnenden Pfahl schräg dagegen schob. Es dauerte auch keine zwei Minuten, so hielten die beiden Nachtschwärmer — denn es war schon nach acht Uhr Abends

und für Constitucion eine sehr späte Stunde — vor der Thür und begehrten richtig Einlaß. Die Alte hatte indessen ohne Weiteres das Licht ausgelöscht, und ich befand mich selber jetzt — so rasch, daß ich eigentlich gar nicht wußte, wie ich dahin gekommen — in einer ganz eigenthümlichen Situation, deren Entwickelung ich aber mit aller Ruhe entgegensah. Die Sache machte mir eher Spaß.

Der Eine der Beiden draußen verlangte jetzt nochmals Einlaß, und schwor und fluchte, er hätte gesehen, daß Licht dagewesen wäre — was allerdings der Fall gewesen. Die Alte antwortete ihm endlich, frug ihn, was er wolle, und sagte ihm, sie seien schon zu Bett gegangen und ließen Niemanden mehr ein. Statt jeder Erwiderung legten sich die Beiden draußen mit aller Kraft gegen die Thür, und die nicht sehr starke Stange bog sich unter dem Gewicht. Ich war ruhig sitzen geblieben und hatte mir indessen am Brazero meine Cigarre angesteckt, und die Guitarrespielerin schien die Sache ebenfalls sehr kaltblütig zu nehmen, denn sie drehte sich eine Papiercigarre. Die Alte war aber desto besorgter: „Wenn sie hereinkommen, zerbrechen sie Alles, was ich im Hause habe," flüsterte sie, „halten Sie die Thür, Señor."

Ich lachte, denn die Sache kam mir ein wenig komisch vor, daß ich andere Leute aus einem Hause fern halten sollte, in dem ich selber nicht das geringste Anrecht hatte. Die beiden Burschen draußen waren aber, wie ich aus ihren Reden schon gehört, jedenfalls ein paar chilenische Matrosen und, wie es schien, gerade angetrunken genug, um Unheil anzustiften. Polizei war ebenfalls nicht zu hören, obgleich sonst fast an jeder Ecke ein paar sogenannte Serenos stehen. Ich stand also langsam auf, um ihren Wunsch zu erfüllen; ehe ich aber die Thür erreichen konnte, mußten die Beiden einen Anlauf zusammen gemacht haben, denn in diesem Augenblick prallten sie gegen die Thür, der Pfahl brach, und der Eine kam in demselben Moment hereingeschossen, als ich ihn am Kragen nahm und wieder hinauswarf.

Jedenfalls mußte ihn diese rasche Bedienung überrascht haben, und sein Kamerad prallte im ersten Augenblick ebenfalls zurück; die Thür war aber nicht mehr zu halten, und

ich trat deshalb in den Eingang und sagte den beiden Leuten ganz ruhig, sie sollten ihrer Wege gehen, oder ich würde sonst Polizei herbeirufen, um sie zurecht zu weisen. In Wirklichkeit fiel es mir übrigens gar nicht ein, die Polizei zu behelligen; ich glaubte aber, daß dies die beiden Burschen am schnellsten zur Vernunft bringen würde. Jedenfalls hätte die Drohung ihre Wirkung nicht verfehlt, wenn es Deutsche gewesen wären. Die beiden Tollköpfe wollten jedoch davon nichts hören, und erbittert vielleicht darüber, daß ich den Einen von ihnen so unsanft vor die Thür gesetzt, fielen sie plötzlich alle Beide auf einmal über mich her.

Nun bin ich allerdings nicht mehr recht ordentlich auf einen Faustkampf eingerichtet, denn die linke Hand kann ich, eines zerschossenen Fingers wegen, nicht ordentlich schließen, und mein früher einmal aus der Kugel gefallener rechter Arm macht mir auch noch manchmal zu schaffen. Ich wäre jedenfalls der Letzte, der etwas Derartiges gesucht hätte, meiner Haut mußte ich mich aber wehren, und ein paar glücklich geführte Stöße sandten den einen der Burschen rechts und den andern links in die Straße nieder. Der Eine fiel wie todt zurück und lag mit ausgestreckten Armen im Mondschein, und ich hätte jetzt ganz ruhig meiner Wege gehen können. Anstatt aber das zu thun, trat ich thörichter Weise wieder in die Thür der Wohnung, vielleicht in einem unbestimmten Gefühl, die Frauen zu beschützen.

Der stärkste der Matrosen, denn daß es ein solcher war, bewiesen die schauerlichen, halb englischen, halb spanischen Flüche, die er ausstieß, hatte sich jetzt wieder vollkommen aufgerafft, und forderte mich mit solchen nichtswürdigen Worten zu einem neuen Kampfe heraus, daß ich Vernunft und Alles bei Seite setzte und die Herausforderung annahm. Mein Blut war aber auch indessen warm geworden, und nach dem zweiten 'round lag er wieder auf der Erde.

Indessen hatten sich doch einige Menschen aus den umliegenden Häusern versammelt, außerdem stand der Vollmond hoch und tagesklar am Himmel, und ich drehte mich jetzt ab, um meiner Wege zu gehen. Die Umstehenden konnten das Haus genug beschützen; der Matrose war aber schon wieder

auf den Füßen und kam hinter mir drein, und um mich wirklich nur noch meiner Haut zu wehren, gab ich ihm einen Schlag, der ihn bewußtlos gegen die Mauer schleuderte. — Merkwürdiger Weise war indessen sein Kamerad, den ich noch vor wenigen Minuten auf der Erde gesehen hatte, spurlos verschwunden.

Mir selber hätte jetzt nicht das Geringste im Wege gestanden, ruhig nach dem Schiff hinunter zu gehen, und ich hielt mich auch nicht länger auf. Unglücklicher Weise war aber die Frau des einen Burschen, mit dem ich den letzten Strauß gehabt, dazu gekommen, lief hinter mir her und schrie und jammerte: ich habe ihren Mann todtgeschlagen. Sie schrie dazu nach den Serenos, und diese merkwürdigen Dienstboten der Gerechtigkeit, die den ganzen früheren Skandal mit der größten Gemüthsruhe an sich vorübergehen ließen, waren jetzt auf einmal wie aus dem Boden gewachsen neben mir. — Ich hätte jetzt noch freikommen können, denn ein paar kräftig geführte Schläge würden mich leicht von diesen Säbelträgern erlöst haben, und daß mich im Laufen Keiner einholte, wußte ich. Aber ich hatte ein vollkommen reines Gewissen und wollte mich nicht unnöthiger Weise, noch dazu bei dem tageshellen Mondenschein, in möglichst größere Unannehmlichkeiten verwickeln. Ein paar Capitaine meiner Bekanntschaft waren ebenfalls in der Nähe, um im schlimmsten Fall für mich Bürgschaft zu leisten, und ich blieb ruhig stehen, um den durch Pfeifen herbeigerufenen Officier der Wache zu erwarten Dieser kam endlich. Statt aber den ordentlichen Verlauf der Sache auch nur anzuhören, versicherte er einfach, er habe weiter gar nichts damit zu thun, als uns auf die Wache abzuliefern. Der Subdelegado würde dann morgen unsern Fall weiter untersuchen.

Die Capitaine wollten jetzt Bürgschaft leisten, daß ich mich morgen früh zur bestimmten Zeit stellen würde; aber, Gott bewahre, die Calebouse sollte uns Beide (denn mein Kampfgenosse war natürlich ebenfalls festgenommen) abkühlen, und dorthin wurden wir jetzt richtig abgeführt.

Für mich selber war die Sache unendlich komisch, und ich hielt sie für einen vortrefflichen Spaß, bis mir, in der Ca-

lebouse angekommen, ein dunkles, kaltes, schmutziges Loch angewiesen wurde, in dem ich die Nacht zubringen sollte. Das war kein Spaß, und ich protestirte dagegen, aber es half nichts — Geld hatte ich ebenfalls nicht bei mir, denn mit Geld läßt sich viel ausrichten, und ich versprach endlich der Schildwache auf morgen eine Belohnung, wenn sie mir nur wenigstens einen alten Poncho verschaffe, um mich darauf auszustrecken.

Das geschah; eine kurze Thonpfeife und Tabak mit Stahl und Schwamm führte ich glücklicher Weise bei mir, und während ich mir die Pfeife anzündete und mich auf dem Poncho ausstreckte, fiel die Thür hinter mir in's Schloß, und der vorgeschobene Riegel schnitt meine Verbindung mit der Welt und Freiheit — auf zwölf Stunden ab.

Ich müßte übrigens lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich nur irgend traurig gestimmt gewesen wäre. Die Sache selber hatte manche komische Seite, und da mich der nächste Morgen befreien mußte, war es eben weiter nichts, als „eine Nacht in der Calebouse". — Aber nichtswürdig kalt wurde es, und die Flöhe! Ich dampfte aus Leibeskräften meinen Tabak, konnte mich aber zuletzt nicht mehr erwärmen. Die Kälte schlug aus dem Backsteinboden herauf und von den feuchten Wänden nieder, und zog mit einem Strom wahrer Eisluft durch ein schmales Eisengitter in der Thür. Von elf bis zwei Uhr etwa schlief ich gut, meinen eigenen Arm zum Kopfkissen, dann aber weckte mich die Kälte; ich konnte nicht wieder einschlafen, und dankte Gott, als der Morgen endlich langsam, aber licht anbrach.

Unsere verschiedenen Ställe wurden jetzt geöffnet, damit wir in den Hof gehen konnten, um „frische Luft" zu schöpfen, während das Stubenmädchen (ein baumstarker Kerl mit einer sechs Fuß langen Kette am Beine) unsere Quartiere ausfegte. Wir Anderen — es waren noch fünf Chilenen da, die ebenfalls eine Prügelei gehabt hatten — mußten dann in eine Art von Corridor treten, wo unsere Namen aufgeschrieben wurden — und es versteht sich von selbst, daß ich mir ein alias fabricirte.

Als wir in den Hof zurückkamen, sah ich unser Stuben-

mädchen wacker an der Arbeit, in dem Kehrichthaufen herum zu trampeln und mit den Füßen zu scharren. Ich ging näher und fand ihn emsig beschäftigt, eine Unzahl Flöhe todt zu treten, die unbehülflich in dem Kehrichtstaube herumkrochen.

Meine Maule-Freunde waren indessen bei dem Subdelegaten gewesen, um mich sobald als möglich frei zu machen, aber der streng gerechte Richter behauptete, vollkommen in seinem Rechte, daß vor dem Gesetz Alle gleich seien, und ich mit den übrigen Gefangenen um zehn Uhr zu seinem Hause zu kommen hätte, um dort den Entscheid zu hören.

Bis zehn Uhr, es war noch eine lange Zeit und mein Tabak vollständig aufgeraucht — aber sie verging auch, und das Einzige wollte mir nicht behagen, mit einem Polizeidiener durch die Stadt zu marschiren. Das arrangirte sich jedoch noch Alles auf's Beste, denn die Polizei war darin wirklich human. Der Soldat, der uns zum Subdelegaten begleitete, ließ die Chilenen eine Strecke vor sich her gehen, und ich folgte ihm in etwa dreißig oder vierzig Schritt, als ob mich die ganze Sache weiter nicht das Geringste anginge.

So erreichten wir endlich das Haus des Subdelegaten, mußten dort noch etwa eine Viertelstunde antichambriren, bis der Herr fertig gefrühstückt hatte, und kamen dann Alle auf einmal vor.

Er saß in seinem Arbeitszimmer an einem Schreibtisch und hielt einen schmalen Zettel in der Hand, auf dem unsere Namen standen. Wir armen Sünder bildeten einen Halbkreis um ihn her. Er las jetzt die Namen, ohne uns auch nur anzusehen, nach der Reihe ab; der meinige stand obenan, ich hatte Garser angegeben. Als Jeder auf seinen Namen militärisch geantwortet, und er also wußte daß wir alle da seien, glaubte ich natürlich nicht anders, als daß jetzt das Verhör beginnen würde. Das hätte den Herrn aber jedenfalls zu lange von seinen übrigen Geschäften abgehalten, denn er bemerkte wenigstens ganz ruhig, indem er noch einmal hintereinander rasch die Namen ablas: „Haben vier Tage öffentliche Arbeit", und legte dann, als sei die Sache vollständig beseitigt, den Zettel neben sich auf den Tisch nieder.

Ich mußte wirklich an mich halten, daß ich nicht gerade herauslachte; die Situation war aber auch wirklich zu komisch, wenn ich mir dachte, daß ich vier Tage für das Wohl Chiles unter passender Aufsicht hätte an der Straße arbeiten sollen. — Es entstand jetzt eine kleine Pause; einer der anderen Chilenen aber, der wahrscheinlich schon öfter derlei Scenen durchgelebt, sagte endlich:

„Und wie viel kostet das?"

„Vier Tage ist auf den Mann ein Dollar," erwiderte der Richter, und auf den Dollar Abbuße reducirte sich also die ganze Strafe.

Glücklicher Weise hatten mir meine Freunde an dem Morgen schon Geld gebracht, weil sie recht gut wußten, wie solche Sachen enden. Ich zahlte also meinen Dollar, ebenso die übrigen Chilenen; nur Der, mit dem ich gestern Abend mein Rencontre gehabt (der arme Teufel sah blau und braun im Gesicht aus), hatte kein Geld und sollte jetzt wieder zurückgeführt werden, um seine vier Tage abzuarbeiten. Draußen vor der Thür stand seine Frau, eine kleine dicke Gestalt mit einem verschossenen Seidenkleid und einem grünseidenen Sonnenschirm, dieselbe, der ich die Verlegenheit dieser Nacht verdankte. Ihr hätte ich es eigentlich gegönnt, aber der arme Teufel von Matrose trug seine Strafe schon für wenigstens vierzehn Tage in der Physiognomie; ich zahlte deshalb den Dollar auch für ihn, und hatte gleich darauf das Vergnügen, ihn Arm in Arm mit seiner Gattin die Straße hinabsteigen zu sehen.

Constitucion ist kein London, und da so wenig Fremde in den Ort kommen, glaube ich fast, daß kein Kind in dem Platze war, das nicht an dem nämlichen Morgen wußte, ich hätte die Nacht in der Calebouse gesessen. Wie ein Lauffeuer war es durch die ganze Stadt gefahren, und wo ich hinkam, traf ich freundlich grinsende Gesichter, die mich frugen, wie ich die Nacht geschlafen hätte. Die Meisten setzten auch noch hinzu: „wenn sie es nur ein klein wenig früher erfahren, hätten sie mir ein Bett gebracht". Das gehörte aber mit zu den kleinen Leiden des menschlichen Lebens, und mußte eben ertragen werden.

Wir waren jetzt mit unserem Fahrzeug vollkommen segelfertig, und mit uns lagen noch zehn andere Fahrzeuge bereit, jede Stunde auszulaufen, nur daß die Barre uns noch nicht gestattete, in See zu gehen, denn ihre gelben Wogen verschlossen noch immer schäumend die Ausfahrt.

An der Mündung jedes Flusses fast sind solche Barren, den Mississippi und Amazonenstrom nicht ausgenommen, und sie werden stets durch die Menge Sand gebildet, die größere Ströme mit sich dem Meer entgegenführen. Dort aber, wo ihnen dies seine Fluth entgegenstemmt, lagern sie dann einen Theil des Sandes ab und bilden dadurch eine Bank, die besonders der Schifffahrt nachtheilig ist. Die Barre von Maule thut dem Handel dort vielen Schaden, denn namentlich zur Sommerszeit, wenn der Fluß niedrig ist und keine starke Strömung hat, wächst die Sandbank so an, daß sie kaum sechs bis sieben Fuß Wasser im Kanal hat, und geladene und seefertige Fahrzeuge schon zwei Monate aufgehalten wurden, ehe sie auslaufen konnten. Setzen dagegen im Winter jene heftigen Regen in den Cordilleren ein, dann wirft auch der Maule seine Strömung mit einer solchen Gewalt dem Meer entgegen, daß ihn dieses nicht mehr aufhalten kann, und reißt sich dann nicht selten einen Kanal von 25 bis 30 Fuß in die Barre.

Aber selbst wenn die Barre hinreichend Wasser hat und die See ihre Dünung von Westen oder Südwesten dagegenwirft, können die Schiffe nicht auslaufen, denn wo sich die beiden Wassermassen dann begegnen, bäumt sich eine solche Brandungswelle, daß die Fahrzeuge sie nur mit vollgeblähten Segeln und einer starken Brise überwinden können — etwas sehr Seltenes, da der Hafen, wie schon erwähnt, von den hohen Felsen begrenzt wird.

Nun liegt ein der Regierung gehörender Dampfer hier, der dazu bestimmt ist, seefertige Schiffe über die Barre zu bringen. Wie das aber bei allen diesen südamerikanischen Beamten geht, die nur eine Anstellung verlangen und sich damit jeder Mühe und Arbeit überhoben glauben, so war es auch hier. Weder der Hafencapitain, noch der angestellte Lootse (der letztere taumelte ohnedies stets betrunken in der Stadt

herum) kümmerten sich im Geringsten um die Barre, und versuchten nicht einmal, obgleich sie zwei Tage vollkommen glattes Wasser zeigte, das Loth zu werfen. Endlich machten die Capitaine der verschiedenen Schiffe Lärm, und als ein von draußen herankommendes Schiff durch die falschen Signale des trunkenen Lootsen bald verloren gewesen wäre und nur mit genauer Noth und Verlust seines falschen Kiels wieder in tiefes Wasser kommen konnte, traten sie zusammen und verlangten in einer Schrift Absetzung des Lootsen und Untersuchung der Barre.

In den nächsten Tagen (der Lootse wurde aber nicht abgesetzt) war das Wetter wieder ruhig, und der erste Officier des Dampfers fuhr hinaus auf die Barre, warf das Loth und kam mit dem Bericht zurück, daß die Barre bei Fluth nur sieben Fuß Wasser habe. Alle dort liegenden Fahrzeuge zogen aber mehr als acht, und einige, so auch wir, über elf Fuß; an ein Ausgehen wäre also unter solchen Umständen nicht zu denken gewesen. Damit begnügten sich aber die Capitaine diesmal *nicht*, denn nach den letzten Regen war es nicht möglich, daß die Barre so wenig Wasser haben *konnte*. Ein alter deutscher Capitain, Hanssen, fuhr deshalb am nächsten Morgen mit einem Walfischboot selber hinaus und fand bei *niedrigem* Wasser im Kanal an den seichtesten Stellen zehn und einen halben Fuß.

Jetzt *mußten* die Behörden wohl Anstalten machen, denn sie hatten sich zu sehr blamirt. Der Hafencapitain war am nächsten Morgen (in Shawls und Tücher eingehüllt, denn so früh war er wohl seit Jahren nicht aufgestanden) mit Tagesanbruch unten am Hafen. Der Dampfer selber fuhr hinaus, um den Wasserstand zu untersuchen, und zwei Stunden später bugsirte er mit steigender Fluth das erste Fahrzeug hinaus, die jetzt nach der Reihe folgten, wie sie eben disponirt waren. Wir kamen an diesem Tage leider nicht mehr an die Reihe; aber am nächsten Mittag sandte uns der Dampfer sein Schlepptau, die Anker wurden gehoben und unter einem dreifachen Hip-hip-hip Hurrah! der am Ufer stehenden Bekannten (denn es war etwas Seltenes, daß von Maule aus ein Fahrzeug um Cap Horn ging) schossen wir der Barre entgegen und

schaukelten gleich darauf in der uns wild umtobenden Fluth. Zweimal berührten wir den Grund — und es ist das ein höchst merkwürdiges Gefühl, wenn ein Schiff aufstößt, und geht ordentlich durch alle Nerven und Knochen. Die Berührung mit der ohnedies weichen Sandbank war aber zu leicht, um dem wackern kleinen Fahrzeuge zu schaden. Gleich darauf schwammen wir in tiefem Wasser, ein frischer Nordwind blähte unsere Segel, und während die anderen Schiffe, eine ordentliche kleine Flotte, nach Norden aufzukreuzen suchten, wurden die Kreuzraaen unseres Vormastes quer gebraßt, und lustig flogen wir dahin, dem kalten Süden zu.

Gleich nachdem wir ausfuhren, kam der Schooner Sarah ein, der zwei Tage vor dem Manuel Carvallo Valparaiso verlassen und die ganze Zeit draußen vor dem Hafen von Maule herumgekreuzt hatte, ohne die Barre passiren zu können.

7.

Um Cap Horn.

Der Mensch soll nur um Gottes willen nicht glauben, daß er je im Stande ist, selber etwas über sein eigenes Schicksal zu bestimmen. Hatte ich mir je im Leben vorgenommen, irgend eine Reise auf meinen Fahrten *nicht* zu machen, so war es die um Cap Horn gewesen, und *wo* fällt mir das wieder ein? Gerade etwa im 50.° südl. Breite im alten Atlantischen Ocean, in den ich vor ein paar Tagen, um eben jene verrufene Spitze herum, eingelaufen bin.

Ich hatte aber auch freilich die Landreisen in ewigen, unaufhörlichen Regengüssen oder Schneegestöbern satt, recht herzlich satt bekommen und sehnte mich danach, dem Körper wieder einmal auf kurze Zeit Ruhe zu gönnen. Cap Horn ist dazu

freilich auch nicht der geeignete Platz, und wer Neigung hat, seekrank zu werden, mag sich nur auf eine rauhe See gefaßt machen. Glücklicher Weise werde ich selber aber nie seekrank, und da ich außerdem auch noch viel zu schreiben hatte, war mir die kurze Reise auf einem Segelschiffe ganz erwünscht.

Das Fahrzeug selber, in dem ich mich von Constitucion aus einschiffte, war, wie vorher erwähnt, ein dreimastiger Schooner, die Amalia, der, mit Mehl geladen, nach Montevideo bestimmt war. Die Ladung selber war nun an und für sich vortrefflich, denn Mehl in Säcken ist eine ausgezeichnete Last für ein Schiff, mit der es leicht und bequem segeln kann, aber wir hatten zu viel, und vielleicht 600 Sack Mehl mehr, als es bequem tragen konnte. Dadurch ging es zu tief und schwerfällig, besonders für eine so stürmische Reise, im Wasser, und in Constitucion selber sprach ich verschiedene Leute — selbst Capitaine von anderen Schiffen — die mir versicherten, sie möchten nicht mit dem Fahrzeug, wie es geladen sei, um Cap Horn gehen.

Mir blieb nun freilich keine andere Wahl, ich mußte mit, aber ich wußte auch, daß es ein vortreffliches Schiff sei, das fest und stark für die Fahrten mit Kupfererz gebaut war. Außerdem hatte die Amalia einen tüchtigen Capitain — einen Deutschen, Namens Karl Blum — und daß sie ein gutes Seeboot sei, bestätigten Alle; das war ohnedies die Hauptsache, und am 28. Mai traten wir von Constitucion aus unsere Winterreise um Cap Horn an.

Schon am ersten Tage begünstigte uns die Brise; wir hatten einen noch ziemlich leichten Norder, der uns rasch, vor dem Wind, nach Süden hinuntersetzte, und es zeigte sich bald, daß die kleine Amalia ein ganz vortrefflicher Segler war, der trotz seiner nicht unbedeutenden Last recht hübschen Fortgang machte. Sie lag auch außerdem viel ruhiger, als ich erwartet hatte, und der Anfang versprach alles Gute. Es ist gewöhnlich so in der Welt, und Manches sieht von Weitem außerordentlich gefährlich aus, das, wenn man ihm ernstlich auf den Leib rückt, eine ganz andere und viel freundlichere Farbe annimmt. — Unsere Mannschaft war allerdings sehr klein und bestand aus dem Capitain, dem Steuermann, vier Ma-

trosen, einem Schiffsjungen und dem Koch. Der Kajütsjunge war uns an dem nämlichen Morgen unserer Abfahrt noch davongelaufen. Zwei von diesen Matrosen waren Engländer, einer ein Franzose, und der vierte, wie der Schiffsjunge, Chilenen, aber Alle gute, ruhige Leute.

In der Kajüte war ich mit dem Eigenthümer des Fahrzeugs, der ebenfalls nach Montevideo ging, der einzige Passagier, der Raum darin aber auch viel zu beengt, um noch mehr einzunehmen, da die vordere Abtheilung der Kajüte gleichfalls mit Mehl vollgestaut war und wir selbst in unserem kleinen Raum noch einige Säcke mit Weizen liegen hatten. So unbequem aber eine derartige Einrichtung auch im Anfang aussehen mochte, so glaubt man doch gar nicht, wie rasch sich Alles einrichtet und zusammenschüttelt, wenn man nur erst einmal in See ist. Die ersten ruhigen Tage kamen uns dabei ebenfalls sehr zu Statten, uns in das neue, etwas eingeengte Leben zu finden, und da der Capitain sowohl wie mein Mitpassagier ein paar ganz prächtige Leute waren, so ertrug sich das, was sonst vielleicht eine Unbequemlichkeit gewesen wäre, vortrefflich.

Constitucion liegt etwa 35 ° südl. Breite am Stillen Ocean, Montevideo ziemlich genau in der nämlichen Breite am Atlantischen Ocean, und das Cap Horn hat 55 Grad 58 Minuten, also etwa 56 ° südl. Breite, eigentlich schon eine etwas kalte Nachbarschaft, noch dazu im Winter. Gerade in dieser Jahreszeit herrschen aber auch auf der östlichen Seite Amerikas West- und Südwestwinde, auf der westlichen dagegen Nordwinde vor. In diesen Monaten werden deshalb auch von der West- nach der Ostküste Amerikas die schnellsten Reisen gemacht, und an einer schnellen Reise lag mir jetzt Alles. Sehr starke Winde bekamen wir aber nicht, und bis zum 7. Juni hatten wir abwechselnd schwache Nord- oder Südwinde und manchmal auch vollkommene Windstille, was uns nicht rasch vorwärts brachte. Am 7. änderte sich die Sache; wir hatten jetzt etwa den 48. ° südl. Breite erreicht und bekamen schon früh am Morgen einen heftigen Nordwind, der über Tag eher zu- als abnahm. Unsere kleine Amalia zeigte aber auch jetzt, was sie konnte, und lief vor dem Wind, daß es eine Lust war,

ihre 10 Knoten die Stunde. Gegen Abend wurde aber der Wind zum Sturm, der sich mit der Morgendämmerung wohl etwas legte, gegen Sonnenuntergang am 8. aber wieder von Neuem losbrach. Das Barometer, das sich bis dahin noch immer nahe den 30 und darin gehalten hatte, fiel bis auf 29—65/100, und es entstand eine höchst ungemüthliche See.

Die Hauptbefürchtung, die jene Leute in Constitucion gegen das Ueberladen des Fahrzeugs ausgesprochen, war die, daß es sich „fest segeln" würde, das heißt, daß es bei zu heftigem Winde im Rücken, vor dem es also lenssen mußte, um den nachstürzenden Wellen zu entgehen, sich mit dem Bug in die See einwühlen, und dann von der nachfolgenden See überschüttet und abgeschwemmt würde. An diesem Abend war es fast, als ob uns etwas Aehnliches geschehen sollte, denn wie die See höher und höher wuchs und wilder und stürmischer wurde, schlugen die furchtbaren Wellen ein paar Mal von beiden Seiten dermaßen über Bord, daß sie das ganze Verdeck bis an den Rand der Schanzkleidung füllten. Das so schon schwer geladene Fahrzeug bekam dadurch vielleicht an die 30 Tons Wasser mehr zu tragen und konnte sich mit diesem Gewicht nicht wieder aufrichten. Es war so tief unter Wasser gedrückt, daß die See mit der Schanzkleidung gleich lief, und ich kenne angenehmere Situationen, als die war, wo der wachthabende Matrose in das vorn und etwas höher liegende Vorcastle hinabschrie: „Alle an Deck! wir sinken!"

Eine mächtige Welle legte aber glücklicher Weise das sonst vollkommen dichte und gute Fahrzeug auf die Seite, eine andere hob es wieder herüber, und dadurch verloren wir fast das halbe Wasser. Die Leute konnten jetzt die Seitenluken in der Schanzkleidung öffnen, um dem übrigen Wasser Raum zu geben, abzuströmen, und der kleine wackere Schooner schüttelte sich die Fluth vom Nacken und stieg wieder keck empor, seine Bahn fortzusetzen, als ob gar nichts geschehen wäre. Ein anderer Schrei dieser Nacht ging mir durch Mark und Bein: „Mann über Bord!" — Wer ihn noch nie gehört hat, kann sich keinen Begriff von der Furchtbarkeit des

Eindrucks machen. Glücklicher Weise war es diesmal noch ein blinder Lärm gewesen; den chilenischen Schiffsjungen hatte die an Bord gekommene Fluth aufgehoben und über die Bulwark hinausgeworfen. Er klammerte sich aber noch an eine der Pardunen an, und die nächste Woge hob ihn wieder herein. Armer Bursche! Er erzählte an dem Abend seinen Wachtkameraden, daß sein Großvater und sein Vater auch ertrunken wären. Er sei der letzte Sohn und habe nur noch seine Mutter und drei Schwestern daheim.

Mit diesem Unwetter, das jedoch am nächsten Morgen wieder nachließ, waren wir aber ein tüchtiges Stück auf der Karte vorgerückt und ziemlich bis zum 55. ° gekommen. Es war indessen auch bedeutend kälter geworden, als wie es bisher gewesen, aber doch lange nicht so kalt, wie ich es mir bis dahin, nach allen Beschreibungen, die ich über Cap Horn im Winter gehört — gedacht hatte. Leider führten wir nicht ein einziges Thermometer an Bord, die Temperatur genau zu bestimmen, aber um das Cap herum erreichten wir nicht ein einziges Mal den Gefrierpunkt, und nur später an der östlichen Seite und schon wieder im 52. ° fiel gegen Morgen etwas Schnee, der ein paar Stunden auf dem Verdeck liegen blieb. Hier hielten uns freilich auch noch die Nordwinde warm, die von der heißen Zone herunterwehten, und weder Deck noch Taue waren je mit Eis bedeckt oder selbst hart gefroren. In unserem engen Kajütenraume blieb uns indessen gar kein Platz, einen Ofen zu stellen, und wir mußten uns deshalb, um es doch etwas behaglicher da unten zu machen, mit einem sogenannten chilenischen brazero oder Kohlenbecken begnügen.

Diese brazeros sind offene Pfannen von Eisen oder Blech, je nachdem sich der Luxus ihrer bemächtigt, die einfach mit Holzkohlen gefüllt und offen in die Stuben gestellt werden. Allerdings benutzt man die Kohlen nicht eher, bis sie nicht vollkommen durchgeglüht sind und ihre gefährlichen Gase abgedampft haben. In den chilenischen Häusern ist auch außerdem noch gewöhnlich Luftzug genug, um eine solche Ausdünstung weniger gefährlich zu machen. Anders aber gestaltet sich das, wenn nicht die größte Vorsicht gebraucht wird, an

Bord, wo Alles, schon des einschlagenden Seewassers wegen, so dicht als möglich gehalten werden muß. Dort kann man leicht alle die Folgen zu tragen haben, die jene giftigen Kohlendünste nach sich ziehen. So geschah es ein paar Mal, daß die Kohlen heruntergeschafft wurden, ohne richtig ausgebrannt zu sein, da man sie, der überschlagenden Wellen wegen, nicht an Deck stehen lassen konnte, und die bösartigsten Kopfschmerzen waren nachher die Folgen davon.

Vom 9. bis auf den 10. Juni hatten wir ziemlich leichte Winde, und es war, obgleich wir uns jetzt schon fast in einer Breite mit Cap Horn befanden, eher warm als kalt. Am 10. setzte wieder bis zum 11. eine frische Brise ein, die aber den 11. Nachmittags zu richtiger Windstille einschlief. Vom 11. bis 12. kreuzten wir langsam nach dem Cap Horn hinauf, das wir endlich klar und deutlich, mit all' seinen benachbarten Inseln und seinem Hintergrund von schneebedeckten Kuppen, vor uns hatten. Wie es mir aber immer mit fremden Ländern geht, daß ich sie in der Wirklichkeit stets anders finde, als ich sie mir gedacht habe, so auch hier, wo ich geglaubt hatte, ich würde, besonders im Winter, schneebedeckte riesige Kuppen finden, die bis zum Wasserrande hinab ihre weißen Hänge zeigten. Dem ist keineswegs so. Die weit zurückgelegenen und hohen Bergkuppen des Feuerlandes zeigten allerdings Schnee genug, alle die Inseln aber, die wir südlich davon passirten, Cap Horn mit einigen anderen Inselgruppen (denn das eigentliche Cap Horn ist auch nur eine Insel), und später, in ziemlich gleicher Breite, die große Staten-Insel, sie alle waren nicht allein nicht mit Schnee bedeckt, sondern zeigten sogar eine freundlich grüne Decke.

Capitain Robert Fitzroy, der diese Küsten besonders genau untersucht und trefflich darüber geschrieben hat, sagt von Staten-Island und Cap Horn:

„Neben dem stürmischen und feuchtesten Klima der Welt, das Barometer dabei sehr tief, aber ziemlich fest stehend, blüht hier eine so reiche wie üppige Vegetation. So rauh diese Inseln von Weitem aussehen, so grün und freundlich findet man sie, sobald man sie betritt. Ueberall keimen Pflanzen, die Hügel sind mit immergrünen Büschen und Ge-

wächsen bedeckt, und die Jahreszeiten machen darin fast gar keinen Unterschied. Sonderbarer Weise scheint es auch fast, als ob jene Gesetze der Temperatur-Verringerung in aufsteigenden Gegenden hier gar keine Anwendung fänden, denn weder hier (Staten-Inseln) noch am Cap Horn finden wir den geringsten Unterschied in der Vegetation zwischen dem flachen, tiefgelegenen Lande und den Kuppen der doch immer 1200 Fuß hohen Hügel. Nach verschiedenen vorgenommenen Messungen und dem Stand der Temperatur in dem niedern sandigen Lande müßte Schnee auf jenen Hügeln liegen, aber es ist nie der Fall, und selbst die Berge von Cap Horn berührt er nur in seltenen Fällen. Die Feuerländer gehen nackt, und Blumen halten sich an den Bäumen den ganzen langen und frostlosen Winter hindurch. Thiere giebt es natürlich nicht auf diesen Inseln, als nur Amphibien, Ottern, Seehunde und Wasservögel, und hier haben Albatroß und Captaube ihre Heimath."

Wo sich diese letzteren aber gerade jetzt aufhielten, weiß ich wahrlich nicht, denn Albatroß bekamen wir dann und wann nur ein einzelnes zu sehen, und Captauben weiter keine, als die wir selber mit aus dem Maulefluß oder wenigstens von der Küste dort gebracht. Dicht vor dem Hafen schloß sich uns ein kleiner Flug von acht oder zehn Stück an, und blieb die ganze lange Reise treu beim Schiff. Die kleinen Seeschwalben, mother Careys chiken, wie sie die Engländer nennen, sah ich nur ein- oder zweimal. Sie folgen nicht in diese kalten Breiten von Cap Horn.

Am 12. kreuzten wir mit richtigem Nordostwind — also gerade daher wehend, wohin wir wollten — ganz in der Nähe des Caps herum. Die Luft war warm und angenehm und die See vollkommen ruhig. Gegen Abend fing aber das Barometer an zu fallen, plötzlich drehte sich der Wind nach S. S. O. herum, und die ganze Nacht schäumten wir durch die wieder hohe und höher steigende See, daß es eine Lust war. Am nächsten Morgen sahen wir die hohen Hügelrücken von Staten-Land, hatten aber wahrlich keine Zeit, uns aufzuhalten, und gegen Abend begann ein neuer Sturm. Bis etwa um zehn oder elf Uhr war das Barometer, der nie-

drigste Stand, den wir noch gehabt, bis auf $28,^{89}/_{100}$ gefallen, und der Sturm hatte damit seine höchste Höhe erreicht. Fast vor dem Wind, 9 und 10 Knoten die Stunde, vor dichtgereftem Marssegel und Vorstengenstagsegel schäumte unser kleiner, tief geladener Schooner durch die fast milchweiße See.

Am 14. beruhigte sich der Sturm in etwas, aber nur auf wenige Stunden, ohne der See Zeit zu geben, ihre hohen, mächtigen Wellen einigermaßen zu legen. Wie kleine Berge kamen sie angerollt, und manchmal war es ordentlich, als ob sie das niedere Fahrzeug überstürzen müßten.

Den ganzen 15. Juni wehte es mit vollen Backen, eine wahre Verschwendung des herrlichsten Windes, denn wir durften fast gar keine Leinwand zeigen, und sahen die See dabei nur immer wie eine Sprühfluth vorüberrauschen. Ich hatte den Abend noch spät bis in die Nacht hinein geschrieben, so daß es fast ein Uhr Morgens war, als ich mich niederlegte. Dafür konnte ich am nächsten Morgen so viel länger schlafen, denn die Sonne ging in dieser Breite erst nach acht Uhr auf. Ich sollte heute aber auf traurige Art geweckt werden. Mit einem jähen Schreck fuhr ich empor, als ich wildes, ängstliches Geschrei an Deck hörte, und in zwei Minuten in den Kleidern, tönte schon der Angstruf zu mir nieder: „Mann über Bord!" Du großer Gott, diesmal war es nur zu wahr. Der arme Schiffsjunge, der in dem vorigen Sturm schon fast über Bord geschwemmt wäre, war in die Vormarsraae hinaufgeschickt worden, um dort irgend etwas Nothwendiges auszubessern, und durch ein Ueberholen des Fahrzeugs aus dem Gleichgewicht gekommen und abgefallen. Der Mann am Steuer hatte ihn stürzen sehen und augenblicklich den Alarm gegeben, und ein Tau ward zu ihm hinausgeworfen, als er vorbeitrieb, aber nicht lang genug gewesen, und alle Segel flappten jetzt im Winde, das Schiff drehte bei und die Leute sprangen nach dem Boot, um, wenn irgend möglich, den Kameraden zu retten.

Der Wind hatte allerdings gegen Morgen bedeutend nachgelassen, die See ging aber noch immer mächtig hoch, und für das kleine Boot, welches wir anhängen hatten, war es

ein Wageſtück. Wer denkt aber in ſolchen Augenblicken an die eigene Gefahr?

Durch das Beidrehen des Fahrzeugs und die hochgehende See hatten die Leute an Deck den Verunglückten aus dem Geſichte verloren. Ein paar ſprangen in die Wanten hinauf, um ihn mit den Augen zu ſuchen, und „Dort iſt er — er ſchwimmt noch!“ tönte der Jubelſchrei, und da drüben, gar nicht weit von dem Schiff entfernt, kreiſten unſere Captauben dicht über dem Kopfe des Armen, der mit ſeinen ſchweren wollenen und vollgeſogenen Kleidern wacker gegen die bäumende Fluth ankämpfte. Dem Schiff ſtrebte er entgegen, ruhig und feſt, ohne einen Schrei auszuſtoßen. Das Boot ſtieß ab und hielt auf ihn zu — noch war der Kopf über Waſſer, noch lebte er — die Woge hob ihn und bäumte vor ihm auf — als ſie in ſich zuſammenſchmolz, war der Platz leer, und die Captauben ſtrichen wieder ab und zum Schooner zurück. Das Boot gab ihn noch nicht auf — die Männer legten ſich aus allen Kräften in die Ruder — umſonſt — ſein Schickſal hatte ſich erfüllt, und daſſelbe naſſe Grab, das ſeinen Großvater und Vater umſchloß, hatte nun auch ihn aufgenommen.

Wäre eine Rettungsboje an Bord geweſen, um ſie dem Schwimmer zuzuwerfen, wie ſie eigentlich auf keinem Schiffe fehlen dürfte, ſo hätten wir den Mann jedenfalls gerettet, denn nur das Gewicht ſeiner ſchweren Kleider zog ihn ſo raſch in die Tiefe. Wer aber kümmert ſich auf ſüdamerikaniſchen Schiffen um etwas Derartiges, und die Regierung hat mehr zu thun, als auf das Leben ihrer Unterthanen zu achten.

„Jetzt hat die See, was ſie will,“ ſagte der Steuermann, als eine halbe Stunde ſpäter die Sonne hell und warm heraustrat, eine leichte ſtete Briſe uns vorwärts trieb und die See ſich raſch legte, und merkwürdig war es in der That, wie mit dem einen Schlage die ganze Natur ſich zu verändern ſchien. Wer kann es dem Seemann verdenken, wenn ihm in einem von ſolchen Scenen erfüllten Leben manchmal der Gedanke aufſteigt — den der civiliſirte Landmenſch vielleicht

Aberglauben nennen würde —, daß die wilde, wogende See nicht blos ein todtes, mit Salzwasser gefülltes Gefäß ist, sondern Leben und Bewußtsein hat, und „ihre kärgliche Nahrung an Menschenleben" gewissermaßen als eine Art Tribut für freie Schifffahrt verlangt.

Armer Bursch! Seine Mutter und Schwestern standen am Ufer, als unser Fahrzeug den Maulefluß verließ — ihre Gedanken folgen dem Kind und Bruder, den sie jetzt bald in dem fernen Lande glauben, und indessen — wohl ihnen, daß sie den Augenblick nicht mit erleben durften, als die Möven über dem sinkenden Körper kreisten und den leeren Platz dann gleichgültig verließen.

Den ganzen Tag hatten wir eine leichte günstige Brise, und auch der nächste Tag, der 17., setzte ebenso ein, wenn es auch die Nacht und früh am Morgen ein paar Mal etwas Schnee und Hagel herunterwarf. Wir waren jetzt auch wieder aus den 50er Breitengraden heraus und, nachdem wir die Falklandsinseln umschifft, frei von jedem Land, mit dem Cours offen vor uns.

Vergessen hab' ich aber zu erwähnen, daß wir, noch im Stillen Ocean, und zwar 45 Grad 17 Minuten südl. Breite und 78 Grad 30 Minuten westl. Länge, einen nicht unbedeutenden Kometen entdeckten.

Am 4. Juni, zwanzig Minuten nach sechs Uhr Abends (fünfzehn Minuten nach elf Uhr Greenwich-Zeit), sahen wir ihn in S.-W. bei S. (nach magnetischem Nord) etwa 12 Grad über dem Horizont, mit einem Schweif von circa 12 Grad Länge, schräg auch nach Süden zeigend. Der Kern des Kometen glich einem Stern zweiter Größe und war hell leuchtend, der Schweif sah aus wie ein langer, dünner und leuchtender Nebelstreifen.

Der Komet ging sieben Uhr siebenundzwanzig Minuten in Südwesten unter, und ich war nicht wenig erstaunt, ihn am nächsten Morgen um vier Uhr schon wieder, ebenfalls etwa 12 bis 14 Grad hoch am Himmel zu sehen. Richtung liegt halb Süd. An dem Morgen erschien er mir bedeutend größer, als an dem vorigen Abend.

Am 7. Juni nahmen wir Abends sechs Uhr zwanzig Minuten unter 49 Grad 32 Minuten südl. Breite und 76 Grad westl. Länge, also im Stillen Ocean, nahe der chilenischen Küste, die genaue Distance S.-W. vom Jupiter. Die Angular-Distance betrug 92 Grad 6 Minuten. Der Kern des Kometen selber stand 10 Grad 46 Minuten über dem Horizont.

Von da ab bekamen wir sehr rauhes und schweres Wetter; der Himmel war fast immer bewölkt, und gab es einmal einen klaren Morgen, so zog die Luft so kalt über See, daß ich, an ein warmes Klima wieder gewöhnt, mich wohl hütete, so früh an Deck zu kommen. Nachdem wir Cap Horn doublirt, hatten wir fast keine Nacht klaren Himmel mehr, und erst am 12. Juni etwa bekamen wir klare Abende, aber kein Komet war zu sehen, und die Morgen blieben trübe.

Am 26. Morgens sagte mir der eine Matrose, daß er den Kometen wieder vor Tag gesehen habe, und er sei jetzt viel größer als früher. Am 27. ließ ich mich wecken. Leider war der Himmel nicht ganz rein, aber der Komet ließ sich deutlich, etwa fünf Uhr Morgens, acht Grad über dem Horizont erkennen — er hatte sich total verändert.

Nach dem, was wir daran sehen konnten, hatte der Kern etwa den Durchmesser des halben Mondes, und war nicht mehr leuchtend, sondern nebelhaft; der Schweif stand fast gerade in die Höhe, etwas nur nach Norden geneigt, und war riesenhaft breit und lang, und dabei so hell, daß die darin strahlenden Sterne fast verschwanden. Er stieg auf, aber Wolken verdunkelten ihn, und später erhellte sich der Morgenhimmel.

Unsere Fahrt ging indessen sehr monoton, aber glücklich von statten. Nachdem wir den armen Schiffsjungen über Bord verloren, wurde das Wetter gut und der Wind legte sich, ja oft so, daß wir Tage lang Windstille und klares Wetter wie ruhige See hatten. Damit machten wir freilich auch nur geringen Fortgang. Glücklich aber erst einmal um das Cap, rückten wir doch wenigstens jeden Tag *etwas* vor,

bis wir endlich am 25. Juni eine prachtvolle Brise bekamen, die uns rasch vorwärts brachte.

Am 20. hatten wir noch ein Gewitter mit Donner und Blitz durchzumachen gehabt; von da an war die See glatt und mit wenig Dünung, der Wind frisch, und wir schäumten fröhlich durch die Fluth.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.